H. lit. P. 263

(6.7.)

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Dritten Bandes Erſtes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1764.

Inhalt.

Bücheranzeigen.

I. Guldbergs Breve.

II. Gunnerus Reden.

III. Briefe eines Predigers.

IV. Grev Moltkes Breve.

V. Wiedewelts Tanker om Smagen.

VI. *Helſingoers* Beſkrivelſe.

VII. P. B. Anker, ob die Luſt oder der Abſcheu am ſtärkſten wirke.

VIII. A. A. Fugl Oratio de reformatione Lutheri.

IX. Holmii Prodromus Floræ Danicæ.

X. Du Hamel vom Tranſport der Bäume.

XI. Index plantarum in Linnæi ſyſtemate naturæ recenſitarum.

Nachrichten.

I. Die Anzeige vom Prof. Oeder über die Flora Danica.

II. Akademiſche Nachrichten.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I.

Ove Guldbergs Breve over vigtige Sandheder. D. i. Briefe über wichtige Wahrheiten. Kopenhagen. 1761. bei Nicolaus Möller. 456. Seiten außer der Zuſchrift und einer doppelten Vorrede.

Unſer gelehrter Profeßor H. D. Roſenſtand Goißke hat dieſe Briefe mit einer Vorrede begleitet, in welcher er bei Gelegenheit der von dem Hrn. Verfaßer erwählten Art des Vortrags, nemlich der Briefe, uns ein Verzeichniß von den verſchiedenen Lehrarten gieber, nach welchen die Wahrheiten der chriſtlichen Religion vorgetragen werden. Er teilet dieſelben in vier Hauptclaſſen ein, nemlich in die geiſtliche Lehrart, welche in Predigten und andern dergleichen erbaulichen Schriften gefunden wird; in die gelehrte, die von dem Verfaßer viele und von dem Leſer einige Beleſenheit und Kentniß in den gelehrten Sprachen, in der Geſchichte, in den Altertümern, und in den Wiſſenſchaften erfodert; in die ſtrenge, welche die Wahrhei-

ten der chriſtlichen Religion in ihrem Zuſammenhange mit gründlichen Beweiſen und genau abgepaßten Worten darſtellet; und in die angenehme, welche wiederum verſchiedene Arten unter ſich begreift, indem die chriſtlichen Wahrheiten in gebundener Rede, oder auch in ungebundener (welche bequemer iſt); in der Form eines Geſpräches, oder einer Geſchichte, die einem wahrſcheinlichen Romane gleichet, oder eines Romans, der ſich einer geiſtlichen Mythologie nähert, und aus Tugenden und Laſtern Perſonen macht, oder eines Proceßes, oder eines Schauſpieles, (von welchen drei lezten Lehrarten der H. D. mit Recht ſaget, daß ſie ſich nicht allzuwohl zu wichtigen, ernſthaften und ehrwürdigen Wahrheiten ſchicken) oder eines Briefes vorgetragen werden können. Der H. Doctor gibt den Briefen den Vorzug vor den andern angenehmen Lehrarten, (1) weil in denſelben nicht ſo viel Erdichtung als in den andern iſt. (2) Weil in ſolchen nicht viele Zuſäzze nöhtig ſind. Und (3) weil die Gründlichkeit der ſtrengen Lehrart mit dem Reitz der angenehmen in denſelben am beſten und leichteſten vereiniget werden kan. Zum Schluße rühmt der H. D. dieſe Biefe, ſo wohl wegen ihrer Gründlichkeit, mit welcher ſie die gute Sache der Religion verteidigen, als auch wegen der angenehmen Schreibart, und der Hr. Verfaßer, welcher jezt Profeßor bey der Königlichen Ritterakademie in Soroe iſt, verdienet auch in der That allen Ruhm, um ſo viel

mehr,

mehr, je kleiner die Anzahl derer iſt, die wichtige Wahrheiten in einer reinen Sprache, gründlich und zugleich angenehm vortragen. Der Briefe ſind ſechszehn, welche ſowohl ihres wichtigen Inhalts als auch ihrer Gründlichkeit wegen eine umſtändliche Anzeige verdienen.

Der erſte Brief unterſucht die Frage, ob man die heilige Schrift einer groben Schreibart und des Mangels aller Schönheit beſchuldigen könne. Was die erſte Beſchuldigung betrift, ſo zeiget der Hr. Verfaßer, daß, in ſo fern man dasjenige eine grobe Schreibart nennet, wenn ein Schriftſteller ohne Noht von Dingen, die die Ehrbarkeit verſchwiegen haben will, redet, dieſer Einwurf von ſelbſt wegfalle, ſo bald man bedenket, daß man bey einer ſolchen Prüfung ſowohl auf die Perſon des Schriftſtellers als auf die Beſchaffenheit der Sache und der Umſtände ſehen müſſe. Iſt jener ſonſt als ein wollüſtiger Mann bekant, ſo ſtößt man ſich an der geringſten unanſtändigen Redensart; weiß man aber entweder aus dem Umgang, oder ſeinen andern Schriften, daß er tugendhaft ſey, ſo bin ich ſchuldig zu glauben, daß er genöhtigt geweſen, ſich ſolcher Redensarten zu bedienen, die dem erſten Anſchein nach hart oder unanſtändig ſind. Die Nohtwendigkeit und rechtmäßige Abſicht des Schriftſtellers kan ſein Verfahren genugſam rechtfertigen, dahero auch niemand einen Arzneygelehrten oder Naturkundiger deswegen tadelt, weil er Dinge

nennet, die die Wohlanſtändigkeit verborgen gehalten wiſſen will. Nun muß man gewiß, wenn man auch die H. Schrift als ein bloß menſchliches Buch anſiehet, geſtehen, daß die heiligen Schriftſteller die Tugend allerwege predigen, und den Laſtern hingegen einen ewigen Krieg ankündigen, folglich können wir verſichert ſeyn, daß, wenn ſie manchmal die Ehrbarkeit zu verlezzen ſcheinen, ſie gültige Urſachen dazu gehabt haben, welche man auch bey einer aufmerkſamen Prüfung ſolcher Stellen leicht finden kann. Zudem ſind gewiſſe Redensarten nicht zu allen Zeiten und unter allen Völkern grob und unanſtändig geweſen. Es iſt vielmehr zu bewundern, daß Schriften, die ſo viele hundert Jahr alt ſind, und zuerſt für andere Völker beſtimmt waren, nicht mehrere Stellen haben, die unſern Zeiten rauh und fremde vorkommen. Ferner zeiget der Hr. Verfaſſer, daß, wenn man unter einer groben Schreibart eine pöbelhafte verſtehe, wo Wörter und Ausdrükke der Würde der Sache nicht gemäß ſind, obgedachte Beſchuldigung gleichfalls wegfallen müße, ſo bald man erwäget, daß der heilige Geiſt, der Geiſt der Weisheit und Ordnung, der eigentliche Verf. der H. Schrift ſey. Bei der ſchärfſten Prüfung ihrer Schreibart, wenn man auch ſelbige nur als ein bloß menſchliches Buch betrachtet, wird man doch Hoheit und Majeſtät darin antreffen.

In Anſehung der andern Beſchuldigung, daß es der Schreibart der H. Schrift an Schönheit feh-

ſehle, wird die Unzulänglichkeit und Ungereimtheit des Beweiſes, weil nemlich ſolche nicht nach dem Geſchmak unſerer Zeiten eingerichtet iſt, ſehr artig daraus bewieſen, daß der herſchende Geſchmak eben ſo veränderlich ſey als die Menſchen, und alſo zu verſchiedenen Zeiten ſelbſt verſchieden ſey. Der Hr. Verfaßer behauptet mit allem Recht, daß man das **Weſentliche** in der **Schönheit** wohl von dem **Zufälligen** unterſcheiden müße. Zu dem Weſentlichen, welches zugleich unveränderlich iſt, fodert er erſtlich eine genaue Uebereinſtimmung der Wörter, Redensarten und der Ordnung ſowohl mit dem Endzwek, als mit den Dingen, wovon gehandelt wird. Ferner wohl ausgeſuchte und nachdrükliche Wörter, richtige und lebhafte Redensarten, prächtige Bilder, die ſich zur Sache ſchikken, gegründete und erwekkende Gedanken, und überhaupt alles in einer ſolchen Verbindung und mit der menſchlichen Seele übereinſtimmenden Einrichtung, daß ein vernünftiger Leſer eben das Leben in ſich fühlet, was eine ſolche Schrift hat. Alle dieſe weſentliche Eigenſchaften wird ein aufmerkſamer Leſer auch in der H. Schrift finden. **Moſis** Geſänge, **Hiobs**, **Davids**, **Salomons** und der **Propheten** Schriften ſind hierin gewiß rechte Meiſterſtüke. Was das Zufällige in dem Schönen betrift, ſo hängt ſolches von den Sitten und Gewohnheiten eines Volkes, von der Lebensart deſſelben, und denen Dingen, womit daſſelbe vornehmlich ungehet, gröſtenteils ab. Dies gibt

eine Verſchiedenheit in den ſchönen Schriften nach Verſchiedenheit der Völker und Zeiten, daher man ſich auch nicht darüber zu wundern hat, daß die ſchönen Stellen in der H. Schrift von den ſchönen Schriften unſerer Zeiten gewiſſer maſſen abgehen. Zum Schluße behauptet der Hr. B. daß die Wörter, Redensarten und Bilder der H. Schrift von den hohen Wahrheiten derſelben durchdrungen werden, folglich die Schönheit derſelben mit den darin enthaltenen Wahrheiten in einer ſo genauen Verbindung ſtehe, daß, wenn man die Hoheit dieſer Wahrheiten nicht erkennet, und ihre Kraft nicht empfindet, alſobald jene Schönheit verſchwinden und ihren Glanz verlieren müſſe. Allein hier ſcheint der Hr. B. etwas zu weit zu gehen, denn verſchiedene Stellen in der H. Schrift haben eine ſo augenſcheinliche und unläugbare Schönheit, daß auch diejenigen, welche die göttlichen Wahrheiten nicht annehmen, doch ſolche jederzeit einräumen. Das Weſentliche in der Schönheit iſt immer unveränderlich, wer alſo jene Stellen nach dieſen Regeln prüfet, der muß nohtwendig einſehen, daß ſie ſchön ſind.

Im zweiten Briefe, welcher die **Deutlichkeit der heiligen Schrift** verteidiget, zeiget der Hr. G. erſtlich, daß die Feinde der H. Schrift in dem Beweiſe der Undeutlichkeit derſelben ſich nicht auf die Erfarung beruffen können, ſo lange ſie keine allgemeine Erfarung vor ſich haben, weil in ſolchem Falle Zeugen wider Zeugen auftreten können. **Zweitens** unterſcheidet er

mit

mit Recht die Undeutlichkeit und **Dunkelheit** der Sachen von der Undeutlichkeit und **Dunkelheit des Ausdruks**, bei welcher Gelegenheit er gründlich darthut, teils daß man eine Schrift nicht deswegen vor unverſtändlich halten müſſe, weil in derſelben dunkle Sachen vorkommen, wenn ſolche nur mit klaren Worten vorgetragen werden, teils auch, daß Gott bei Kundmachung neuer Wahrheiten ſeiner Weisheit gemäß denen einmal bekannten Wörtern und Redensarten eine neue Beſtimmung und in etwas veränderte Bedeutung habe geben müſſen. **Drittens** ſezzet der Hr. G. die Urſache der groſſen Uneinigkeit der Ausleger der H. Schrift, auch ſo gar in Erklärung der wichtigſten Stellen, teils darin, daß die Menſchen ihre verſchiedene ſonſt eingeſogene Meinungen und Lehrſäzze in der H. Schrift haben gegründet wiſſen wollen, teils auch darin, daß die Ausleger die **vorbildenden** Wörter und Redensarten in ihrer eigentlichen Bedeutung genommen haben. **Viertens** endlich wird gezeiget, daß, wiewohl diejenigen Stellen, ſo unſere Glaubens- und Lebens-Lehren enthalten, klar und deutlich ſind, nichts deſto weniger Stellen vorkommen, die ſchwer zu verſtehen, aber auch nicht allen Menſchen zu wiſſen beſtimt ſind. Dieſe werden in zwo Claſſen eingeteilt, die erſte begreift diejenige Stellen in ſich, die uns deswegen dunkel ſind, weil ſie ſich auf Sitten, Gebräuche, Einrichtungen des Volkes, von welchem ſie zu erſt geleſen wurden, be-

ziehen, dem ſelbige ganz klar und deutlich waren. Die andere Claſſe enthält die prophetiſchen Stellen, welche zur Zeit der Erfüllung in ihr gehöriges Licht geſezzet werden. Bei dieſer Gelegenheit werden, wie der Hr. V. ſagt, die Gelehrten mit einer heiligen und nüzlichen Arbeit beſchäftiget.

Der **dritte** und **vierte Brief** unterſuchet verſchiedene **Quellen des heutigen Unglaubens**. Im dritten Briefe werden zwo Quellen, nemlich eine **gewiſſe Flüchtigkeit groſſer Seelen**, und eine **Neigung das Unbegreifliche und Wunderbare zu leugnen und zu verwerfen**, angegeben. Gewiſſe Menſchen, ſagt der Hr. V. haben einen Verſtand, der viel ſonderbares hat. Er iſt groß, aber flüchtig. Er richtet ſein Geſicht auf eine Sache und ſiehet vieles, und eben deswegen glaubt er alles zu ſehen. Er dringet in die Möglichkeiten der Dinge ein, aber ſeine groſſe Geſchwindigkeit hindert ihn die Gewisheit und Wahrheit gehörig zu prüfen. Sein ſcharfes Geſicht merket überall, wo er ſich hinwendet, viel ungegründetes, das die Menſchen glauben, und insbeſondere viele Schwäche in den Beweiſen. Er ſchlieſſet eilend, daß Falſchheit und Unzulänglichkeit das einzige Eigenthum der Menſchen ſey. Ein ſolcher Geiſt merket nicht ſo bald das Tadelhafte in ſeiner Flüchtigkeit, aber deſto leichter und eher das Groſſe in ſeiner Stärke und das Scharffe in ſeinem Geſichte. Er will daher lauter Neues ſchaffen und eine unge-

bun-

bundene Freiheit im Denken und Glauben haben. Nun kommt er zur H. Schrift, wo er ein Reich von Wahrheiten vor ſich findet, die ſo gewiß als alt ſind. Sie ſollen ſo bleiben wie ſie ſind. Hier iſt alles Neue Irthum. Wer ein Unterthan in dieſem Reiche ſeyn will, muß alle Geſezze des Reichs vollkommen annehmen. Dieſer Gehorſam, dieſe Grenzen ſind einem ſolchen Geiſt unerträglich. Er will dieſes Joch von ſich werfen, und leugnet daher die Göttlichkeit der H. Schrift, alsdann macht er aus Gott, der Welt, der Erde, den Menſchen, u. ſ. f. was er will, und das alles bauet er auf einer ſo groſſen Menge von Möglichkeiten, die nur von der Hauptſache abführen, und mit deren Wiederlegung die Gelehrten eines ganzen Jahrhunderts kaum fertig werden können. Die andere Quelle der Feindſchaft wieder die H. Schrift, die in dieſem Briefe angezeiget wird, iſt die Neigung verſchiedener Menſchen das Unbegreifliche und Wunderbare zu leugnen, da doch die Bewunderung, die das Unbegreifliche in uns erreget, uns für Irthümer warnen, und zur Aufmerkſamkeit auf die Gründe der Wirklichkeit erwekken ſolte. Wenn hinlängliche Gründe der Wirklichkeit einer Sache vorhanden ſind, ſo muß ſie nicht ihrer bloſſen Unbegreiflichkeit halber verworfen werden, es ſey dann, daß man ſich einbilden wolte, man hätte einen unendlichen Verſtand. Ferner wird gewieſen, wie, da in dieſem philoſophiſchen Jahrhunderte viele Geheimniſſe der Natur aufgelöſet,

und in ein helles Licht geſezzet worden, ohnedem allen zugeruffen wird, daß ſie zweifeln und prüfen ſollen, viele aber die Kunſt eine Sache zu prüfen nicht verſtehen, ſelbige davon Anlaß genommen haben, alle Geheimniße auch der Religion vor ein leeres Geſchwäz zu halten und ſie zu verwerfen.

Einen dritten Grund des heutigen Unglaubens ſuchet der Hr. G. im **vierten Briefe** in einer Art einer **Raſerey**, die ſich bei denen findet, die vermöge der Klarheit ihres Verſtandes die Gültigkeit in den Beweiſen der Göttlichkeit der H. Schrift, die insbeſondere zu jeziger Zeit geführet worden, gar wohl einſehen, aber doch aus gewiſſen Urſachen dieſelbe nicht annehmen wollen, daher ſie alle ihre Gedanken von den unangenehmen Wahrheiten abwenden, die allerelendeſte Ausflüchte erdenken, und die Einwendungen wider die Wahrheit eben ſo ſehr betrachten, als ſie die Beweiſe der Wahrheit nachläßig überhüpfen. Die vierte Quelle der Feindſchaft wider die H. Schrift iſt die **Neigung zu den Läſtern**, wider welche die H. Schrift ſo ſcharf prediget. Der ſündliche Menſch will ſeine böſe Luſt befriedigen, die H. Schrift iſt ihm im Wege, ſie gibt allgemeine Befehle wider die Laſter, unterſtüzzet ſie mit den kräftigſten Gründen, und bietet bequeme Mittel an, die Lüſte zu überwinden. Daher entſtehet Unruhe in dem Sünder, er will derſelben los werden, aber doch ſeine Lüſte behalten. Was geſchieht denn nun? Der verwilderte Verſtand

ſtand verſuchet alles, und ehe man ſichs vermuthet, bekömt er den unſeligen Einfall die Göttlichkeit und das Anſehen der H. Schrift in Zweifel zu ziehen. Der Einfall gefält, und wird gebilliget. Denn alsdann iſt der ganze Streit zu Ende, ſo iſt, denket man, der Menſch ſein eigener Herr, ſo kan ihn nichts mehr ſtören. Dieſe vier angeführte Quellen der Feindſchaft wider die H. Schrift ſind, wie der Hr. V. ſagt, nicht die einzigen Quellen, ſondern nur die groſſen Quellen, und allgemeine Urſachen. Der Hr. V. hat ſeine Gedanken mehr auf die **Hauptanführer** als auf die **Anhänger** gerichtet, deswegen er, im Schluße dieſes vierten Briefes, die beſonderen Urſachen, warum viele ſich zur Partei der Freigeiſter ſchlagen, kürzlich anzeiget.

Im **fünften** und **ſechſten Briefe** wird unterſuchet, **ob man nicht die Freigeiſter und Feinde der H. Schrift mit Recht beſchuldigen könne, daß ſie Störer und Feinde der Glükſeligkeit der Menſchen ſeyn?** Hr. G. bejahet die Frage und führet einen doppelten Beweis an. Der erſte, welcher im fünften Briefe vorgetragen wird, iſt daher genommen, daß ohne Tugend keine wahre Glükſeligkeit erhalten werden könne, folglich wer ein Feind der Tugend iſt, zugleich ein Störer und Feind der Glükſeligkeit ſey; die Freigeiſter aber ſind Feinde der Tugend. Der Hr. Verfaſſer betrachtet die Regeln der Tugend als gute Geſezze eines Reichs, ohne welche daſſelbe nicht glükſelig

ſeyn kann. Dieſe können auf fünferley Art unnüz und kraftlos gemacht werden, wenn ſie nemlich gänzlich abgeſchaft oder zum Teil aufgehoben werden, wenn die Macht, die ſie handhaben ſoll, umgeſtoſſen wird, wenn die Beweggründe zur Beobachtung derſelben geſchwächt oder weggenommen werden, und endlich wenn die Bekantmachung derſelben verſäumt wird oder unzulänglich iſt. Nun macht Hr. G. die Anwendung auf die Freigeiſter. Einige derſelben reden allen Laſtern das Wort, verachten und belachen alle Tugenden. Andere nehmen zwar gewiſſe Pflichten an und verteidigen ſolche, verwerfen aber hingegen diejenigen, die ſich am beſten für unſern gegenwärtigen ſchwachen und verderbten Zuſtand ſchikken. Ferner diejenige Freigeiſter, die zugleich Gotteslaͤugner ſind, nehmen das gröſte Gewicht der Verbindlichkeit zu den Tugenden hinweg. Hier zeiget Hr. G. auf eine bündige Art, daß der Raht die innere Schönheit und Süßigkeit der Tugend zu betrachten unnüz ſey, ſo bald der Wille des höchſten Geſezgebers weggenommen wird; denn wenn die Süßigkeit der Tugend und die Süßigkeit der Lüſte zuſammen ſtoſſen, ſo wird dieſe, als gewiß, jener, die zweifelhaft iſt, vorgezogen, ſo lange nicht der Wille Gottes jener ein Ubergewicht giebet. Viertens rauben uns die Feinde der H. Schrift die kräftigſten, beſten und wichtigſten Beweggründe zu einem willigen Gehorſam, die in der H. Schrift enthalten ſind, indem ſie von der Verſöhnung, von der Arbeit der

Gna-

Gnade an der Sele des Menſchen, von der Unſterblichkeit, von der Ewigkeit, dem Himmel und der Hölle nichts wiſſen wollen. Fünftens zeiget der Hr. Profeſſor ganz gründlich, daß die Bekantmachung unſerer Pflichten, wie ſie von Freigeiſtern geſchehen kann, ſehr unzulänglich ſey, indem ſie uns teils die Tugend nicht wie die H. Schrift in ihrer mit uns übereinſtimmenden Beſchaffenheit, in ihrer Möglichkeit und möglichen Vollkommenheit, in ihrer wichtigſten Nohtwendigkeit und ſtrengſten Verbindlichkeit, noch in ihrem gehörigem Umfange darſtellen, teils ihre Beweiſe nur aus der Vernunft herholen können; dieſe aber in vielen vorkommenden Fällen, wo ein geſchwinder Entſchluß gefaſſet werden ſoll, nicht ſo bald und leicht eingeſehen werden, folglich nicht die Stärke haben, die der geoffenbarte Wille Gottes hat.

Im ſechſten Briefe werden die Gründe des Troſtes, der Beruhigung und Hofnung, welche in der Lehre von der Fürſehung, Gnade, Verſöhnung, Unſterblichkeit, dem ewigen Leben und der Auferſtehung enthalten ſind, und die uns die H. Schrift mit Gewisheit und Zuverläßigkeit alleine gibt und geben kann, vortreflich geſchildert, wobei zugleich die Unzulänglichkeit und Ungewisheit des Troſtes, den wir aus der bloſſen Vernunft holen, deutlich gezeiget wird, woraus dann der richtige Schluß gefolgert wird, daß, da eine wahre innere Ruhe und Zufriedenheit zur wahren Glükſeligkeit nöhtig iſt, die H. Schrift aber allein ſolche verſchaffen kann, folglich

lich diejenigen, die uns die H. Schrift rauben wollen, als Störer unſerer Glükſeligkeit anzuſehen ſind.

Im ſiebenten und achten Briefe behauptet Hr. G. mit Recht, daß ein vernünftiger Chriſt, ob er gleich nicht gelehrt iſt, doch von ſeiner Religion überzeugt ſeyn könne, indem er nicht allein erſtlich den hinreichenden Grund der Hauptlehren von Gott, als dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, und von der Göttlichkeit der H. Schrift einſiehet und begreifet, ob er gleich dieſelben nicht in einer ſolchen Ordnung, und Verbindung der Wahrheiten, als die Gelehrten, ſich oder andern deutlich vorſtellen könne, ſondern auch zweitens den Zuſammenhang und Übereinſtimmung der Wahrheiten der geoffenbarten Religion, ſowohl mit bekanten Säzzen der Vernunft, als auch unter einander durch aufmerkſame Betrachtungen derſelben entdekken kann. Hierzu komt denn auch drittens eines vernünftigen und wahren Chriſten eigene Erfarung, die ihn ſowohl von der Göttlichkeit der H. Schrift, als der Wahrheit der in derſelben enthaltenen Lehren, völlig verſichert.

Im neunten Briefe wird auf eine bündige Art gezeiget, wie Gott durch das Werk der Erlöſung und Verſöhnung verherrlichet worden. Es zeigen ſich nemlich in demſelben verſchiedene göttliche Vollkommenheiten in ihrer völligen Stärke, als die Heiligkeit Gottes, die im Abſcheu am Böſen und in der Luſt zum

Gu-

Guten beſtehet, welche beyde Stüke durch das Chriſto aufgelegte Leiden, und die von ihm geleiſtete Erfüllung des Geſezzes, in ein helles Licht geſezzet worden; die **Liebe Gottes**, und zwar gegen unwürdige, ungehorſame und aufrühriſche Menſchen; die **Weisheit Gottes**, die nicht nur einen Gott würdigen und anſtändigen Entzwek, nemlich die Glükſeligkeit der Menſchen und die Ehre Gottes, ſich fürgeſezzet, ſondern auch die bequemſten Mittel zur Erreichung deſſelben erwählet, eine Weisheit, welche auf einmal die Heiligkeit und Oberherrſchaft, die Liebe und Gerechtigkeit Gottes zu retten gewußt hat; die **Oberherrſchaft Gottes**, welche eine Macht Geſezze zu geben, die niemand ungeſtraft verachten darf, ein Recht alles eigenmächtig nach ſeinem Willen zu beſtimmen, und ein Anſehen in ſtreitigen Fällen die Regeln, denen man folgen ſoll, feſtzuſezzen, und alles zu ſeiner Ehre einzurichten in ſich faſſet; die **Allmacht Gottes**, die alles in der Welt der Abſicht Gottes bey der Verſöhnung gemäß eingerichtet; und die **Vorherſehung und Wahrheit Gottes**, die alle Umſtände des Erlöſers lange vorher genau beſtimmt. Dis alles wird auf eine ſo ausführliche und zugleich rühhrende, bildreiche und empfindungsvolle Art von dem Hrn. V. gezeiget, daß man den ganzen Brief durchleſen muß, wenn man das fühlen will, was der Hr. V. empfunden, da er dieſen Brief ſchrieb.

Eben ſo leſenswürdig iſt der **zehnte Brief**, der uns ein trefliches Gemälde von den herrlichen **Folgen, und Würkungen, die das Werk der Verſöhnung in Anſehung der Glükſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe hat**, darſtellet. Hr. G. zeiget erſtlich, daß die Lehre von der Verſöhnung die Glükſeligkeit der Menſchen hier in der Zeit befördere, indem nicht allein Friede und innere Ruhe, Freude, Freimüthigkeit im Gebet, Hofnung und Vertrauen, insbeſondere in der Stunde des Todes, aus derſelben fließen, und das in einem ſolchen Grade, und mit ſolcher Gewisheit, die uns die bloſſe Vernunft niemals verſchaffen kann, ſondern auch dieſelbe uns die ſtärkſten und wichtigſten Beweggründe zu einem heiligen Leben und Wandel durch die lebhafteſte Vorſtellung der Liebe Gottes, des Abſcheues deſſelben an der Sünde und ſeiner ſtraffenden Gerechtigkeit an die Hand giebet. Dann zeiget der Hr. Profeſſor, daß die Lehre von der Verſöhnung die Glükſeligkeit der ſeligen Geiſter im Himmel, ſowohl der Engel als der Menſchen, befördere, indem die Engel aus der Betrachtung der Verſöhnung ſelbſt und Beſchauung der weiſen Anſtalten, die Gott von Zeit zu Zeit zur Vollführung dieſes groſſen Werks gemacht, in der lebendigen Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheiten einen groſſen Zuwachs bekommen, und daraus kräftige Beweggründe, zu der unterthänigſten Anbetung, zu der heiligſten Furcht, der ſüſſeſten Liebe und der würdigſten Freude ſtets geſchöpfet haben, und gleichfals

ſals werden die Verſtorbenen, ſo zur Anſchauung ihres verſöhnten Vaters und liebreichen Heilandes gelangen, mit Freude und Wonne erfüllet, sie genieſſen ungeſtört der reichen Früchte der Verſöhnung, und laſſen ſich ſolche ſtets eine unerſchöpfliche Quelle der Heiligkeit ſeyn.

Im elften Briefe wird gezeiget, daß eine gewiſſe Gemächlichkeit, vermöge welcher man nur ſolche Wahrheiten, deren Licht alſobald in die Augen fält, und deren Deutlichkeit mit einer unwiderſtehlichen Kraft die Seele rühret, annehmen will, ein Anlaß und Gelegenheit zu dem heutigen Unglauben ſey. Es gibt, wie der Hr. V. mit Recht behauptet, Wahrheiten ſowohl in andern Dingen als auch in der Religion, deren deutliche, gründliche und umſtändliche Erkenntniß, die den Zweifeln und Einwendungen gewachſen iſt, ein ſtarkes Nachdenken, eine genaue Prüfung, eine umſtändliche Vergleichung, und folglich Mühe und Arbeit erfodert, dieſer wollen ſich manche nicht unterwerfen, dahero machen ſie Zweifel und Einwendungen, die leichter und geſchwinder entſtehen, als ſie geſchwächet und weggeräumet werden, woraus denn nothwendig Irthümer erfolgen. Sie ſchränken die Zahl der Wahrheiten ein, die doch in einer ſo genauen Verbindung ſtehen, daß die eine nicht ohne Nachtheil der andern geläugnet oder weggelaſſen werden kann. Bey dieſer Gelegenheit zeiget Hr. G. zugleich den Ungrund des Vorgebens gewiſſer Leute, die den Rath gegeben

haben, der Einigkeit halber gewiſſe Wahrheiten preis zu geben, damit die andern mit vereinigten Kräften deſto beſſer vertheidiget werden können, eben als ob es bey den Lehrern der chriſtlichen Religion ſtünde, eigenmächtig die heiligen Wahrheiten feſtzuſezzen oder weg zugeben. Die Heil. Schrift hat die Zahl und Beſchaffenheit der Wahrheiten der chriſtlichen Religion beſtimmet, ein Lehrer hat folglich eben ſo wenig Macht etwas in dieſen Lehren zu verkürzen oder zu verändern, als ein Unterrichter in den Vorſchriften des Geſezzes. Der obige Vorſchlag iſt, wie Hr. G. ſagt, eben ſo klug, als wenn jemand einem Könige rathen wolte, alle diejenige Stüke im Geſezze abzuſchaffen, die eine unſchuldige Gelegenheit zu Streitigkeiten geweſen ſind.

In dem **zwölften** und **dreizehnten** Briefe wird die Frage unterſuchet, **ob ein Chriſt von der Wahrheit ſeiner Religion überzeugt ſeyn könne, wenn er gleich nicht die Einwürfe weiß, die die Feinde der Religion wider dieſelbe machen.** Der Hr. Profeſſor zeiget erſtlich, daß, im Fall keine Ueberzeugung ohne Erkenntniß der Einwürfe ſtatt finden könne, wenige, ja faſt keine völlige Gewisheit ſtatt finden würde, indem es unmöglich iſt alle mögliche Einwendungen zu wiſſen; zudem kennen die allerwenigſten Chriſten die Streitſchriften; ja man müßte den Menſchen, die zu der Zeit, da noch keine Religionsſtreitigkeiten waren, gelebet, alle Gewisheit abſprechen, und wann man annehmen wol=

wolte, daß unſere Erde die Wahrheit ſtets bewahret hätte, und nirgends Einwürfe gemacht worden wären, wäre dieſelbe würklich unglüklich zu nennen, weil es ihr an Gewisheit fehlet. Zweitens beweiſet der Hr. V. daß, da die wahre Ueberzeugung darin beſtehet, daß man die Wahrheit und ihren hinlänglichen Grund empfindet und einſiehet, dieſe Empfindung und Einſicht aber ſo in Anſehung der Religion aus einer vierfachen Quelle, den Sinnen, der Erfahrung, den Vernunftſchlüſſen und der H. Schrift fließet, erhalten werden kann, ohne daß man die Einwendungen wider die Wahrheiten weiß, folglich die Erkenntniß der Zweifel und Einwürfe nicht nothwendig zur Gewisheit und Ueberzeugung erfodert wird.

Im vierzehnten Briefe wird dargethan, **daß man von den Wahrheiten der Religion überzeugt ſeyn könne, ob man gleich nicht die Einwürfe wider dieſelbe beantworten und widerlegen kann.** Ueberzeugt zu ſeyn und ſeine Ueberzeugung vertheidigen zu können ſind, wie der Hr. V. ſagt, zwei ihrer Natur nach verſchiedene Dinge, die nicht nothwendig und allezeit beyſammen ſind. Zur Ueberzeugung werden nur **richtige Gründe** erfodert, deren **Stärke** die Seele **empfindet**. So bald und ſo lange man ihre Kraft und Richtigkeit fühlet, iſt man überzeugt, ob man gleich nicht im Stande iſt, die Gründe, auf welchen die Gewisheit ruhet, deutlich auszudrüken, und andern

vorzuſtellen. Zur Widerlegung der Einwendungen wider die Wahrheit wird die Entdekung des unrichtigen in denſelben, und zugleich eine Geſchiklichkeit und Fertigkeit daſſelbe veſtzuſezzen und deutlich vorzuſtellen, erfodert, die ſich aber nicht, bey allen, denen man doch nicht eine wahre Ueberzeugung abſprechen kann, findet. Zur Ueberzeugung wird ferner nicht nothwendig erfodert, daß man die Wahrheit in ihrer ganzen Beſchaffenheit und in ihrem ganzen Zuſammenhange mit andern erkennen ſoll. Dieſe Erkenntniß iſt nur bey Widerlegung der Einwürfe der Freigeiſter nöthig, welche behaupten, daß die Wahrheiten der chriſtlichen Religion entweder in ſich ſelbſt widerſprechend oder andern angenommenen Wahrheiten zuwider ſind.

Der funfzehnte Brief zeiget den Nuzzen, welchen die Leſung der Streitſchriften in der Religion in dem Reiche der Wahrheiten hat, indem nicht allein die Wahrheiten der Religion bey Leſung der Einwürfe genauer geprüfet und unterſuchet werden, da denn bey ſolcher Gelegenheit manches dunkele in ein helles Licht geſezzet, manches ſchwere aufgelöſet, und vieles unbekannte gefunden wird, ſondern auch weil die Freigeiſter ihre Beweiſe aus andern Wiſſenſchaften öfters herholen, ſo wird man genöthiget, in denſelben zu forſchen, damit man im Stande ſeyn könne ihre Beweiſe zu widerlegen.

In dem ſechszehnten und lezten Briefe werden drei Haupteigenſchaften feſtgeſezt, die ſich

bei

bei denen finden müſſen, ſo die Streitſchriften nicht allein ohne Schaden ſondern auch mit Nuzzen leſen wollen. Die erſte iſt eine **gründliche Erkenntniß** ſowohl der **göttlichen Wahrheiten** ſelbſt, ſo wie ſie in der H. Schrift vorgetragen werden, als auch der **Gründe**, womit dieſelbe kräftig unterſtüzet werden. Zweitens wird erfodert, daß ein Leſer ſolcher Schriften in den **Wiſſenſchaften**, aus welchen die Freigeiſter Waffen wider die Religion nehmen, bewandert ſeyn müſſe. Drittens wird **Vorſichtigkeit**, **Scharfſinnigkeit** und ein **geprüfter Verſtand** erfodert.

Der Inhalt dieſer Briefe, welchen wir gerne etwas umſtändlich mittheilen wolten, kann unſre Leſer überzeugen, daß der Hr. Profeſſor nicht allein wichtige Materien erwählet, ſondern auch ſelbige wohl und gründlich ausgeführet habe.

II.

M. Joh. Ernſt Gunnerus, des Stifts Trontheim, in Norwegen, Biſchofs, drei heilige und ſechs beſondere Trauerreden, welche bei unterſchiedener Gelegenheit gehalten, und auf Verlangen dem Druck übergeben worden. Flensburg und Leipzig, bey Joh. Chriſtoph Korte, und in Altona im kortenſchen Bücherlager. 1760. 15½ Bogen 8.

Von dieſen neun Reden haben wir ſchon im 15. Stük der Nachrichten, S. 636. bey der Lebensbeſchreibung ihres hochwürdigen

Verfaſſers Acht angeführet. Die eine, ſo daſelbſt nicht genannt worden, iſt hier die zwote von den drey heiligen Reden. Wir wollen unſern Leſern die ganze kleine Sammlung nach der Ordnung, in welcher ſie hier verbunden iſt, näher bekannt machen.

I.

Von den Urſachen des ewigen Heils und Verderbens derer Menſchen, am zweyten Pfingſttage 1754. über das gewöhnliche Feſtevangelium, in der Hauptkirche S. Michaelis zu Jena gehalten.

Die Liebe Gottes, dieſe ewige, allgemeine, erbarmende, uneigennüzzige, oder (wie der Hr. Verfaſſer ſie hier auch nennt) erhabene Liebe, iſt der Grund, und der Glaube an Jeſum Chriſtum der Weg zum Heile und zur Seligkeit; ſo wie hingegen der Unglaube und herrſchende Sünden Urſachen und Wege des Verderbens ſind. Dieſe Wahrheiten ſind hier nach ihrem Umfange ſo gründlich und rührend vorgetragen, daß man es mit Recht erbaulich heiſſen kan.

II.

Von der Schein- und wahren Gerechtigkeit, am XI. Sonntage nach Trinit. über das gewöhnliche Evangelium, zu Orlamünde im Jahr 1749. gehalten.

Der von eigener Gerechtigkeit aufgeblaſene Phariſäer und der bußfertige Zöllner, zwo einander entgegen geſtellte Gemütsbeſchaffenheiten, wovon

von der Text handelt, machen auch die zwey Teile dieſer Predigt aus.

III.

Der Vorzug des evangeliſchen Amtes vor dem Amte des Geſezzes, über 2. Cor. III, 9. gehalten am Ordinationstage den 18. Junii, 1755. in unſerer Frauenkirche zu Kopenhagen. Aus dem Däniſchen ins Teutſche überſezt von **Joh. Dankwart** aus dem Hollſteiniſchen. *)

In dem Eingange dieſer heiligen Rede, wiederlegt der Herr V. die Vorurtheile derer, welche die bloſſe Vernunft, oder das moſaiſche Geſez, mit gänzlicher Hindanſezzung des Evangelii, für hinreichend halten, uns den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Hierauf folget die Abhandlung ſelbſt, welche aus dreyen Teilen beſteht, 1.) Die Herrlichkeit des Amts des Geſezzes. 2.) Die Herrlichkeit des evangeliſchen Amts. 3.) Der Vorzug des lezteren vor dem erſteren.

Der Herr V. hat hier, ohne der Würde des Geſezzes zu nahe zu treten, die Vorzüglichkeit des Evangelii überzeugend bewieſen, und in der Anwendung ſeines Vortrags, die Beſchaffenheit eines rechtſchafnen evangeliſchen Lehrers darnach abgemeſſen.

IV.

Die gerettete, wunderbare und weisheitsvolle Vorſicht Gottes, in Abſicht der ungleichen Aus-

*) Dieſe Rede iſt ſchon in dem 2ten B. der Nachrichten S. 651. von uns angezeiget worden.

teilung der Glüks- und Unglüksfälle in der Welt.

Dieſes iſt eine Trauerrede über Fridr. Zunnens, aus Uluesbüll im Eiderſtädtſchen, welcher als ein der heiligen Gottesgelahrheit eifrigſt Befliſſener, in der Blüte ſeiner Jahre zu Jena geſtorben iſt. Der Herr Biſchof hat in derſelben deutlich gewieſen, daß Gott, als das allergütigſte und weiſeſte Weſen, zur Erreichung des beſten Endzweks, welcher die Glükſeligkeit ſeiner Geſchöpfe iſt, die beſten und geſchikteſten Mittel anwende; daß Glük und Unglük, Gutes und Böſes, ſeinen Namen nur in Beziehung auf denjenigen verdiene, dem es begegnet, und daß der Zuſtand, oder die innere Beſchaffenheit des Menſchen, in dieſer Materie den Ausſchlag gebe, zur Verherrlichung der Güte, Langmut und Gerechtigkeit Gottes an den Laſterhaften, und ſeiner väterlichen Liebe und Treue an den Frommen.

V.

Abbildung der unvollkommenen Glükſeligkeit dieſes Lebens bey Beerdigung des Woledlen und Wolgelahrten Herrn, Herrn Fridr. Georg Wilhelm Löbers, aus Altenburg, der heiligen Gottesgelahrheit rühmlichſt Befliſſenen, im Jenner 1753. in der Univerſitätskirche zu Jena gehalten.

In dieſer Trauerrede iſt der Spruch jenes klugen Heyden: „daß niemand in dieſem Leben vor „ſeinem Tode vollkommen glükſelig genennt wer„den könne,„ abgehandelt, und dabei alles,

was

was zu deſſen Beſtätigung, von den menſchlichen Unvollkommenheiten, leiblichen und ſündlichen Schwachheiten und von Wiederwärtigkeiten geſagt werden kan, auf das lebhafteſte und erbaulichſte angeführet worden.

VI.

Daß nur ein ſolches Leben, welches in einer gehörigen Vorbereitung zur Ewigkeit beſtehet, ein wahres Leben in dieſer Welt ſey, gehalten in der St. Johanniskirche zu Jena, am 23. October 1753.

Dieſe Trauerrede iſt durch den Tod der Frau **Magdal. Margar. Rätzin** veranlaſſet worden, und muß bey dem mündlichen Vortrage ſehr rührend geweſen ſeyn, indem der Herr V. die Betrübniß der Angehörigen des Trauerhauſes, nach ihren verſchiedenen Verhältniſſen mit vieler Beredſamkeit genüzt hat.

VII.

Daß der einige Troſt in der Sterbeſtunde ein geheiligtes Gewiſſen ſey, aus philoſophiſchen Gründen erwieſen.

Unter dem Titel dieſer Rede ſteht folgender Spruch:

„Es iſt ein Blendwerk, wenn man eine ge„gründete Todesangſt ohne einer göttlichen Of„fenbarung vertreiben will. Daries.

Der hochwürdige Herr Verfaſſer hat in dieſer Trauerrede, die er über den Tod einer Ehegattin Herrn **Joh. Dielen**, Kayſerl. Notarii

tarii publici, gehalten, ſehr ſcharfſinnig bewie- ſen, daß es der bloßen ihr ſelbſt gelaſſenen Ver- nunft, an Troſtgründen in der Todesſtunde feh- le. „Die Vernunft, ſagt er, lehret uns zwar, „worin die Gemütsruhe beſtehet, und was da- „zu erfodert wird; Aber ſie lehret uns keinen „Weg, worauf wir die verlohrne Gemütsruhe, „in der lezten Stunde wieder finden, und zeiget „uns kein Mittel, wodurch wir die Gewiſſensbiſſe „aus dem Grunde heilen können. Ja, ſie über- „führet uns vielmehr, daß alle ihr bekannte Mit- „tel in dieſer Abſicht unzulänglich und nicht im „Stande ſeynd, die wahre Gemütsruhe herzu- „ſtellen, uns der Glükſeligkeit zu verſichern, und „alle unſere Gewiſſensbiſſe in der lezten Stunde „zu heilen ꝛc. — Alle die unangenehmen Em- „pfindungen, welche aus einem böſen Gewiſſen „entſpringen, das Mißvergnügen, die Verwir- „rung, die Traurigkeit, die Reue, und übrige „wiedrige Empfindungen, welche mit einem „ſündigen Leben verknüpfet ſind, und daher als „aus ihrer Quelle entſtehen, ſind als Gewiſſens- „biſſe anzuſehen, die das Gemüt beunruhigen. „Was weiß nun die Vernunft wohl für ein be- „währtes Mittel, wodurch ein ſolcher Zuſtand „aufgehoben werden kan? Mich dünkt, daß ein „jeder, der ſeine vernünftige Ueberlegung braucht, „erkennet, daß nur drei Mittel in der vorigen „Abſicht einem Menſchen vorgeſchlagen werden „können, deren Güte aber er ſelbſt zu prüfen hat.„

Wir wollen, um nicht weitläufig zu werden, das was von dieſen dreien Mitteln geſagt wird, ſo viel möglich zuſammenziehen.

1.) Wir müßten uns überzeugen können, daß wir unſere frey ſündige Handlungen, wie der Herr V. ſie nennt, die Quelle aller Gewiſſensbiſſe, entweder gar nicht gethan hätten, oder gar nicht hätten vermeiden können, ſo würden die Gewiſſensbiſſe wegfallen, und das Gemüt würde ſich völlig beruhigen können.

2.) Wir müßten die unangenehmen Empfindungen, welche mit einem böſen Gewiſſen und ſündigen Leben verknüpft ſind, gänzlich aufhören machen können, ſo hätten wir auch unſer Gemüt beruhiget und die Gewiſſensbiſſe geheilet. Wir müßten endlich

3.) im Stande ſeyn, das Gewiſſen gar aufzuheben, oder unſern ſündigen Handlungen den Gift zu benehmen, der ſie zu einer verderblichen Quelle ſo vieler nnangenehmen Empfindungen macht, die unſer Gewiſſen verwunden, ſo würden wir den Zwek erreichen und unſere Gemütsruhe wiederherſtellen können.

Der Herr V. zeiget nicht nur die Unmöglichkeit der Ausführung dieſes dreifachen Vorſchlags, ſondern folgert auch daher mit Recht, daß uns ſelbſt die Vernunft zu der nähern Offenbarung Gottes führe, die wir in der heiligen Schrift antreffen. Bey dieſer Gelegenheit unterſcheidet der Herr V. ſehr bedächtlich ein philoſophiſch gutes Gewiſſen, da man überhaupt nur auf Thaten und

Hand-

Handlungen ſieht, von einem durch das Wort Gottes erleuchteten, beruhigten, gereinigten und geheiligten Gewiſſen, welches allein im Tode getroſt macht.

VIII.

In wie weit die Furcht des Todes gegründet ſey.

Dieſes iſt eine Trauerrede über den Tod der Frau Fridrika Dorothea Rätzin. Der Herr V. betrachtet in derſelben den Tod ſo wol von der natürlichen, als von der moraliſchen Seite. Er beweiſet aus dem Zuſammenhange der Sele mit dem Körper die Möglichkeit, daß die Sele bey dem leiblichen Tode aufhöre klare Begriffe und Vorſtellungen von ihrem Körper und den Dingen, die auſſer ihm ſind, zu haben, daß ſie in dieſem Zuſtande durch eine unzälige Menge vorhergehender Empfindungen überhäuft und betäubt werde, folglich ſich ihrer ſelbſt und anderer Dinge nicht mehr bewußt bleibe, und alſo von keiner Angſt, Betrübniß oder andern unangenehmen Leidenſchaft etwas wiſſe. Dieſes beſtätiget er mit Beiſpielen, die die Trunkenheit, die fallende Seuche, der Schlag und der Schlaf an die Hand geben. Und in ſo ferne hätte der Tod nichts fürchterliches. Von der andern Seite aber iſt es wieder eben ſo gewiß, daß wir aus dem Lichte der Vernunft von der ewigen Dauer unſerer Sele nicht hinlänglich unterrichtet werden können, oder wenn wir auch annehmen, daß wir es ſind, doch wegen des Zuſtandes nach dem Tode,

in Zweifel und Ungewisheit ſchweben, ja uns allenfals wegen unſerer Uebertretungen, vor unſerm Schöpfer, folglich auch vor dem Tode und einer unſeligen Ewigkeit fürchten müſſen. Dieſes leitet den Herrn V. auf diejenigen wahren Troſtgründe, welche den Chriſten in der Ordnung der Buſſe und des Glaubens, aus dem Worte Gottes, wieder die Todesfurcht ſtärken und erquiken.

IX.

Daß kein wahrer Weiſer, und Tugendhafter, als ein ſolcher, ſich für dem natürlichen Tod fürchtet, bey dem Sarge der Jungfer **Ch. Magd. Dor. Seifartinn**, in der Johanniskirche zu Jena 1751 gehalten.

Der Herr Verfaſſer bahnet ſich den Weg zur Abhandlung dieſes Sazzes, durch die Anführung einiger ungegründeten Vorurteile von der Furcht des Todes. „Einige, ſagt er, halten eine jede „Furcht des Todes für eine Geburt eines böſen „Gewiſſens. Andere ſehen die Furcht des To„des überhaupt als ein Kennzeichen von einem „Mangel ſittlicher Vollkommenheiten an, wenn „gleich dieſer Mangel nicht immer von einem bö„ſen Gewiſſen herkommt. Noch andere betrach„ten eine jede Furcht des Todes als einen natür„lichen Trieb, den die weiſe Hand des Schö„pfers unſern Selen eingepflanzt hat, um uns „anzureizen, für die Erhaltung unſers Lebens zu „ſorgen. Allein, lauter Vorurteile und über„eilte Schlüſſe, die bloß daher entſpringen, weil

„man

„man nicht die verſchiedene Beſchaffenheit des „Menſchen und den Tod gehörig unterſcheidet.„ Er beſtimmt hierauf die Art der Todesfurcht, wovon er eigentlich handelt, und unterſcheidet ſie wolbedächtlich von derjenigen gerechten und edlen Furcht, die ein jeder Menſch, vor allen Arten eines unzeitigen, unnatürlichen und gewaltſamen Todes, und allen verderblichen Mitteln, die ihn befördern, billig haben ſoll, und die eigentlich ein Trieb der Natur iſt, den die Weisheit Gottes ſelbſt unſerm Herzen eingepflanzt hat, um uns anzufeuern, unſer Leben, ſo lange als es immer möglich iſt, zu erhalten, und alle unnatürliche und gewaltſame Verkürzung deſſelben (dahin auch alle heimliche Untergrabungen ſeines eigenen Lebens und alle ſolche Handlungen und Vergehungen gehören, wodurch der Lebensfaden verkürzt und ein unnatürliches Ende beſchleuniget werden kan) möglichſter maſſen abzuwenden. „Wenn „aber, ſagt der Herr V. der unnatürliche und in„ſonderheit gewaltſame Tod gar nicht mehr ver„mieden werden kan, oder unſere höhere Pflich„ten, die mit unſerm Leben im Streit kommen, „uns verbieten, einen ſolchen unnatürlichen und „gewaltſamen Tod zu vermeiden; ſo muß freilich „ein Weiſer und Tugendhafter ſich in die Arme „deſſelben werfen, und mit ſeinem unvermeidli„chen Schickſale zufrieden ſeyn: Allein, ſo lange „dieſe Umſtände nicht vorhanden ſind, ſo iſt die „Furcht eines unnatürlichen und gewaltſamen „Todes einem wahren Weiſen und Tugendhaf-

„ten höchſt anſtändig, und alle diejenigen ſind in „der That nur als ein Gerippe der Menſchheit, „als Mißgeburten der Heiligkeit oder Kühnheit „anzuſehen, die eine ſolche Furcht des Todes ab„legen wollen.„

Es iſt alſo nicht der unnatürliche und gewaltſame, ſondern der natürliche Tod, von welchem der Herr V. behauptet, daß kein wahrer Weiſer und Tugendhafter als ein ſolcher ſich vor demſelben fürchte. Er beweiſet dieſes folgender maſſen:

Wer ſich vor dem natürlichen Tode fürchtet, der muß ihn für ein Uebel anſehen, das ihm ſchädlich iſt. Hat er Urſache ihn alſo zu fürchten, ſo iſt er kein Weiſer und Tugendhafter, ſondern von ſeinem Gewiſſen überführt, daß er durch begangene Sünden die Bahn der Tugend verlaſſen habe. Iſt aber ſeine Furcht vor dem Tod ungegründet, ſo fehlet es ihm an genugſamer Erkentniß in dieſer Materie. Zwar iſt nicht zu leugnen, daß ein Weiſer und Tugendhafter ſich manchmal vor dem natürlichen Tode als vor einem Uebel fürchtet; allein dieſes iſt eine menſchliche Schwachheit, eine ſittliche Unvollkommenheit, die ſeine Glükſeligkeit ſchwächet, und man kan ſagen, daß er in dieſer Abſicht nicht weislich und tugendhaft handelt.

Der Schluß dieſes Beweiſes iſt eine völlige Wiederlegung derer zu Anfang angeführten Vorurteile. Wir wollen ſie mit des Herrn V. Worten herſezzen: „Einmal kan man nicht allgemein „ſagen, daß eine jede Furcht des Todes ein Kent-

„zeichen von einem Mangel ſittlicher Vollkom-„menheiten ſey, indem dieſes nicht ſo von dem „unnatürlichen und inſonderheit gewaltſamen, „als von dem natürlichen Tode geſagt werden „muß. Zweitens iſt es ein ungegründetes Vorur-„teil, wenn man eine jede Furcht des Todes „als einen natürlichen Trieb betrachtet. Denn „die Furcht des Todes geht entweder auf den na-„türlichen oder unnatürlichen und gewaltſamen „Tod. In dem leztern Falle nur iſt die Furcht „des Todes ein natürlicher Trieb, in dem er-„ſten Falle aber iſt ſie kein Trieb der bloſſen „Natur, ſondern vielmehr ein Trieb eines böſen „Gewiſſens, oder einer menſchlichen Schwach-„heit. In Abſicht der Gottloſen und Laſterhaf-„ten iſt ſie ein Trieb eines böſen Gewiſſens, in „Abſicht der Frommen und Tugendhaften aber „ein Trieb menſchlicher Schwachheit, und wer „will Triebe, die aus einer ſo unreinen Quelle „entſpringen, zu denen natürlichen rechnen, die „Gott zu ihrem Uhrheber haben? Drittens iſt es „auch ein irriges Vorurteil, wenn man eine je-„de Furcht des Todes für eine Wirkung eines „böſen Gewiſſens anſiehet, indem dieſes zwar „von der Furcht der Gottloſen für dem natürlichen „Tod, aber weder von der Furcht des Todes, als „einem natürlichen Triebe betrachtet, noch von „der Furcht des natürlichen Todes, die man bey „denen Frommen erblikt, geſagt werden kan.„

Wir fügen nichts weiter zu dieſen Auszügen, als daß die ganze Sammlung ihres ſcharfſinnigen und beredten Herrn Verfaſſers vollkommen würdig iſt.

III.

Briefe eines Predigers im = = an ſeinen zu . . ſtudirenden Sohn von der überſchwänglichen Kraft des lebendigen Worts Gottes. Frankfurt und Leipzig in Commiſſion der Kortenſchen Buchhandlung, 1759. 148. S. in 8.

Es wäre zu wünſchen geweſen, daß dieſe Sache nicht ſo viele Federn in dieſen Zeiten beſchäftiget hätte, indem die Wahrheit aus einem Streite, der mit ſolcher Heftigkeit geführet wird, wie über dieſe Materie geſchehen iſt, nicht viel zu gewinnen pflegt. Man ſtritte nicht ſowohl über die Kraft der heiligen Schrift, als über die Bedeutung und Erklärung einiger Wörter; die zwar in andern Wiſſenſchaften ihr Bürgerrecht erhalten haben, und auch dahin gehören, die man aber lieber nicht in die Theologie hätte ziehen ſollen; indem die Anwendung derſelben auf die Theologie nicht allezeit gleich glüklich gemacht wird. Man ſuchte ſeine Meynung aus den Lehrbüchern der Alten zu beweiſen, und der ganze Streit lief endlich dahin aus: was die Lehrer der evangeliſchen Kirche davon gelehret, wie ſie ſich ausgedrukt und welche Begriffe ſie mit den Worten verbunden haben.

Der ungenante Hr. Verfaſſer, der, wie wir zuverläßig wiſſen, ſich im Holſteiniſchen befindet, (und dieſes rechtfertiget uns, daß wir ſeiner in unſern Nachrichten erwähnen) hat an dieſer Strei-

tigkeit keinen Anteil genommen, ſondern nur etwa daher Gelegenheit genommen ſeinem Sohn ſeine Gedanken zu eröfnen. Es iſt dieſes in zehn Briefen geſchehen, die flieſſend, ordentlich, überzeugend und mit vieler Empfindung geſchrieben ſind.

In dem erſtem Briefe bahnet der Hr. Verfaſſer ſich den Weg zu dieſer Abhandlung, da er von dem Nuzzen und Vergnügen redet, den die Leſung der beſten lateiniſchen Schriftſteller uns verſchaffet, und zeigt, daß es einem der Gottesgelahrtheit Befliſſenen nöthig iſt ſich mit ihnen bekant zu machen, aber nicht zu weit darin zu gehen, wie viele thun, die ſich in dem Felde der ſchönen Wiſſenſchaften ſo vertiefen, daß ihnen ihre Hauptwiſſenſchaft ein fremdes Element bleibet und der Kirche künftig wenig brauchbar werden. So groß die Schönheiten der alten und neuen Schriftſteller ſind, ſo verlieren ſie doch vieles, wenn ſie gegen die Schrift gehalten werden, nicht ſowohl wegen ihres Inhalts, als ſchon wegen ihrer erhabenen und vortreflichen Schreibart. Dieſen Vorzug beweißt er aus der ganzen heiligen Schrift, aus einzeln Büchern, und emphatiſchen Ausdrükken; und daß dieſer Vorzug natürlich und nothwendig ſey; da ſie von der höchſten Weisheit ihren Urſprung hat, die Majeſtät mit uns redet, ein liebreicher Vater, und das Wort eine lebendigmachende Kraft hat. (*)

Der

(*) Sagt uns die Empfindung ſchon in natürlichen Dingen, daß die Werke der Natur bey dem erſten An-

Der zweite Brief zeiget, daß die Schrift nicht bloß wegen ihrer Worte, Ausdrükke und Verbindungen einen Vorzug vor andern habe, ſondern der Vorzug liege vornemlich in den wichtigen Wahrheiten, die vorgetragen werden. Sie eröfnet uns Dinge, worauf die menſchliche Vernunft nicht gefallen wäre; und gibt den andern ein gröſers Licht und Gewisheit. Wenn andere Schriften von dem Verderben, von den Mitteln und Ordnung einer Verbeſſerung unſers Zuſtandes ſchweigen; ſo entdekt es uns die Schrift. Und beziehen ſich menſchliche Schriften nur auf dieſes Leben; ſo gibt ſie der Sele, die einen Trieb hat ewig zu dauren, die Hofnung und angenehmſte Ausſicht. Müſſen bloß weltliche Schriftſteller Bewegungsgründe von Ehre und Schande, oder von Vergnügen und Misvergnügen hernehmen, ſo hält ſie ewige Strafen und Belohnungen vor.

Der dritte Brief enthält den Saz, daß die Göttlichkeit der heiligen Schrift, oder die Wahrheit, daß ſie Gottes Wort ſey, mehr an dem Herzen müſſe empfunden, als durch Vernunftſchlüſſe erſt veſt geſezt werden. Hieraus beweiſet er, daß die Ueberzeugung, daß die Schrift göttlichen Urſprungs ſey, nicht nothwendig vorher erfodert werde, ehe ſie ihre herzbewegende Kraft äuſſern könne; weil viele davon überzeugt ſeyn können,

Anblik vor den Werken der Kunſt einen Vorzug haben; ſo wird ſie es uns auch ſagen, wenn wir die göttliche und menſchliche Schriften mit einander vergleichen.

ohne die Kraft lebendig erfahren zu haben, ſo wie andere ſie empfinden, ob ſie gleich die Beweiſe davon nicht nachgeforſchet, noch ihr Gewicht und Stärke unterſucht und erwogen haben; daher iſt die herzbewegende Kraft des göttlichen Worts der Hauptbeweiß ihres göttlichen Urſprungs und prüfet dagegen drei andere Beweiſe, als die Kentzeichen, wodurch ſie beweiſt, daß ſie eine göttliche Offenbahrung ſey, die Uebereinſtimmung und Erfüllung der göttlichen Weiſagungen, und die göttliche Wunder. Wir geben dem Hrn. Verfaſſer Recht, daß die herzbewegende Kraft der Haupt- und ſtärkſte Beweiß ihrer Göttlichkeit ſey; und wo dieſes innere Zeugniß fehlt, das andere eine todte Erkentniß bleibet. Ein logiſcher Schluß will es nicht thun; indem der wenigſte Teil der Menſchen deſſen fähig; und es von ihnen nicht verlangt werden kann. Eine Ueberzeugung geht doch vermöge der Natur unſerer Sele bey uns vor, die öfters geſchwinde vor ſich geht, und eben nicht methodiſch ſeyn darf; indem Gott an ſolche Dinge nicht gebunden ſeyn kann. Die andere Beweiſe ſind aber auch ſtark genug, eine bloſſe Ueberzeugung zu wirken, von der Göttlichkeit der heiligen Schrift; denn dieſes glauben wir, wolle doch der Hr. Verfaſſer nur noch beweiſen. Die andere Beweiſe bleiben uns nothwendig gegen die, die ſich auf die Empfindungen nicht wollen verweiſen laſſen; indem es noch eine dritte Gattung gibt, die von der Göttlichkeit der heiligen Schrift nicht überzeugt

zeugt gegründete Zweifel dagegen glauben vorbringen zu wollen; welche man ihnen erſt ſuchen muß zu benehmen. An Beiſpielen fehlt es aber auch nicht, daß bey ihnen nicht nachhero eine Ueberzeugung und lebendige Erkentniß entſtanden iſt.

Im vierten Briefe wird gewieſen, woher die heilige Schrift ihre herzbewegende Kraft habe, nemlich daher, daß der lebendige Gott bey ſeinem Wort gegenwärtig iſt, und ſich vermittelſt deſſelben an den Herzen und Gewiſſen der Menſchen offenbahret, und dieſes wird daher erwieſen, 1) weil Gott als ein lebendiger Gott will erkant ſeyn; ſo hat er ſich auch als einen ſolchen zu erkennen geben müſſen, und in ſeinem Wort entdekket, 2) in demſelben als ein Vater mit dem zärtlichſten Liebesaffekt, und mit einem gewaltig dringendem Ernſt, das Heil der Menſchen zu befördern, redet, und 3) der lebendige Heiland den Menſchen im Worte eröfnet, wie er gegen ſie geſinnet iſt, und ſein Wort, wie in den Tagen ſeines Fleiſches, alſo auch noch kräftig machen kann und will.

Der fünfte Brief weiſet, wie der lebendige Gott und Heiland ſeine göttliche Kraft an den Herzen der Menſchen, durch die mit dem andächtig geleſenen oder gehörtem Wort unzertrenlich verknüpfte Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes offenbahret, und zwar aus den Zeugniſſen, wo Gott ein Mitwirken mit dem Worte zugeſchrie-

ben wird, worin Gott geiſtlichen Segen verheiſt, dieſer dem heiligen Geiſt zugeeignet wird, und wir angewieſen werden um den heiligen Geiſt zu bitten. Hier wird zugleich die Nothwendigkeit dieſer mit dem Worte vereinbarten göttlichen Gnadenhülfe, welche in dem tiefen Verderben des Menſchen liegt, und wie ſich die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes zur Erwekkung, Erleuchtung, Bekehrung und wachſenden Heiligung äuſſern, deutlich gezeiget.

Im ſechſten Briefe wird gehandelt von der Wirkung eines Geiſtes in den andern, und ſolches erſtlich von dem unſauberm Geiſt, der in die Herzen der Ungläubigen wirkt, erwieſen, die Art und Weiſe dieſer Wirkungen unterſucht und der Vorteil gezeigt, der ihm bey der Eroberung der Herzen zu ſtatten komt. Nachhero wird von dem unendlich mächtigeren heiligen Geiſt dieſe Wahrheit beſtärket und ihre Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit gewieſen.

Der ſiebende Brief zeiget, wie das Wort Gottes und die mit demſelben verbundene Wirkungen des heiligen Geiſtes ihre Kraft beweiſen, geiſtlich Todte zum geiſtlichem Leben zu erwekken. Und der

achte Brief, wie es ſich äuſſere an den aus dem Sündentode erwachten, und an den geiſtlich lebenden und begnadigten Selen.

Der neunte Brief lehret die Nothwendigkeit des Umganges mit Gott im Gebet, um ſein Wort begierig mit Andacht und Nuzzen zu leſen und zu

hören, recht zu verſtehen, mit Nachdruk zu lehren, und rechtſchaffen darnach zu leben, und zeiget die Nothwendigkeit der fleiſigen Leſung und Erwegung des göttlichen Worts aus einem ſechsfachen Nuzzen.

Im zehnten Briefe führt der Hr. Verfaſſer einige rechtmäſſige Klagen, die man wohl jederzeit zu führen Urſache gehabt hat, über die überhandnehmende Kaltſinnigkeit und Schlafſucht der Menſchen bei der lebendigen Stimme des Worts und Geiſtes Chriſti, als ein ſehr bedenkliches Zeichen unſerer Zeit. Dieſes Uebel wird durch leichtſinnige Reden, Schriften, und böſe Beiſpiele ausgebreitet, wovon eine dreifache Quelle angezeiget wird, nemlich der angebohrne Wiederwillen wieder Gott, und das, was göttlich iſt, ferner die vieljährige Gewohnheit, Gottes Wort reichlich zu haben und zu hören, und der daraus entſtandene Ueberdruß, und endlich die Nachläßigkeit der Geiſtlichen und Unerfarenheit mancher Lehrer, wobei der Hr. Verfaſſer nicht verſäumet das Verhalten der Gläubigen gegen dieſes dreifache Uebel, und die unausbleibliche göttliche Gerichte, die darauf folgen, zu zeigen.

Wir zweifeln nicht, daß dieſe Briefe in einer ſo wichtigen Sache ſowohl von denen, die ſich der Gottesgelahrtheit widmen, als von andern chriſtlichen Leſern mit Nuzzen können geleſen werden, und wir wünſchen von dem ungenanten gelehrten Herrn Verfaſſer mehrere gründliche Abhandlungen zu ſehen.

IV.

Breve om Overdaadighed &c.

Briefe von der Verſchwendung und deren ſchädlichen Folgen in einem Staate. Kopenhagen, gedruckt bey Ludolph Henrich Lillien. 76. Seiten, auſſer der Vorrede, in 8.

Je ſeltener ſich der Adel mit dem Bücherſchreiben beſchäftiget, je ſchäzbarer iſt eine Schrift von einem dieſes Standes. Wir teilen jezt unſern Leſern eine ſolche mit, deren Verfaſſer ſowohl in Abſicht auf ſeine vornehme Geburt als Bedienung eine anſehnliche Stelle unter dem hieſigen Adel einnimmt. Es iſt ſolches der königliche Cammerherr, Herr **Friederich Ludewig Graf von Moltke**, ein Herr, der mit ſeiner Jugend eine groſſe Liebe zu den Wiſſenſchaften und eine gründliche Einſicht und Beurteilungskraft verbindet. Dieſe Briefe, die der Hr. Graf vor etwa 5. Jahren, im 13. Jahre ſeines Alters, geſchrieben hat, können ein vorteilhaftes Zeugniß davon ablegen. Der Gegenſtand derſelben, die Verſchwendung, iſt ein Laſter, welches zu allen Zeiten oft ganze Völker ergriffen und wie ein Strom mit ſich fortgeriſſen hat; es verdienet daher gar wohl eine genaue Betrachtung und der vornehme Hr. V. hat ſelbiges, bis auf die feinſten Arten, gründlich unterſuchet.

In

In dem erſten dieſer Briefe, deren in allem fünfe ſind, zeigt der Hr. Graf die Natur und Beſchaffenheit der Verſchwendung an, und worin ſie ſich von andern Laſtern unterſcheidet. Sie iſt, ſagt er S. 3, eine Unmäſſigkeit in den Ausgaben, die das Vermögen überſteiget, und gröſſer iſt, als Nothdurft, Pflicht, Stand, unſchuldiges Vergnügen, Sicherheit und Mildthätigkeit erfodern. Die rechte Sparſamkeit wird angeprieſen und zugleich gezeiget, wie auf der einen Seite Geiz und Kargheit es zu weit treiben, auf der andern aber Unachtſamkeit nnd Nachläſſigkeit etwas zu erwerben zu wenig thun. Ferner unterſcheidet der Hr. Cammerherr, nach dem Beiſpiel des berühmten Darjes, zwiſchen der groben oder öffentlichen und feinen oder heimlichen Verſchwendung. Zu dieſer rechnet er, wenn man, um die Koſten zu ſparen, ſein Vermögen und Gut nicht vermehret oder nuzbarer machet, woraus er mit Recht die Folge zieht, daß oft ein Karger durch ſeine Kargheit ſelbſt zum Verſchwender werden könne. Er rechnet weiter hieher, wenn man nicht zu rechter Zeit einkauft und alſo zur Unzeit theurer bezahlen muß; wenn man aus Nachläſſigkeit ſeine Sachen verderben läſſet; wenn man Bücher oder andere Sachen verleihet und das Verliehene nicht ordentlich verzeichnet, und dergl. mehr. Alles dieſes iſt wirklich eine Verſchwendung, ob es gleich nicht von allen dafür erkant wird.

Der

Der zweite und dritte Brief handelt von den Folgen der Verſchwendung in einem Staate. Wir finden in der Geſchichte Beiſpiele genug, die uns lehren können, wie oft Wolluſt und Verſchwendung einen Staat zu Grunde gerichtet haben, und alſo iſt des Hrn. Cammerherrn Schluß unwiederſprechlich, daß nämlich die Verſchwendung das tapferſte Volk weibiſch mache und verderbe. In dem erſten dieſer beiden Briefe wird die Schädlichkeit dieſes Laſters, wenn es auch bey den eigenen Produkten eines Landes ſtehen bleibet, gezeiget. Der Hr. Graf zerſtreuet den Scheingrund, daß eine ſolche Verſchwendung zur Aufnahme der Fabriken und Handwerke gereiche. Wenn durch den ſtarken Aufwand das ganze Volk verarmet, ſo iſt es nicht mehr im Stande, den Fabrikanten ihre Waaren abzunehmen, und dieſe, ja, ſo gar die geringſten Handlanger, werden insgemein auch von der allgemeinen Seuche angeſtekket und müſſen alſo auch deswegen mit verarmen. Alsdenn iſt man gezwungen, fremde Waaren einzuführen, und dieſe Folge der Verſchwendung wird eigentlich im dritten Briefe abgehandelt. Sie wird noch ſchädlicher, als die vorige, wenn dieſe innerhalb den Gränzen des Landes bleiben könte, erkant, weil man nicht die entbehrlichen, ſondern meiſtenteils die nöthigſten Produkte des Landes, und ſehr oft das baare Geld, für unnöthige Waaren hinaus bringet.

Im vierten Briefe bringt der Hr. Graf die Erhöhung des Zolles auf die weniger nöthigen

aus-

ausländiſchen Waaren, die Einſchränkung der übermäſſigen Pracht, die Benehmung des Vorurteils, daß ausländiſche Waaren beſſer als die inländiſchen ſind, das Beiſpiel des Regenten und der Groſſen, weiſe Verordnungen und eine ſparſamere Austeilung der Titel, als Mittel zur Abwendung dieſes Uebels in Vorſchlag. Vielleicht aber mögte durch das erſte Mittel der vorgeſezte Zwek eben nicht erreichet werden, denn wenn die Waaren erſt einmal im Lande ſind, ſo wird der hohe Preis einen Verſchwender ſchwerlich abhalten, ſie zu kaufen, ſondern ihn etwa bewegen, andere ihm nicht ſo angenehme Ausgaben einzuſchränken; alſo würde ſeiner Ausſchweifung nur ein anderer Weg gewieſen, ſelbige aber nicht gehemmet werden.

Zum Beſchluß wird im fünften Briefe die Anwendung auf Dännemark gemachet, Der Hr. Graf tadelt den gar zu häufigen Gebrauch der Kutſchen; die ſeltenen und koſtbaren Weine; die Menge der wohlriechenden Waſſer und andere Dinge, woran die Verſchwendung hier ihre Luſt ſtillet, zumal da auch die Meynung von dem Vorzuge ausländiſcher Waaren faſt allgemein iſt.

Sonſt verdienet noch die angenehme Schreibart dieſer Schrift angemerket zu werden; nur dünkt uns, daß ſie nicht eigentlich Briefe ſollte genant worden ſeyn. Eine teutſche gut gerathene Ueberſezzung derſelben, welche Hr. Mengel beſorget hat, iſt auch ſchon vor einiger Zeit ans Licht getreten.

V. Tan-

V.

Tanker om Smagen &c.

Gedanken vom Geſchmak in den Künſten. Kopenhagen 1762. bey Nicolaus Möller. 54. Seiten in 8.

Der Verfaſſer dieſer nüzlichen Schrift iſt aller Vermuthung nach Hr. Johann Wiedewelt, Profeſſor in der Bildhauerkunſt bei der hieſigen königlichen Mahlerakademie. Er hat durch ſelbige den Künſtlern einen richtigen Geſchmak beyzubringen geſucht und ihnen die Mittel angezeiget, wodurch ſie dazu gelangen können. Man ſiehet gar bald, daß er ſich auf ſeinen Reiſen eine weitläuftige Wiſſenſchaft und eine gründliche Einſicht erworben hat. Er geht bis auf den Urſprung der Künſte bey den Egyptern zurük und handelt von ihrem Geſchmak ſowohl in Gebäuden als Bildſäulen und demjenigen, was vornemlich an ihnen zu bewundern iſt, mit vieler Gründlichkeit. Von Egypten aus hat ſich die Herrſchaft der Kunſt in Griechenland, von da in Italien, weiter in Frankreich, in den Niederlanden und endlich in ganz Europa ausgebreitet.

Die Nachahmung der Natur hält der Hr. Profeſſor für das wichtigſte Stük bey der Beſtimmung eines allgemeinen Geſchmaks in den Künſten. Der gute Geſchmak beſtehet nicht in der Pracht und Koſtbarkeit der Verzierungen, ſondern in deren guter Wahl und hauptſächlich dar=

darin, daß man den Zuſchauer durch die Vorſtellung des Gegenſtandes ſo einnehme, daß ſeine ganze Sele in Bewegung geräth. Hierauf wird eine Unterſuchung über den guten Geſchmak in der Baukunſt angeſtellet. Eine Kirche, ein Palaſt, ein Landhaus und andere Gebäude werden betrachtet, und teils durch gründliche Anmerkungen, teils durch Exempel gewieſen, wie ſelbige eingerichtet werden ſollen. Beſonders zeugt die Anlage zu einem Landhauſe von einem ungemein phantaſiereichen Geſchmak, welcher gewiß einem Künſtler, inſonderheit bei neuen Erfindungen, ſehr nöthig iſt.

Nach dieſem komt der Hr. Profeſſor mit ſeinen Betrachtungen auf die Bildhauerkunſt und Malerey. Er will, daß nicht allein die Natur, ſo wie ſie iſt, nachgeahmet, ſondern jede Schönheit und Vollkommenheit zuſammen geſucht, und alſo etwas, das die ſchöne Natur übertrift, nämlich eine idealiſche Schönheit, hervorgebracht werden ſolle. Er beweiſet, daß die Alten es ſo gemachet und die Römer ſolches ſo gar bei den Bildniſſen ihrer Kaiſer und Helden beobachtet haben. Weil indeſſen die Gelegenheit, die die Alten hatten, ihre Bilder immer vollkommen ſchön zu machen, als die olympiſchen und andere Spiele, imgleichen gewiſſe theatraliſche Vorſtellungen, wo ſie an den unbekleideten Spielern alle Geberden und Stellungen des menſchlichen Körpers ungehindert betrachten und ſich die ſchönſten erwählen konten, den heutigen Künſtlern

be-

benommen iſt, ſo räth ihnen der Hr. V., daß ſie ſich mit den Alterthümern bekant machen und dadurch zur Vollkommenheit zu gelangen ſuchen ſollen. Er nennet ihnen zu dem Ende die ſchönſten Bilder beiderley Geſchlechts, welche durch obgedachte Spiele entſtanden ſind und die er auf ſeinen Reiſen, als rechte Muſter, hat kennen lernen. Dieſer Weg iſt freilich wohl der beſte, doch muß die Natur die vornehmſte Führerinn eines Künſtlers ſeyn; bey Bildniſſen von bekanten Perſonen aber, wo man keine vollkommene Schönheit, ſondern eine genaue Aehnlichkeit, verlanget, mögte es nicht rathſam ſeyn, der Weiſe der Alten zu folgen.

Ferner fodert der Hr. Pr. mit Recht, daß die Künſtler genau die Gebräuche und Sitten derjenigen Zeit, aus der ſie ihre Vorſtellungen nehmen, beobachten ſollen. Eine Regel von nicht geringer Wichtigkeit! Man ſiehet oft an den größten Kunſtſtükken Fehler, die aus Vernachläſſigung dieſer Regel entſtanden ſind und, bei allen Vorzügen der Kunſt, ihren Werth oft viel vermindern.

Bei Gelegenheit der allegoriſchen Vorſtellungen, merkt der Hr. V. an, was die Künſte in Erlernung der Geſchichte für Nuzzen ſtiften. Man weiß, daß beſonders die Egypter und Römer ihre Thaten durch Bilder verewiget haben. Sie waren gemeiniglich allegoriſch, und noch jezt müſſen dergleichen Vorſtellungen, wie der Hr. Pr. mit Grund ſagt, aus den Fabeln der

Alten

Alten genommen werden. Dies iſt der Nutzen den man von der heidniſchen Mythologie hat. Hr **Wiedewelt** hält zwar mit dem Baron **Holberg** dafür, daß viele von des Saxo Fabeln eben ſo wichtig, als die griechiſchen, werden könnten, wenn man ihre wahre Bedeutung wüßte, er glaubt aber, daß nicht nur die Auslegung ſehr veränderlich werden und alſo die ganze Allegorie ihre Kraft verlieren würde, ſondern daß man auch darin doch ſeine Zuflucht zu den griechiſchen Fabeln würde nehmen müſſen; die nordiſchen Götter könnten alſo nicht anders, als nach **Homers** Beſchreibung von ſeinen Göttern, abgebildet werden. Uns dünkt aber doch, daß dieſes eben nicht nöthig ſey. Könnte man nicht den **Odin** nach den Begriffen, die ſich die alten nordiſchen Völker von der Wohnung ihrer Götter machten, vorſtellen? den **Thyr** mit einer Rüſtung aus den damaligen Zeiten? u. ſ. w.

Uebrigens geſteht der Hr. W., daß es für einen Künſtler zweifelhaft und weitläuftig ſcheinen könne, ſeine Kunſt nach dem Geſchmak der Alten zu bilden; er glaubt aber, und wir glauben mit ihm, daß aller Zweifel verſchwinden werde, ſo bald er erſt ein Kenner derſelben geworden iſt.

Endlich wird noch kürzlich der Zuſammenhang der Künſte und Wiſſenſchaften mit einander betrachtet; eine Vergleichung zwiſchen einem Gebäude nach der Natur und einem nach der Mode angeſtellet, und der Vorzug des erſtern vor dieſem gezeiget; und zum Schluß werden die Künſt-

ler, inſonderheit dieſes Landes, ermuntert, ſich durch die Nachahmung der Natur und der Alten in ihren Künſten immer vollkommener zu machen.

Wir wünſchen, daß die in dieſer kleinen, aber nüzlichen Schrift enthaltene Regeln, beſonders von allen angehenden Künſtlern, beobachtet werden mögen.

VI.

Den ved Oereſund beliggende anſeelige Stad Helſingoers Beſkrivelſe. D. i. Beſchreibung der am Oereſund liegenden anſehnlichen Stadt Helſingoer. Aalburg 1757. bei J. P. Holzberg. 20. B. 8.

Die Stadt Helſingoer iſt ſo berühmt, daß ſie allerdings eine genauere Beſchreibung verdienet. Ihre Lage iſt ſehenswürdig, und ihre Geſchichte hänget mit der algemeinen Landesgeſchichte ſehr genau zuſammen. Der Hr. Verfaſſer dieſer Beſchreibung hat ſich nicht genennet, aber wie wir aus derſelben beiläufig bemerken, ſo iſt er aus Kierteminde in Fühnen gebürtig, und hat ſich verſchiedene Jahre in Helſingoer aufgehalten. Er hat alſo ſeine Beſchreibung teils aus dem Augenſchein und aus mündlichen Erzählungen, und teils aus andern gedrukten

Schrif-

Schriften genommen. Deſto wenigere Nachrichten ſind ihm in der Stadt ſelber mitgeteilet worden, daher man auch hin und wieder nicht ſo genau und umſtändlich unterrichtet wird, als ein Freund der Geſchichte und guter öffentlicher Anſtalten wohl wünſchen möchte. Er teilet ſeine Nachrichten in 10. Capitel ein.

Cap. 1. handelt von S. 1-59 in 9. §§. von dem **Namen und Grenzen dieſer Stadt**, in welchem ſich der Hr. Verf. als ein Kenner der alten däniſchen Sprache und Alterthümer beweiſet. In den älteſten Zeiten hat die Gegend eben dieſen Namen, welchen die Stadt in den neuern Zeiten führet, ſchon gehabt. In den mitlern Zeiten hat die Stadt auch Kraagen oder Oerekrog geheiſſen, von dem damaligen Schloß dieſes Namens. In dieſer Gegend haben die **Helſinger** oder **Hillevioner**, deren Plinius ſchon gedacht hat, und von welchen wir hier eine umſtändliche gute Nachricht leſen, gewohnet. Von dieſen leitet der Hr. V. mit der gröſſeſten Wahrſcheinlichkeit den Namen dieſer, und der gegen über liegenden Stadt **Helſingburg** her. Oer aber iſt ſo viel als littus arenoſum, das die Geſtalt eines Ohrs hat. Wenn die Stadt ſonſt Auricula benedicta, oder der däniſchen Könige Goldberg, oder das kleine Amſterdam iſt genannt worden, ſo ſind das nur Ehrennamen derſelben. Die Lage zwiſchen der Oſt- und Weſtſee machet nicht nur den Ort ſehr angenehm, ſondern auch zu einem Erfriſchungsort für die Seefahrenden. Die

Lage der Stadt an der Landſeite iſt nicht weniger angenehm, und von dieſer Seite hat die Stadt das ſchönſte Anſehen, ſowohl auf dem Wege von Kopenhagen an der See hin, als auch von Rohtſchild durch die Hölzung. Die Sage S. 62. von dem Anbau einer Stadt oder Straſſe zwiſchen Kopenhagen und Helſingoer iſt wohl älter, als daß ſie auf die Salzburger paſſen kan. (*) Hier beſchreibet der Hr. V. das **Cattegat**, **Kullen** und **den Sund**, und die dahin gehörige für die Schiffer merkwürdige Pläze, Gewohnheiten und Verrichtungen. Hier aber würdeauch eine Zeichnung von der prächtigen Lage der Stadt und ihren Gegenden, wie auch eine Grundzeichnung derſelben gut angebracht worden ſeyn, welche wir ungern vermiſſen.

Cap. 2. handelt S. 65-79 in 6 §§. von **der Anlage der Stadt überhaupt**, wo die vier Thore, die kleine Schifbrükke, (denn an einem ſichren Hafen fehlet es dieſer Stadt noch (**) die

(*) Dieſer Weg iſt in 30 bis 40 Jahren ſo angebauet und dadurch für die Reiſende durch ſtete Abwechſelungen ſo angenehm gemachet worden, daß die ihn vor der Zeit geſehen haben, ihn kaum kennen werden. Aber wie viel ſtärker könte dieſer Weg noch ohne Ausländer bewohnet und bebauet werden, wenn die ergiebige und nüzliche Fiſchereien, und ſonderlich die Heringſiſcherei recht in Gang gebracht würden, wozu viele Hofnung vorhanden iſt.

(**) Jezt erneuert ſich die Hofnung dazu, doch ſoll der Hafen, wie es heiſt, nur für kleine Schiffe eingerichtet werden.

die neue Zollkammer, das Wahrzeichen der reiſenden Handwerksburſchen, nemlich eine vor der Stadt ſtehende Windmühle, die gegen den Wind gehet, ferner die Straſſen und vornehmſten öffentliche Gebäuden beſchrieben werden. Auſſer den kleinen Nebenſtraſſen oder kleinen Pläzen hat die Stadt ſieben groſſe Straſſen und in denſelben etwa 636. Höfe und Häuſer. Der Hr. V. nimmt 1000 Familien an, und ſchläget ſie zu 5000 Seelen an, und wenn die, welche auf dem Schloß wohnen, die Soldaten und andere ledige Perſonen mitgerechnet werden, ſo meinet er, daß wenigſtens 7000. Einwohner in dieſer Stadt ſeyn müſſen.

Cap. 3 beſchreibet S. 82-95 in vier Abſchnitten **das Schloß** Cronburg, welches nicht in Abſicht auf den inwendigen Schmuk, aber deſto mehr in Abſicht auf ſeine Bauart, Befeſtigung, Nettigkeit, Koſtbarkeit und äuſeres Anſehen und beſonders wegen ſeiner unvergleichlichen Lage ſehr merkwürdig und berühmt iſt.

Cap. 4 handelt S. 79-139 in vier Abſchnitten von **der St. Olai Kirche**, welche eine der gröſſeſten und ſchönſten Kirchen in den kleinern Städten Seelands iſt. Der Hr. V. beſchreibet ihre Bauart, Ornamenten, Epitaphien und Alterthümer. In den catholiſchen Zeiten hatte ſie 16 Altäre mit ihren dazu gehörigen Prieſtern. Sie iſt dem nordiſchen Märterer und Heiligen Oluf geweihet, von welchem man im Lande eine gute Ernte erbat. Sie iſt die Hauptkirche und

für die däniſchen Einwohner zum däniſchen Gottesdienſt beſtimmet.

Auf eben die Art wird Cap. 5. von S. 139-158 von der St. Marien Kirche gehandelt, welche nach der Reformation nicht iſt gebrauchet worden bis an das Jahr 1587, in welchem König Friedrich II. ſie für die Teutſchen und Niederländer, ſowohl den Einwohnern als Reiſenden zum Beſten zum teutſchen Gottesdienſt widmete und einrichten ließ, wie denn auch nachher die Schloßgemeine und die Garniſon, ſamt der Zollkammer zu dieſer Kirche geleget iſt. Dieſe Kirche hat noch einen Altarkelch mit der Jahrzahl 1333, welche die Königin Sophia 1686 geſchenket hat.

Das 6te Cap. beſchreibet S. 159.166 die andere öffentliche Stadtgebäuden, als 1) die lateiniſche Schule, welche ſechs Lehrer und ſehr ſchöne Stipendien hat, 2) das Hoſpital, welches ſeine eigene Kirche hat und ohngefehr 80 Armen Aufenthalt und Verpflegung gibt, von welchem aber billig mehr hätte ſollen geſaget werden, 3) das Rahthauß und 4) ein kleineres Armenhauß für 30 bis 50 Armen, welches noch nicht hundert Jahr alt iſt und ſich vermutlich von der Brahiſchen Familie herſchreibet.

Nun wendet ſich der Hr. V. zu der Geſchichte dieſer Stadt und handelt C. 7. S. 167-194 von ihrem Zuſtand vor K. Erich aus Pommern Zeiten. Plinius gedenket der Hellevoner, die hier gewohnet haben. Bei den Isländiſchen Geſchichtſchreibern vor 700 Jahren

komt

komt Helſigneuer zuerſt vor. **Saxo** meldet wenig davon. Die erſten Einwohner ſind Fiſcher geweſen, da die Heringfiſcherei hie ſehr ſtark war.(*) Im Jahr 1242. bauete **Waldemar** II hie ein Dominikanerkloſter, wovon das Hoſpital und die lateiniſche Schule noch Ueberbleibſel ſind. Seit der Zeit iſt der Ort erſt von den Norwegern 1288 und nachher 1311 von den Hanſeeſtädten verbrant und zerſtöret worden. Zulezt beſchreibet der Hr. V. die damals in der dortigen Gegend berühmte Schlöſſer, ſonderlich **Dronningholm**, **Gorſſve** und **Söborg**.

Der **andere Periodus** der Geſchichte dieſer Stadt wird C. 8. S. 194-226 vorgetragen und gehet an von dem Jahr 1423 unter **K. Erich aus Pommern** bis an das Jahr 1544 unter **Chriſtian** III. Nachdem der erſtere **Landskrone** in Schonen angeleget hatte, bauete er das Schloß **Oerekrog**, (wovon der Ort eine Zeitlang den Namen führete) und gab demſelben in dem jeztgedachten Jahr das Stadtrecht. Unter dem leztgedachten König iſt die Reformation zu Stande gekommen. Aus dem dortigen Carmeliterkloſter ſind zweene in der däniſchen Kirchen Reformation ſehr berühmte Männer ausgegangen,

*) Es ſcheinet wirklich, daß dieſer brauchbare Fiſch wieder ſeinen Zug in dieſe Gegend und zwar in einer ergiebigen Menge und von einer beides groſſen und fetten Art nehmen will, daher wir hier unſern vorgedachten patriotiſchen Wunſch und Hofnung wiederholen wollen.

gen, nemlich Franciſcus Wormordus und Paulus Eliae. Indeſſen kam die Reformation hier erſt bei der freien Lebensart und dem hartnäkkigen Wiederſtand der Einwohner, und vielleicht auch wegen des Rükfalls vorgedachten Paul Eliae ſehr ſpät, nemlich im Jahr 1544, völlig zu Stande. Der erſte evangeliſche brave Lehrer hieß Peter Samſing. Die Stadt hatte vier reiche Klöſter, ein Dominikanerkloſter, ein Franciſkanerkloſter, ein St. Annen Nonnenkloſter und ein Carmeliterkloſter. Auſſer der Stadt lagen in der dortigen angenehmen Gegend noch folgende damals berühmte Klöſter: Eſſerum Kloſter vom Bernhardinerorden juſt in dem Jahr geſtiftet, als der H. Bernhardus ſtarb; das Auguſtinerkloſter Ebbelholt; das Ciſtercienſerkloſter Horſeholm, wo nunmehro das königliche Schloß Hirſchholm liegt, und das Cartheuſerkloſter Aſſerbo, in welcher Gegend der bekante wunderthätige Geſundheitsbrunnen St. Helenen entdekket iſt.

Der dritte Periodus von dem Jahr 1544 bis 1660 wird Cap. 9. S. 226-295 beſchrieben und iſt für dieſe Stadt ſowohl der Begebenheiten als des innern Wohlſtandes wegen der wichtigſte. Im Jahr 1553 kam Joh. a Laſco mit ſeinem Anhang von Engeland hier an, aus welchem der franzöſiſche Prediger Martinus Comelius hier ſtarb. Im Jahr 1555 fiengen die engliſche Kauffardeiſchiffe an ſich im Sunde ſehen zu laſſen, welche dieſer Stadt jederzeit gute Vorteile ver-

ſchaf-

ſchaffet haben. Da Friedrichsburg von Friedrich II. gebauet ward, ſo zog dieſe Stadt von dieſer Gelegenheit mehr als einen Nuzzen. Im Jahr 1576 ward hier der erſte teutſche Prediger H. M. Salzenau verordnet. Friedrich II hatte dieſen Ort ſo lieb, daß er das künſtlich und mühſam angelegte Schloß Cronburg hier bauen ließ, und ſich nachher viel daſelbſt aufgehalten hat. Der Bau ward 1577 angefangen und 1582 oder 1585 geendiget. 1583 nam die Peſt hier 1200 Menſchen weg. Tyge Brahe auf Hween zog auch viele hieher. 1590 hielt Herzog Julius von Braunſchweig hier ſein Beilager, denn Chriſtian IV hat ſich auch noch viel in Cronburg aufgehalten, und ſeine Gemahlin hat hier ihr Wochenbett gehalten, und da das Schloß 1629 durch einen inwendigen Brand ganz beſchädiget ward, ſo ließ der König es gleich wieder in Stand ſezzen. 1644 und 1645 paſſirten hier die groſſen holländiſche und ſchwediſche Flotten. Die Inſul Hveen, welche in der Nähe dieſer Stadt liegt, und durch T. Brahe in dieſem Zeitpunkt ſehr berühmt geworden iſt, wird hier nebſt ſeinem kunſtreichen und koſtbaren, nun aber längſt zerſtörten Uranienburg beſchrieben. Und wer ſich erinnert, daß dieſe Stadt und das Schloß Cronburg in dem Jahr 1658 in dem damaligen unerwarteten ſchwediſchen Ueberfall und Krieg ein beſondres Schikſal gehabt, der wird davon hier eine Nachricht erwarten, welche auch ganz umſtändlich iſt. In dem darauf erfolgten Frieden ward Schonen

von Dänemark getrennet, daher beſchreibet der Verf. hier die am Sunde liegende ſchoniſche Küſte, und ſonderlich die gerade gegen Helſingoer über liegende Stadt Helſingburg.

Das zehnte und lezte Cap. beſchreibet von S. 295-309 den lezten Zeitpunkt von 1660 bis auf unſere Zeiten, und dieſes iſt das kürzeſte in dem ganzen Buch. Denn auſſer der Anzeige einiger kleinen Veränderungen ſeit dem Kriege, und auſſer einer kurzen Nachricht von dem gegenwärtigen Zuſtand dieſer Stadt, werden die drei in dieſem Zeitpunkt nicht weit von Helſingoer neuangelegte königliche Schlöſſer, **Friedensburg**, **Hirſchholm** und **Sophienberg** kürzlich beſchrieben.

Man findet in dieſer Beſchreibung keine Lebensbeſchreibungen von den Amtmännern, Commendanten, Zolldirekteurs, Predigern, Schullehrern und andern merkwürdigen Perſonen. Der Hr. Verf. hat aber verſprochen, ſie geſamlet heraus zu geben, und zugleich dieſe angefangene Nachrichten von Helſingoer durch Vermehrungen und Verbeſſerungen fortzuſezzen, und ohnerachtet er dieſe Zuſage noch nicht erfüllet hat, ſo ſehen wir doch der Erfüllung derſelben mit Hofnung und Verlangen entgegen.

VII.

VII.

Ob die Luſt oder der Abſcheu am ſtärkſten wirke. Kop. und Leipzig 1763. 16 Bogen in 4.

Dieſe Schrift des Hrn. Juſtizraths und Profeßors P. K. **Anker** iſt ſchon einmal däniſch in den Abhandlungen der hieſigen gelehrten Geſellſchaft gedrukt geweſen, daraus wir ihren Inhalt im I Bande dieſer fortgeſ. Nachrichten angezeigt haben. Nunmehr hat der Hr. V. ſie weiter ausgearbeitet und in teutſcher Sprache ans Licht geſtellet. Die Ueberſezzung rühret von dem jezigen Rector zu Altona Hr. **Baden** her, und iſt ſo gut gerathen, als ſie faſt nur zu erwarten war; denn in beiden Sprachen ohne Fehler zu ſchreiben, iſt ihrer nahen Verwandſchaft wegen ſehr ſchwer. Die teutſche Ausgabe hat aber ein großes vor der däniſchen voraus, weil der Hr. Verf. alles weiter ausführen und eine freiere Schreibart brauchen können. Ueberhaupt hat der Hr. V. ſeine Materie ſowohl gründlich als angenehm abgehandelt und man kann ſeine Schrift mit Nuzzen und Vergnügen leſen. Gelegentlich widerlegt er **Thomaſium**, der den Abſcheu für keine Hauptleidenſchaft, ſondern nur für eine Hinderniß der Luſt hielt. Ingleichen den **Prof. Claproth**, der ähnlicher Meinung iſt, und die ganze Frage für einen Wortſtreit hält, weil das Mißvergnügen eigentlich nur ein Man-

gel des Vergnügens wäre, dabei er aber nicht mit auf die wichtigſte Art des Mißvergnügens, ſo nicht aus dem Mangel des Guten, ſondern dem Daſeyn des Böſen entſteht, ſiehet.

Wir beklagen gar ſehr, daß wir dem H. Juſtizrath ganz unverhofter Weiſe Anlaß gegeben haben, ſein Buch noch mit 3 Bogen zu vermehren, die gegen die vorige Recenſion in dieſen Nachrichten gerichtet ſind. Indem er 4 unter die Rec. geſetzten Anmerkungen, als eine Widerlegung angeſehen, und weil ſolche lauter Nebendinge betreffen, gar den Argwohn gefaßet hat, als hätten wir ihm recht mit Vorſaz widerſprechen wollen, und weil wir etwa in der Hauptſache nichts gefunden, uns an Nebenſachen gemacht, um ſo mehr, da nur allein bey ſeiner Schrift Erinnerungen gemacht worden, obwohl wir uns doch noch einmal S. 336. bei einer Abhandlung des H. Procanzlers Pontoppidan gleiche Freiheit genommen. Allein wir können aufrichtig verſichern, daß wir dabei weit von der Abſicht entfernet geweſen, den H. V. auf einigerley Weiſe zu beleidigen, und alle die Achtung gegen ihn tragen, die er ſich durch ſeine große Gelehrſamkeit und perſönlichen Charakter durchgehends erworben hat. Eben ſo wenig haben wir ſeine Meinung widerlegen wollen, der wir vielmehr vollkommen beypflichten, ſondern der Recenſent hat bloß von ungefehr einige zufällige Gedanken, die er unter dem Leſen gehabt, und nach dem eigenen Urteil des H. V. nicht die Sache ſelbſt,

ſon-

ſondern nur einige einzele Stellen betreffen, beigefügt. Es thut uns wehe, daß der Hr. Juſtizrath zum voraus mit einem Vorurteile von der Abſicht des Recenſenten eingenommen geweſen, und deßwegen klaget, man hätte ihm öffentlich Schuld gegeben, daß er dem Leſer ſchwache und ungegründete Beweiſe aufbürden wolle. Es iſt uns dieſes nicht in den Sinn gekommen, viel weniger aus unſrer Feder gefloſſen; die Noten betreffen lauter Nebendinge, ſind auch teils gar keine Widerlegungen, ſondern nur Zuſäzze, teils nur als Zweifel, nicht als ordentliche Widerſprüche vorgetragen, teils gar auf die Beſtätigung der Meinung des H. V. abgezielet, obwohl die Kürze an einigen Orten zu einem Misverſtande Gelegenheit gegeben. Sie würden auch gewiß weggeblieben ſeyn, wenn wir hätten zum voraus ſehen können, daß ſie uns eine Streitigkeit mit einem Manne erwekken würden, den wir verehren, und mit deſſen Meinung wir ſo gar vollkommen einig ſind. Indeſſen ſchmeicheln wir uns, der H. V. werde uns nach dieſer aufrichtigen Erklärung von dem geſchöpften Verdacht gänzlich los ſprechen. Wir würden auch den ganzen Streit, weil er lauter Kleinigkeiten angeht, hier abbrechen, wenn es nicht nöthig ſchiene, uns teils gegen den H. V. ſelbſt beſſer zu erklären, teils bey dem Leſer zu rechtfertigen.

1. Der H. V. ſezzet veſt, daß in der Welt mehr gutes als böſes iſt, und ſchreibt dabei folgendes:

„Auch

„Auch unter denen, die dieſe Welt von aller
„Hofnung eines beſſern Lebens gänzlich entblöſt,
„verlaſſen, werden ſich wenige finden, die ſich
„mit dem Motte le Vayer wegern werden, ihr
„Leben am Ende deſſelben noch einmal wieder
„anzufangen, wenn es bey ihnen ſtünde.„ Er
füget auch eine Geſchichte von einem ſehr alten
Bauer bei, welcher ſagte: wenn er ſo lange leben
möchte, als er wünſchte, wolte er gerne einen Berg
mit Körben auf den andern tragen und dazu
nichts eſſen als Erbſen ohne Salz und Schmalz,
und Waſſer aus der Röhre (*) trinken. Er mißbilligt, daß der Recenſent hiebei nicht bei ſeinen
eignen Worten geblieben iſt, ſondern einige Redensarten gebraucht hat, die von der Liebe zum
Daſeyn überhaupt und dem Abſcheu vor der
Vernichtung handeln, da er doch bloß von derjenigen Liebe des Lebens redet, die ſich darauf gründet: daß es mehr gutes als böſes enthält, als
welche auch allein zu ſeinem Zwek dienet.

Es iſt andem, daß ſolche Redensarten, weil ſie
nicht zur Sache gehören, hätten wegbleiben ſollen. Der Rec. konte aber aus zwoen Urſachen
gar leicht dazu verleitet werden. Einmal durch
die angeführte Geſchichte. Der Hr. V. hat ſie
zwar, wie er ſchreibt, nicht in der Abſicht angeführt, darin ſie vom R. genommen worden, meinet auch, der Bauer ſtelte keinen unglüklichen
vor,

*) Im Teutſchen ſteht durch einen Drukfehler
Rohne.

vor, ſondern einen ſolchen, der entweder glüklich geweſen oder doch ſich dafür gehalten. Allein da der Bauer lieber ſehr beſchwerlich als gar nicht hat leben wollen, können wir nicht anders ſehen, als daß ſeine Geſchichte nicht beweiſet, daß in der Welt mehr gutes als böſes iſt, ſondern daß der Menſch ein Verlangen zum Leben überhaupt hat, und es daher gerne auch unter kümmerlichen, nur nicht unerträglichen Umſtänden führen will. Die **Zweite** Veranlaſſung ſind die angeführten Worte des H. V. **Auch unter denen** ꝛc. Denn natürlicher Weiſe müßten ſolche Leute ohne Hofnung der Auferſtehung noch geneigter ſeyn ihr Leben zu wiederholen, als andre, die, weil ſie ein beſſers nach dieſem wiſſen, ſich weniger aus dem gegenwärtigen machen. Weil aber der H. V. das Gegentheil annimmt, indem er ſchreibt, daß ſo gar die Leute, die kein Leben nach dieſem glauben, ſich nicht wegern würden das gegenwärtige zu verlängern, ſo war es leicht auf folgende Urſache davon zu verfallen: ſolche Sadducäer möchten zwar wegen des ſchreklichen Andenkens der bevorſtehenden Vernichtung wohl wünſchen ihr doch aufhörendes Leben lieber bald zu endigen, als noch lange mit den Vorſtellungen ſeines gewiſſen und ewigen Untergangs gemartert zu werden; doch aber lehre die Erfahrung das Gegentheil und daß die Liebe zum Leben jene Schwermut überwiege. Der Rec. fiel dieſen vermeintlich vom H. V. angenommenen Sazze bei, erinnerte nur: wenn man ganz gewiß wüſte, daß der Tod uns vernichtete,

wie zwar nicht wohl möglich iſt, möchten wohl manche aus Furcht und Erwartung des Todes ſich den Tod wünſchen. Auf ähnliche Weiſe als wie Ad. Bernd von ſich ſchreibet: er ſey oft in der Verſuchung geweſen ſich ſelbſt umzubringen, bloß aus Furcht, daß er es einmal thun würde.

Der H. V. hat uns nunmehr belehret, daß er um deswillen hauptſächlich von denen, die keine Hofnung eines künftigen Lebens haben, geredet hat, weil ſie das gegenwärtige nur um ihrer ſelbſt willen lieben, und alſo, wenns ihnen darin nicht nach Wunſch geht, eben keine Urſache haben deſſen Fortſezzung zu begehren; da hingegen ein Chriſt, wenn er gleich hie Trübſal erduldet, dennoch oft mit Paulo länger leben will, Gottes Ehre und des Nächſten Heil zu befördern. Dieſer Verſtand ſeiner Worte iſt auch untadelhaft, nur war er ohne weitere Ausführung ſehr ſchwer einzuſehen.

Uebrigens wiſſen wir nicht, ob die gedachten aus einem Mißverſtande eingefloſſene Redensarten von der Liebe zum Leben überhaupt ohne Hinſicht auf ſein Wohl oder Weh, und ſonderlich der Ausdruk, „der Menſch will lieber unglüklich als gar nicht leben„ an ſich ſo gar verwerflich ſind. Wird doch in den Rechten die Todesſtrafe, wenn ſie gleich mit keinen Schmerzen und beſchwerlichen Umſtänden verbunden iſt, höher geachtet, als die Peinigung, und Verurteilung zu immerwährender mühſeligſter Arbeit? Will nicht der Miſſethäter lieber an das Ruder geſchmiedet ſeyn als

ſter-

ſterben? Wer nennet ihn aber nicht einen unglük-
lichen? Achtet er ſich nicht ſelbſt dafür, wenn er
unter der ſchweren Arbeit und den Schlägen tyran-
niſcher Aufſeher ſeufzet?

2. Der zweite ſtreitige Punkt iſt noch von we-
nigerer Erheblichkeit. Der H. Juſtizrath ſchreibt
an einem Orte:

„Der weiſe Schöpfer hätte in die Natur des
„Menſchen das Mißvergnügen über das Böſe
„und Wohlgefallen am Guten eingepflanzt.
„Widrigenfals würde der Menſch das Uebel
„nicht ſcheuen, es wäre ihm gleichgültig, ob er es
„hätte oder nicht.„

Hiebei bemerkte der R. daß die Urſache der
Luſt zum Guten und Unluſt über das Böſe nicht
ſowohl in einer beſondern der Sele von Gott ein-
gepflanzten Beſchaffenheit, als in der allgemeinen
Natur der Dinge zu ſuchen wäre, indem es an
ſich unmöglich, daß die Freude nicht angenehm
und die Traurigkeit nicht widrig wären. Der H.
B. hat dieſe Anm. der Kürze wegen nicht ver-
ſtehen können, und ſich daher bemühet dieſe und
jene Stelle ſeiner Schrift, darwider ſie etwa hät-
te gerichtet ſeyn können, zu vertheidigen. Es war
aber die Meinung dieſe, daß die Urſache, warum
wir das Gute lieben und das Böſe fürchten, nicht
im Willen Gottes, ſondern in der Natur der Din-
ge ſelbſt zu ſuchen ſey. Wie überhaupt alle Din-
ge, deren Gegentheil unmöglich iſt, als z. B. die
mathematiſchen Wahrheiten, nicht deswegen
wahr ſind, weil Gott es ſo gewolt hat, ſondern

weil es an ſich nohtwendig iſt. Dahin gehören unſers Erachtens auch die algemeinen Beſchaffenheiten der Sele, die Freude über das Angenehme und der Verdruß über das Unangenehme. Ein anders aber iſt es mit der Einrichtung unſers Körpers, und dieſen und jenen Empfindungen, die die Sele durch ihn hat. Da iſt es offenbar, daß der weiſe und gütige Schöpfer ſolche Einrichtungen gemacht hat, die die Erhaltung des Lebens befördern, welches der H. Juſtizrath in dem teutſchen Druk mit mehrern ausführet.

3. Der Grundſaz des Hr. V. iſt, daß Luſt und Abſcheu überhaupt gleich viel über den Menſchen vermögen und es bloß auf den Grad eines jeden ankommt, welches in einzelen Fällen überwiegt, worinn wir ihm vollkommen beipflichten. Er erinnert gegen **Bayle**, der der Luſt den Vorzug einräumet:

„Das Böſe macht groſſen Eindruk bei dem „Menſchen und rühret ihn oft weit mehr als das „Gute. So viel iſt gewiß, in den Wiſſenſchaften „iſt die Wahrheit, daß das Böſe viel und ſehr „oft mehr als das Gute bey dem Menſchen ver„möge, algemein angenommen, und die wich„tigſten Lehren ſind darauf gebauet.„

und erzählet darauf ausführlich, wie ſowohl im väterlichen als bürgerlichen Regiment die Strafen für wirkſamer gehalten werden, als die Belohnungen. Der Rec. machte dabei die Anmerkung, daß vielleicht das Beiſpiel vom Hausſtande nicht allerdings hieher gehöre, weil man haupt-

ſach-

ſächlich nur darauf zu ſehen hat, was das Böſe und Gute für einenEindruk bei Menſchen macht, die den vollen Gebrauch des Verſtandes haben, nicht bei Kindern, die aus Mangel der Erkentniß, und weil ſie nur auf die gegenwärtige Empfindung ſehen, ein dem Grad nach geringeres Uebel wichtiger achten als ein gröſſeres Gut, und umgekehrt. Daß aber die Obrigkeiten mehr Strafen als Belohnungen brauchten, wäre nicht, weil ſie überhaupt jene kräftiger als dieſe anſähen, ſondern weil es von den Strafen ſtärkere Grade in der Welt giebt, indem ſie ſich bis zum Tode erſtrekken, wogegen die gröſte Belohnung, die ein Richter erteilet, für nichts zu achten iſt. Wir bedauren, daß der H. V. auch dieſe Note als eine Widerlegung angenommen hat, da ſie doch, wie jedem Leſer in die Augen fallen mußte, zur Beſtätigung ſeines Sazzes dienet. Doch das iſt es eben, was der H. V. dem Rec. vorwirft, daß er etwas widerlegt habe, welches er ſelbſt in der Rec. ausdrüklich als das Gegentheil von des H. V. Meinung angeführt hatte, und alſo entweder wider beſſer Wiſſen widerſprochen, oder auf einer Seite ſchon vergeſſen gehabt habe, was er auf der andern geſchrieben.

Allein es iſt ja auf der ganzen Seite, darunter die Anm. ſtehet, mit keinem Worte mehr von des Hrn. V. Meinung die Rede, ſondern bloß davon, was insgemein in den Wiſſenſchaften angenommen wird. Und weil aus obangeführten Worten des H. V. zu vermuten war, daß er glaubte, die

Menſchen insgemein, auch die Gelehrten und Geſezgeber, mäſſen dem Böſen überhaupt gröſſere Gewalt über das menſchliche Gemüt bei, als dem Guten, ſo erinnerte der Rec. daß die Obrigkeiten vielleicht nur deswegen die Strafen häufiger anwendeten, weil es davon ſtärkere Grade in der Welt giebt. Er hatte zu ſolcher Erinnerung noch dieſe Veranlaſſung, daß in der däniſchen Ausgabe von dieſem gröſſeren Maaß der Strafen in Vergleichung mit den Belohnungen, und daß überhaupt in dieſer elenden Welt das Böſe gemeiniglich in ſtärkerem Grade vorhanden iſt, als das Gute, nichts ſtehet, indem der davon handelnde Abſchnitt ausgelaſſen, und erſt nachher im Teutſchen eingeſchaltet worden.

4. Dieſe leztgedachte Anmerkung des R. giebt dem H. Juſtizr. noch zu einer Beſchwerde Anlaß. Er hatte zwei Urſachen angeführet, warum die Obrigkeiten mehr drohen als verheiſſen, die eine, weil es zu koſtbar ſeyn würde, alle Unterthanen durch Geſchenke im Gehorſam zu erhalten, die andre, weil überhaupt nicht alle Menſchen von der Gemütsart wären, daß ſie ſich durch das Gute gewinnen lieſſen. Die lezte iſt in der Rec. übergangen, und zwar, wie der H. V. argwohnet, um deswillen, weil darin ungefehr eben das geſagt worden ſey, was die leztgedachte Note des Rec. enthält, daß die Strafen die Belohnungen dem Grad nach gewaltig überſtiegen. Dieſemnach hätte der R. eine Stelle des V. in der Rec. ausgelaſſen, hinge-

gegen eben dieſelbe an eben dem Orte als ſeine eig. ne Anmerkung beigefügt, bloß um Gelegenheit zu haben ſeine gelehrte Einſicht zu zeigen, auch wohl um den Vortrag des H. V. zu entkräften. Was erſtlich das leztere betrift, ſo ſehen wir nicht wohl ein, warum die ausgelaſſene Urſache ſo unentbehrlich wäre, daß der H. V. urteilet: wenn er keine andere Urſache angeführt hätte, als die erſte, ſo in der Rec. einen Plaz bekommen, würde ſein Beweis ſehr unvollkommen ſeyn. Sollte es nicht ein hinlänglicher Grund für den Geſezgeber ſeyn andre Mittel als die Belohnungen zu brauchen, wenn es ihm unmöglich fält ſo viele, als erfodert werden, aufzutreiben? Zweitens können wir auch nicht finden, in wie fern die ausgelaſſenen Worte davon handeln, daß die Strafen dem Grad nach ſtärker als die Belohnungen ſind. Der H. V. wirft zwar die Frage auf:

„Ob ich ſage, daß ſich wenig Menſchen durch „Belohnungen zum Gehorſam bringen laſſen, „oder ich ſage, daß die Strafen in Abſicht auf „die Grade gemeiniglich ſtärker ſind, als die Be„lohnungen; ſollte das nicht beinahe auf eins „herauskommen?„

Allein hier ſind etwas andre Worte gebraucht, wie im Däniſchen. Dort hieß es: Es ſind nicht alle Menſchen von der Gemütsart ꝛc. Es fehlet nemlich ſo viel, daß der Rec. bei Auslaſſung vielgedachter Worte zur Abſicht gehabt hätte, den Saz des H. V. zu entkräften, daß er vielmehr bloß deßhalben es gethan, weil ihn gedünkt,

dünkt, daß ſie ſeiner Meinung zuwider lieſen. Denn wenn einige Menſchen vermöge ihrer Gemütsart, leichter durch das Böſe als Gute zu bewegen ſind, ſo ſcheinet zu folgen, daß die Strafen einen Vorzug vor den Belohnungen haben, der nicht auf ihren ſtärkeren Grad, ſondern auf die Gemütsbeſchaffenheit ankommt, und alſo wäre wenigſtens bei einigen Menſchen das Böſe an ſich kräftiger als das Gute.

VIII.

Oratio de Reformatione Lutheri divinis auſpiciis cœpta pro ſtipendio Winſtrupio-Reſeniano in Auditorio Collegii Elerſiani ad diem 14. Jan. 1763. habita ab *Adolph. Andreal, Fugl* S. Min. Cand. Hafn. typis L. L. Heiden. 2 Bogen in 8.

Die Gelegenheit zu dieſer kleinen Schrift hat das Winſtrup-Reſeniſche Stipendium gegeben, bei welchem als eine Bedingung verordnet iſt, daß von denjenigen, die daſſelbe bekommen, jährlich einer eine Rede zum Gedächtniß der Reformation halten ſoll. Sie iſt die erſte gedrukte Probe von der Geſchliklichkeit ihres Verfaſſers, und macht einen vorteilhaften Begriff von derſelben. Er ſtellet erſtlich die Wichtigkeit der Reformation vor, und beantwortet kürzlich den Einwurf, als wenn Luther dieſelbe aus Holz und eit-

eitler Ehrbegierde angefangen. Seinen Hauptſaz, daß die göttliche Vorſehung ſelbſt dieſe Unternehmung veranlaſſet und befördert, beweiſet er bündig und gelehrt.

IX.

Prodromus Floræ Danicæ, quem - - Præſide Dn. Doct. *Carolo Linnæo* - - pro ſummis in arte Apollinea honoribus more majorum legitime obtinendis, publicæ cenſuræ ſiſtit *Georgius Tycho Holm*, Fyonia-Danus. Upſaliæ 1757. 3½ pl. 4to.

Dis iſt das übergebliebene Denkmal des Fleiſſes und der Geſchiklichkeit eines Mannes, von welchem das Vaterland und inſonderheit die neu errichtete königl. Stiftung auf dem Schloſſe Charlottenburg den gröſſeſten Nuzzen zu ziehen Hofnung hatte, der uns aber durch einen frühzeitigen Tod entriſſen ward, nemlich des ſchon zum Profeſſor ernannten Hr. Holms, von welchem ſowohl, als der vorgedachten Stiftung wir bald umſtändlicher reden werden. Dieſe ſeine Inauguraldiſputation, welche das Kennzeichen der Schule hat, darin er ſelbſt nach dem Zeugniß ſeines wahrhaftig berühmten Lehrers, mit dem glüklichſten Fleiß verſchiedene Jahre zugebracht, und ſich auf die Naturhiſtorie überhaupt und inſon-

derheit auf die Kräuterwiſſenſchaft geleget hatte, iſt den beiden Etatsrähten und Profeſſoren dem Hrn. Stampe und dem Hrn. von Buchwald zugeſchrieben. In der Einleitung von 9 Seiten wird der Wachstum der Wiſſenſchaften und der Arzneigelahrtheit, und inſonderheit der Botanik angezeiget. Er zeiget darauf, was Dänemark beſonders in einem bald verfloſnen Jahrhundert, an den Bartholinen, Worm, Borrichius, Steno, Pauli, Kylling, Burſer und andern für berühmte Arzneigelehrte gehabt hat, die ſich auch der Botanik angenommen. Inſonderheit aber hat dieſe leztere Wiſſenſchaft von der jezt errichteten vortreflichen botaniſchen Anſtalt den ſtärkſten Wachstum zu gewärtigen. Unter den bisherigen däniſchen berühmten Botaniſten nennet er Kylling, die Fuiren, Sim. Pauli, Burſer und die Buchwalden. Er hält ſich inſonderheit an des erſtern 1688 in däniſcher Sprache in 4to gedruktes Viridarium Danicum, darin 1102 inländiſche Kräuter mit vielem Fleiß, obgleich nicht in der beſten Ordnung angeführet ſind. Ordnung, Deutlichkeit und Genauigkeit belebet in unſern Tagen die Kräuterwiſſenſchaft, daher er hie einen Prodromum einer verbeſſerten und ordentlich eingerichteten Floræ Danicæ und zwar in dem engſten Verſtande liefert. Er führet die däniſchen Kräuter, welche bei den verſchiedenen Landarten und abwechſelnden Gegenden nohtwendig ſehr zahlreich ſeyn müſſen, nicht in einer alphabeti-

betiſchen, ſondern ſyſtematiſchen Ordnung nach ihren Geſchlechten und Claſſen mit denen Linnäiſchen Benennungen an, wobei immer die Nummer der Kräuter in dem Kyllingiſchen Viridario angezeichnet iſt. Dieſen ſind noch einige Kräuter aus Burſers Herbario unter dem Buchſtaben B, und aus des Hrn. Verf. eignen Samlung unter dem Buchſtaben N. beigefüget, welche man aber aus Dänemark leicht haben könte, ſind mit einem † bezeichnet. Die Kräuter aber, welche die Apotheker brauchen, und welche man alſo nöhtig hat, anders woher kommen zu laſſen, ſind mit einem * bezeichnet. Zugleich iſt noch ein Verzeichniß von Kräutern aus dem gedachten Viridario angehänget, welche ſich bis jezo noch unter keine gewiſſe Claſſe mit Gewißheit bringen laſſen. So kurz alſo dieſer Prodromus iſt, und ſo mager er ausſiehet, ſo lehrreich und nüzlich iſt er gleichwol eingerichtet. Nur Schade, daß wir von dieſem einſichtsvollen und fleiſſigen Manne nichts mehr als dieſen Prodromum haben empfangen ſollen.

X.

Vorſchläge, nach welchen der Trans-port der Bäume, Landgewächſe, Saa-men, und verſchiedener anderer Natura-lien über die See zu veranſtalten iſt, über-ſezt. Kopenhagen im Verlag der Rothenſchen Buchhandlung 1756. 8½ B. 8.

Vnderretning om, hvorledes Træer, perennerede Urter, Fröe, og adſkillige andre Naturalier beſt kand forſendes til Söes. Over-ſat av det Franſke efter Editionen av Aar 1753. Kiöbenhavn trykt hos Bröderne Philibert 1760. 7½ B. 8.

Hier ſind auf einmal zwo Ueberſezzungen einer brauchbaren und auf vieler Erfahrung ge-gründeten Schrift des berühmten Hrn. Dû Ha-mel, welche erſt für ſich allein erſchienen und her-nach in das Journal economique unverändert eingerükket iſt, bis endlich dieſe vermehrte Aus-gabe heraus kam. Auſſer einem **Vorbericht** von einem Herbario und einer **Einleitung** von den Anſtalten, ſo überhaupt und im Voraus zu machen ſind, beſteht dieſer Traktat aus vier Ka-piteln. Das **erſte** handelt von dem Tranſport der Bäume und Landgewächſe in zehn Abſchnit-ten; das **zweite** von dem Samen, in ſechs Ab-ſchnitten; das **dritte** von den Thieren, in vier

Abſchnitten; und das vierte von den Kieſeln, Steinen, Mineralien, Balſamen, Harzen, Gummen, Bergfetten, und den Werken der Kunſt; wozu noch in dem Beſchluß eine Anweiſung komt, was für Verfügung wegen der Bäume, Geſäme und andrer Naturalien zu machen iſt, wenn ſie in dem Hafen angekommen ſind.

Das wohlverdiente Lob, welches dieſem, allen Gartenliebhabern, Gärtnern, Landwirthen und Naturalienſamlern ungemein nüzlichen und ſchlechterdings unentbehrlichen Buche in den göttingiſchen Anzeigen beigeleget ward, hat die deutſche Ueberſezzung veranlaſſet. Die däniſche Ueberſezzung, welche ſehr ſauber und zwar mit lateiniſchen Buchſtaben abgedrukt iſt, hat der Hr. Prof. Oeder auf königl. Koſten veranſtaltet, und zwar fürnemlich zum Beſten des botaniſchen Garten, daß damit die Correſpondenten in den königl. Reichen und Landen, in Europa und in den Colonien, in der gegenwärtigen und künftigen Zeit können verſehen und daraus unterrichtet werden, wiewohl noch eine andre königl. Anſtalt, nemlich die, welche auf die Naturhiſtorie und Oekonomie führet, davon ebenfals einen Gebrauch machen und einen Nuzzen ziehen kan.

XI.

Index Plantarum in Linnæi ſyſtematis naturæ editione decima recenſitarum. Hafniæ apud Fratres Philibert 1761. 2 Bogen 3 Blätter in 12.

Mit dieſem ſauber abgedrukten Verzeichniß hat es eben die Bewandniß als mit der däniſchen Ueberſezzung des vorgedachten Traktats. Um den Briefwechſel zu erleichtern und dem vielen Abſchreiben abzuhelfen, hat der Hr. Prof. Oeder dieſes Verzeichniß drukken laſſen. Es ſind bloß die Genera in einer alphabetiſchen Ordnung ausgedrukt, die darunter begriffene Species aber ſind mit ihren Zahlen in eben derſelben Zeile bezeichnet. Hier braucht der Hr. Profeſſor bloß die Nummern, welche der königl. botaniſche Garten ſchon hat, nur zu unterſtreichen, ſo können die Correſpondenten, wenn er ihnen dis Verzeichniß von Zeit zu Zeit zuſendet, bald ſehen, welche Kräuter ſie zu dem botaniſchen Garten einſenden ſollen, und welche ſie nicht nöhtig haben zu überſenden.

Nach-

Nachricht.

I.

Von der Ausgabe eines Werks, FLORA DANICA genannt.

Ein merkwürdiger Teil der hieſigen neuerlich errichteten königlichen botaniſchen Anſtalt iſt die Ausfertigung eines Werkes von den Kräutern, welche in beiden Reichen und übrigen europäiſchen Ländern Seiner Majeſtät, von Natur, ohne Zuthun der Menſchen, wild wachſen. Dieſes Werk wird ſeinen vollſtändigen Titel nach dieſen beiden Reichen und Ländern erhalten und führen; hier aber und ſonſten, wo Kürze nöhtig iſt, wollen wir es mit einem abgekürzten Titel Flora Danica nennen.

Die Hauptabſicht Seiner Majeſtät bei dieſem Werke iſt Landesväterlich, und auf die Ausbreitung der Kentniß von den einheimiſchen Gewächſen unter Dero Unterthanen gerichtet. Dieſe Ausbreitung der Kräuterkentniß unter den Landes-Einwohnern wird geſuchet, weil die Botanik nicht gemeinnüzzig werden kann, ſo lange ſie nur eine Wiſſenſchaft einiger weniger Botaniſten iſt. Wenn der Nuzzen erreichet werden ſoll, welchen ſich das gemeine Weſen mit Recht und Fug von der Kentniß eines Reiches der Natur, aus

wel-

welchem die Menſchen ihre meiſten Güter herneh⸗men, zu verſprechen hat, der aber, wo wir auf⸗richtig ſprechen wollen, noch lange nicht in ſeinem vollen Maaße ſich äuſſert, ſondern vielmehr erſt noch zu erwarten ſtehet, und nicht in allzuengen Begriffen auf die Arzneiwiſſenſchaft eingeſchren⸗ket werden muß, ſo kömt alles vornemlich darauf an, daß die Gelegenheiten Erfahrungen anzuſtel⸗len mit der Kentniß der Vegetabilien verbunden werden. Dieſe Gelegenheiten fallen vornemlich in die Hände derjenigen, welche mit Pflanzen in ihrer Anwendung zu den Abſichten der Menſchen, da wo ſie ihren Nuzzen in der That erweiſen ſol⸗len, bei gar vielen Aeſten des bürgerlichen Ge⸗werbes, zu thun haben, insbeſondere aber derer, welche auf dem Lande, im Schooße der Natur wohnen, und mit der Landwirthſchaft ſich beſchäf⸗tigen. In dieſer zahlreichen Claſſe von ſchäzba⸗ren Bürgern des Staates finden ſich eben nicht viele, die das ſind, was wir eigentlich einen Ge⸗lehrten von Profeſſion nennen, hingegen ſehr vie⸗le, welche, wenn man die Kentniß der gelehrten und der fremden Sprachen ausnimt, (und in den meiſten Fällen hat man nicht nöhtig die fremden lebenden Sprachen auszunehmen) übrigens alles beſizzen, was zu einem Liebhaber einer Wiſſen⸗ſchaft gehöret, Verſtand, Erziehung, Wohl⸗ſtand, Muſſe, Luſt, zu welchem allen noch der beſondere Beruf zur Botanik, vor andern Wiſ⸗ſenſchaften kömt, welchen erwähnter maſſen die Hauß⸗und Privatumſtände dieſer Perſonen mit

ſich

ſich führen. Alſo muß ſolchen Liebhabern der Botanik zu gefallen, dieſe Wiſſenſchaft in den Landes-Sprachen, der Däniſchen und der Teutſchen, vorgetragen werden, und dazu kann ich nicht finden, daß mehr gehöret als wollen; ſie muß, ſo viel möglich, iſt ohne Abbruch der Gründlichkeit, leicht gemacht werden, und da meine ich auch, daß die Botaniſten den Liebhabern die Sachen in vielen Dingen leichter machen könten, wenn ſie nur wolten: endlich müſſen die Mittel, welche man dieſen Liebhabern in die Hände geben will, zur Abſicht hinlänglich ſeyn, damit ſie bei dem Gebrauche derſelben fremde Schriften nicht unumgänglich nöhtig haben.

Dieſen Betrachtungen gemäß wird die Einrichtung und Ausarbeitung unſrer Flora gemachet und vorgenommen werden, und um die Ausführung der landes-väterlichen Abſicht auf die kräftigſte Art zu befördern, werden Seine Majeſtät eine beträchtige Anzahl Exemplare, als ein Königliches Geſchenk unter die Geiſtlichkeit in Dero Reichen und Landen verteilen laſſen, ſolchergeſtalt, daß dieſe an jedes Stift oder Dioeces verteilte Exemplare, von einem jedesmaligen Biſchofe oder Superintendenten an diejenige unter ihren Dioeceſanis auf eine Zeitlang ausgeliehen werden, welche den beſten Gebrauch von dem Werke zu machen, und der botaniſchen Anſtalt und dem Garten hinwiederum durch ihre Correſpondence nützlich zu werden ſich befleiſſigen wollen.

Bei dieſer Hauptabſicht iſt der Wille des allen Wiſſenſchaften holden Königes, daß auch Ausländern gedienet werden ſoll, wie ohne Zweifel mit dieſem Werke geſchehen kann, da es die Gewächſe eines anſehnlichen Erdſtriches, von jenſeit der Elbe an bis an das Eißmeer, in der Breite vom 53ſten bis 70ſten Grade, Gewächſe der Alpen und des Seeſtrandes, auſſer allen andern gewöhnlichen Verſchiedenheiten des Bodens, enthält, und alſo in dem gröſſeſten Teile von Europa, beſonders dem nordlichen brauchbar iſt. Es ſoll alſo die *Flora Danica* auch in lateiniſcher Sprache ausgefertiget werden, und die Einheimiſchen haben noch insbeſondere die Wahl zwiſchen der lateiniſchen und der däniſchen oder teutſchen Ausgabe.

Ehe ich die Einrichtung des Werkes umſtändlich anzeige, habe ich einige Betrachtungen über die Natur eines Unternehmens dieſer Art, beſonders in Abſicht auf die Samlung von Kupferſtichen, den koſtbarſten Teil dieſes Werkes, voranzuſchicken.

Ein Unternehmen dieſer Art iſt kein Unternehmen einer Privatperſon; deſſelben Ausführung erfodert mehr Aufwand, mehr Nachdruk und Vorſchub, insbeſondre aber mehr Zeit, als von den Kräften einer Privatperſon leichtlich erwartet werden, und mit der Hinfälligkeit des Lebens eines Menſchen und ſeiner Glüksumſtände beſtehen kann: und die Geſchichte der Botanik zeiget uns mehr als ein Beiſpiel von dieſer Hinfälligkeit

keit ſolcher Anſchläge. Allein die *Flora Danica* iſt kein Privatunternehmen, die Ausfertigung derſelben iſt in die Verfaſſung der königl. botaniſchen Anſtalt als ein Teil derſelben eingeflochten, und die Ausarbeitung, und nach der Zeit die beſtändige Vermehrung und Verbeſſerung dieſes Werkes jedem Profeſſor an dem königlichen botaniſchen Garten zu Amtspflicht gemacht. Es haben alſo die vermutliche Käufer dieſes Werkes nicht zu befürchten, daß es jemals ins Stekken gerathen, und die Zahl ſo vieler anderer ähnlicher Werke, welche Stükwerk geblieben ſind, vermehren werde, und überhaupt kann ich mit Ausſchluß deſſen, was ich dabei zu leiſten im Stande ſeyn mag, und alſo ohne Ruhmredigkeit, behaupten, daß die *Flora* ein Werk werden wird, welches ſeines gleichen nicht haben kann, ſo lang kein ander Gouvernement ein ähnliches unternimt.

Es iſt wahr, daß man die Kräuter bloß in Worten und Beſchreibungen hinlänglich kentlich machen kann, und die Abbildungen nicht ganz unentbehrlich ſind, hingegen allemal zum Gebrauche auch der beſten Abbildungen der wörtliche Vortrag des Botaniſten, und die Hülfe ſeiner Wiſſenſchaft nöthig iſt; es iſt auch meine Meinung gar nicht, daß ein Botaniſt deswegen, weil er eine Pflanze durch Anführung einer Abbildung derſelben kentlich machen kann, nicht immer gleich ſchuldig bleibe, auch in Worten ſie ſo genau zu beſchreiben und zu beſtimmen, als wenn keine Abbildung vorhanden wäre: nach dieſer Erklärung aber wird mir auch der ſtrengſte Botaniſt

nicht verdenken, daß ich den Wehrt und Nuzzen der Abbildungen erhebe, ſeine eigene Erfahrung wird ihm nicht erlauben zu verheelen, wie ſehr ihm ſeine Arbeit beſonders mit Vergleichung der Schriftſteller, bei jeder Pflanze, von welcher eine gute Abbildung vorhanden iſt, erleichtert worden, und des Beifalles der Liebhaber, die nicht eigentliche Botaniſten ſind, bin ich ohnehin gewiß. Es iſt ganz unſtreitig, daß man bei Verbindung der Kupfer mit dem Vortrage in Worten, viel leichter und angenehmer und alſo viel geſchwinder, als vermittelſt des wörtlichen Vortrages allein, die Kräuter kennen lernet, und wenn ſeit Erfindung der Kunſt, Schriften und Kupfer zu drukken, gleich anfänglich mehr Abbildungen, und zwar brauchbare Abbildungen, ſtatt mangelhafter Beſchreibungen geliefert worden wären, ſo würden die Botaniſten der ſauren Arbeit, welche ſie auf die Synonymie verwenden müſſen, gröſten teils überhoben worden ſeyn; der Anlaß zu den Klagen über die Menge der Namen würde ſich weniger gefunden haben, es würde die erſte Kentniß von den Vegetabilien weiter ausgebreitet, und es würde in Abſicht auf die Kentniß vom Nuzzen der Kräuter mehr geſchehen ſeyn.

Alle Einwendungen gegen den Gebrauch der Kupfer, und gegen die Vermehrung der Anzahl botaniſcher Werke mit Kupfern, laufen darauf hinaus, daß dieſe Werke koſtbar ſind. Darauf läſſet ſich erſtlich allemal mit der Frage antworten, welches von beiden koſtbarer iſt, die Zeit und Mühe, die ſich ein Liebhaber der Botanik ver-

mit-

mittelſt einer guten Samlung von Abbildungen erſparet, oder das Geld, welches er vor dieſes Hülfsmittel ausgiebt? Und dieſe Frage muß man einem jeden nach ſeinen eigenen Umſtänden ſich ſelbſt zu beantworten überlaſſen, allen aber nach ihrem Geſchmakke und Vermögen zu dienen ſuchen. Zweitens, ſo iſt es nicht ſowohl der natürliche Preiß guter Kupfer an ſich ſelbſt, was vor einen Liebhaber der Botanik, auch bei mäſſigen Umſtänden, eigentlich beſchwerlich, und in ſeinen Augen erheblich ſeyn kann, ſondern der Umſtand, daß keine einförmige und in ihrer Art vollſtändige Samlung zu haben iſt, ſondern daß der Liebhaber gezwungen iſt, wenn er die Abbildungen nur der Kräuter, welche im Bezirk einer Meile um den Ort ſeines Aufenthaltes wachſen mögen, zu beſizzen wünſchet, ſich gleich mit einer ganzen Bibliothek zu beladen, wo er Abbildungen von gar ungleicher Güte und Beſchaffenheit, unendliche Wiederholungen, und dasjenige, was er eigentlich braucht und haben wolte, unter einer viel gröſſeren Menge überflüſſiger Dinge zerſtreuet findet.

Dieſer Umſtand iſt es, was den Liebhaber der Botanik, den Botaniſten, und die Wiſſenſchaft ſelbſt drükt, und der Wunſch, daß dieſer Unbequemlichkeit abgeholfen werden möchte, muß ein vergeblicher frommer Wunſch bleiben, wo nicht die Regenten der Länder ihren mächtigen Vorſchub dieſer Wiſſenſchaft zu gönnen bewogen werden können. Woferne ein Potentat im Süden von Europa ein der *Flora Danica* ähnliches Werk

von den Pflanzen ſeiner Lande veranſtalten laſſen wolte, ſo würden erſtlich dieſe Lande ſelbſt den nächſten Nuzzen davon haben, den nemlichen Nuzzen, den wir uns von der *Flora Danica* in dieſen nordlichen Reichen verſprechen; hernach ſo hätten die Botaniſten aller Länder und Orte zwei Werke, die den allergröſſeſten Teil der ſämtlichen Gewächſe des ganzen Europa enthielten, die ſie zum Grunde legen könnten, und nur von Zeit zu Zeit zufügen dürften, was ſich ihres Ortes beſonderes findet, und vielleicht würden durch die Verfügungen eines dritten oder vierten Potentaten im Oſten oder Weſten oder in der Mitte, die Lükken um ſo viel geſchwinder ausgefüllet.

Auf dieſe Art würde eine vollſtändige Samlung von Abbildungen der geſamten europäiſchen Gewächſe, ohne Unordnung, ohne Wiederholung erwachſen, ein allgemeiner Grund der ganzen Wiſſenſchaft geleget, und dieſelbe damit unendlich erleichtert und ihre Ausbreitung befördert werden.

Nun wende ich mich zu der Einrichtung der *Flora Danica.*

Der Wille Seiner Majeſtät iſt, daß ſowohl die einheimiſche Kräuter den Einwohnern hieſiger Reiche und Lande kentlich, als auch ihr ſchon angegebener Nuzzen bekant gemacht werden ſoll. Das ganze Geſchäfte teilet ſich alſo in zwei Hauptteile, in das, was zur Botanik an ſich (Botanica pura) gehöret, und in das, was die Botanik in ihrer Anwendung zu den Abſichten der Menſchen (Botanica applicata) betrift. In gegenwärtiger

ger Nachricht ſpreche ich allein von der Botanica pura. Die Ausarbeitung des Teils vom Nuzzen der Kräuter iſt einer Geſellſchaft aufgetragen, in welcher ich ein Mitglied bin, auch die Feder führen werde, und von dieſem Teile wird zu ſeiner Zeit eine beſondre Nachricht gegeben werden.

Der wörtliche Vortrag oder der Text wird von den Abbildungen getrennet. Eine Menge Gründe treffen zuſammen, und machen dieſe Einrichtung nohtwendig: die unvermeidliche Verteilung der Samlung dieſer Kupfer in Faſciculn, wobei die Umſtände nicht erlauben, auf Ordnung, Affinität und Syſtem zu ſehen; die Nohtwendigkeit eines ſyſtematiſchen Zuſammenhanges bei dem Vortrage, der zum Unterricht in einer Wiſſenſchaft, deren Sele die Ordnung iſt, beſtimmet wird; der Format, der zum Gebrauche einer Einleitung in einer Wiſſenſchaft, und eines Verzeichniſſes der Kräuter, bei dem Aufſuchen in der Natur, bequem ſeyn muß; die Bequemlichkeit der verſchiedenen Arten von Liebhabern, welche nicht alle rathſam finden möchten, alle Teile des Werkes ſich anzuſchaffen, und welchen allen man doch gerne dienen wolte.

Die Käufer belieben die Samlung dieſer Kupfer als ein ſo genantes Herbarium vivum zu betrachten, welches man ſamlet und vermehret, ſo wie ſich die Gelegenheit dazu findet, nach einiger Zeit, wenn eine Anzahl Pflanzen geſamlet worden, dieſelben nach einer beliebigen Ordnung leget, und das ganze Herbarium als ein Hülfs-

mittel verwahret, um es bei vorfallenden Gelegenheiten, nach Gefallen mit den Schriften der Botaniſten zu Erläuterung derſelben zuſammen zu halten.

Die Platten werden mit der Rubrique *Flora Danica* und einer Numer in fortlaufender Reihe der Zahlen bemerket; ſo daß der erſte Faſcicul 60 Platten enthält, der zweite mit Tab. 61 anfängt. Die Platten richten ſich zwar an ſich nach der Gröſſe der Gewächſe, ſie werden aber insgeſamt, auf gleich groſſes Papier, wie in der Probe zu ſehen, abgedrüket. Auf eine Platte komt nicht mehr als eine Pflanze, ausgenommen die kleinen Pflanzen aus der Dilleniſchen Claſſe der Mooſſe, welche man deswegen bis auf die Lezte verſparen wird, um erſt die Gemählde derſelben zu ſamlen, und hernach mehrere nach ihrer Aehnlichkeit auf eine Platte bringen zu laſſen. Die groſſen Pflanzen werden nach verjüngtem Maaſſe, ihrer ganzen Statur nach, und ihre merkwürdige Teile neben bei in Lebensgröſſe vorgeſtellet: bei den kleinen Pflanzen wird das Vergröſſerungsglas gebrauchet, nicht nur um das zu zeigen, was das bloſſe Aug nicht erkennen kann, ſondern auch um dem Mahler Raum zu ſchaffen, daß er mit dem Pinſel deutlich ausdrükken kann, was ein gutes unbewaſnetes Aug allenfals noch zu erkennen im Stande iſt. Durchgehends werden diejenige Teile, in welchen ein beſonderes Unterſcheidungszeichen einer Art lieget, wo ſie nicht in der natürlichen Vorſtellung der ganzen Pflanzen von ſelbſt zum Vorſchein kommen, neben an beſonders vorgeſtellet. Alle

Zeich-

Zeichnungen werden nach der Natur und friſchen Kräutern gemacht, und hoffe ich, daß Kenner mit der Arbeit der bei der botaniſchen Anſtalt angenommenen Künſtler, Vater und Sohn, **Michael** und **Martin Rößler**, Erſterer als Graveur, lezterer als Deſſinateur, zufrieden ſeyn werden. Bei jedem Faſcicul wird ein gedrukter Bogen beigeleget, auf welchem die Namen der in ſelbigem Faſcicul enthaltenen Pflanzen ſtehen werden.

Die Ausgabe dieſer Faſciculn nimt nun ihren Anfang vor Ausgabe des Textes, wird währender Ausgabe deſſelben fortgeſezzet werden, und noch fortdauren, wenn der Text ſchon ganz zu ſeiner Zeit heraus ſeyn wird, ſo lang bis alle in die *Flora* gehörige Kräuter abgebildet ſeyn werden. Jeder Beſizzer dieſer Samlung erhält vermittelſt dieſer Einrichtung die Freiheit, die Faſciculn, ſo wie ſie heraus kommen, entweder gleich binden oder liegen zu laſſen, bis die Samlung angewachſen, um alsdenn die Platten nach einer ſyſtematiſchen Ordnung zu legen.

Es wird alſo dieſe Samlung die Abbildungen ſowohl der gemeinſten als der ſeltenern Kräuter enthalten. Unſre Hauptabſicht, den Einwohnern hieſiger Reiche und Lande zu dienen, erforderte dieſen Plan, alle Kräuter überhaupt ſind der algemeinen Aufmerkſamkeit wehrt, und wenn dieſen Einwohnern das Werk dienen ſolte, muſte es allein hinlänglich und andere Werke entbehrlich ſeyn: aber auch in Abſicht auf die Wiſſenſchaft überhaupt hoffe ich aus obigen Gründen,

F 4 daß

daß den Ausländern, und den Botaniſten von Profeſſion, eine einförmige Samlung von Abbildungen auch der gemeinſten Kräuter nicht unangenehm ſeyn werde.

Die Teile des Textes ſind folgende:

Erſtens, eine Einleitung zur Botanik, nebſt einer beſondern Abhandlung von der Lehrart;

Zweitens, ein Verzeichniß der in den königlichen Landen gefundenen Kräuter, in welchem nach den Regeln der Charakteriſtik vor jede Art ſo viel und nicht mehr von ihren Eigenſchaften angegeben wird, als eben nöhtig iſt, um ſie kentlich zu machen, weil dieſes Verzeichniß insbeſondre zum Handgebrauch beſtimmet wird;

Drittens, eine Samlung von ausführlichern und umſtändlichern Charakteren oder Beſchreibungen dieſer Kräuter.

Dieſe drei Teile des Textes, welche insgeſamt in Octav gedrukt werden, machen zwar Teile eines Ganzen aus, doch werden ſie ſo abgefaſſet werden, daß jeder ein Buch vor ſich wird, welches in ſeiner einſeitigen Abſicht vollſtändig heiſſen kann, ſo daß es die Gegenwart der andern nicht unumgänglich erfordert. Es werden auch ſowohl dieſe Teile des Textes ſämtlich, als auch jeder einzeln, ohne die Faſcikuln, verkaufet werden, damit allen Liebhabern nach ihrem Vermögen gedienet, und keinem das verſaget werde, was ſeine Umſtände ihm erlauben, ſich zu verſchaffen.

Der

Der erſte Faſcicul wird zu Oſtern 1762. ausgegeben, und die hiernächſt mit den Linnæiſchen Genericotrivial-Namen, der Kürze halben, verzeichnete 60 Arten auf eben ſo viel Platten enthalten, und ſolchergeſtalt wird mit jährlicher Ausgabe der Faſciculn fortgefahren werden. Man wird bedacht ſeyn, mit der Zeit die Faſciculn zu verſtärken, um die Vollendung der Samlung, nach dem vermutlichen Wunſche der meiſten Käufer, zu beſchleunigen. Der Ausfall bei dem Vertriebe der erſtern Faſciculn wird auf dieſe Maaßregeln ſeinen Einfluß haben.

Der erſte Teil des Textes wird den einheimiſchen Liebhabern mit Ausgang des Jahres 1762 geliefert werden, die Ausländer werden ihn zugleich mit dem zweiten Faſcicul Ao. 1763 erhalten.

Das Verzeichniß und die Beſchreibungen werden ausgefertiget werden, ſobald ich meinen Circuit durch die Teile von Dänemark und Seiner Majeſtät teutſche Lande ganz oder doch meiſt vollendet haben werde. Da die Reiſe durch Norwegen vollbracht iſt, ſo werden die übrige der *Flora* wegen nöhtige Reiſen ſo viele Zeit nicht erfordern.

Es wird zwar keine Prænumeration verlanget, doch wünſchen wir, daß die Liebhaber an behörigen Orten ihre Namen melden wollen, damit die Stärke der Ausgabe nach der vermutlichen Anzahl der Käufer eingerichtet werden kann. Da

ich übrigens, als Verleger dieſes auf Königliche Koſten veranſtalteten Werkes, von den Exemplaren, welche verkaufet werden, Rechenſchaft ablegen muß, ſo kann kein Exemplar ohne baare Bezahlung aus meiner Hand geliefert werden, und der Briefwechſel und Verſendung nebſt der dabei möglichen Gefahr gehet auf der Käufer Koſten.

Ins beſondre iſt nöhtig, daß diejenige, welche illuminirte Kupfer verlangen, ſich ausdrüklich melden, maſſen nicht mehr Exemplare illuminiret werden, als beſtellet worden. Die Illumination wird mahlermäſſig ſeyn, maſſen wir verſichert ſind, daß jeder Kenner der Botanik ſowohl als der Kupferſtecherkunſt, lieber ſeine Platte ſchwarz und rein, als ſchlecht colorirt haben will.

Der Preiß des erſten Faſciculs iſt vier Reichs-Thaler däniſch Courant, (ungefehr ein Louis d'or) vor ein Exemplar der reinen Abdrükke, und neun Reichsthaler vor ein illuminirtes, vor diejenige, welche ſich im voraus gemeldet haben, und dafür einen Beweiß erhalten, diejenige aber, welche es unterlaſſen, bezahlen einen vierten Teil des Preiſes mehr.

Ueber die Belohnung dererjenigen, welche der Liebhaber Commiſſionen ſamlen und als ihre eigene übernehmen, wird man ſich mit ihnen näher vergleichen.

Es wird dafür geſorget werden, daß dieſe Nachricht von dieſem Werke hinlänglich über Europa verbreitet werden möge, weswegen die Liebha-

ber

der ſich nur an diejenigen halten können, von welchen Ihnen dieſe Nachricht mitgeteilet werden wird.

Kopenhagen den 1ten May
1761.

Dr. Georg Chriſtian Oeder,
Königl. Profeſſor der Botanik.

Verzeichniß der 60 Pflanzen, welche der erſte Faſcicul, auf eben ſo viel Platten enthalten wird.

Tab. I. Rubus chamæmorus
II. Pedicularis lapponica
III. Linnæa borealis
IV. Silene rupeſtris
V. Cornus Suecica.
VI. Ceraſtium alpinum
VII. Androſace ſeptentrionalis
VIII. Pyrola uniflora
IX. Azallea procumbens
X. Andromeda hypnoides
XI. Thalictrum alpinum
XII. Stellaria biflora
XIII. Polygonum viviparum
XIV. Rumex digynus
XV. Zoſtera marina
XVI. Veronica alpina
XVII. Gentiana nivalis
XVIII. Oſmunda lunaria
XIX. Ranunculus glacialis
XX. Cardamine bellidifolia
XXI. Cucubalus acaulis
XXII. Saxifraga cernua
XXIII. Saxifraga ſtellaris
XXIV. Sedum villoſum

XXV.

XXV. Pulmonaria maritima
XXVI. Pedicularis Sceptrum Carolinum
XXVII. Hieracium alpinum
XXVIII. Saxifraga nivalis
XXIX. Anemone vernalis
XXX. Pedicularis flammea
XXXI. Dryas octopetala
XXXII. Sibbaldia procumbens
XXXIII. Arbutus uva urſi
XXXIV. Saxifraga oppoſitifolia.
XXXV. Sabularia aquatica.
XXXVI. Anthericum calyculatum
XXXVII. Serratula alpina
XXXVIII. Erica cinerea
XXXIX. Lobelia Dortmanna
XL. Vaccinium Vitis idaea
XLI. Papaver nudicaule
XLII. Anthericum oſſifragum
XLIII. Bartſia alpina
XLIV. Buxbaumia aphylla
XLV. Blaſia puſilla
XLVI. Viola biflora
XLVII. Diapenſia lapponia
XLVIII. Galium trifidum
XLIX. Alchimilla alpina
L. Gentiana lutea
LI. Aſtragalus alpinus
LII. Veronica ſpicata
LIII. Phallus eſculentus
LIV. Andromeda polifolia
LV. Pyrola minor
LVI. Draba alpina
LVII. Andromeda coerulea
LVIII. Vicia lathyroides
LIX. Sedum rupeſtre
LX. Acroſtichum ſeptemtrionale.

II.

Akademiſche Nachrichten
von Kopenhagen, von dem Jahr 1760.

Die lezte Nachrichten, welche wir von der hohen Schule in Kopenhagen geliefert haben, ſind von dem Jahr 1759. und finden ſich in dem 2ten St. des zweiten B. der fortg. Nachrichten. Von dem jeztgedachten Jahr wollen wir noch eine mediciniſche Inaugural-Diſputation und akademiſche Promotion nachholen, nemlich

Tentamen Medicum Semioticæ partus legitimi, cujus ſectionem primam: perfectiſſimi enixus ſigna, Præſide *B. J. de Buchwald* pro ſummis in arte ſalutari honoribus eruditorum examini ſubmittit die 29. Dec. 1759. *Chriſt. Johann. Berger* in Regia pulchrarum artium Academia Anatomiæ Profeſſor, Collegii obſtetricii ſocius & metropolis hujus ſumma auctoritate conſtitutus obſtetricans. Die Einladungsſchrift zu dieſer feierlichen akademiſchen Handlung auf einem Bogen in Fol. handelte de medico Lucæ Evangeliſtæ ſtudio.

Nun wollen wir fortfahren, die folgende Jahre und den Rükſtand, darin wir in Abſicht derſelben ſtehen, einzubringen, wiewohl wir dismal bloß bei dem Jahr 1760. ſtehen bleiben, aus welchem wir folgendes anführen wollen.

1. Am 19ten März brachte der Hr. Prof. **Caſpar Friedrich Munthe** mit dem Reſpondenten Hr. **P. Wöldike** ſeine Diſſertationem

IIdam,

IIdam. obſervationes ad Heſiodi εργα exhibentem zur Catheder.

2. Der auf den 31ſten März fallende frohe Geburtstag des Königes ward wegen des Oſterfeſtes von der hohen Schule am folgenden 9ten April feierlich begangen, wozu ſie auf einem Bogen in Fol. einlud. Die Rede hielt der disjährige Rector Magnificus der Hr. Juſtizraht Ancherſen, welcher de patre patriæ amantiſſimo certiſſimo favoris in nos divini pignore handelte, und in welcher die Freudensbezeugungen und Feierlichkeiten der hohen Schule zugleich angezeiget worden, welche das im Oktober wegen der hundertjährigen Souveranität der Däniſchen Monarchen bevorſtehende hohe Feſt veranlaſſen würde.

3. Am 5ten Jun. übergab der Hr. Juſtizraht Ancherſen das akademiſche Rektorat für das folgende Jahr an den Herrn Dokt. Holm, erſten Lehrer der Gottesgelahrtheit, durch eine zierliche Rede und mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten. Die Einladungsſchrift von einem Bogen in Fol. handelte de Latialis linguæ neceſſitate.

4. Unter dem 16ten Jun. widmete die hohe Schule ihre Feder dem Andenken eines berühmten und nüzlich geweſenen Mannes, denn ſie gab auf 8. Bogen in Fol. heraus: Programma Univerſitatis Regiæ in obitum viri nobiliſſimi & experientiſſimi *Ansgarii Ancherſenii* Medicinæ Doctoris, in Ripenſi urbe Phyſici ordinarii & Medici provincialis, qui Anno MDCCLX. d. XXVIII. Februarii Ripis Cimbrorum fatis conceſſit.

5. Den 18ten Jun. vertheidigte der Hr. D. und Prof. Peter Roſenſtand Goiſche mit dem Reſpondenten Jer. Wöldike auf dem akademiſchen Hörſaal Particulam

culam III. Lineamentorum Theologiæ characteriſticæ ſive diagnoſticæ e 1 Joh. 2, 15. 16. deductorum.

6. Den 16ten Jul. vertheidigte der Hr. Juſtizraht Kall mit ſeinem älteſten hofnungsvollen Sohne das Specimen Quartum ac idem ultimum Philoſophiæ Arabum popularis.

7. Den 1 Aug. ließ die Akademie durch den disjährigen Dekanus der philoſophiſchen Facultät den jüngern Herrn Prof. Horrebow, an 60 Candidaten den gradum Baccalaurei austheilen, nachdem dieſe am vorhergehenden Tage des jeztgedachten Hrn Prof. Horrebows Partem IV. Elementorum doctrinæ Sphæricæ öffentlich vertheidiget hatten. Das auf dieſe Feierlichkeit gerichtete akademiſche Programma handelte auf einem Bogen in Fol. de Latiniſmis Novi Teſtamenti.

8. Unter dem 19ten Sept. erhielt die hieſige Schule einen neuen beliebten und brauchbaren Lehrer, den ſeiner gelehrten Schriften wegen genugſam berühmten Herrn Johann Hinrich Schlegel, welchen Ihro Königl. Maj. zum öffentlichen Lehrer der Weltweißheit ernennet haben. In Folge deſſen zeigete derſelbe noch unter dem 15. Dec. dieſes Jahrs in einer Einladungsſchrift von einem Bogen in Fol. welche de difficultatibus in hiſtorica veritate indaganda handelte, ſeine Vorleſungen an, welche ſich teils mit der Geſchichte, ſowohl der allgemeinen als der däniſchen, und teils mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigen.

9. In dem Okt. in welchem das groſſe däniſche Jubelfeſt einfiel, beſchloß der berühmte Hr. Juſtizraht und Prof. Anchersen ſeine horaziſche Jubel-Diſputationen, welche er in einem andern groſſen Jubelfeſt 1749. angefangen hat. Denn am 5ten dieſes Monats brachte er mit ſeinem Reſpondenten L. Schorv zur Catheder Carminum Secularium particula XIII. & ultima Odæ Horatianæ Secularis notiſſimæ Strophæ IX. poſteriores, it. Oda XXX. lib. III. & Oda III. lib. IV. diſſertationis anniverſariæ loco exhibitæ.

10. Das groſſe Jubelfeſt, welches die däniſche Unterthanen den 16. 17. und 18ten Okt. dieſes Jahrs höchſterfreut feierten, ſezte auch die hohe Schule in fröliche und gelehrte Beſchäftigungen. Wir wollen derſelben hier noch nicht gedenken, ſondern verſparen ein eignes und vollſtändiges Verzeichniß derſelben zum folgenden Stük.

11. Ihro

11. Ihro Königl. Maj. haben in einem allerhöchſten Reſkript an die Theologiſche Facultät fünf Studenten, welche den akademiſchen Freitiſch genieſſen und in einer Diſputation eine wichtige Materie am beſten abgehandelt haben, zu ihrer deſto mehrern Aufmunterung, jedem eine Belohnung von 20 Rthlrn allergnädigſt zugedacht und beigelegt, welche Ehre und Gnade nach dem Urteil wohlgedachter Facultät folgenden Candidaten, Friedrich Neuchs, Torſten Nikolai einem Iſländer, Chriſtian Brand, Joh. Finnäus und Jens Brevm zuerkant und zugeteilet worden iſt.

12. Bei Gelegenheit des mehrgedachten Jubelfeſtes iſt der erſte Lehrer der Heilungskunſt, der Herr Balth. Johann von Buchwald von Ihro Königl. Maj. mit dem Charakter eines Etatsrahts den 17. Okt. begnadiget worden.

13. Die Rede, welche jährlich am 31. Okt. zum Andenken der geſegneten Reformation pfleget gehalten zu werden, hielt dismal der öffentliche Lehrer der Rechte, Hr. M. Hübner, ſie iſt auch dem Druk übergeben worden, und ſoll ihrem Inhalt nach von uns nächſtens weiter angezeiget werden.

14. Der Herr Prof. Krazenſtein hielt auſſer ſeinen gewöhnlichen akademiſchen Vorleſungen in dieſem Winter wieder für Perſonen vom Stande ein Collegium in der Experimental-Phyſik. Der ganze Curſus beſtehet aus 500 Experimenten.

15. Unter dem 14ten Nov. iſt der obgedachte Herr Doktor Chriſt. Joh. Berger zum Mitglied in dem Collegio Medico allergnädigſt ernennet worden.

16. Herr Chriſtian Carl Kramer, welcher auf Königl. Befehl der nach Arabien reiſenden Geſellſchaft als Arzt zugeordnet worden, erhielt den 29ſten Dec. von dem Hrn. Etatsraht von Buchwald die höchſte Würde in der Heilungskunſt, nachdem er unter deſſen Vorſiz Specimen Inſectologiæ Danicæ öffentlich vertheidiget hatte.

17. Zulezt verdienet noch hie angeführet zu werden, daß der gelehrte und hochwürdige Herr Biſchof Nanneſtad in Chriſtiania, da er vormals in dem hieſigen Walkendorfiſchen Collegium fünf Jahre von 1715 bis 1720 gewohnet, und darin 180 Rthalr. an Stipendiengeldern genoſſen, ſich von einer edlen und chriſtlichen Denkensart hat überreden laſſen, dieſes Geld ſamt den Renten von 1732 bis 1760, welche ſich auf 252 Rthlr. belaufen, folglich die Summe 432 Rthlr. an beſagtes Collegium andern zum Beſten, wieder zurükzugeben.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Dritten Bandes Zweites Stück.

Kopenhagen und Leipzig, bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1764.

Inhalt.

Bücheranzeigen.

I. Det Trondhiemske Selſkabs Skrifter &c.
II. J. P. Willebrands Betrachtungen über Wahrheiten und Vorurteile.
III. *L. Sahlii* Specimen Philoſophiæ Rationalis.
IV. J. Laß Huſumiſche Nachrichten.
V. Documenta von der kirchlichen Verfaſſung zu Huſum.
VI. Huſumiſche Schul-Ordnung.
VII. Das Dorf, ein Gedicht von J. J. Duſch.
VIII. Glükſeligkeit des Tugendhaften, von eben demſelben.
IX. J. B. Baſedows Rede von der patriotiſchen Tugend.
X. Amuſemens periodiques. Tom I.
XI. Sundheds Magazin.
XII. Polieuctes Martyr, Tragédie.
XIII. Aeſop ved Hoffet &c.
XIV. Den Over ꝛc. von F. C. Schönau.
XV. *B. Möllmanni* Spicil. Antiquit. Patr. Periculum III.
XVI. E. P. Lilie von der groſſen Waſſerflut den 7. Oct. 1756.

Nachrichten.

I. Von der Königl. botaniſchen Anſtalt in Kopenhagen.
II. Verzeichniß der im Walkendorfiſchen Collegium von 1758-1762. gehaltenen Diſputationen.

I.

Det Trondhiemſke Selſkabs Skrifter &c.

D. i. Schriften der Trondheimiſchen Geſellſchaft. Erſter Theil, mit Kupfern. Kopenhagen, 1761. bei Friedr. Chriſt. Pelt. 296. S. in 8.

In der Vorrede geben die Herren Verfaſſer von dieſer Geſellſchaft (*) und ihrer Abſicht einige Nachricht. Sie ſuchen der Gelehrſamkeit mehr Liebhaber zu verſchaffen, und gute Schriften bekanter zu machen, weswegen ſie auch alle Gelehrte einladen, ihnen in dieſem nüzlichen Vorhaben zu Hülfe zu kommen. Aus allen Wiſſenſchaften, ſowohl den nüzlichen, als ſchönen, ſind ihnen Abhandlungen angenehm, doch iſt ihr vornehmſtes Abſehen auf die Naturlehre und Haushaltungskunſt gerichtet. Man

G 2 kann

(*) Der Hr. Biſchof Gunnerus hat dieſe Geſellſchaft den Predigern ſeines Stifts in ſeinem Hirtenbriefe angetragen, und wir haben aus demſelben ihrer ſchon vorläufig in dem dritten Stük des zweiten Bandes der fortgeſ. Nachr. S. 248 Erwähnung gethan.

kann ſich nichts anders, denn gutes zu dieſer Geſellſchaft (von deren Schriften ſchon 3 Bände herausgegeben ſind) verſehen, da die Stifter derſelben gelehrte und berühmte Männer ſind. Wir wollen jezt nur die in dem erſten Bande befindliche 10 Abhandlungen anzeigen.

I. Gunners Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Sele.

Dieſe Abhandlung des wegen ſeiner Gelehrſamkeit und vielen Schriften überall berühmten Hrn. Biſchofs **Gunners** verdienet ihrer Wichtigkeit und Gründlichkeit halber eine vollſtändige Anzeige.

Der Hr. Biſchof zeiget erſtlich, **daß die Materie nicht denken könne**, und zwar wegen der groſſen Verſchiedenheit zwiſchen ihren Wirkungen, und den Wirkungen eines denkenden Weſens, da jene nach gewiſſen Geſezzen auf eine ganz nohtwendige Art wirket, dieſes aber in ſeinen Gedanken von aller inneren und äuſſeren unüberwindlichen Nohtwendigkeit befreiet iſt. Die tägliche Erfahrung lehret genugſam, daß man bald auf dieſen bald auf jenen Gegenſtand ſeine Gedanken richtet, bald etwas ſehr lange überdenket, bald nach Gefallen etwas in Eile überſiehet, bald auf dieſe bald auf eine andere Art etwas betrachtet, u. ſ. w. daß folglich nichts ſo willkührlich ſey als die Gedanken. Dieſe Willkührlichkeit findet man aber gar nicht, ſondern vielmehr die entgegengeſezte Nohtwendigkeit bei den Wirkungen und Bewegungen der Materie. Es ſind

folg-

folglich die **Materie** und **ein denkendes Weſen** ſo ſehr verſchieden, daß man behaupten muß, daß dieſes **einfach** ſey. Ein einfaches Weſen kann auf keine andere Art als durch **Vernichtung** untergehen; ſoll alſo ein denkendes Weſen untergehen, ſo muß es Gott zu nichte machen. Dis kann Gott aber, wie der Hr. Verfaſſer behauptet, ſeiner moraliſchen Vollkommenheit halber nicht thun. Von den **vernünftigen Selen** redet der Hr. Biſchof zuerſt, und beweiſet ihre **Unſterblichkeit** alſo, daß er zeiget, teils daß Gott ſie nicht vernichten, teils auch, daß er ſie nicht in einen **ewigen Schlaf**, noch irgend einen **viehiſchen** Zuſtand verſenken könnte. Den Beweis führet er alſo: Die **Ehre Gottes** und die **Glükſeligkeit** der **vernünftigen Geſchöpfe** iſt die Abſicht Gottes bei der Schöpfung geweſen, die Geſchöpfe ſind alſo als Mittel zur Erreichung dieſer Abſicht anzuſehen, und Gott als ein allweiſes Weſen läſt ſeiner ſeits nichts fehlen, was dieſelbe nur immer befördern kann. Wenn nun Gott die vernünftigen Selen vernichtete, ſo vernichtete er die Mittel zur Erhaltung ſeines Endzweks, ſintemal die vernünftigen Selen auch nach dieſer Zeit die Ehre Gottes und die Glükſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe befördern können, dis aber kann mit der Weisheit Gottes gar nicht beſtehen. Was die **verdammten** Selen betrift, ſo befördern dieſe zwar nicht **freiwillig** die Ehre Gottes und die Glükſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe, ſie können auch alsdann

nicht mehr ihre eigene Glükſeligkeit befördern, nichts deſtoweniger dienen ſie wieder ihren Willen, teils zur Verherrlichung der Macht und Gerechtigkeit Gottes, teils auch bei den Seligen zur Befeſtigung und Vermehrung der Ehrfurcht gegen Gott, und zur Erwekkung ihre Seligkeit recht lebhaft zu fühlen. Gleicherweiſe ſtreitet es wider die Weisheit Gottes, die vernünftigen Selen nach dem Tode in einen ewigen Schlaf oder einen viehiſchen Zuſtand zu ſtürzen, weil Gott dadurch die Mittel zur Erhaltung ſeines Endzweks ſchwächen würde. In ſolchem Falle würde die Erinnerung des vorigen Zuſtandes und Verhaltens, die Empfindung der Belohnungen und Strafen, und die Fähigkeit zur wahren Glükſeligkeit und Unglükſeligkeit wegfallen, folglich könte die Liebe, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht in einem ſolchen Grade, als es durch ein ewiges Leben der Selen als Geiſter geſchehen kann, verherrlichet werden.

Von den unvernünftigen Selen der Thiere behauptet der Hr. Biſchof ebenfalls, daß ſie niemals vergehen, denn, da ſie hier in der Welt die lezte Abſicht Gottes bei der Schöpfung befördern, und es gleichſals in jener thun können, ſo läſt die Weisheit Gottes nicht zu, daß ſie vernichtet werden. Allein das ſcheint uns zu weit gegangen zu ſeyn; denn auf ſolche Weiſe kann man nicht nur die beſtändige Fortdauer eines jeden denkenden

Weſens, ſondern auch eines jeden materiellen Dinges, ſo gering es immer iſt, behaupten, weil dieſes das ſeinige eben ſo wohl als jenes zur Ehre Gottes und Glükſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe beigetragen hat, und ſolches auch in jener Zeit thun kann. Die Vernunft, welche ſehr wohl einſiehet, daß Gott bei der Schöpfung die Glükſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe zur Abſicht habe haben müſſen, und folglich leicht begreiffet, daß Gott dieſe nicht erſchaffen habe, um ſie nach einer kurzen Dauer zu vernichten, kann durch ein langes Nachdenken und aufmerkſame Betrachtung verſchiedener Wahrheiten gar wohl zur Erkentniß der Unſterblichkeit dieſer herrlichen Geſchöpfe gelangen: aber ſie findet nichts den göttlichen Vollkommenheiten nachtheiliges darin, wenn einige auch ſo gar denkende Weſen, die er zum Dienſt und Nuzzen der vernünftigen Geſchöpfe beſtimmet, vernichtet werden, ſo bald ſie den Zwek ihres Daſeyns erfüllet haben. Auſſerdem iſt in Anſehung der Unſterblichkeit der vernünftigen Selen zu merken, daß, wenn wir erſtlich aus der h. Schrift die Gewisheit derſelben erkennen, wir hernach leicht mit unſrer Vernunft einſehen können, daß eine ewige Dauer der erſchaffenen Geiſter mit den Vollkommenheiten und weiſen Abſichten Gottes ſehr wohl übereinkomme, wie der gelehrte Hr. Verfaſſer ſolches gründlich gezeiget. Allein es iſt eine ganz andere Frage, ob wir, wenn wir die heilige Schrift nicht hätten, den Beweis alſo würden geführet haben? Wo ſind die

Heiden, und wie viel ſind derſelben, die denſelben geführet haben?

Auf den **Beweis** von der Unſterblichkeit der Selen folget eine gründliche und leſenswürdige **Widerlegung** der **Einwürfe** wider dieſelbe, da der Hr. V. mit allem Recht die Anmerkung macht, daß die Gründe, die zu unſerer Zeit von einigen, die für ſehr groſſe Genies gehalten werden, für die **Materialität** und **Sterblichkeit** unſerer Selen angeführet worden, nichts anders als aufgekochtes Zeug ſeyn, das ſie von den **Epicuräern**, **Sadducäern** und andern ihres gleichen gelernet haben. Der **erſte Haupteinwurf**, den H. G. anführet, und deſſen ſich **Voltaire** in ſeiner Abhandlung von der Sele bedienet, iſt folgender: **Die Sele kann nicht erkläret werden, folglich iſt ſie ein bloſſes Hirngeſpinſt.** Hier zeiget der Hr. Biſchof, teils daß der Vorderſaz falſch ſey, bei welcher Gelegenheit er ſelbſt eine ganz gute Erklärung von der Sele giebet, teils daß auch die Folge nicht richtig ſey; denn auch in der **körperlichen und ſichtbaren Welt** ſind Dinge zu finden, deren innere Natur man zwar nicht erklären, dennoch aber daraus mit keinem Grunde den Schluß ziehen kann, daß ſie Hirngeſpinſte ſeyn.

Der **zweete Haupteinwurf** iſt daher genommen, daß **die Sele in allen Stükken ſich nach dem Leibe richtet.** Dieſer begreift wiederum folgende in ſich. 1) **Ehe der Menſch geboren war, wuſte die Sele nichts von ſich**

ſich ſelbſt, ſie erinnert ſich auch nachher nicht, was ſich damals mit ihr zugetragen hat. Hier zeiget Hr. G. ganz deutlich, wie elend man von dem Zuſtand einer unvollkommenen Sele vor der Geburt, auf den Zuſtand einer volkomneren Sele, die hier in der Zeit ihre Kräfte geübet, nach dem Tode ſchlieſſe. 2) **Die Kräfte der Sele wachſen mit dem Leibe, ſie ſind in der Kindheit kindiſch, in der Jugend munter und feurig, in den männlichen Jahren ſtark, und im Alter abnehmend und ſchwach.** Allein, daß die Selenkräfte mit des Leibes Kräften wachſen, beweiſet nichts anders, als daß die Sele mit dem Leibe vereiniget ſey, und vermittelſt deſſelben ihre Kräfte auswikkele und ſchärfe. Kann nun die Sele dieſe Uebung auch nach der Trennung vom Leibe haben, ſo können auch ihre Kräfte nach dem Tode wachſen, und daß jenes unmöglich ſey, kann, wie H. G. mit Recht behauptet, nicht bewieſen werden, folglich dieſes eben ſo wenig. Was die Abnahme der Selenkräfte im Alter betrift, ſo iſt ſolche, wie der Hr. Biſchof aus der Erfahrung beweiſet, nicht einmal algemein wahr; zudem kann man auch, wenn die Schwäche des Leibes im hohen Alter von den Freigeiſtern als die Urſache der Schwächung der Sele angegeben wird, wider ſie alſo ſchlieſſen: folglich, wenn die Sele vom Leibe getrennet wird, ſo verſchwindet die Urſache, die die Sele beſchwerte und in ihren Wirkungen verhinderte, ſie kann alſo nach dem Tode ihre Kräfte freier gebrauchen.

3) **Daß die Sele mit dem Leib ſchlafe**, wird in gewiſſer Abſicht zugeſtanden, denn aus den Träumen erhellet genugſam, daß es nicht einmal in aller Betrachtung und allgemein wahr ſey; es wird aber auch zugleich gründlich gewieſen, daß man davon gar nicht auf den Untergang der Sele mit dem Leibe ſchlieſſen könne. 4) **Daß die Sele an den Krankheiten des Leibes Teil nimmt**, läugnet der Hr Biſchof nicht, ob er es gleich der Erfahrung halber nicht für eine ausgemachte Wahrheit hält; er bedienet ſich aber hier noch einmal des oben beim zweiten Einwurf wieder die Freigeiſter gemachten Schluſſes. Bei dieſer Gelegenheit prüfet der Hr. Biſchof zugleich folgende Einwendung: **Die Sele kann nach dem Tode nicht denken weil ſie eines Leibes dazu nöhtig hat.** Er zeiget, 1) daß die Sele, wenn ſie auch nach dem Tode ihre äuſſere Sinne nicht gebrauchen könne, doch noch andere Kräfte, als **Verſtand**, **Vernunft**, **Gedächtniß**, und **Einbildungskraft** habe, die ſie ſchärfen könne. 2) Daß es noch nicht auf eine unumſtößliche Art bewieſen wäre, daß die Sele nohtwendig einen Leib haben müſſe, um äuſſere Empfindungen zu haben. Die Materie könne auf die Sele **unmittelbar** wirken, und alſo ohne Hülfe des Leibes äuſſere Empfindungen hervorbringen. Man glaubt zwar, daß, wenn die Sele nicht an den Leib gebunden wäre, die alzugroſſe Menge der um ſie ſchwebenden Dinge ſie verwirren würde. Allein der Hr. B. zeiget, daß

daß ſich die Sele unter verſchiedenen Gegenſtänden denjenigen, der ihr am **nächſten** iſt und am **ſtärkſten** auf ſie wirket, zuerſt und alsdenn die andern vorſtellen würde. Zudem hat die Sele Freiheit und Macht bald auf dieſes bald auf jenes ihre Aufmerkſamkeit zu richten. Endlich kann ſie ja ihren Ort verändern, und dadurch ſich der Menge der auf ſie wirkenden Dinge entziehen. 3) Daß man mit den Leibnizianern einen feinen Leib annehmen könne, mit dem die Sele nach dem Tode vereiniget würde.

Der **dritte Haupteinwurf** iſt von der **Güte Gottes** genommen, die nicht zugeben kann, daß einige ſeiner Geſchöpfe ewig unglükſelig ſeyn ſollen. Der Hr. Biſchof zeiget, 1) daß die ewige Beſtrafung der Verächter des Verdienſtes Chriſti gar wohl mit der Güte Gottes beſtehen könne, ſintemal er dieſe in reichem und überflüſſigem Maaſſe hier in der Welt angezeiget hat. 2) Daß die Forderung, daß Gott ohne Strafe die Sünden vergeben ſolte, ſehr ungereimt und der Heiligkeit Gottes ſchnurſtraks zuwider ſey. 3) Daß das gewöhnliche Ruffen der Freigeiſter: eine kurze und geſchwind begangene Sünde könne ein ſo gnädiger Gott nicht mit einer ewigen Verdammung beſtrafen, eine ſchlechte Einſicht in dem Natur-Rechte voraus ſezze, indem die Gröſſe der Schuld und der Strafe eines Verbrechens nicht nach der Kürze der Zeit, in welcher daſſelbe begangen worden, ſondern nach ganz andern Gründen beſtimmet werden muß.

Zum

Zum Schluſſe wird von dem Hrn. Biſchof dargethan, daß dieſe ſtarken Geiſter, welche die Unſterblichkeit der Sele läugnen, und für groſſe Weltweiſen gehalten werden wollen, nichts weniger als rechte Philoſophen ſind. Sie ſpotten mit den ernſthafteſten Dingen; ſie ſehen ihre eigene Lehre und die Folge derſelben nicht ein; ſie ſorgen ſehr nachläſſig für ihre wahre Wohlfart; ſie verſäumen die allgemeine Klugheitsregel: **in zweifelhaften Fällen das ſicherſte zu wählen**; ſie ſezzen endlich die bürgerliche Klugheit bei Seite, welche erfodert, daß man nicht ohne groſſe Noht und wichtige Urſache ſolche Gedanken ans Licht kommen laſſen ſolle, die gar nicht die Menſchen verbeſſern, ſondern vielmehr ihnen erlauben, ſich in allen Laſtern und Sünden, deren natürliche und zeitliche Strafe nicht ſo gleich in die Augen fält, herum zu wälzen.

II. **Gunners Betrachtungen über Pred. Salom.** *III. 19-22.* Dieſe Abhandlung hat eine genaue Verwandſchaft mit der vorigen, wie denn auch beide einen und eben denſelben Verfaſſer haben. Die zum Vorwurf erwählte Schriftſtelle hat verſchiedene zu behaupten veranlaſſet, teils daß Salomo die Unſterblichkeit der Sele geläugnet, oder zum wenigſten an derſelben gezweifelt habe, teils daß er ein ſicheres wohllüſtiges Leben anpreiſe, weil er alſo ſchlieſſet: **Darum ſage ich, daß nichts beſſer ſey, als daß ein Menſch frölich ſey in ſeiner Arbeit u. ſ. w.** Allein der gelehrte Hr. Verf. zeiget erſtlich, daß

der

der 19. 20. u. 21. v. nicht alſo verſtanden werden
könne, daß Salomo den Untergang der Sele mit
dem Leib behaupten ſolte, weil er ſonſt nicht al-
lein vielen andern Stellen der h. Schrift, die von
der **Unſterblichkeit** der Sele, dem **algemei-
nen Weltgericht**, der **Auferſtehung**, dem
Himmel und der **Hölle** ausdrüklich handeln,
ſondern auch ſich ſelbſt widerſprechen würde; denn
er ſagt nicht allein Cap. XII. 7. **Der Staub
muß wieder zu der Erde kommen, wie er ge-
weſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott,
der ihn gegeben hat**, ſondern er thut auch
Cap. III. 17. und Cap. XII. 14, des groſſen
Weltgerichts Erwähnung. Zweitens wird der
wahre Verſtand der oben angeführten Stelle un-
terſuchet. Der Hr. Biſchof führet verſchiedene
Stellen an, als Job IX. 18. und XXVII. 3. 4.
Eſ. II. 22. 1. Moſ. II. 7. und VII. 22. aus wel-
chen erhellet, daß das Wort רוּחַ, welches ſon-
ſten einen **Geiſt** anzeiget, oft in der h. Schrift
Odem bedeute. Der Zuſammenhang giebt al-
ſo: daß der Prediger hier die **Menſchen und
unvernünftige Thiere** überhaupt als **leben-
dige** und mit **Leib** und Sinnen verſehene
Weſen betrachte, deren Element die Welt iſt,
und die unendlich vielen Schwachheiten und tau-
ſend unglüklichen Zufällen und Eitelkeiten unter-
worfen ſind, und alle einmal ohne Unterſcheid
dem **Tode** und der **Verweſung** überliefert wer-
den. Daher ſagt er im 19. v. **Es gehet dem
Menſchen wie dem Vieh, wie dis ſtirbt,**
ſo

ſo ſtirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Menſch hat nichts mehr denn das Vieh; und im 20. v. Es fähret alles an einen Ort, es iſt alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub. Den folgenden 21. v. überſezzet der Hr. Biſchof alſo: Wer weiß gewiß, daß der Menſchenkinder Odem aufwärts und der Thiere Odem niederwärts zur Erde fähret? Der Prediger will nemlich ſo viel ſagen: wer iſt deſſen gewiß, daß der Odem der Menſchen an einen andern Ort hinfähret, als der Odem der Thiere? da beides nichts anders iſt, als ein Dampf, der ſich mit der übrigen Luft vermiſchet, ſo bald er von dem Menſchen und dem Viehe ausgefahren iſt, und alſo in ſo ferne beide an einen Ort hinfahren. Folglich iſt hier die Rede gar nicht von der Sterblichkeit der Sele, ſondern von der Sterblichkeit, Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Leibes, die dem Menſchen mit dem Viehe gemein iſt, und worin jener keinen Vorzug vor dieſem hat. Bei dieſer Gelegenheit wird die Däniſche Ueberſezzung obiger Stelle unterſuchet. Es heiſſet nach ſelbiger: Wer vernimt und bedenket, daß der Geiſt der Menſchenkinder in die Höhe fähret, und der Geiſt der Thiere nieder unter die Erde fähret? Zufolge dieſer Ueberſezzung iſt der 21. v. eine Klage über die Leichtſinnigkeit der Menſchen, daß ſie bei der Bemerkung der Gleichheit des Menſchen u. des Viehes in Anſehung des Leibes nicht zugleich den groſſen Unterſcheid des Menſchen und

des

des Viehes in Abſicht auf die Sele in Erwägung ziehen. Allein der Hr. Biſchof hat verſchiedenes wider dieſe Ueberſezzung zu erinnern. Er glaubt 1) daß ſie dem Zuſammenhange des 22 Verſes, als eines Schlußſazzes, mit dem 21, der nebſt dem 19 und 20 der Vorderſaz iſt, zuwider ſey. 2) Daß das Wort רוח, welches im 19 v. Odem bedeutet, im 21 v. auch eben ſo verſtanden werden müſſe und könne. 3) Daß man nicht mit gutem Grunde ſagen könne, daß die Sele der Thiere unter die Erde fahre. Soll dieſe Redensart die Vernichtung der Sele zu erkennen geben, ſo iſt dieſelbe noch nicht bewieſen, ſondern vielmehr das Gegenteil von dem Hr. Verf. in der vorhergehenden Abhandlung gezeiget worden, welchen Beweis wir oben geprüfet haben. Wird hingegen dadurch den Selen der Thiere ein gewiſſer Ort unter der Erde angewieſen, ſo iſt dis ohne Zweifel zu dreiſte geſagt, weil die h. Schrift hiervon gänzlich ſchweiget. 4) Daß die Worte: in die Höhe fahren, welche in gedachter Ueberſezzung von der Sele der Menſchen gebraucht werden und ſo viel ſagen ſollen als: vor den Richterſtuhl Gottes geſtellet, und daſelbſt entweder in den Himmel oder in die Hölle gewieſen werden, in dieſer Bedeutung ſonſt in der h. Schrift nicht genommen werden, ſondern vielmehr eine Himmelfahrt, oder Verſezzung in den Ort der vollkommenen Glükſeligkeit bedeuten. 5) Daß der Ausdruk: aufwärts und niederwärts fahren, viel beſſer von dem Odem, der aus einem Menſchen,

oder einem Thiere, wenn es ſtirbet, fähret, gebraucht werden könne.

Zum Schluſſe folget die Erklärung des 22 v. in welchem uns Salomo einen vernünftigen und frölichen Genuß der Güter dieſes Lebens anbefiehlet.

III. **Des jezigen 18. Seculi Charakter, entworfen von Peter Friedrich Suhm.** Der Hr. Etatsraht Suhm tadelt in der Einleitung mit allem Recht ſowohl die Verachtung der ältern Zeiten, als auch die Geringſchäzzung der jezigen. Allein er verſieht es bei nahe wieder in Anſehung des lezten Punkts, indem er ſagt: **Einbildung, Stolz, Eitelkeit** und **Unbeſonnenheit** wären die Kennzeichen unſers Jahrhunderts. Zum Glük ſezt er hinzu **vielleicht.** Wie iſt er aber auf dieſes **vielleicht** gekommen? Wenn man in die vorigen Jahrhunderte zurük gehet, und die Hiſtorie derſelben mit Nachdenken durchlieſet, wird man leicht und bald finden, daß in einigen derſelben gedachte Fehler vielmehr als in dem unſrigen geherſchet haben, und folglich können ſolche gar nicht die Kennzeichen dieſes lezteren genannt werden. Sonſt beſchäftiget ſich der Hr. Etatsraht in dieſem **erſten Stük** nur mit der **Religion.** In Anſehung der **Proteſtantiſchen** macht er die Anmerkung, daß die **Länge der Zeit** und die **Philoſophie** bei den Proteſtanten den erſten **Eifer** ſehr geſchwächet habe, welches auf der einen Seite mehr **Liebe** und **Vertrauen** zwiſchen den verſchiedenen Sekten,

ten, auf der andern aber auch bei manchen groſſe Kaltſinnigkeit und Gleichgültigkeit in der Religion gewirket habe. Bei dieſer Gelegenheit redet er von der ſo ſehr überhandnehmenden Freigeiſterey und den Mitteln dieſem Uebel abzuhelfen. Er verwirft die Obrigkeitlichen Strafen. Er tadelt aus vielen Gründen den Verbot des Drukes und des Verkaufs der Schriften wider die Religion. Indeſſen iſt aller Nuze, welcher nach des Hrn. Verfaſſers Meinung aus der freien Beförderung und Leſung ſolcher Schriften flieſſet, ganz zufällig und gegen den viel gewiſſeren Schaden, welchen ſie bei unvernünftigen und leichtſinnigen Leſern erregen, (und dieſem muß gewiß auf alle mögliche Weiſe vorgebeuget werden) nicht zu achten. Nichts deſto weniger ſind die Mittel, die der Hr. S. anpreiſet, nemlich 1) Ehrerbietung in Worten, Geberden und Handlungen ſowohl gegen die Religion als die Diener derſelben, bei den Groſſen in der Welt; 2) Heiligkeit im Leben und Wandel bei den Dienern des Worts; 3) Deutliche Erkentniß, Sanftmut gegen die Irrende, und Liebe gegen alle bei allen, die ſich äuſſerlich zur chriſtlichen Religion bekennen, in der That die beſten, die Menge der Spötter im Zaum zu halten. Bei der Sanftmut gegen die Irrende macht er die Anmerkung, daß ſie ſeit der Zeit der Apoſtel nie gröſſer geweſen ſey, als jezt, doch würde ſie ſehr oft nicht aus Liebe zu Gott und dem Nächſten, ſondern vielmehr

aus einer ſtrafbaren Kaltſinnigkeit und Lauigkeit ausgeübet. Doch meinet er, daß die Liebe jezo bei nahe eben ſo groß ſey, als ſie allezeit, die erſten zweihundert Jahr nach Chriſti Geburt ausgenommen, geweſen iſt. Hiebei könte noch verſchiedenes erinnert werden, wenn es die Grenzen einer Recenſion erlaubeten. Was im übrigen in dieſem Stük von den Pietiſten, Zinzendorfianern, Janſeniſten, Jeſuiten u. a. m. vorkomt, iſt nichts anders als eine kurze und ſatſam bekante hiſtoriſche Nachricht.

IV. G. Schönings **Nachricht von unfruchtbaren Jahren und vom Mißwachs in Norwegen, inſonderheit im Stifte Trontheim.**

V. **Eben deſſelben Bedenken über die Erbauung und Einrichtung öffentlicher Vorrathshäuſer in Norwegen.**

Wir wollen dieſe beide Abhandlungen des Hr. Mag. und Rekt. Schönings zuſammen nehmen, weil doch die erſte nur als eine Einleitung zu der lezten anzuſehen iſt.

Der Akkerbau iſt nach des Hr. Mag. Meinung den älteſten Einwohnern Norwegens ſchon vor ihrer Ankunft in dieſes Land bekant und lange bei ihnen im Gebrauch geweſen, nachher aber durch die Luſt zur Seeräuberey und den häufig eingefallenen Mißwachs ſehr in Abnahme gekommen. Sie haben ſich in unfruchtbaren Jahren des Mittels, Getreide aus fremden Ländern zu holen, vermutlich nicht bedienet, ſondern ſich alsdenn

durch

durch Fiſchen und Seeräuberey ernähret, und vielleicht ſind ſie auch dadurch ſo oft bewogen worden, in andere Länder zu ziehen. Hr. Schöning hat mit ſehr vieler Mühe alle Nachrichten von unfruchtbaren Jahren, vom 10 Jahrhundert an, durchgeſuchet, und giebt uns von allen eine kurze Erzählung, voraus er zum Schluſſe folgende Anmerkungen macht.

1) Wenn ein unfruchbares Jahr eingefallen iſt, ſo ſind mehrenteils drei ſolcher Jahre auf einander gefolget, wovon er verſchiedene Beiſpiele anführet. *)

2) In ſolchen Jahren iſt durch Gottes beſondere Fürſorge gemeiniglich der Heringfang ſehr reich geweſen, daß alſo die Einwohner ſich damit haben ernähren können.

3) Es ſind alſo die Norwegen in dergleichen Fällen nicht unglüklicher, denn andere Völker, weil ſie ein Mittel haben, ſich wieder Hungersnoht zu verwahren.

4) Um den aus dem Mißwachs entſtehenden Uebeln vorzubeugen, würde es alſo nüzlich und nöhtig ſeyn, wenn man Vorrathshäuſer anlegte; und dieſes wird nun in der 2 Abhandlung unterſuchet.

*) Dieſe wenige Beiſpiele können wohl keine gewiſſe Regel machen. Man ſiehet keinen Grund, warum eben nur 3 ſolcher Jahre auf einander folgen ſolten. Iſt es nicht vielmehr nur von ungefähr manchmal ſo geſchehen?

Es ſoll die Erbauung dieſer Håuſer nach des Hrn. Verfaſſers Meinung nicht auf Koſten des Königs, ſondern der Einwohner jeglichen Orts geſchehen, von welchen ein jeder etwas gewiſſes dazu beizutragen ſchuldig ſeyn ſoll. Von einem jeden Bauergute, das z. B. 20 Tonnen Getreide ausſåen kann, ſoll der Beſizzer jåhrlich ½ Tonne liefern, und damit ſo lange fortfahren, bis wenigſtens die Hålfte desjenigen, ſo er jåhrlich zur Saat gebrauchet, ins Vorrathshaus geliefert ſeyn wird. Uns dünkt aber, es könte hierwieder wohl eingewandt werden, daß es den Unterthanen zu koſtbar und zu gar zu groſſer Beſchwerde gereichen würde, nicht nur den nöhtigen Vorrath anzuſchaffen, ſondern auch die Håuſer zu erbauen. Könte nicht etwa dieſes lezte auf Koſten des Königs, und jenes allein von den Unterthanen geſchehen?

Weil vielleicht einige Jahre nach einander Mißwachs entſtehen kann, ſo ſoll denen, die ſolches betrifft, nur ſo viel Getreide, als höchſt nohtwendig iſt, auf einmal gegeben werden. Mit der Einlieferung des Getreides ins Vorrathshaus wird es ſo verhalten, daß nemlich immer von der lezten Erndte doppelt hinein gebracht, und dagegen das von dem vorhergehenden Jahre wieder heraus genommen werden ſoll. Es mag auch erlaubet ſeyn, im Nohtfall Getreide gegen Erlegung einer billigen Zinſe aus dem Magazin zu leihen. Die Håuſer müſſen an einem hohen und trokkenen Ort erbauet und, wo möglich, ſo ange-

le-

leget werden, daß der ganze Vorrath in gewiſſen Fällen davon geführet werden kann. Es ſollen darin zwei Hauptabteilungen ſeyn, die eine zum Getreide, das zur Haushaltung gebraucht wird, und die andere zum Saatkorn. Wenn in den Magazinen überflüſſiger Vorrath vorhanden iſt, ſo kann etwas daraus verkaufet, und das Geld zur Beſoldung der Bedienten und andern nüzlichen Anſtalten angewandt werden.

Alles dieſes iſt indeſſen nur ein Vorſchlag, dem, wie der Hr. Rekt. am Ende ſagt, noch vieles hinzugefüget werden könte und müſte, wenn man Vorrathshäuſer anzulegen beſchlieſſen wolte. Uebrigens glauben wir mit dem gelehrten Hrn. Verf., daß dergleichen Häuſer für Norwegen von ſehr groſſem Nuzzen ſeyn könten.

VI. Vom Meerpferde, einem Seevogel, von J. E. Gunner.

Der H. V. hat auf ſeinen Viſitationsreiſen im äuſſerſten Norwegen verſchiedene natürliche Merkwürdigkeiten geſamlet, die er nach und nach zu beſchreiben Vorhabens iſt. Er macht den Anfang mit einem wenig bekanten Seevogel, auſſer daß H. Pontoppidan in ſeiner Naturhiſtorie Norwegens Nachricht von ihm gegeben. Er hat viel ähnliches mit einer Mewe, nähret ſich von todten Fiſchen, und ſoll ſeinen Namen daher haben, weil er wie ein Pferd ſchnaubet, oder weil ihrer viele auf dem Waſſer ein Geräuſch wie ein trabendes Pferd machen. Der H. Biſchof mutmaſſet, daß es eben der Vogel iſt,

den andre Mallemuke nennen, von dem Martin in ſeiner Reiſebeſchreibung, Anderſon in ſeiner Nachricht von Island, und ein anderer Martin in den Abhandlungen der ſchwediſchen gelehrten Geſellſchaft gehandelt haben.

VII. Anmerkungen über die algemeine Welthiſtorie von Peter Friedrich Suhm.

Der Herr Etatsraht Suhm iſt mit dieſen Anmerkungen über die unter Baumgartens Aufſicht aus dem Engliſchen überſezte algemeine Welthiſtorie ſchon bis auf 15 Theile, und 4 Theile Supplemente gekommen, welche er nach und nach in die Schriften der Geſellſchaft einzurükken willens iſt. Die gegenwärtigen betreffen den erſten Teil, und enthalten teils Zuſäzze, teils Verbeſſerungen. Wir wollen uns bei den erſteren nicht aufhalten, weil die Zuſäzze in einem ſo weiten Felde, als die Hiſtorie iſt, ohne Gränzen ſind, und allezeit noch vermehrt werden können. Die erſte Verbeſſerung des Hrn. Verfaſſers betrift einen Gedächtnißfehler. In der Vorrede der engliſchen Verfaſſer S. 80 wird Manethon als derjenige genant, welcher aus des Prieſters Jerombals Nachrichten ſeine Geſchichte verfaſſet hätte, da doch die Verfaſſer ſelbſt S. 65. dieſes richtig dem Sanchoniathon zuſchreiben. Bei der Anmerkung S. 150. darin Baumgarten den hebräiſchen Text und die Zeitrechnung deſſelben verteidigt, macht Herr S. die bekanten Einwürfe, die zu unſerer Zeit Kennicot vornemlich rege gemacht hat. Wir erinnern hiebei, ohne

ohne uns in dieſe Streitigkeit ſelbſt einzulaſſen, wozu hier weder der Ort noch Raum iſt, nur 1) daß Kennicott in der erſten Schrift, der H. S. gedenket, gar keine merkwürdige neue Leſearten angezeigt hat, welches er aber vielleicht künftig thun wird, da er zu der Unterſuchung ſo vieler Handſchriften Gelegenheit bekommen hat. 2) Iſt es unſerm Bedünken nach gar nicht nöhtig, daß die 70 Dollmetſcher, wenn ſie die Zeitrechnung den Heiden zu gefallen geändert haben, deswegen nohtwendig die ägyptiſche hätten annehmen müſſen, es war genug, wenn ſie ſich etwas nach den Meinungen der Heiden richteten. Die dritte Verbeſſerung iſt von eben der Art, wie die erſtere, oder betrift vielleicht einen bloſſen Druk- oder Schreibfehler S. 169. der algemeinen Welthiſtorie: es wird daſelbſt im Text Heliopolis, und in den Noten Hierapolis genennet, welches leztere das richtige iſt. Die Meinung der Verfaſſer S. 317. daß vor der Sündflut nur eine Sprache geweſen ſey, ob es wohl verſchiedene Mundarten gegeben haben kann, findet H. Suhms Beifall nicht, hauptſächlich wegen der langen Zeit, die von der Schöpfung der Welt bis auf die Sündflut verfloſſen iſt. Uns dünkt jedoch, daß die Gründe der Verfaſſer das Obergewicht behalten, denn es iſt unmöglich, daß in ſo wenigen Menſchenaltern ſehr viel mehr Veränderung der Sprache hat vorgehen können, als bei uns in eben ſo vielen Menſchenaltern geſchicht, obgleich jene eine ungleich längere Zeit erfüllen. Zu dem, was die Verfaſſer S.

356. von dem Anfang des königlichen Regiments ſagen, werden hier einige Anmerkungen gemacht. Herr S. pflichtet ihrer Meinung bei, daß die königliche Regierung die älteſte ſey, glaubt aber nicht, daß man im Anfange bei der Wahl eines Königes, wie die Verfaſſer dafür halten, am meiſten auf Frömmigkeit geſehen habe, ſondern vermutlich, daß deſſen Stärke ꝛc. vornemlich in Betrachtung gezogen worden ſind. In Anſehung des Alters der königlichen Regierung führet der H. V. unter andern den Saluſtius an, dieſer Schriftſteller iſt aber zu neu, als daß er hierin zum Beweiſe dienen könte. Zulezt erinnert er, daß man zwar an der einen Seite ſich die erſten Menſchen nicht ſo gar viehiſch unwiſſend vorſtellen kann, wie einige Schriftſteller gethan haben, an der andern Seite aber auch nicht, wie von weit mehreren geſchiehet, von ihren Vollkommenheiten und Einſicht gar zu groſſe Begriffe haben muß. Bei S. 412. werden die Aegypter gegen die Beſchuldigung der Verfaſſer, daß ſie kein ſtreitbares Volk geweſen ſeyen, verteidigt. Die lezte Anmerkung des Hrn. V. betrift die Heyrat des Cambyſes mit der ägyptiſchen Nitetis. Die Verfaſſer verwerfen dieſe Erzählung wegen des Alters der Nitetis, welche, da ſie eine Tochter des ägyptiſchen Königs Apries war, für den Cambyſes zu alt geweſen ſeyn muß. H. S. will aber lieber die Nitetis für des Apries Enkelin halten, als den Bericht der alten Geſchichtſchreiber verwerfen.

Un-

Unter den Zuſäzzen bemerken wir eine lange Anmerkung von dem Hermes oder Thoth.

VIII. J. E. Gunner von einigen Vögeln, die zum Geſchlecht der Lommen gehören.

Der Lom iſt eine groſſe nordiſche Taucherente mit ſehr weichen und vielen Federn, von der Art, die ihre Füſſe ganz hinten haben, und ſie deſſentwegen faſt gar nicht zum Gehen, aber deſto beſſer zum Schwimmen brauchen können. Man findet davon eine ganz gute Beſchreibung im 1 Teil der Neuen geſellſchaftlichen Erzählungen, doch meldet der V. derſelben unrichtig, daß ſie an allen Zähen 4 Gieder hätten, denn die äuſſerſte hat 4, die mittlere 3, und die innere 2, auch hat er ein Stükgen Haut für eine beſondre von ihm ſo genannte Floß oder Oberzähe angeſehen.

Es giebt aber verſchiedene Arten von Lomvögeln, einige, die man ſonſt auch Hymber nennet, ſind glänzend ſchwarz mit farbigten Streifen, einem weiſſen Ring um den Hals und weiſſen Bauch, von deren Felle man in Norwegen ſchöne bunte Müzzen macht. Andre ſind ſchwarzbraun, etwas kleiner als jene, die man in genauem Verſtande Lommen nennet. Der Imber *) iſt gröſſer als jene beide, es mangelt aber überhaupt noch an einer richtigen Einteilung dieſer Vögelarten, und worin der Unterſcheid zwiſchen Männchen und

*) Solte nicht Hymber und Imber einerlei ſeyn? es komt hier wohl nicht auf die Rechtſchreibung, ſondern die Ausſprache des gemeinen Mannes an.

Weibchen beſteht. Der Hr. V. bringt davon verſchiedene Mutmaſſungen bei, die er aber ſelbſt noch für ungewiß erkläret. Die Meinung, als ob einige ſchwimmende Neſter auf dem Meer hätten, die ſelbſt Linnäus anführet, zieht er billig in Zweifel.

IX. **Von Mineralien in Nordland und Finmarken von J. E. Gunner.**

Man findet in dieſen kalten und abgelegenen Ländern allerlei Erdarten, die zur Farbe taugen, ingleichen Bley und Kupfer, Cryſtall, auch ächte Perlen, und könten vielleicht hin und her Werke mit Vorteil angelegt werden. Diejenigen, ſo anjezt auf hohe Verordnung dieſe unbekanten Gegenden durchreiſen, werden uns künftig davon genauere Nachricht geben können.

X. **Vermiſchte Anmerkungen v. Erich Schytte, Miſſionarius zu Lynge in Nordland.**

Die rothen Steine, deren der V. anderswo gedacht, ſollen aus einem Waſſer Namens Ruſta herkommen, welches davon eine dunkele Farbe hat.

Das Land ſchikte ſich gut zum Salpetermachen, ſowohl wegen Beſchaffenheit des Erdreichs, als weil Ueberfluß von Miſt vorhanden iſt.

Im Hornung 1758 war die Kälte ſo grimmig, daß Oleum tartari per deliquium gefror.

Wenn man das leuchtende Meerwaſſer deſtillirt, bleibt die helle Materie im Kolben zurük, bis $\frac{2}{3}$ des Waſſers abgetrieben iſt, da der Glanz verſchwindet. Es kann ſolcher nicht, wie einige meinen,

von Inſekten herrühren, weil ihn auch das Eis behält, in dem wohl kein Thier leben kann.

Das Ungeziefer, damit die Rennthiere geplagt ſind, iſt eine Art kleiner Miſtfliegen, und ſizt unter der Haut, durch die es ſich im Sommer durchfrißt, aber ſeine Eyer zurük läßt. *)

Die Rennthiere geben einen braunen Bezoar in der Gröſſe eines Enteneyes.

Die Fiſcher ziehen oft in ihren Garnen groſſe runde Ballen von leimichtem Sande auf, voll 6 und 8 ekkigter Löcher, darin ſich Inſekten aufhalten.

Wider den Schmerz in den Gelenken brauchen die Finnen ein wunderliches Mittel, indem ſie ſich vermittelſt angezündeten Schwamms Löcher brennen, dergleichen Kämpfer auch von den Chineſern berchtet.

Am Ende dieſes Bandes ſind noch drei Verzeichniſſe von den 1758, 1759 und 1760 in dem Stifte Trontheim gebornen, geſtorbenen und verehelichten, nebſt einer Tabelle über den Preiß des Getreides und anderer zur Haushaltung gehörigen Waaren von 1755 bis 1760, beigefüget.

II. Des

*) Die Inſekten legen ihre Eyer nicht unter der Haut der Rennthiere, ſondern laſſen ſie im Fluge auf dieſelbe fallen, oder bohren nach andrer Meinung ein Loch in ihre Haut, und legen ſie hinein. Man kann davon eine ſchöne Nachricht des H. Linnäus in den ſchwediſchen Abhandlungen nachleſen.

II.

Des Herrn Juſtiz=Raht Johann Peter Willebrand Betrachtungen über Wahrheiten und Vorurteile. Dem Druk übergeben von C. L. W. Hamburg, gedrukt und verlegt von D. A. Harmſen, und in Commiſſion zu haben bei dem Buchhändler Joh. Chriſt. Brand. 1763. groß 8. acht Bogen.

Der berühmte Herr Verfaſſer dieſer Betrachtungen, welcher aus dem zweiten Bande unſerer fortgeſezten Nachrichten, wegen ſeiner nüzlichen hiſtoriſchen Berichte und praktiſchen Anmerkungen auf Reiſen, unſern Leſern ſchon bekant iſt, eifert gleich Anfangs in ſeinem „Vorbericht „über die Verderbnis dieſes Jahrhunderts, in „welchem man faſt dafür hält, ſeine Ehre in Ge„fahr zu ſezzen, wenn man auſſer den Predigtſtü„len den Erlöſer der Menſchen, den Beförderer „ihrer innerlichen Ruhe öffentlich bekennet; die„ſen, fährt er fort, welchem unſere vielleicht nicht ſo „ſcharfſichtige, aber wahrhaftig ſtandhaftere Väter „freiwillig Ehre, Gut und Blut aufopferten.„ Es iſt leider viel Wahres in der Klage, indeſſen komt es uns doch vor, als wenn der Herr Juſtiz-R. in ſeinem nicht ganz ungegründeten Eifer etwas zu weit gehet; (denn er breitet ſich hernach noch mehr aus über den Mut, den derjenige haben müſſe, der in weltlichen Geſchäften lebend, ſich einfallen läſſet, ein Blat zur

Ehre

Ehre und zum Ruhm der geoffenbarten Religion öffentlich heraus zu geben,) wenigſtens ſcheinet in der lezten Hälfte dieſes Jahrhunderts, und noch eine Zeitlang vorher, die Aufmerkſamkeit auf dergleichen Unternehmungen ziemlich gefallen zu ſeyn. Iſt nicht im Gegenteil der Wiz vielleicht zu kühn geworden, mit der Religion und ihren heiligen Lehren nach eigenem Belieben zu ſchalten? Und ſcheint es nicht, daß mancher die Wahrheiten des Chriſtenthums bloß als eine Wiſſenſchaft betrachte, die dem Poeten und Redner Gelegenheit verſchaffe, ſeine Stärke zu zeigen? Wie viele Abhandlungen, Oden, Ausarbeitungen ꝛc. könte man nicht anführen, zu welchen ſich der Wunſch paſſet, womit der Herr Verfaſſer ſeinen Vorbericht ſchlieſſet: „O! wären doch die Verfaſſer heiliger „Betrachtungen ſo heilig, als ihre Vorſchriften.„

Von den Urſachen, die den Herrn Juſtizraht bewogen, dieſe Betrachtungen, in welchen ſehr viele ſchöne Stellen vorkommen, bekant werden zu laſſen, ſagt er: „Meine Freunde ſollen hie„durch den aufrichtigſten Bericht erhalten: daß, „ob ich gleich die Religion als das Haupt-Geſchäfte „meines Lebens, und ein jedes anderes Gewerbe „nur als eine Nebenbeſchäftigung betrachte, den„noch nicht die Eitelkeit, ein geiſtlicher Schrift„ſteller zu werden, die Urſache folgender Blät„ter ſey; ſondern mein Sohn hatte im vorigen „Winter und Frühling nach unſerer täglichen „pflichtmäſſigen Unterredung über die Grundſäz„ze der geoffenbarten Religion und der Sitten-

„leh-

„lehre einige meiner Vorträge aufgezeichnet. Da „ich nun bei ihm eine groſſe Neigung ſpührete, „dieſe andern mitzuteilen: ſo habe ich ihm jezo „dasjenige gutwillig erlauben wollen, was ich ſol„chem doch künftig vielleicht ohne dies nicht hätte „verhindern können.„ Hieraus ſieht man alſo, daß der C. L. W. der dieſe Betrachtungen dem Druk übergeben hat, ein Sohn des Herrn Verfaſſers ſey. Die auf dem Titelblate befindliche Vignete ſcheinet mit ihrem Brande auf den Namen Willebrand zu zielen.

Aus dem Regiſter der Materien, worüber der Herr Verfaſſer ſeine Betrachtungen angeſtellet hat, läſſet ſich auf ſeine gründliche Einſicht in die Wahrheiten der Religion ſchlieſſen. Es ſind folgende:

1. Ueber die Standhaftigkeit im Elende.
2. Ueber Gottes Werke im Frühling.
3. Ueber die Vorurteile der Freigeiſter.
4. Ueber das ſanfte Joch der geoffenbarten Religion.
5. Ueber die Unruhe der Sele.
6. Ueber die niederträchtigen Chriſten.
7. Ueber den geiſtlichen Stolz.
8. Ueber den Gemüts-Charakter.
9. Ueber den Nuzzen der Verläumdung.
10. Ueber die Herrlichkeiten des irrdiſchen Paradieſes.
11. Ueber die Eigenſchaften derer, die ſich dem Reiche Gottes nähern.

12. Ueber

12. Ueber die Wege, welche zu den Pforten der Ewigkeit führen.

Wir wollen von den Gedanken und der Schreibart des Herrn Verfaſſers eine Probe herſezzen, wie ſie uns am erſten in die Augen fält. Z. B. S. 36. **Die ſechſte Betrachtung über die niederträchtigen Chriſten**, welcher folgende Stelle, aus dem achtzehnten Brief des Weltweiſen von Sans-Souci an den Marſchall Keith, vorgeſezzet iſt: „Niederträchtige Chriſten! die ihr „von dem ewigen Feuer gehindert werdet, eure „laſterhafte Begierden zu ſättigen, eure finſtere „Tugenden haben nur den Schein derſelben.„ Dies iſt, ſagt Herr Willebrand, die Sprache des Weltweiſen, welchen man mit gröſtem Recht den Antonin unſerer Zeiten nennt. Die ganze Welt giebt dieſem erlauchteſten Schriftſteller Beifall; denn die Chriſten ſind allerdings niederträchtig, welche keine andere, als eigennüzzige oder furchtſame Bewegungsgründe haben, einen tugendhaften Lebenswandel zu führen. . . S. 37. Aber ein edelmütiger Chriſt, und wenn es möglich wäre, daß ſein Glaube ſich nur ſo weit erſtrekte, daß das groſſe Verſöhnungswerk ihm auch nur zu dieſem Leben den Frieden mit Gott wieder geſchaffet hätte, und daß für ihn kein künftiges Leben zu erwarten wäre: Ein Chriſt würde dennoch aus allen Kräften ſich befleiſſigen, alle Pflichten eines Menſchen mit ſorgfältigſter Beobachtung zu erfüllen, oder er müſte den Reichthum der göttli-

chen

chen Wohlthaten und die Pflichten der Dankbarkeit verkennen. O könten die Weiſen der Welt es möglich halten, daß die Chriſten ihren Himmel nicht bloß in dem Zuſtande der Sele nach dieſem Leben ſuchen; ſondern daß ſie den Himmel ſchon in dieſem Leben, und alsdann antreffen, nachdem ihre Herzen ſich mit Gott vereinigt haben: Gewiß, ſie würden die eigennüzzige Niederträchtigkeit nie da erblikken, wo ſie Verehrer des groſſen Erlöſers finden. Die Unruhe der Sele, welche der mit dem Diadem geſchmükte Weltweiſe, wie es ſcheinet, eben ſo gut empfindet, als irgend ein anderer Sterblicher (*): Dieſe Unruhe, wenn ſie aus Bewuſtſeyn eines beleidigten Gottes entſtehet, zeiget gleichſam die Pforte des Himmels. Der Weltweiſe, welcher ſeine Vernunft zum Leitſtern hat, rufet die Uranie, oder nur beſſer, ſich ſelbſt, obwohl ganz vergeblich, um den Frieden mit Gott, um die Ruhe der Sele an. Ein Chriſt aber, welcher weiß, daß die göttliche Liebe und Allmacht keine Grenzen hat, wirft ſich mit aufrichtiger Demut, in ſeinen zerriſſenen Kleidern, welche noch der Ueberbleibſel ſeiner Thorheit ſind, ob ſie jezo gleich ſeine Blöſe nicht einmahl mehr bedekken; mit zerknirſchtem Herzen wirft er ſich vor dem Throne Gottes nieder, und bekennet, daß er durch vorſezlichen Mißbrauch ſeines freien Willens ſich der Gnade ſeines Wohlthäters verluſtig gemacht habe. Er bittet Gott, daß er ei-
ne

*) S. 3. W. W. v. S. S. Betrachtung über die Ruhe.

ne Sele, welche über ihr Verbrechen beunruhiget iſt, wiederum mit Ruhe und Troſt erquikken wolle. Und der Glaube, welchen Gott durch ſeinen Geiſt in dem Menſchen wirket, der ſolchen mit Ernſt von dem Herzenskündiger ſuchet, dieſer Glaube weiſet ihn auf die Genugthuung deſſen, der in allen Jahrhunderten den Weiſen nach dem Fleiſche eine Thorheit bleiben wird, und deſſen Handlungen und Vorſchriften doch immer die Zierde und Krone der Weisheit geweſen ſind, u. ſ. w.

Wie herrlich und rühmlich wäre es, wenn die Chriſten in allen Ständen ſo ausſähen und ſo dächten.

III.

Specimen Philoſophiæ Rationalis in uſum compendiariæ docendi diſcendique operæ conſcriptum a *Laurentio Sahl.* Kopenh. 1760. gedrukt bei A. H. Godiche. 182 Seiten auſſer der Zuſchrift, Vorrede und dem Regiſter. in 8.

Wir haben zwar keinen Mangel, ſondern vielmehr einen reichen Ueberfluß an Lehrbüchern in der Vernunftlehre, aber nichts deſto weniger iſt die Anzahl derer, die ordentlich, deutlich und gründlich, die nicht zu weitläufig und doch hinlänglich ſind, gewiß nicht zu groß; derjenigen

nicht zu gedenken, die gröſtentheils nur aus zuſammengeraften barbariſchen Kunſtwörtern beſtehen, und in welchen die Erklärungen entweder gar nichts ſagen, oder eben ſo dunkel, wo nicht noch dunkler, als die zu erklärende Sache, ſind. So gar in denen, die in den aufgeklärteſten Zeiten geſchrieben ſind, finden ſich noch manche Mängel und Unvollkommenheiten. Es giebt Schriftſteller in der Vernunftlehre, die ordentlich, deutlich und gründlich, und alſo in vieler Abſicht gut ſind, die aber den Fehler begehen, daß ſie ſich zu viel und zu lauge bei dem Theoretiſchen Teile aufhalten, und darüber des Praktiſchen, der doch der wichtigſte iſt, entweder gänzlich vergeſſen, oder nur mit wenigen gedenken. Zudem kommen in den allermeiſten noch zu viele unnöhtige Kunſtwörter, Diſtinctionen, und Säzze vor, die nur den Kopf füllen, und ſonſten ſelten oder gar nicht gebrauchet werden. Es wäre alſo zu wünſchen, daß diejenigen, die heut zu Tage Vernunftlehren ſchreiben wollen, ſich insbeſondere vor dieſem doppelten Fehler hüten mögten, damit, wenn ja die Zahl ſolcher Bücher vermehret werden ſoll, dieſelben ordentlich, deutlich, gründlich, u d zugleich praktiſch und kurz würden.

Der Verfaſſer gegenwärtiger Vernunftlehre, welcher anjezo **der Weltweisheit Magiſter, Decanus auf der Königl. Communität,** und Alumnus auf dem Elerſianiſchen Collegio iſt, hat ſich insbeſondere der Gründlichkeit und Ordnung befliſſen. Den praktiſchen Teil hat er

er ſich auch angelegener ſeyn laſſen, als ſonſten gemeiniglich zu geſchehen pflegt, ob er gleich denſelben nicht vor ſich abgehandelt, ſondern beide Teile, den theoretiſchen und praktiſchen, alſo verbunden, daß er denen Erklärungen und Lehrſäzzen gründlich aufgelöſete Aufgaben beigefüget. Was die Deutlichkeit betrift, ſo ſcheint zwar der Hr. Verfaſſer an manchen Stellen dunkel zu ſeyn; allein wenn man bedenket, daß es ein Leſebuch iſt, welches er zu ſeinen Vorleſungen, und alſo zu näherer Erklärung und Erläuterung beſtimmet, deſſentwegen er auch in der Vorrede ſein Buch ſeinen Zuhörern anbefiehlet, und ſich damit gnügen läſt, wenn dieſelben Nuzzen davon haben, ſo läſt ſich dieſe Dunkelheit gar wohl entſchuldigen. Was die nöhtige Kürze anlangt, ſo hat er ſolche ziemlich wohl beobachtet; doch kommen verſchiedene entbehrliche Dinge vor, die er ohne Zweifel deswegen angeführet hat, weil es einmal ſo Mode geworden iſt.

Im Vorbericht weichet er von dem bekanten und gemeinen Begriff der Philoſophie ab, und träget uns den ſeinigen im 3. §. folgender Geſtalt vor: Derjenige iſt **Weiſe**, welcher nicht allein die guten Mittel weiß, wodurch er den guten ſich fürgeſezten Endzwek erreichen kann, ſondern dieſelben auch mit einer wirkſamen Begierde erwählet. Die **Weisheit** iſt folglich eine gewiſſe und lebendige Erkentniß der guten Mittel, wodurch man ſeinen guten Endzwek erreichet. Die Glükſeligkeit iſt ein ſolcher dem Menſchen fürge-

ſezter Endzwek. Wer dieſen erhalten will, muß ſowohl göttliche als menſchliche Dinge wiſſen. Die **Philoſophie** oder **Weltweisheit** iſt alſo eine Bemühung weiſe zu werden durch eine gewiſſe Erkentniß göttlicher und menſchlicher Dinge. Dieſe Erklärung der Philoſophie ſcheint zu praktiſch, und folglich zu enge zu ſeyn, zum wenigſten widerſpricht ſie der einmal nach dem algemeinen Redegebrauch angenommenen Bedeutung dieſes Wortes. Der Hr. Verfaſſer ſucht bereits in der Vorrede dieſen Einwurf durch ein Beiſpiel zu entkräften, welches aus dem gemeinen Leben genommen iſt, als in welchem ſich Cajus aus Höflichkeit einen unterthänigen Diener oder Knecht von Sempronius nennet, dennoch aber unwillig werden würde, wenn dieſer ihm befehlen wolte, ſeine Schuhe zu puzzen, oder andere dergleichen Dinge zu thun, die nur einem eigentlichen Diener oder Knecht aufgelegt werden können, woraus, wie der Hr. Verfaſſer ſagt, erhellet, daß wir uns öfters mit Wörtern benennen, deren eigentliche Bedeutung, wir doch ſelbſt nicht wollen, daß ſie uns zukomme. Eben ſo nennen wir manche Weltweiſe, nur allein Ehren halber, ohne uns zu bekümmern, ob ſie ſolche, wofür ſie ſich ausgeben, wirklich ſind, oder nicht. Der Hr. S. ſieht alſo das Wort **Weltweiſer** als ein Compliment, als einen Ehrentitel an, der zwar vielen beigelegt wird, wovon aber nur ſehr wenige das beſizzen, was der Name eigentlich in ſich faſſet. Allein wider dieſe Vertheidigung könte

man

man die einmal als ausgemacht angenommene Regel einwenden, daß man nemlich nicht ohne Noht die durch einen algemeinen Redegebrauch ſchon veſtgeſezte Bedeutung eines Wortes verlaſſen müſſe. Da nun vermöge des Redegebrauchs zu einem Weltweiſen eine Fertigkeit Wahrheiten aus algemeinen deutlichen Begriffen in einer ſyſtematiſchen Ordnung vorzutragen und gründlich zu beweiſen, erfodert wird, welche Eigenſchaft ſich auch bei den meiſten, die alſo genant werden, findet, warum ſolte man denn dieſem Namen eine ſo eingeſchränkte Bedeutung geben, daß viele, die denſelben bisher mit Recht getragen haben, ihn dadurch verlieren müſten? Der Hr. S. hat ohne Zweifel ſein Abſehen zu ſehr auf die **Herleitung** des griechiſchen Wortes φιλοσοφος gerichtet, welches eigentlich ſo viel heiſt als ein Freund der Weisheit, folglich iſt Philoſophie ſo viel als Luſt, Begierde und Bemühung weiſe zu werden. Allein man muß in den Erklärungen nicht allezeit auf die Etymologie, ſondern vornemlich auf den Redegebrauch ſehen. Wolte man ſich immer nach jener richten, ſo würden manche wunderbare Erklärungen herauskommen, welches man mit vielen Beiſpielen aus den Wiſſenſchaften zeigen könte. Die **Erklärung der Sache** iſt von der **Herleitung des Worts** wohl zu unterſcheiden.

Die Vernunftlehre ſelbſt iſt in 3 Hauptſtükke eingeteilt, wovon das erſte von den **Begriffen**, das andere von den **Urteilen**, und das dritte von den **Vernunftſchlüſſen** handelt. Das erſte

ſte Hauptſtük beſtehet wiederum aus 7 Abſchnitten. Der erſte Abſchnitt des erſten Hauptſtükkes handelt von den **Merkmalen der Begriffe**, der andere von der **Gleichheit** und **Verſchiedenheit der Dinge**, in ſo fern ſolche aus den Merkmalen erkant wird, der dritte von der **gegenſeitigen Prädicabilität der Dinge**, wo die Lehre von den **Gattungen** und **Arten** vorkömt, der vierte von den **Begriffen ſelbſt und ihrem Unterſchied**, der fünfte von dem **ſymboliſchen Ausdruk der Begriffe**, in welchem Abſchnitte vom 40 bis zum 47. §. die Lehre von der **Auslegung** kurz und gründlich vorgetragen wird, der ſechſte von den **Erklärungen**, und der ſiebente von der **logiſchen Einteilung**.

Das andere Hauptſtük faſſet 2 Abſchnitte in ſich, wovon der erſte die **Natur der Urteile und Säzze** ſowohl überhaupt als der verſchiedenen Arten derſelben erkläret, der andere aber das **gegenſeitige Verhältniß mehrerer Säzze** zeiget.

Das dritte Hauptſtük beſteht aus 8 Abſchnitten. In dem erſten Abſchnitt, der von der **Materie und Form der Vernunftſchlüſſe** handet, zeiget der Hr. S. im 84. §. die **Natur des Vernunftſchluſſes überhaupt**, daß er nemlich eine Vorſtellung der Beziehung mehrerer Begriffe auf einander ſey, zu welcher Vorſtellung wir von einer andern Beziehung der Begriffe Grund hernehmen. Er teilet denſelben in die unmit-

mittelbare Folge und den eigentlich ſo genanten Vernunftſchluß ein, welche zwei Hauptarten er alſo unterſcheidet, daß nemlich in der unmittelbaren Folge der hinlängliche Grund zu der Vorſtellung einer gewiſſen Beziehung mehrerer Begriffe von einer andern Beziehung der Begriffe in einem nächſt vorhergehenden Sazze, in dem eigentlich ſo genanten Vernunftſchluſſe aber derſelbe von einer andern beſtimten Beziehung eben derſelben Begriffe auf den dritten, der in zween vorhergehenden Säzzen gemeinſchaftlich iſt, hergenommen wird. In dem 86. §. unterſcheidet der Hr. Verfaſſer die innere Form des eigentlich ſo genanten Vernunftſchluſſes von der äuſſern. Die innere Form ſezzet er in der beſtimten Nohtwendigkeit der Folge, die äuſſere aber in der verſchiedenen Stellung der Materie. Wenn nun in dem Vernnnftſchluſſe alle drei Säzze, in denen der obere und untere Hauptbegrif eine ausdrükliche Beziehung auf den mitlern haben, vollkommen ausgedrukt ſind, ſo hat er ſeine äuſſerliche ordentliche Form, und wird ein ordentlicher Vernunftſchluß genant, wo aber nicht, ſo nent ihn der Hr. S. weniger ordentlich (minus ordinarium.)

Der andere Abſchnitt handelt von dem Hauptgrund der ordentlichen Vernunftſchlüſſe, wo im 87. §. das dictum de omni & nullo vorkömt, welches genauer beſtimt wird, als oft zu geſchehen pflegt.

Der dritte Abſchnitt zeiget die **verſchiedenen Figuren** und modos der Vernunftſchlüſſe in den Figuren, wo der Hr. S. in dem 92. §. zu beweiſen ſucht, daß die beiden Regeln der **erſten Figur**, daß nemlich der **Oberſaz** in derſelben **algemein**, und der **Unterſaz bejahend** ſeyn müſſe, nicht algemein wahr ſind, daraus er denn im 9. §. die Folge zieht, daß mehrere modi in der erſten Figur möglich ſind, als die vier bekante, die unmittelbar nach dem dicto de omni & nullo eingerichtet werden, und welche er **regelmäſſig** (regulares) nent, da die andern **unregelmäſſig** (irregulares) genant werden, nicht weil ſie keinen, ſondern weil ſie nicht den bekanten und gemeinen Regeln folgen. Gleicherweiſe ſucht er in den folgenden Abſäzzen darzuthun, daß auch die Regeln der **andern Figuren** nicht algemein wahr ſind. Endlich giebt er im 100. §. die nöhtige und nüzliche Erinnerung, daß es am beſten ſey, die cryptiſchen und unregelmäſſigen modos der Vernunftſchlüſſe bei Seite zu ſezzen, und an deren ſtatt nur die regelmäſſigen in der erſten Figur zu gebrauchen. Dieſem Abſchnitt iſt eine **Tabelle** beigefüget, die ſowohl die verſchiedenen Figuren als auch die Hinlänglichkeit der erſten zeigen ſoll.

Im vierten Abſchnitt wird die Lehre von den **Vernunftſchlüſſen**, die **weniger ordentlich** ſind, nemlich von den **zuſammengeſezten** und **cryptiſchen**, vorgetragen, wobei zu merken, daß der Hr. S. die **Natur** eines **cryptiſchen Vernunft-**

nunftſchluſſes nicht in dem bloſſen Mangel der ordentlichen und gewöhnlichen äuſſeren Form, ſondern vielmehr in der **Verſtekkung** oder **Verbergung der inneren Form**, oder der Nohtwendigkeit der Folge, vermittelſt einer ungewöhnlichen Stellung der Materie ſezzet, wie aus dem 114. §. erhellet. Im fünften Abſchnitt wird von der **Zuſammenkettung der Vernunftſchlüſſe** gehandelt. Im ſechſten wird gezeiget, wie **Demonſtrationen** vermittelſt Vernunftſchlüſſe ſollen gemachet werden. Im ſiebenden komt die Lehre von den **Trugſchlüſſen** vor, und endlich zeiget der achte ſehr praktiſch und lehrreich den **Nuzzen der Vernunftlehre**, insbeſondere **der Demonſtrirkunſt in der Ueberzeugung anderer**, in der **Verteidigung der Wahrheiten**, in der **Widerlegung der Irthümer** u. ſ. w.

IV.

J. Laß Samlung Huſumiſcher Nachrichten, zweiter Fortſezzung, 8 Stükke, nebſt Regiſter, mit Königl. allerhöchſter Bewilligung.

Flensburg gedrukt bei C. F. Holwein, 2 Alph. 5. B. in 4.

Die patriotiſche Liebe zu der Geſchichte des Vaterlandes und ein unermüdeter Fleiß haben den Hr. Laß bei ſeinem kränklichen Zuſtand bewogen, ſeine einmal angefangene Huſumiſche

Nachrichten, der wir ſchon in dem zweiten Band der Nachrichten S. 133 und der erſten Fortſezzung derſelben S. 397 gedacht haben, mit einer zwoten Fortſezzung zu vermehren. Sie enthält 8 einzele Stükke, jedes ohngefehr zu 6 Bogen. Dieſe aber ſind nicht auf einmal, ſondern nach und nach in den Jahren 1752 bis 1758 doch unter fortlaufenden Seitenzahlen herausgekommen, und mit einem algemeinen Regiſter verſehen worden. Wir wollen eins und das andere aus denſelben anführen.

In der Vorrede teilet der Hr. Verf. 14 beſondere Anmerkungen und kurze Nachrichten mit, die ſich auf Huſum beziehen. Das erſte Stük betrift die Jahre 1751 und 1752. Das in den Marſchländern bekante Landmaaß ein **Dühnmaht** oder **Dehmat** iſt ſo viel Erdreich, als ein fleiſſiger Menſch an einem Tage abmäen kan, und machet in der Breite 1, in der Länge aber 216 Ruhten aus, die Ruhte zu 2 Ellen gerechnet. Der Hauptprediger und älteſter Bürgermeiſter ſind Kirchen-Inſpektoren, und dieſe beide nebſt dem Stadtſecretarius Schul-Inſpektoren. Bei der Erledigung des Paſtorats behauptete der König die Rechte der Beſezzung wieder den Magiſtrat. Unter den dreien Stadtpredigern findet, die Predigten ausgenommen, eine beſtändige Abwechſelung in den Amtsverrichtungen ſtatt. Die höchſte Zahl der Gebornen dieſer Stadt in den Jahren 1740 bis 1751 iſt 138 Kinder, und die geringſte 89; die höchſte Zahl der Copulirten 38, und die geringſte 19; die höchſte Zahl der Geſtorbenen 168, und

die

die kleinſte 102. Das dortige Gaſthauß oder Kloſter ſpeiſet täglich zweimal 14 alte Perſonen. In dem 1751ſten Jahr ſind an ſämtlichen Armengeldern verwendet und ausgeteilet worden 8059 Markl. Ein Bürgermeiſter und ein Rahtsherr ſind Aufſeher des Gaſthauſes, und ein Bürger muß nicht nur ohne Lohn, ſondern auch mit Verwendung vieler Zeit, Mühe und Koſten das Amt eines Speißmeiſters wechſelsweiſe führen. Dieſes Stük hat verſchiedene Anlagen, z. B. das Leben des 1751 eingeführten neuen Subrektors **Holländer**; die Artikeln der vier Aemter in Huſum, nemlich der Schuſter, Schmiede, Schneider und Bekker, auſſer welchen ſonſt alle Arbeiter und Handwerker eine uneingeſchränkte Freiheit haben; und endlich einige alte königliche und herzogliche Freiheitsbriefe für das Armen- oder Gaſthauß von den Jahren 1528, 1465, 1518, 1527 und 1537 ſämtlich in platdeutſcher Sprache.

Das zweite Stük enthält eine gute Nachricht von dem Amte Huſum, von den Amtmännern ſeit 1477, von deſſen Einteilung, Dörfern und Pflügen, welche ſich, die Vogteien Schwabſtedt und Rödenis mit einberechnet, auf 287¾⅛ belaufen, ferner von den herrſchaftlichen Pachtſtükken, von der gerichtlichen Verfaſſung und von den ſechs Kirchen dieſes Amts und zwar in dieſem Stük von der Kirchen zu **Schobull** und **Hatteſted**. Dieſes Stük hat 9 dahin gehörige Beilagen. Das dritte Stük fähret fort zu handeln von den vier übrigen Kirchen zu **Schweſing**, **Oſten-**

feldt,

feldt, Mildſtedt und Olderup mit 7 Anlagen, ſo wie das vierte Stük von Schwabſtätt, dem vormaligen berühmten Siz der ſchleſwigiſchen Biſchöfe, und von der Südermarſch nahe vor Huſum handelt und 6 Anlagen hat.

Das fünfte Stük betrift noch das Jahr 1752. Auſſer einigen öffentlichen Landes-Begebenheiten und einigen teils algemeinen Landesverordnungen, teils beſondren dieſe Stadt betreffenden königlichen Befehlen für dieſes Jahr, iſt das Leben des damals antretenden Herrn Inſpektors und Paſtors Streſow das wichtigſte. Es hat 5 Beilagen.

Das ſechſte Stük enthält etwas von den Jahren 1753 und 1754. In dem lezten Jahr hielt der General-Superintendent in der Stadtkirche zu Huſum die erſte General-Kirchen-Viſitation, ohnerachtet des langen Wiederſpruchs und der vielen Einwendungen, welche man dagegen gemachet hatte. Auch dieſes Stük hat einige Anlagen und unter denſelben die Inſtruktion für das Commerz-Collegium in Huſum von dem Jahr 1738.

Das ſiebende Stük betrift die beiden Jahre 1755 und 1756. In dem erſtern Jahr war die Zahl der Gebornen 93, der Copulirten 13, der Geſtorbenen 106 und der Communicanten 2460. In dem leztern Jahr war die Zahl der Gebornen und Copulirten gerade dieſelbe, die Zahl der Todten aber war 94 und der Communicanten 2507. Hier findet man eine Erzählung von den ſonder-

baren

baren Seebewegungen, welche man in Huſum bei dem groſſen Erdbeben in Liſſabon 1755 bemerkete und noch kläglichere Nachrichten von der groſſen Waſſerflut, welche den 7 Okt. 1756. unter andern dieſe Stadt und Gegend ſehr heftig traf. Unter den Anlagen komt die algemeine königliche Verordnung wegen einer allen Predigerwitwen zu reichenden jährlichen Penſion oder Abgabe von dem Dienſte vor; ferner das Leben des neuen Herrn Diakonus Ingwerſen, und eine Beſchreibung des koſtbaren aus Eichenholz geſchnizten Altars im Hohenchor der Thumkirche in Schleſwig, welches 1521 in Huſum verfertiget iſt.

Das **achte** und lezte Stük von dem Jahr 1757 enthält beiläufig das Leben des berühmten Rechtsgelehrten **P. Aren**, welcher ein Huſumer von Geburt war. In den Anlagen finden ſich die neuen ſehr genaue und ſehr brauchbare Brodrollen dieſer Stadt und das Leben des neuen gelehrten und fleiſſigen Herrn Schulrektors **Schaumann**, und der vorgeſchriebene Judeneid.

Wir könten zwar die Erinnerungen, welche wir bei den beiden erſten Samlungen dieſer Huſumiſchen Nachrichten gemachet haben, wiederholen. Wir wollen aber lieber den Fleiß und die patriotiſche gute Abſichten des Herrn Verf. rühmen, und zugleich wünſchen, daß die Liebe zu der Geſchichte des Vaterlandes und ein rühmlicher Fleiß in derſelben ſich in unſern Ländern überall vervielfältigen möge.

V. Do-

V.

Documenta, welche die Kirchliche Verfaſſung zu Huſum betreffen, und dahero als eine Anlage zu Joh. Laſſ Huſum. Samlung dem Druk übergeben worden. Anno. 1753 14½ B. in 4.

Dieſe beſondere Samlung enthält eigentlich zwo umſtändliche, wohl abgefaſte und mit vielen Beilagen verſehene Deduktionen, wodurch der Magiſtrat in Huſum ſeine und der Stadt vermeinte Gerechtſame und Freiheiten zu behaupten ſuchte, und beide ſind durch den im Jahr 1751 erfolgten Tod des Hrn. Conſiſt. Rahts Kraft veranlaſſet worden. Denn zur Wiederbeſezzung des erledigten Hauptpaſtorats glaubte der Magiſtrat das Jus Patronatus & Præſentandi zu haben, und hat es teils aus algemeinen und teils aus beſondern Gründen ſich zuzueignen alle Müe gegeben. Aber eine fürſtliche Conſtitution von dem Jahr 1701 ſtand ihm im Wege, und in Folge derſelben haben ſich Ihro Maj. der König die unmittelbare Beſezzung dieſer Stelle für jezt und für das künftige vorbehalten.

Die zwote Deduction betrift einen noch wichtigern Fall. Die Huſumer behaupten nemlich, daß ihre Kirche, Schule und Lehrer nicht unter der ordentlichen Aufſicht des Generalſuperintendenten ſtünden, und folglich auch nicht von demſelben viſitiret werden könten, ſondern daß ihr Hauptpa-

paſtor, ſelbſt Superintendent, Probſt und Inſpektor ſey, und der Hr. Conſiſtorialraht Kraft hat wirklich dieſes in dem ganzen Herzogthum Schleswig ſonſt unbekante und gewöhnliche Privilegium gegen die Herren Generalſuperintendenten in ſeinem Leben behauptet. Aber Jhro Maj. der höchſtſel. König Chriſtian VI. ſchränkten auch dieſe Freiheit in einer Ordre 1737 auf die Lebzeit des Hr. Krafts ein. In Folge deſſen fieng der Hr. Gen. Superint. Reus 1751 an ſich der Aufſicht über die Kirche und Schule anzunehmen. Und dagegen ſucht der Magiſtrat in dieſer Deduktion allerunterthänigſt einzukommen, und wolte dieſe Freiheit nicht etwa als eine perſönliche Sache anſehen, ſondern als eine algemeine Stadtfreiheit, und wie ſie ſich ausdrukken, als ein kaum ſchäzbares Kleinod vertheidigen. Indeſſen erhielt die Stadt auch durch dieſe Deduktion nicht völlig, was ſie ſuchte, ſondern die Königliche Reſolution fiel 1753 dahin, daß die Oberaufſicht und Generalviſitation des Generalſuperintendenten in Huſum wie in den andern Städten ſtatt finden müſte, was aber die inſpectionem ordinariam und ſpecialem betreffe, ſo ſolten dem Hauptpaſtor die Jura eines Præpoſiti oder Inſpectoris in Anſehung der Stadt nach als vor zugeſtanden werden.

VI. Er-

VI.

Erneuerte Huſumſche Schul-Ordnung. Flensb. 1763. 10 B. in 8.

Wir zeigen dieſe Schulordnung mit eben dem Vergnügen an, mit welchem wir ſie durchgeleſen haben. Denn ſie iſt muſterhaft und ſaget in der Kürze ſehr viel gutes, und wirklich brauchbares. Sie zeuget von der ſchon durch Proben bewährten Einſicht ihres eigentlichen Verfaſſers des Hrn. Rektors Schaumann in das Schulweſen und von ſeiner durch Nachdenken und Erfahrung erlangten Tüchtigkeit zum Schulamt. Die Schulordnung von 1632 iſt zwar in ſo weit beibehalten, aber nach den jezigen Umſtänden verändert und merklich vermehret worden. Sie iſt von den Schulinſpektoren veranlaſſet, von dem geſchikten Hr. Rektor entworfen, von dem geſamten Magiſtrat genehmiget und durch eine oberliche Cenſur allerhöchſt beſtättiget worden. Wir halten uns verbunden die Einrichtung und den Hauptinhalt derſelben etwas näher anzuzeigen.

Das erſte Cap. beſtimmet die algemeine Einrichtung dieſer Schule, welche ſeit langer Zeit in einem guten Ruf und Anſehen geſtanden. Sie hat vier lateiniſche Claſſen, und auſſerdem eine damit verbundene Schreib- und Rechenclaſſe unter Anführung eines eigenen Lehrers, welche leztere Claſſis Quinta heiſſet. Der geſamte Magi-

ſtrat

ſtrat iſt Patron der Schule mit den davon abhangenden Rechten. Die Schulinſpektoren ſind jederzeit der Hauptpaſtor, der älteſte Bürgermeiſter und der Stadtſecretair. Die Schule hat fünf Lehrer, einen Rektor, Conrektor, Subrektor, Cantor, nebſt einem Rechen- und Schreibmeiſter. Ein jeder ſtehet ſeiner Claſſe vor und hat auch ſeine hier §. 5. beſtimte Nebenverrichtungen.

Das zweite Cap. von dem Hauptzwek, der in dieſer Schule erreichet werden ſoll, hat drei Abſchnitte. **Der erſte** handelt von der Einflößſung der Gottſeligkeit, welche nicht unter die Nebenwerke einer Schule gerechnet wird. Zu denen anzuwendenden Mitteln der Gottſeligkeit wird die Einſchärfung des Wortes Gottes, der chriſtliche Anfang und Schluß der Lektionen, die theologiſche und andere erbauliche Lektionen; das ſonn- und feſttägliche gemeinſchaftliche Gebet nebſt einer beſondern Freitags-Erbauung, die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, der chriſtliche Wandel der Lehrer, die väterliche Ermahnungen an die Kinder und endlich eine wöchentliche oder monatliche paränetiſche Stunde gerechnet. **Der zweite Abſchnitt** handelt von der **Bildung der Sitten.** Davon heiſſet es §. 8: „Es iſt unſtreitig, „daß Tugend und gute Sitten mit Gottſeligkeit „und Wiſſenſchaft verbunden werden müſſen, „wo einer ein nüzliches Mitglied der Geſellſchaft „werden will. Zwar iſt es andem, daß, wer „von Herzen Gott fürchtet, derſelbe auch den be„ſten Grund zur Tugend in ſich habe. Allein,

„da die wahre Tugend eine lebendige Erkentniß „alles deſſen, was gerecht, was gut, was ſchön, „was vollkommen iſt, vorausſezzet, und eine, „alle dagegen ſich ſtreubende Laſter beſiegende Fer„tigkeit werden ſoll: ſo ſieht man leicht ein, wie „viele Lehren, Regeln, Exempel, Geſchichte, Er„mahnungen, Reizungen, nöhtig ſind, die völli„ge Tugend teils kentbar, teils beliebt, ange„nehm und wirklich zu machen. Und wie dieſe „Tugend eine innerliche Stärke, Licht, Glanz „und Schönheit der Sele iſt, welche nicht anders „als durch äuſſere Handlungen und Bewegungen „des Leibes ſichtbar, reizend, wirkſam und nüz„lich werden kann; ſo iſt es auch klar, daß recht„ſchaffene Præceptores unaufhörlich an der Re„gelmäſſigkeit aller äuſſerlichen Handlungen und „Bewegungen, und folglich an guten Sitten „junger Leute arbeiten müſſen.„ Die zu dieſem nöhtigen Endzwek vorgeſchlagene Mittel ſind wohl ausgeſucht. **Der dritte Abſchnitt** handelt von den **Schullektionen** von 7 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr, welche in einer Tabelle für alle Claſſen Tag- und Stundenweiſe vorgeleget werden, aus welcher erhellet, daß wöchentlich 27 Stunden öffentlich Schule gehalten wird, und daß ſich der Unterricht über das Latein, das Griechiſche, Hebräiſche, die Hiſtorie, Geographie, Bieſſchreiben und Rechtſchreibung, Periodologie und Redekunſt, die deutſche und lateiniſche Dichtkunſt, Weltweisheit, Sittenlehre, die Altertümer, die Fabellehre, die bibliſche Geſchichte, die Einlei-

tung in das N. Teſtament, die chriſtliche Glaubenslehre, den Stil und die Uebung in der Feder erſtrekket. Was die Ordnung nach §. 11. betrift, ſo hat man ſich nach der Beſchaffenheit des menſchlichen Gemüts, nach der Gleichförmigkeit der Materien und nach der Uebereinſtimmung der Auctorum gerichtet. Hierauf wird §. 12-15. gezeiget, auf welche Art die combinirte Stunden zu verteilen ſind; wie die Auctores mit einander abgewechſelt werden ſollen; wie viel man ungefehr in einem oder anderthalb Jahren zu abſolviren habe, und wie die Privatſtunden am nuzbarſten einzurichten ſind.

Das dritte Cap. betrift die Methode, welche ſehr umſtändlich und gründlich, aber ſehr faßlich vorgetragen und wie billig aufs nachdrüklichſte empfohlen wird. So handelt der erſte Abſchnitt §. 16-30. von der Grammatik in denen bekanten vier Sprachen und für alle vier Claſſen, woraus wir nur anmerken wollen, daß auf die möglichſte Einförmigkeit in der Lehrart geſehen wird und ein Lehrer dem andern vorarbeiten ſoll. Nach §. 30. iſt Hr. Sch. nicht mit der Mode zufrieden, gar keine grammatikaliſche Regeln auswendig lernen zu laſſen, und zeiget, wie man darin zu viel und zu wenig thun kann. Der zweite Abſchitt §. 31 32. handelt von der Copia Vocabulorum, welche auswendig zu lernen zu einer unweigerlichen Pflicht gemachet wird. Der dritte Abſchnitt von nüzlicher Leſung der Auctorum §. 33-38. unterſcheidet ſehr wohl, was

hiebei der Lehrling zu thun habe. Des leztern Arbeit iſt, daß er 1) eines Auctoris ganzen Sinn deutlich erklären und 2) nüzlich gebrauchen lehret. Es wird aber dazu ſo viel erfodert, daß man daraus ſehen kann, wie viel zu einem guten Schulmann gehöre. Wie gerne teilten wir hie etliche von denen daraus gezogenen nüzlichen Lehren und Folgen mit, wenn wir weitläufig seyn dürften! Die gegebene Regeln werden auch mit einem Exempel umſtändlich erläutert. Der 4te Abſchnitt §. 39. betrift die wöchentliche Ausarbeitungen und Uebungen des Stils, in welchem von den Ueberſezzungen, von den exercitiis ſtili, von den extemporalibus und andern Ausarbeitungen und inſonderheit von dem Briefſchreiben und Verſemachen nüzliche und nöhtige Regeln gegeben werden. Der fünfte Abſchnitt §. 40. gibt eine ſchöne Anweiſung, wie die Theologie mit Nuzzen könne getrieben werden. Eben ſo wird in dem ſechſten Abſchnitt §.41. von den hiſtoriſchen Anleitungen, und in dem ſiebenden Abſchnitt §. 42. von der Philoſophie geredet. Der 8te Abſchnitt gibt §. 43. der fünften Claſſe, darin bloß geleſen, der Catechiſmus getrieben, geſchrieben und gerechnet wird, ihre Vorſchrift. Der 9te Abſchnitt §. 44. teilet manche ſchöne algemeine Anmerkungen in Abſicht des öffentlichen Unterrichts mit, deren Beobachtung die Schule angenehm machen und beides das Lehren und Lernen erleichtern wird.

Das vierte Cap. beſchreibet §. 45. einige äuſſerliche Ermunterungs-Mittel, das Hauptwerk einer Schule beſtändig in gutem Gange zu erhalten. Dahin werden gerechnet 1) die jährliche öffentliche Examina, 2) die Actus Oratorii, 3) die dortige Belohnungen der Fleiſſigen, welche in geſchenkten Büchern beſtehen, 4) der öffentliche und feierliche Abſchied der weggehenden Schüler, 5) die Schul-Ferien, welche hier beſtimmet werden, 6) die Translocationen, welche auf einen vernünftigen und nüzlichen Fuß geſezzet ſind, 7) das Certiren in der Schule, welches mit dem Zeugniß des Quintilians beſtätiget und monatlich eingeführet wird, 8) die Schulzucht nach ihren verſchiedenen Graden, unter welchen aber die Strafgelder in der oberlichen Cenſur unterſaget ſind, weil dieſe nicht den ſtraffälligen Schülern, ſondern den Eltern zur Laſt fallen, 9) die Schulgeſezze, welche die Aufführung und Pflichten der Schüler betreffen, und deren 33 angezeiget ſind, 10) die nöhtige Pflichten der Eltern und Haußwirthe, 11) die Hoſpitia und Hauß-Information, in Abſicht auf die Schüler untereinander, wozu doch bloß ein Vorſchlag gegeben wird, 12) eine anzulegende Schulbibliothek, wozu nicht nur der Vorſchlag mitgeteilet wird, ſondern es iſt auch der Anfang einer ſolchen Samlung gemachet und daher noch auf drei Seiten ein Verzeichniß von denen albereits geſchenkten Büchern beigefüget worden, welches gewiß nach und nach eine Vermehrung finden wird. Zu-

lezt werden noch die Schulgebühren beſtimmet, welche von beiden Seiten billig eingerichtet ſind. Denn wir kennen Schulen, worin noch die Schulgebühren ſtatt finden, die vor hundert und wohl zweihundert Jahren feſtgeſezzet ſind, wobei die Lehrer merklich leiden, da ſich der Preiß aller Dinge in der Zeit alzumerklich verändert hat.

Dieſe muſterhafte und nüzliche Schulordnung iſt den 10ten May dieſes Jahres in der Schule zu Huſum feierlich bekant gemachet und eingeführet worden, wobei nicht nur der Hr. Paſtor und Inſpektor **Mayer** und der Herr Rektor **Schaumann**, ſondern auch drei Schüler einige hierauf ſich beziehende Reden gehalten haben. Der Hr. Rektor aber hat zu dieſer ſeltenen Feierlichkeit durch eine lateiniſche Anzeige eingeladen. Es iſt dieſe Einladungsſchrift auf vier Bogen in 8. hier beigefüget, in welcher derſelbe erſt kürzlich einige gemachte Anordnungen erläutert und verteidiget, gegen welche etwas eingewandt werden könte, und darauf ſich inſonderheit umſtändlich und gründlich über das Auswendiglernen erkläret, welches in der Schulordnung obangezeigter maſſen nöhtig erachtet iſt. Er zeiget nicht nur die Nohtwendigkeit deſſelben überhaupt, ſondern auch was auswendig gelernet werden müſſe, und wie ſolches von Seiten der Lehrenden und Lernenden am beſten getrieben werden könne, um hierin die in allen Fällen ſo nöhtige Mittelſtraſſe zu halten.

VII.

Das Dorf. Ein Gedicht von Joh. Jac. Duſch, der ſch. Wiſſenſ. Profeſſor. Altona, bei Iverſen, 1760, 44 Seiten mit der Vorrede in 8.

Es giebt verſchiedene Gedichte, in welchen man ſchöne und ſchlechte Gedanken ſo vermiſcht antrift, daß man nicht ſogleich zu beſtimmen vermag, ob ſie gut oder mittelmäſſig ſind. Wir können zwar nicht leugnen, daß gegenwärtiges Gedicht ſich dieſer Gattung etwas nähert; aber wir würden doch ſehr unbillig handeln, wenn wir es ganz zu den mittelmäſſigen herunter ſezzen wollten. Die Verf. der Bibl. der ſch. Wiſſenſch. *) ſind unſers Bedünkens in ihrer Critik zu weit gegangen, denn man kann es, überhaupt betrachtet, wohl zu den guten Gedichten zählen.

Der Hr. Prof. hat die Vorzüge des Landlebens ſchildern wollen, und die hat er durch das ganze Gedicht auch ſehr gut beſchrieben. Wir wollen zur Probe nur folgende Verſe daraus anführen.

S. 14, gleich im Anfang des Gedichts:

Die Einfalt, **) der ich oft mich in die Arme warf,
Hat, was der Dichter wünſcht, und was der Menſch bedarf;

 Der

*) Bibl. VI. B. 2. St. S. 350.

**) Die Einfalt des Landlebens, wie ſolches die vorhergehenden Verſe anzeigen.

Der Demuth wahre Pracht, dem mäſſigen die Fülle,
Vergnügen für das Herz, und für die Weisheit Stille.

S. 19. = O unverdorbene, o reizende Natur,
Der Ort, der dich nicht hat, bedarf der Künſte nur!
Auch die Zufriedenheit haßt, ſo wie du, Gepränge,
Wählt für den Schlimmer Ruh, und Stille für Gedränge.

Und S. 23 - Es lacht rings um euch her die Freude aus den Wäldern,
Die Ruh vom kühlen Bach, der Segen von den Feldern:
An Wonne unerſchöpft, an tauſend Schäzzen reich,
Iſt Frühling, Sommer, Herbſt, iſt ganz das Jahr für euch. - -

Dies zeigt ſchon, daß das Gedichte nicht gar zu verwerfen iſt, und es würde noch ſchöner geworden ſeyn, wenn der Hr. Verf. allenthalben gleichen Fleiß angewandt hätte: allein die Herausgabe deſſelben iſt vornemlich um der Vorrede willen (welche wir, da ſie nur Streitigkeiten mit gewiſſen Journaliſten betrift, übergehen wollen) geſchehen, folglich konnte man nicht einmal ein völlig ausgearbeitetes Gedicht erwarten. Uebrigens

gens iſt Hr. Duſch ſchon als ein guter Dichter bekant, daß wir alſo weiter nichts zu ſeinem Lobe ſagen dürfen.

Was uns inſonderheit an dieſem Gedichte mißfallen hat, ſind die zuweilen vorkommende lange Perioden, die in poetiſchen Schriften gar unerträglich ſind. Man findet z. B.

S. 18 und 19 einen von 8. Verſen:

— Nur unterbricht das Lied der ſüſſen Nachtigall,
Und von der Weide her ein froher Wiederhall,
Der Weſt, den, wenn er laut durch rege Büſche ſpielet,
In jedem Blatt beſeelt, die ganze Eiche fühlet;
Der Schwalbe froh Geſchwäz vom Moos bewachſnen Dach,
Der dunkel murmelnde vorbey gegoßne Bach,
Und bald des Hirten Lied, und bald des Viehs Gebrülle,
(O ländliche Muſik) die angenehme Stille! - -

Der Hr. Verf. beſchreibt hier, was die Stille auf dem Lande unterbricht: allein man verliert ſich ganz in den Beſchreibungen, und weiß am

Ende nicht, wie die angenehme Stille in den Vers komt.

S. 21 und 22 iſt einer von 10 Verſen:

Der abgedankte Knecht der Schwelgerey, der reiche
Unglükliche, erſchöpft, des weiten Palaſts Leiche,
Der jezt den ſiechen Leib, im Alter ſeine Laſt,
Auf Stüzzen mühſam ſchleppt, und ſeine Jugend haßt,
Mag ſatt am vollen Tiſch, und freudenleer bei Freude,
Und durſtig unterm Wein, und ſchlummerlos auf Seide,
Im ungenießbaren, verwünſchten Ueberfluß,
Ein immer lüſterner und ekler Tantalus,
Der Sonne ungeſehn, in ſeinem Schaz begraben,
Mit allem überhäuft, vergeblich alles haben! - -

Solte wohl jemand im Schluß dieſer Verſe denken, daß es der im Anfang genante **abgedankte Knecht der Schwelgerey** iſt, der **vergeblich alles haben mag**? Auſſerdem ſind hier auch die Beſchreibungen gar zu ſehr gehäuft, und eben nicht alle zum beſten gewählt.

Noch

Noch ein paar kleine Anmerkungen finden wir nöhtig.

S. 16. heiſſet es:

— Kein marmorner Palaſt, von dem am hohen Tag
Auf langen Gaſſen noch der kalte Schatten lág - -

Die ſo bald nach einander folgende Beiwörter **hoch**, **lang** und **kalt**, machen dieſen Vers unangenehm auch iſt kalter Schatten unrichtig, wenn man nicht glauben ſoll, daß Marmor einen kälteren Schatten, als irgend ein anderer Körper, gibt. Der Schatten hätte hier wohl ganz unbeſchrieben ſeyn können, und ſtatt **hoher Tag** wegen der darauf folgenden **langen Gaſſen** lieber **Mittag** geſagt werden ſollen.

S. 24 ſind die Verſe:

— Bevor, vom öſtern Hauch des Oſtes eingezwängt,
Der ungeborne Flor die ſchwangre Knoſpe ſprengt —

nicht allein etwas unverſtändlich, ſondern **eingezwängt** iſt auch nicht ſonderlich teutſch.

S. 43 ſagt der Dichter:

Er läßt den Craſſus ihren Schaz, den Cäſars ihre Welt —

Den

Den Cäſarn und den Craſſen muß es unſtreitig heiſſen, wenn ja die mehrere Zahl hier ſo nohtwendig iſt.

Von gedachen Verfaſſern der Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. wird auch der gleich im Anfang des Gedichts befindliche Ausdruk: „Betäubet vom Gewühl„ getadelt, weil man nicht davon, ſondern vom Getümmel, betäubet wird. Dieſes Wort wäre allerdings richtiger geweſen, aber jenes iſt darum auch nicht unrichtig; denn mit einem Gewühl iſt allemal Getümmel oder wenigſtens Geräuſch verbunden. S. 20. bedient ſich der Hr. Prof. des Worts Gewühl wieder und nent es einige Verſe nachher Geräuſch, alſo hält er beides für einerley, und darin hat er unſerer Meinung nach auch nicht unrecht.

VIII.

Glükſeligkeit des Tugendhaften. Epiſtel*) an den Cammerherrn Freyherrn von Bernſtorf von Joh. Jac. Duſch, Prof. Altona 1763, bei D. Iverſen, 3 Bogen in 8.

Unter den vielen Gedichten Hr. Prof. Duſchens verdienet gegenwärtiges einen vorzüglichen Rang.

*) Dieſe fremde Benennung hätte wohl nachbleiben können: ſie kann zu allerlei lächerlichen Einfällen Anlaß geben.

Rang. Es iſt zwar darin nicht allemal die beſte Wahl in den Gedanken und dem Ausdruk getroffen: (ein Fehler, der dieſem Dichter ſehr oft anklebet, und vielleicht von der gar zu eiligen Bekantmachung ſeiner Schriften herrühret) allein es iſt deſſen ungeachtet leſenswürdig, zu geſchweigen, daß auch die Wichtigkeit der darin abgehandelten Materie ſchon Achtung verdienet. Wir wollen unſeren Leſern zuerſt den Inhalt deſſelben und diejenigen Stellen, die uns vor andern ſchön dünken, anzeigen, nachher aber auch einige der vornehmſten Fehler berühren, denn Kleinigkeiten verdienen keinen Tadel; davon ſind auch die größten Dichter nicht frey.

Die Gelegenheit zn dieſem Gedichte iſt eine einem Freunde des Hrn. Verfaſſers von dem Hrn. Cammerherrn, Freyherrn von Bernſtorf, dem das ganze Gedicht gewidmet iſt, erzeigte Wohlthat.

Ein milder Stral, (ſagt er) den jüngſt von ſeiner Höhe
Dein Glük auf einen Freund herunter warf,
. . fiel in meine Sele. —

Er erzählt die Regungen der Freude, die er darüber empfunden hat, und die denjenigen um ſo viel theurer iſt, bei denen ſie nur ſelten einkehret. Folgender Gedanke des Herrn Prof. bei dieſer Gelegenheit hat uns beſonders wohl gefallen; er findet ſich auf der 5 S.

— Wenn

— Wenn unſer Herz an eigner Freude
darbet,
So iſt es Weisheit, wenn wir unſre Ruhe
Mit Allmoſen, die unſre Menſchenliebe
Von fremdem Reichthum nimmt, ernähren. —

Hierauf betrachtet unſer Dichter die verſchiedenen Arten von Glükſeligkeit, welche ſich die Menſchen machen. **Stolz**, **Geiz**, und **Wohlluſt**, dieſe Kinder des Menſchenhaſſes und der Eigenliebe, bieten ihnen Mittel zur Glükſeligkeit dar, wodurch ſie am Ende ſchändlich hintergangen werden. Der **Geizige** ſezt ſein einziges Glük in ſeine Schäzze, und macht ſich aus Liebe zum Golde ſein Leben zur Bürde. Ein ſolcher Thor läßt ſich von ſeiner Begierde gleichſam herum ſchleppen, und verſchleußt ſein Herz vor allem Vergnügen, um nur immer ſeines Mammons warten zu können.

— Ach, ſeufzet oft die leidende Natur,
Ach! einmal mögt ich ſtehn und Athem
ſchöpfen;
Mit einem Tropfen Wein das matte Herz
Einmal erfriſchen; einmal von dem Schazze
Mit einer Speiſe mich erquikken; einmal
Auf einem Pfühl mich ruhen! . .
Die Laſt iſt Gold, und haben unſer Endzwek,
Ruft ſein Zuchtmeiſter, Geiz. . .

Der

Der Wohllüſtige hingegen mäſtet ſich mit Luſt und glaubt, die ganze Welt ſey blos ihn zu vergnügen da. Die Sonne, denkt er, bringt

Den Lenz und Sommer, um den Schooß der Erde
Für mich zu ſchwängern . .
Für mich krönt
Der Herbſt ſein reiches Haupt mit Früchten .
Die Stürme bewegen das Meer,
. . . damit ſie
Die Boten meiner Luſt beflügeln - -
Ein Weltteil iſt zu arm, mich zu ernähren!

Aber wenn ſein flüchtiges und fröhliches Leben verlaufen iſt, dann ſeufzt er:

Ach Augenblikke! theure Augenblikke,
Die eine Ewigkeit entſcheiden, ſtehet!
Eilt nicht ſo ſchreklich! Ach, nur einen Tropfen,
Nur einen Tropfen Zeit! — Der Weltkreis ſinket,
Von meinem Fluch belaſtet, unter mir!
Ach einen Tropfen Zeit! - -

Der Stolze iſt vielleicht von dieſen dreien Thoren noch am meiſten zu belachen, weil er ſein Glük blos in Luft ſuchet.

Der

Der Geiz iſt Sucht nach Gold, die Wohlluſt Hunger
Nach Lüſten, Stolz iſt Geiz nach Luft. —

Aber eben dieſe lächerliche Begierde macht ihn ſeinen Nebenmenſchen ſehr oft gefährlich.

— Stolz unter Stroh; wie ungereimt!
Stolz in Paläſten; wie gefährlich! Stolz
Auf Thronen; wie erſchreklich! Wenn der Stolz
In einen Bürger fährt, ſo haben Nachbarn
Zu lachen: fährt der Stolz in einen Groſſen,
So mag der Stat erſeufzen: fähret er
In Könige, ſo weinen Nationen.

Und den Stolzen ſelbſt

- - - peinigt ſeine Eigenliebe.
Der ſchlummerloſe Neid rükt ſeinen Wünſchen
Das Ziel beſtändig fort, und peitſcht ihn weiter.

Der Herr Profeſſor beſchreibet eine jede dieſer Leidenſchaften ſehr gut, und unterſucht darnach, wie ſie vereinigt den Menſchen unglüklich machen. Er macht hierbei eine nicht übel gerathene Vergleichung zwiſchen der vereinigten Herrſchaft erwähnter drei Laſter und dem ehemaligen römiſchen Triumvirat.

So weit ſich nun alle dieſe Thoren von der Glükſeligkeit entfernen, ſo nahe kommt ihr hingegen der Tugendhafte. In ſeiner Sele wohnt wahre Ruhe und Zufriedenheit. Die Freuden aller Menſchen ſind ſein. Sein

— iſt das ganze Leben, das der Thor
Vergebens lebt, und wenn er ſtirbt, am Grabe
Beſeufzen muß; ſein der Genuß von allem,
Wornach der Stolz, der Geiz, die Wohlluſt ſchmachtet.

Die Großmuth und Menſchenliebe des Tugendhaften bemühet ſich alle Menſchen, ſo viel nur möglich, glüklich zu machen, und empfindet darin das gröſte Vergnügen.

— Wenn alles um ſie Freuden ſind, mit welcher
Entzükkung ſieht ſie ihre ſchöne Schöpfung,
Und fühlt (wenn die Vergleichung nicht zu kühn iſt)
Von jenen hunderttauſend ſelgen Freuden,
Die Gott empfand, als er aus ſeinem Himmel
Sein neu erſchaffnes Eden ſahe, eine —

Diejenigen, die im mittleren und geringen Stande leben, können nicht oft Gelegenheit haben, die Freude, die aus dem Wohl anderer ent-

 ſpringt,

ſpringt, zu genieſſen; dieſes Glük iſt vornemlich den Groſſen der Welt und Perſonen vom erſten Range vorbehalten. Der Hr. Verf. wendet ſich alſo im Schluſſe ſeines Gedichts wiederum an den Herrn Freiherrn von **Bernſtorf**, einen Herrn, der des ihm beigelegten Lobes vollkommen würdig iſt, und zeiget, in wie hohem Grade er die Glükſeligkeit des Tugendhaften beſizze, und wie viel Freude ihm daraus zuflieſſe. Wenn Du denn, ſagt unſer Dichter zulezt,

— — von ſolcher Wohlluſt voll dem Kuſſe deiner
Vermählten entgegen eileſt, und
Den ganzen Beifall, den dein Herz Dir giebet,
In ihrem Auge lieſeſt; - -
- - - wenn ihre Sele
An deinen Lippen hängt, von welchen Fülle
Der tugendhaften Freud, und tauſend ſchöne
Empfindungen des Herzens überſtrömen;
Wenn ſie mit ſtarker Inbrunſt deine Hand
Stillſchweigend faßt, und drükt - -
Was kann dir da die Muſe ferner wünſchen?

Er wünſcht dem Herrn Cammerherrn zu dieſer Freude noch die väterliche Freude und endigt ſein Gedicht mit dieſen Worten:

- - Sie

- - Sie (die väterliche Freude) ſey der Muſe
Segen,
Und, wenn die Fürſicht meinen Wunſch
erhöret,
Die Freude, die ſie Dir für Freude zahlet!

Hr. Duſch hat ſonſt eine Versart erwählet, die unter uns noch nicht ſehr gemein iſt, ſich aber, unſerer Meinung nach, zu dieſer Art Gedichte ſehr wohl ſchikket, wozu ſie auch von den Engelländern, dieſen Meiſtern in der philoſophiſchen Dichtkunſt, häufig gebraucht wird. Aber hätte er doch auch den Wohlklang der Verſe beobachtet! Es ſind ſo viele rauhe mit unter gelaufen.

Von andern Fehlern wollen wir nur folgende anmerken. S. 4. finden wir in den Verſen:

Ein milder Stral, den jüngſt von ſeiner Höhe
Dein Glük auf einen Freund herunter warf,
Brach ſich von meines Freundes heiterm
Herzen,
Und fiel in meine Sele - -

nicht nur einen für ſolche Gedichte gar zu phyſiſchen Gedanken, ſondern es iſt hier auch wider die Richtigkeit der Sprache angeſtoſſen. Man ſagt nicht, die Stralen brechen ſich **von** dieſer oder jener Sache, ſondern **in** oder **an** derſelben.

Die Ausdrükke: **Monopolium** auf fremden Jammer, S. 18; **Balanz** von ſeiner Armut, S. 14; und ſich **bankerot** ſchwelgen, S. 19;

ſind unedel: die fremden Wörter ſchikken ſich nicht zur Poeſie, eben ſo wenig wie Umſaz und umſezzen, welches wir beides auch ein paar mal gefunden haben. Dergleichen Redensarten gehören nur für die Handlung.

Auf der 18 S. iſt wiederum ein Sprachfehler. Es heiſſet da: Der Herbſt krönt ſich mit Früchten,

— daß er ſein Obſt für meinen Tiſch, und ſeine Traube
Für meinen Becher zolle. — —

Man zollet einem dieſes oder jenes und verzollet etwas für einen. Hr. Duſch begehet oft ſolche Fehler wider die Sprache, die doch ein Dichter eben ſo ſorgfältig, wo nicht noch mehr, denn ein Redner, vermeiden ſolte.

S. 29. hätte die Frage: Verlangſt du ſeines Lebens ganzes Mährchen zu hören? wegbleiben ſollen, das würde die darauf folgende Beſchreibung viel verſchönert haben. Des Dichters Abſicht war ja den Stolzen zu beſchreiben: wozu ſolte denn auch die Frage?

Der ſtarke Mann und Nikkel Liſt (S. 38) ſind ſolche eigenthümliche Benennungen, die in heroiſchen Gedichten, worunter das Lehrgedicht allerdings mit zu zählen iſt, gar nicht ſtatt finden. Warum nicht lieber Räuber, Mörder, Gaukler u. ſ. w. geſagt? Groſſer Schelm iſt auch nichts weniger, als erhaben.

Die

Die langweilige Beſchreibung, die der Hr. Prof. S. 47 von ſeiner eignen våterlichen Freude macht, håtte er billig unterlaſſen ſollen. Ein Beiſpiel war hier gar nicht nöthig; am a" rwenigſten aber håtte er es von ſeiner eignen Perſon hernehmen ſollen. Wie viel ſchöner würde es ſeyn, wenn die lezten vier Verſe des Gedichts unmittelbar auf die Frage: Iſt denn kein Wunſch mehr übrig, keine Freude? folgeten. Ein Schriftſteller muß nie ſonderlich viel von ſich ſelbſt reden.

IX.

Von der patriotiſchen Tugend.

Eine Rede am 31 März 1762 als am Geburtsfeſte S. Königl Majeſt. von J. B. Baſedow, königl. Profeſſor. Altona bei D. Iverſen 1763. 3 Bogen in 8

Die Stärke des Herrn Prof. Baſedows in der Beredſamkeit iſt ſchon ſo algemein bekant, daß wir nicht nöthig haben, in dem Lobe dieſer Rede weitläuftig zu ſeyn. Seine Abſicht iſt, wie er im Eingange zu erkennen giebt, weder eine fremde hieher nicht gehörige Materie abzuhandeln, noch auch bloß mit dem algemeinen oder beſondern Lobe des Königes die ganze Zeit ſeiner Rede hinzubringen, ſondern einen lehrreichen und den Zuhörern nüzlichen Vortrag zu

 thun,

thun, der dabey mit der Urſache ſeiner Rede auf das genaueſte verbunden iſt. Er hat ſich deswegen billig nicht der lateiniſchen, ſondern der Mutterſprache ſeiner Zuhörer bedienet.

Unter dem Worte **Vaterland** verſteht der H. Prof. nicht den Ort der Geburt, auch nicht dasjenige Land, in welchem wir das meiſte gute genoſſen haben, ſondern dasjenige, in welchem wir wohnen, und deſſen Schuzzes wir genieſſen. Zu den Pflichten gegen dieſes Vaterland zählet er: den Gehorſam gegen die Geſezze; die Wahl einer Lebensart, mit der wir nicht nur uns, ſondern auch dem Vaterlande nüzzen können; eine tugendhafte Beſcheidenheit der Wohlthaten des Königs und Staats nicht zu mißbrauchen; alle Privatabſichten, ſobald ſie dem gemeinen Beſten zuwider ſind, für nichts zu achten; und endlich die patriotiſche Tugend auf das genaueſte mit der chriſtlichen Religion zu verbinden, weil wir uns unmöglich ohne die wichtigen Bewegungsgründe, welche ſie uns darbeut, zu der Selbſtverläugung, die die Pflicht gegen das Vaterland in manchen Fällen erfordern kann, entſchlieſſen werden. Der H. Prof. wünſchet am Ende ſeiner Rede, daß ſich einige Geſellſchaften wahrer Patrioten zuſammen thun möchten, und zu dem Wohl des Staates gemeinſchaftlich das ihrige beitragen, insonderheit in ſolchen Stükken, die am meiſten einer Verbeſſerung bedürfen, darunter er vornemlich den Zuſtand der Schulen und Akademien, und denn die Einrichtung des Armenweſens rechnet.

Zum Beſchluß müſſen wir noch die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, die man in allen Schriften H. Baſedows genau beobachtet findet, rühmen. Es iſt keine Ehre für manche, ſonſt gute teutſche Schriftſteller, ja für verſchiedene von den beliebteſten und beſten critiſchen Schriften, daß ſie dieſes nohtwendige Stük oft ſo gar vernachläſſigen, daß man die gröbſten grammatikaliſchen Fehler bei ihnen antrifft.

X.

Amuſemens periodiques, Tom. I. Copenhague 1761. Chez les fréres Philibert. 18 Bogen in 8.

Dieſes Wochenblatt, deſſen Verfaſſer ein Ausländer, der viele Reiſen gethan hat, ſeyn ſoll, iſt nicht länger als vom März bis in den Jul. des 1761 Jahres heraus gekommen, da es durch die ſchleunige Abreiſe des Verfaſſers unterbrochen worden. Er verſpricht zwar in ſeinem lezten Blatt die Fortſezzung in kurzem wieder anzufangen; weil dieſes aber in ſo geraumer Zeit nicht geſchehen iſt, ſo hat man Urſache zu glauben, daß er an der Erfüllung ſeines Verſprechens verhindert worden iſt. Man kann nicht anders als dieſen Verluſt bedauren, denn die Wochenſchrift gehöret zu den guten, die nicht die

ſchon ſo oft wiederholte Moralen dieſer Art von Schriften immer wieder unter der alten Einkleidung vortragen. Einige von ſeinen Säzzen möchten vielleicht parador ſcheinen, und manche ſind es auch wohl; es iſt aber allemal beſſer, etwas neues zu ſagen, das der Leſer prüfen kann, als ihn immer mit einerley zu unterhalten.

In dem 1 Blatt widerlegt der Verfaſſer diejenigen, welche glauben, daß man in der Sittenlehre nichts neues mehr ſagen könne, und zeigt, daß zwar die Neigungen der Menſchen immer einerley ſind, aber durch die äuſſeren Umſtände allerdings anders gelenket werden können. Der übrige Teil von dieſem und das folgende Blatt enthalten die Geſchichte eines jungen teutſchen Herrn und ſeines pedantiſch gelehrten Hofmeiſters; dieſer war Anfangs ſeinem Hofmeiſter ähnlich, der Aufenthalt in Paris ſchmolz ihn zu einem artigen Herrn um, und eine vernünftige Frau in ſeinem Vaterlande machte ihn endlich zu einem verſtändigen Mann. Das 3 Blatt iſt wider die unbillige Verachtung einiger Leute gegen alle andere Stände als denjenigen, in welchem ſie ſich befinden, gerichtet. Das folgende widerlegt die unrechtmäſſige Geringſchäzzung ſolcher Perſonen, deren Angehörige in Laſtern gelebt haben, und den noch viel unvernünftigern Stolz derer, die ſich auf eine adeliche Geburt etwas einbilden; beides dienet einer Erzählung, die ſich, jedoch unterbrochen, bis ins 9 Stük erſtrekket, zur Vorrede. Sie handelt von einer auſſer der Ehe erzeugten

Toch=

Tochter einer laſterhaften Mutter, die alle Verführung durch ihre Tugend überwindet, und eines reichen und angeſehenen Mannes Gemahlin wird. Das 6 enthält vernünftige Betrachtungen über die Liebe zum Vaterlande. Die chriſtliche Lehre, ſagt der Verfaſſer, legt uns keine beſondere Liebe gegen unſere Landesleute auf, ſondern eine algemeine gegen alle Menſchen. Nach der Dankbarkeit ſind wir unſern Landsleuten (denn die muß man unter dem Worte Vaterland verſtehen, wenn man nicht gar eine thörichte Neigung gegen die Erde, wo wir geboren ſind, unter der Liebe zum Vaterlande meinen will) nichts ſchuldig, nächſt Gott haben wir alles unſern Aeltern, Anverwandten, Freunden und Wohlthätern, jenen aber nichts zu danken. Unſere bürgerliche Pflicht verbindet uns an das Land, da wir wohnen, oder in welchem wir ein Amt bekleiden, nicht aber an das Land unſerer Geburt. Endlich iſt auch die vermeinte Liebe zum Vaterlande, die man an vielen Menſchen beobachtet, nichts anders als die Liebe zu ſeinen Angehörigen und Bekannten, und zu der Lebensart, der man von Jugend auf gewohnt geweſen iſt. Das 8 zeiget die Unbilligkeit derjenigen, welche die eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts durchgehends zu Kleinigkeiten, oder zwar nüzlichen, doch ſolchen Beſchäftigungen, dabei die Sele und die Erkentniß nichts gewinnet, verurteilen oder ihnen gar, aller Erfahrung zuwider, einen ſchwächeren Verſtand zuſchreiben. Der Verfaſſer macht hier eine etwas

ſeltſame Erzählung, wie es zugegangen, daß das männliche Geſchlecht die Herrſchaft über das weibliche bekommen. Das 10 und 11 Blatt zeiget, wie wenig man Urſache habe, dem vorübergehenden und ungewiſſen Ruhm bei den Menſchen ſeine Freiheit, oder gar ſein Gewiſſen und Tugend aufzuopfern. Dieſe und das folgende enthalten zugleich eine Geſchichte: Moazim, oder der getröſtete Vater. Der Verfaſſer ſcheinet etwas des J. J. Rouſſeau Meinung in Anſehung des Vorzuges der erſten rauhen Zeiten vor den jezigen zu ſeyn. Bei dieſer Materie hat er viel neue, teils ziemlich fremde Gedanken. Das 13 handelt von der Zärtlichkeit, ſenſibilité. Man findet hier nicht weniger allerley Anmerkungen. Von dem Einfluß des Clima auf die Gemüther hält der Verfaſſer mit Recht nichts. Im 14 lieſet man die Erzählung von einer Geſellſchaft Brachmanen, die ſich für vollkommen ſtoiſch ausgaben, bei einer genauen Prüfung aber verriethen, daß ſie noch nicht alle Begierden abgelegt hatten. Im 15 handelt der V. davon, wie man ſich ſelbſt an ſolchen Fehlern der Menſchen, mit denen man umgeht, über welche man ſich ſonſt erzürnet, beluſtigen könne, und daß man niemals jemand ſeine Fehler ſagen ſoll, wenn man vorhero gewiß ſeyn kann, daß wir ihn nicht beſſern, ſondern durch unſere unzeitige Aufrichtigkeit nur zu unſerm Feinde machen werden. Das 16. iſt eine ſatyriſche Beſchreibung ſeines ungenanten Landes, das man leicht für Europa erkennet.

Das

Das 17 handelt von dem Verſtande, und wie man ihn in den Kindern durch eine beſſere Erziehung als die gewöhnliche entwikkeln ſoll. Was der Verfaſſer S. 258. als eine Vermuthung anführt, daß die Kinder in den erſten Wochen noch nicht ſehen, und hören, wird unſerm Bedünken nach durch die Erfahrung ſo überflüſſig widerlegt, daß man keiner weiteren Unterſuchung bedarf. Das 18, welches das lezte iſt, enthält den Anfang einer Geſchichte, die den Vorzug einer **vernünftigen Liebe** beweiſen ſoll.

****

XI.

Sundheds Magazin &c.

Geſundheits-Magazin. Erſtes Stük, von den Urſachen der Krankheiten im Frühling und Geſundheitsregeln wider dieſelben. Kopenhagen, 1763. bei A. H. Godicke. 6 Bogen in 8.

Dieſe Monatſchrift iſt nach dem Beiſpiel des hamburgiſchen Wochenblattes: Der Arzt, geſchrieben. Der ungenante Verfaſſer verbindet mit einer angenehmen und muntern Schreibart alle zu ſeinem Zwek nöhtige medieiniſche Einſicht. Dieſes erſte Stük iſt in drei Abſchnitte eingeteilt. Der **erſte** handelt **von der Luft** als

ei-

einer Urſache zu den Krankheiten im Frühling. Der H. V. zeiget in demſelben die ſchädliche Wirkung der Kälte und der feuchten Luft des Winters auf den menſchlichen Leib, welche hernach im Frühling zum Ausbruch kommt. Der zweite betrachtet der **Menſchen Verhalten und Lebensart** als die zweite Urſache zu den Frühlingskrankheiten. Zu den Fehlern in Anſehung der Lebensart, die hauptſächlich im Winter vorgehen, werden gerechnet: der Mangel der Bewegung, die gar zu groſſe Heftigkeit einiger Bewegungen, die viele im Winter vornehmen, die öftere Veränderung einer übermäſſigen Wärme mit der äuſſeren Kälte, die im Winter beſonders gewöhnlichen Beſuche und Gaſtmahle, und das Nachtwachen ſowohl bei Geſchäften als Luſtbarkeiten, die eingeſchloſſene Luft und endlich im Frühling ſelbſt, wenn man gar zu früh ſeine Winterkleidung ablegt, und ſich durch die Wärme der Sonne am Tage in die noch ſehr kalte Morgen- und Abendluft verführen läſt. Der dritte Abſchnitt enthält **Geſundheitsregeln** gegen die Krankheiten im Frühling. Dieſe ſind vornemlich die Bewegung, Reibung, ehe man in die Luft geht, etwas zu ſich zu nehmen, dadurch die Schädlichkeit der Luft gehindert wird, Fußbäder, und endlich Mäſſigkeit im Eſſen und Trinken.

XII. Po-

XII.

Polieuctes Martyr, Tragédie &c.

Polyeuctes der Märtyrer, ein Trauerſpiel, aus des P. Corneille franzöſiſchem Original zum Gebrauch des däniſchen Schauplazzes in Däniſche Verſe überſezt. Kopenhagen 1763 bei N. Möller, 6 Bogen in 8.

Dieſe wohlgerathene Ueberſezzung hat den Herrn Kriegsrath **Bornemann** zum Verfaſſer. Sie gehöret unter die beſten däniſchen Ueberſezzungen, von denen eine gröſſere Anzahl zu wünſchen wäre. Wir fügen einige kleine Anmerkungen bei, wo uns an etlichen wenigen Stellen der Sinn des Originals nicht vollkommen getroffen zu ſeyn ſcheinet. S. 10. im Anfang des 3 Auftritts ſolte in der Rede der **Paulina** das franzöſiſche peutetre ſeyn ausgedrukt worden, denn ſie hatte keinen Grund gewiß zu wiſſen, daß **Nearchus** ein Verräther und falſcher Freund ihres Gemahls wäre. Kurz darauf ſolte: ce malheureux viſage wohl nicht durch: **wie wenig mein Geſicht auch zu gefallen geſchikt iſt**, gegeben ſeyn. S. 17 in der 4 Scene, wie von der tödlichen Verwundung des **Severus** die Rede iſt, ſind jaloux nicht **Feinde**, ſondern **Neider**. S. 22. im 1 Auftritt der 2 Handlung ſagt **Severus** von der **Paulina**: Jamais à *ſes deſirs* mon coeur ne fut rebelle,

und

und in der Ueberſezzung: **mein Herz gehorchet ſtets der Vernunft.** In dem 3 Auftritt der 4 Handlung S. 66 iſt in der Rede des Polieukt die Stelle:

Et leur plus haut éclat fait tant de mécontens,
Que peu de vos Céſars en ont joui longtems.

Ihr höchſter Glanz macht ſo viel Neider, daß wenige Kaiſer ihn lange genoſſen haben, nicht ganz richtig überſezt.

XIII.

Æſop ved Hoffet &c.

Aeſop am Hofe und Aeſop in der Stadt.

Zwei Schauſpiele. Soroe 1763, gedrukt bei Jonas Lindgreen, der Ritterakademie Buchdrukkern, in 8, das erſte 127, und das andere 144 Seiten.

Dieſe beide Schauſpiele ſind zum Gebrauch des hieſigen Theaters aus den franzöſiſchen Originalen des **Bourſault** in ungebundener Rede überſezzet. Sie finden ſich nebſt andern Schauſpielen dieſes Dichters in des **Gherardi** Theatre Italien, jenes im 4 Teile, unter dem in der Ueberſezzung beibehaltenen Titel, dieſes aber im

3 Teil,

3 Teil, wo es les Fables d' Eſope genant wird. Der Ueberſezzer iſt Hr. **Reersleu**, welcher ſich ſchon mehrmalen um die däniſche Schaubühne verdient gemachet hat. Er iſt in beiden Sprachen fertig, man kann alſo keine andere, als gute Ueberſezzungen von ihm erwarten. Einige kleine mit eingeſchlichene Fehler wollen wir doch anzeigen.

Im Aeſop am Hofe iſt S. 18. au Trone deſtiné, pour aller à la Gloire, unrichtig überſezt, **der nach einem Throne trachten könte.** S. 32. ſolte das im Franzöſiſchen befindliche infidelle Rodope wohl beibehalten worden ſeyn, weil man dadurch gleich im Anfang der Unterredung die Urſache des Zanks zwiſchen dem Aeſop und der **Rodope** erfähret. S. 116. in dem Befehle des **Croeſus** an die Wache ſolte exprés nicht durch **eigentlich** gegeben ſeyn. Im Aeſop in der Stadt iſt S. 7. der Vers Créſus, le plus heureux de tous les Potentats, vermuthlich aus Verſehen übergangen. S. 48 läſt der Hr Ueberſezzer, ſans d' aucun héritier craindre l' impatience, den **Pierrot** ſagen, da es doch im Franzöſiſchen Aeſop ſagt. S. 49. finden wir das Wort Mödighed, welches aber dem teutſchen **Müdigkeit** gar zu ähnlich und alſo nicht rein däniſch iſt; Træthed wäre beſſer geweſen. S. 166, **der, den ich ſprechen will, weiß er, daß ich ihn erwarte,** iſt gar zu ſehr nach der franzöſiſchen Sprache überſezzet. Hin und wieder haben wir auch das **Mein Herr** in den Anreden

reden gefunden, als z. E. mein Herr Gouverneur, mein Herr Oberſt, welches ebenfals zu franzöſiſch lautet. Ferner hätte abie und abeunt am Ende der Scenen wohl auf Däniſch können geſagt werden, welches dem heutigen guten Geſchmak viel gemäſſer geweſen wäre.

Sonſt iſt in der erſten Comödie die Unterredung des Aeſopus mit einem General, der ein Gotteslåugner iſt, ausgelaſſen. Es iſt ſolches wohl teils ihres anſtöſſigen Inhaltes wegen, aus welcher Urſache man ſie auch auf dem franzöſiſchen Theater übergehet, geſchehen, teils aber hat es auch die Beſchaffenheit der hieſigen Schaubühne wohl mit ſich gebracht. In der zweiten Comödie iſt in der 3 Scene des 4 Acts des Aeſopus Antwort an die Albione kürzer gemacht, und zwar mit Recht, denn ſie iſt ohnehin weitſchweifig genug.

Im übrigen wäre zu wünſchen, daß geſchikte Ueberſezzer ſolche Schauſpiele, die vorgeſtellet zu werden verdienen, wählen mögten. Dieſe beide Stükke gehören aber nicht unter die Zahl, wie denn Bourſault überhaupt keiner von den beſten theatraliſchen Dichtern iſt. Doch, man muß ſich freilich wohl auch nach dem Geſchmak des gröſten Haufens der Zuſchauer richten.

XIV Den

XIV.

Den Over ꝛc.

Des in der ganzen Welt berühmten und bekannten Holgers des Dänen wahre und glaubwürdige Lebensbeſchreibung von Friderich Chriſtian Schönau. Kopenh. bei J. W. Boppenhauſen, 1751. 8 Bogen in 8.

Der Verfaſſer hat in dieſer Schrift aus Bartholins Diſſert. de Holgero Dano und einem Manuſcript eben deſſelben Schriftſtellers einen Auszug gemacht. Daß er von der Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte ſehr viel hält, kann man ſchon aus dem Titel ſehen. In der Zuſchrift an drei hohe Kriegsbedienten, führet er die Aehnlichkeit ſeines Helden mit dieſen Herren umſtändlich aus. Am Ende ſeiner Vorrede bittet er ſich nur das einzige aus, daß ſeine Landsleute die Höflichkeit gegen ſeinen Verleger beweiſen möchten, mit ihrem Beifall den Abgang der Schrift zu befördern, damit ſeine Unkoſten erſtattet werden und er einen billigen Gewinn einerndten könte. Denen, die etwa ſein Vornehmen verſpotten möchten, antwortet er kurz aus dem Phädro, daß ſie deridendi potius quam deriſores ſind. Mit dieſem Schriftſteller ſcheint er beſonders bekant zu ſeyn, denn er beweiſet gleich hernach mit zwoen Stellen aus eben demſelben: Pater Deorum riſit, und Tunc ſic Deorum genitor atque hominum ſa-

ſator, die nicht unbekante Wahrheit, daß Jupiter der Vater der Götter genant werde. An anderen unnöhtigen und manchmal ziemlich ungeziemenden Ausſchweifungen fehlt es auch nicht.

XV.

Spicilegii Antiquitatum patriæ Periculum III. Præſide *Bernardo Möllmanno* defendent Laureæ primæ Philoſophicæ Candidati. Hafniæ, typis N. C. Höpfneri, 1759.

4 Bogen.

Der Herr Verfaſſer handelt in dieſer Abhandlung von den Bisthümern in Dännemark und Norwegen.

Im Anfang ſtunden alle Biſchöffe in den dreien nordiſchen Reichen unter dem Erzbiſchoff zu Hamburg als ihrem Metropolitan. Nachmahls wurden ſie ihm entzogen, und dem Biſchoff zu Lund unterworfen. Auch dieſer verlohr Norwegen, darüber der Biſchoff zu Drontheim die geiſtliche Gerichtbarkeit bekam.

Man findet faſt niegends eine richtige Nachricht von den däniſchen Bisthümern, auch J. A. Fabricius, der in ſeiner Schrift Lux Evangelica orbi exoriens noch am beſten davon gehandelt hat, iſt nicht ohne alle Fehler, die der Herr Verfaſſer hier angezeiget und verbeſſert hat. Erſtlich hält er das Bisthum Wendſyſſel oder

Borg-

Borglum in Jütland heutiges Tages Aalburg für zwey unterſchiedene Biſthümer. Ingleichen hat er unter den däniſchen Biſchöffen, die liefländiſchen zu Reval, Dörpt, Oeſel und das kurländiſche Bisthum, welche nach Waldemars des II. Anordnung unter dem Erzbiſchoff zu Lund ſtunden, ausgelaſſen. Unter dem Erzbisthum Drontheim ſtanden auſſer den norwegiſchen und dem Biſchoff der weſtlichen Inſeln bey Schottland, Hebrides, der Inſulanus oder von der Inſel Sodor Sodorenſis, ingleichen von der Inſel Man Biſchoff zu Man heißt, welche Fabricius anführt; auch noch der Biſchoff der orcadiſchen Eyländer und die zwei isländiſchen Bisthümer.

Der Herr Verfaſſer hat ſeine Säzze teils durch anderer Schriftſteller Zeugniſſe, teils durch noch ungedrukte Documente, die hier ganz eingerükt ſind, erwieſen.

XVI.

Spuren der Güte, Weißheit und Allmacht Gottes, wie auch ſeines Ernſtes und Strafgerechtigkeit, welche ſich bei der auſſerordentlichen Ueberſchwemmung erwieſen, die den 7 Oct. 1756. die Cremper- und Haſeldorper-Marſch im Holſteiniſchen betroffen, bemerket von Ernſt Philip Lilie, Compaſtore der Gemeine zu Elmshorn. Züllichau, in der Wayſenhaus Buchhandl. 1758. 6 Bogen. 8.

Die heilſame Anwendung der Strafgerichte Gottes wurde nicht lange nach der den 7 Octob. 1756. eingebrochenen groſſen Waſſerflut der Elmshorniſchen Gemeine über Klagelieder Jerem. 3. v. 40. 41. 42. vorgehalten von Ernſt Philip Lilie, Compaſt. Ebendaſ. $2\frac{1}{2}$ Bogen. 8.

Die groſſe Waſſerflut, welche in dem Jahr 1756. die an der Weſtſee gelegene Marſchländer betroffen, und darin ſich beides der Ernſt und die Güte Gottes deutlich geoffenbaret hat, verdienet ein Denkmal für die Nachkommen. Wir haben uns lange gewundert, daß ſich kein Janſon und Culemann gefunden, der dieſem Gerichte Gottes ein Denkmal hat ſtiften wollen. Wir haben uns ſelber Mühe gegeben, etwas glaubwürdiges davon durch einen Briefwechſel zuſammen zu bringen und es an einem bequemen Ort bekant zu machen. Aber der Erfolg hat mit unſerer Abſicht nicht übereinſtimmen wollen. Deſtomehr haben wir uns gefreuet, daß der rechtſchafne und begabte Hr. P. Lilie, der gegenwärtig Prediger des adelichen Kloſters zu Preez iſt, dieſe Mühe übernommen, und dieſes Gericht Gottes teils aus dem Augenſchein und ſelbſteigner Erfahrung, und teils aus mündlichen Erzählungen auf eine erbauliche Art beſchrieben hat. Er ſchränket ſeine Nachrichten hauptſächlich auf ſeine Gegend, nemlich die Cremper- und Haſeldorper-Marſch ein, welche auch am meiſten gelit-

ten. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß auch aus den andern Gegenden ähnliche Nachrichten könten geſamlet und bekant gemachet werden.

Seine hiſtoriſche Beſchreibung dieſes göttlichen Gerichts beſteht aus **zween Teilen**. Der **erſte Teil** enthält eine **Beſchreibung der groſſen Waſſerflut überhaupt, und der dabei verſpürten Hand Gottes.** Er geht in die vorhergegangene Jahre und Dinge zurük, die als Vorboten eines viel heftigern Ungewitters anzuſehen ſind, und erzählet die empfindliche Trübſale der nächſt vorhergehenden Zeit. Dahin gehöret der ſtrenge und anhaltende Winter des Jahres 1740; die Hornviehſeuche, welche 1745. ihren Anfang nahm; der entſetzliche Sturmwind den 12 Dec. 1747, welcher den Marſchgegenden eine groſſe Gefahr drohete; der den 24 Apr. 1750, an dem jährlichen Buß- und Bettage in Elmshorn entſtandene groſſe Brand, der in 4 Stunden 56. der beſten Häuſer in die Aſche legte; ein heftiger Wind den 11 Sept. 1751, der das Waſſer über die Deiche trieb und an Korn und Häuſern groſſen Schaden anrichtete; das fürchterliche Donner- und ſchädliche Hagelwetter des 13ten Julii 1755; der Schrekken, welchen die vermeintliche Prophezeiung der *Anna Thomſen* in die Marſchländer verbreitet hatte. Von dem 8ten §. an wird die Flut ſelber beſchrieben, welche in den obgedachten Marſchen, die im Umkreiſe etwa 12 Meilen betragen, von den 12. anſehnlichen Kirchſpielen, die Helfte ganz, und die andre Helfte zum

 Teil,

Teil überſchwemmet hat, und zwar ſo ſtark, daß faſt niemand begreifen kan, woher damals das viele Waſſer gekommen, und daß bei 600. Menſchen umgekommen ſind. In dieſer beweglichen Beſchreibung findet man auf der einen Seite viel fürchterliches und klägliches, und auf der andern Seite viele beſondre Spuren der göttlichen Vorſorge; man trift auch darin von Seiten der Menſchen Proben der Unmenſchlichkeit und der Menſchenliebe an. Bei dieſer algemeinen Anmerkung müſſen wir es bewenden laſſen, und die Leſer, die von den beſondern Umſtänden unterrichtet ſeyn wollen, auf das Buch ſelber verweiſen. Eben dieſes müſſen wir auch von dem zweiten Teil ſagen, welcher Exempel ſolcher enthält, die teils gerettet, teils ertrunken ſind; wobei ſich viele Fußſtapfen der weiſen Regierung und gütigen Erhaltung Gottes, aber auch ſeines Ernſtes zu Tage legen. Man wird freilich dieſe Exempel nicht ohne empfindliche Rührung, aber auch nicht ohne Erbauung leſen können. Wer muß nicht bei denſelben denken: wie gar unbegreiflich ſind Gottes Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege!

Die obenangezeigte gründliche und erbauliche **Predigt**, darinnen Ernſt und Zärtlichkeit die Sprache führet, gehöret von Rechtswegen als ein Anhang oder Beilage zu dieſer Nachricht; ſie iſt vermöge des Vorberichts auf Koſten zweier Liebhaber Gottes unter die Verunglükten ausgeteilt. Im Eingange werden die drei Säzze beleuchtet, 1) groſſe Waſſerfluten kommen von Gott,

Gott, 2) unſre groſſen und vielen Sünden ſind die Urſach verderblicher Ueberſtrömungen, 3) Gott bedienet ſich der Strafgerichte, und alſo auch der Waſſerfluten, die Menſchen dadurch auf beſſre Gedanken zu bringen und in eine gründliche Bekehrung einzuleiten. In dem Vortrag ſelber wird, nach Anleitung des Textes, zur heilſamen Anwendung der Strafgerichte Gottes erfordert: 1) eine genaue Unterſuchung unſers Zuſtandes, 2) eine wahre Umkehr oder Bekehrung bis zum Herrn, 3) ein herzliches Gebet, und 4) ein demütiges Bekentniß und Abbitte. Wir wünſchen, daß dieſe Predigt den Eindruk und die Folge ſonderlich bei den Verunglükten möge gehabt und behalten haben, welche S. 46. des hiſtoriſchen Berichts von einem Mann erzählet wird, der von einer Predigt, welcher er in der Marſch gleich nach der Ueberſchwemmung mit beigewohnet und welche ihm ſehr zu Herzen gegangen war, den Ausſpruch that, ſie ſey in ſeinem Leben die erſte geweſen.

I.

Nachricht

von der Königlichen botaniſchen Anſtalt in Kopenhagen.

Der Entſchluß zu Errichtung eines botaniſchen Gartens und damit verbundenen Anſtalten

in hieſiger Reſidenzſtadt ward im Jahr 1752. gefaſſet. Seit dem iſt an deſſen Bewerkſtelligung gearbeitet worden, das meiſte iſt geſchehen, zu allem ſind Ordnung und Maaßregeln vorgeſchrieben, alles iſt jezo ſchon auf einem feſten Fuß, und eine Königl. Fundation vermuhtlich nicht mehr weit entfernet.

Die ganze Anſtalt ſtehet unter der Ober-Aufſicht Sr. Hochgr. Excell. des Herrn Grafen von Moltke, beruhet auf der beſondern unmittelbaren Freigebigkeit ihres milden Stifters, und iſt mit keiner andern Anſtalt verbunden.

Zween Säzze ſind bei Einrichtung dieſer Anſtalt zum Grunde genommen, 1ſtens, daß die Botanik eine Wiſſenſchaft vor ſich, und nicht ein Teil der Medicin iſt, ſondern nur einen wichtigen Einfluß darin, wie in viele andre Verrichtungen und Gewerbe der Menſchen hat; 2tens, daß zum Wachsthum dieſer Wiſſenſchaft, zu Entdeckung der nüzlichen oder ſchädlichen Eigenſchaften der Gewächſe, vornemlich nöhtig iſt, die Kentniß der Pflanzen mit den Gelegenheiten zu Erfahrungen vielfältig zu verbinden.

Dem erſten Grundſazze zu folge wird der Garten ein botaniſcher Garten im eigentlichen Verſtande des Wortes. Es gehören dahinein ohne Einſchränkung, aus allen Weltteilen, alle Vegetabilien, welche ſich in einem Garten ziehen laſſen, die einheimiſche wie die fremden.

Alle Hülfsmittel zur Erkentniß der Pflanzen ſind dieſer Anſtalt verſichert, finden ſich größtenteils

teils ſchon und werden mehr und mehr zunehmen. Zu einer Bibliothek ſind jährlich 200 Thlr. ausgeſezzet, dem Hrn. Profeſſor iſt die Wahl der Bücher überlaſſen, er hat die Bibliothek zu ſeinem Gebrauche in der Wohnung, nächſt am Garten, die ihm der König allergnädigſt bewilliget hat, bey ſich, und öfnet ſie den Liebhabern zu gewiſſen Zeiten. Es wird ein Deſſinateur als ein beſtändiger Bediente bey der Anſtalt gehalten, und arbeitet, nach Anweiſung des Hrn. Profeſſors, bloß vor den Garten. Gegenwärtig malet er fürnemlich, der Flora Danica wegen, die einheimiſchen Pflanzen; nach Vollendung dieſes Werkes werden die vorzüglichſten ausländiſchen Kräuter, die der Garten darbieten wird, gemalet werden, doch nicht in der Abſicht, ſie ſtechen zu laſſen und auszugeben. Zugleich werden Samlungen von trokkenen Kräutern angelegt.

Der Garten muſte in der Stadt angeleget werden, zu Vermeidung vieler Ungelegenheiten, und in einer volkreichen Reſidenzſtadt und Feſtung hat man natürlicher Weiſe keine groſſe Wahl zwiſchen Pläzzen, die zu einem botaniſchen Garten taugen. Er iſt in der Neuen Friedrichs-Stadt angeleget, vermittelſt einer Straſſe in zween Gärten geteilet, die zuſammen ungefehr 35000 Quadrat-Ellen halten, alſo geräumig genug, auch in Anſehung der Sonne gut gelegen; aber der Boden brauchte erſt viele Zubereitung und Verbeſſerung, und dieſe Zeit. Darüber, beſonders auch weil der Hr. Profeſſor Oeder

ſeine Reiſen, welche die Flora erfordert, mit Norwegen anfangen, und mehrere Jahre abweſend ſeyn mußte, hat die gänzliche Einrichtung noch nicht vollendet werden können. Doch sind beide Gärten mit Mauren eingefaßt, und mit Gewächshäuſern verſehen, auch der eine im Stande Pflanzen und eine ordentliche Wartung anzunehmen. Da unſre Nation einen beträchtlichen Handel treibt, ſelbſt Etabliſſements in den andern Weltteilen hat, beſonders aber bey den unmittelbaren Einflüßen der Gnade des allerhöchſten Stifters, und bey der Vorſorge eines erlauchten Miniſters, den ſchon ſo viele andre ihm anvertrauten Anſtalten loben, und die Wahl des Königes rechtfertigen, macht man ſich gegründete Hofnung, daß dieſer neue Garten bald in die Zahl wohlverſehener botaniſcher Gärten kommen werde.

Aus dem zweyten Grundſazze iſt das Unternehmen mit der Flora Danica gefloſſen, und man beziehet ſich hier auf die gedrukte Nachricht von dieſem Werke, welche wir gleich hierauf mittelen werden, worin ſowohl dieſer Grundſaz ausgeführet, als auch die Beſchaffenheit des Werkes angezeiget iſt. Es liegen in dieſem Grundſazze die Keime von noch mehr nüzlichen Verfügungen, und man kann von eines Glorreichen Monarchen Liebe zu den Wiſſenſchaften und von eines Landesvaters Liebe zu ſeinen Unterthanen zuverläßig erwarten, daß er auch dieſer ſeiner Anſtalt ihre Gröſſe und Geſtalt, wie der Umfang der Wiſſenſchaft

ſchaft es erfordert, und wie zu Erhaltung alles möglichen Nuzzens am dienlichſten iſt, geben und beſtättigen werde.

Der Herr **Georg Chriſtian Oeder** iſt der erſte beſtelte Profeſſor der Botanik bei dieſer Anſtalt, und hat zugleich das Glük dieſe botaniſche Anſtalten in Stand zu ſezzen. Er iſt ein Sohn des bekanten Gottesgelehrten Hrn. **Georg Ludwig Oeder** und den 3 Febr. 1728. geboren. In Göttingen hat er den Grund ſeiner Wiſſenſchaften geleget, und daſelbſt den berühmten Hrn. **von Haller** zum Lehrmeiſter gehabt. Im Jahr 1749. hat er daſelbſt den Doktorgrad angenommen. Im Jahr 1752. trat er in die Königl. Dienſte, um zur Errichtung der hieſigen botaniſchen Anſtalten gebrauchet zu werden. Im Jahr 1754. beſuchte er auf Königl. Befehl die vornehmſten ausländiſche botaniſche Gärten und trat 1755. ſeine inländiſche botaniſche Reiſe nach Norwegen an, von dannen er erſt 1760. im Frühjahr zurük kam. Er wird auf änlichen, aber kürzern unterbrochenen Reiſen, ohne den Garten zuvielzu verſäumen, die Provinzen von Dännemark und Sr. Maj. deutſche Lande durchſuchen, und die Flora Danica wird die Frucht dieſer Reiſen enthalten. Wir ſind es dieſem Werk und unſern Leſern ſchuldig, die deshalb von dem Hrn. Profeſſor auf zween Bogen in Folio mit einem Probekupfer im Druk herausgegebne Nachricht, und zwar ganz von Wort zu Wort in der folgenden Rubrik mitzuteilen.

II.

Verzeichniß der Diſputationen, welche in dem Walkendorfiſchen Collegium gehalten ſind.

Die lezte Anzeige von den Diſputationen dieſes Collegiums findet ſich in dem dritten Stük des erſten Bandes der fortgeſezten Nachrichten und betrift das 1757ſte Jahr. Seitdem ſind wir den Leſern eine Fortſezzung dieſes Verzeichniſſes ſchuldig, wie wir ſchon in dem vorigen Stük von dem Mediceiſchen oder Borrichianiſchen Collegium geredet haben. Wir wollen alle folgende Jahre auf einmal mitnehmen.

Anno 1758.

1) Diſſertationem philoſophicam, qua dubia quædam contra eorum ſententiam, qui imputationem nude poſſibilium negant, modeſte proponuntur, placido Opp. examini ſubmiſit *Birgerus Rüsbrigh.* d. 1 Apr.

2) Diſputationis exegetico-criticæ in Jobi c. XIX. v. 25. 26. 27. particulam Imam plac. Opp. exam. ſubmiſit *Fridericus Friis.* d. 1 Apr.

3) Diſſertationem philoſophicam de libertate Dei habuit *Nicolaus Voigt.* d. 27. Jul,

4) Diſſertationem hiſtorico-criticam de Puella Aurelianenſi publice defendit *Chriſtianus Hetting.* die 28. Jul.

Anno

Anno 1759.

1) Diſſertatio de Urim & Thummim, quam Opponentium examini ſubmittit *Eraſmus Edsberg*. d. 24. Mart.

2) Diſſert. hiſtorico-eccleſiaſtica de hodierno Græcæ ſub imperio Turcico Eccleſiæ ſtatu, cujus part. I. Opponentium diſquiſitioni ſubmittit *Chriſtianus Hetting*. d. 2 Jul.

3) De prudentia Chriſtiana diſſerit *Nicolaus Roſendahl*. d. 28. Sept.

4) Explicationem vocum filiorum Dei Job. 1. 6. Oppon. diſquiſitioni ſubmiſit d. 15 Sept. *C. C. Rüsbrigh*.

5) *Andreas Hartmann* diſſeruit, num omnis ira dici debet illicita, d. 27 Sept.

6) *Nicolaus Holzræd* diſſeruit; num probabilia jure ad philoſophiam referantur, d. 25 Sept.

7) Diſſertationem de ordine & tempore creationis monſtratis ex Gen. c. I. publico Oppon. examini ſubmiſit *Petrus Generanus Kruſe*. d. 29. Sept.

Anno 1760.

1) Diſquiſitionem de ſerpente æneo publico examini ſubmiſit *Eraſmus Edsberg*, die 2 Apr.

2) Diſſertationis, quæ modum ad veram felicitatem perveniendi exponet, Particulam I. de falſa in divitiis beatitudinis ſpecie plac. Oppon. exam. ſubmittit *Joh. Chriſt. Barfœd*. d. 5 Apr.

3) Diſſertationem varias de voce επιȣσιος ſententias exhibentem publice ventilandam exhibuit *Laurentius Hammond*. d. 9. Apr.

4) Diſſer-

4) Diſſertationem de Zacharia filio Barachiæ publicæ Oppon. diſquiſitióni ſubmiſit *Petrus Overgaard.* d. 11. Apr.

5) Diſſ. hiſtorico-ecclesiaſtica de hodierno Græcæ ſub imperio Turcico Eccleſiæ ſtatu, cujus Partic. IIdam Opponentium diſquiſitioni ſubmittit *Chriſtianus Hetting.* d. 4 Jun.

6) Diſſertatio de bis mortuis in ſacta ſcriptura memoratis, cujus part. I. Oppon. ex. ſubmiſit *Chriſtianus Barfœd.* d. 27 Sept.

7) Diſſertationem Juridicam de injuriis verbalibus jure Danico hodierno publico diſſentientium exam. ſubmiſit *Andreas Bang.* d. 26 Sept.

8) Diſſertationem Juridicam de delicto Furti jure Danico hodierno plac. diſſent. exam. ſubmiſit *Joh. Didericus Gorne.* d. 28. Sept.

Anno 1761.

1) Diſquiſitio de Manna, quo Deus Iſraelitas in deſerto ſuſtentavit, quam publico Oppon. examini ſubmiſit *Er. Edsberg.* d. 7. Mart.

2) Exercitatio Polemico Theologica de ficto Petri præ cæteris Apoſtolis primatu, cujus part. I. publ. diſqu. ſubmiſit *Nic. Andr. Hildebrandt.* d. 14 Mart.

3) De ſecta Heſſenorum ſchediaſma, quod publico examini ſubjecit *Benjamin Georg Sporon.* d. 15 Mart.

4) Introductio in Agriculturam, cujus præmittit laudes particula I. modeſtæ diſſentientium ſcrutationi expoſita a *Nicol. Henr. Urſin.* d. 14 Mart.

5) Diſſer-

5) Diſſertationis, quæ modum ad veram felicitatem perveniendi exponit, particulam II. de falſa in honore beatitudinis ſpecie placidæ Opp. diſqu. ſubmiſit *Joh. Chriſt. Barfœd.* d. 30 Mart.

6) Diſſertatio de voce ראם, cujus partic. I. publico exam. ſubjecit *Laurentius Jacobus Bentzon.* d. 23 Apr.

7) Diſſertationem philoſophicam de voluptate intellectuali publicæ ventilationi propoſuit *Joh. Peter Overgaard.*

8) Diſſert. de vera animæ tranquilitate publicæ Opp. diſquiſitioni ſubmiſit *Petrus Moſſin.*

9) Diſſertatio exegetico-critica in petitionem Moſis occurrentem Exod. XXXII. 32. quam publico ex. ſubjecit *Chriſt. Hetting.* d. 12 Maj.

10) Diſſertatio philoſophico-moralis, tractans virtutes pariter ac vitia, quæ verſantur circa opes acquirendas & adminiſtrandas, quam publice propoſuit *Andreas Hartmann.* d. 9 Sept.

11) Diſſertatio Juridica exhibens convenientiam Juris Naturæ ac Juris Danici circa materiam de ludis, cujus partic. I. plac. Oppon. diſqu. ſubmiſit *Joh. Didericus Gorne.* d. 16 Sept.

12) Diſſertationem Juridicam de Transactionibus ex principiis Juris Danici publice explorandam propoſuit *Andreas Bang.* d. 18 Sept.

13) Diſſertatio, in qua dubia quædam proponuntur contra ſententiam illorum, qui ſtatuunt Arreſtum per ſe jure Danico operari jus pignoris, cujus partic. I. placido Oppon. examini ſubjecit *Chriſtianus Schow.* d. 20 Sept.

14) De Polygamia diſſeruit *Nicolaus Holzrœd.*

Anno

Anno 1762.

1) Diſſertatio de ſignis & geſtibus quibusdam externis inter precandum adhibitis, quam publice ventilandam propoſuit *Nicolaus Henricus Urſin.*

2) Diſſertationis, quæ modum ad veram felicitatem perveniéndi exponet, particulam tertiam de falſa in honore beatitudinis ſpecie plac. Oppon. diſqu. ſubmiſit *Joh. Chriſt. Barfœd.* d. 30 Mart.

3) Diſſertatio de contradictione apparenti circa Converſionem Pauli, quam publico ſubmiſit examini *Laurentius Hammond.* d. 10 Apr.

4) Exercitatio exegetico-polemico-theologica de ficto Petri præ cæteris Apoſtolis primatu, cujus part. ſecundam publicæ diſquiſitioni ſubmiſit *Nicolaus Andreas Hildebrandt*, d. 3 Oct.

5) Diſſertatio de voce ראם, cujus partic. ſec. publico examini ſubmiſit *Laurentius Jacobus Bentzon.*

6) De ſatyrico ſcribendi genere in refutationibus theologicis non adhibendo publice diſſerit *Benjamin Georgius Sporon.* d. 29 Apr.

7) Diſſertationem de divortio juridice pertractatam placidæ Oppon. diſquiſitioni ſubmiſit *Chriſt. Hetting.* d. 27 Sept.

8) Specimen juridicum, continens differentiam juris Danici & Norwegici circa colonos, quod publico examini ſubmiſit *Nicolaus Holzerœd.* d. 27 Sept.

9) De juramento litis deciſorio jure Danico diſſeruit *Chriſt. Schow.* d. 28 Sept.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Dritten Bandes Drittes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1764.

Inhalt.

Bücheranzeigen.

I. Acta Pacis Olivenſis inedita. T. I.
II. J. G. Boehmius de Beringii Hiſt. obſ. Hafn.
III. Echte berichten van den Akkerbouw. der oſt. Volk.
IV. M. von Turbilly praktiſcher Unterricht zum Aufreißen oder Brechen der ungebauten Felder.
V. V. E. Pontoppidan *Tractat Om Sielens Udödelighed &c.*
VI. J. G. Conradi kurze Abhandlung von den Krankheiten der Zähne und deren Cur ꝛc.
VII. Dav. Schiötte Underretning om Bie-Auling &c.
VIII L. P. Naeraae Om Biens Behandling &c.
IX J. Hoyers Bericht von der Stadt Flensburg.
X. Hoyers Bericht von verſchiedenen Ländern, Städten und Gegenden des Herzogthums Schleswig ꝛc.
XI. O. *H. Möller* Hiſt. Nachricht von denen Paſt. der Kirche zu St. Joh. in Flensburg.
XII. *O. H. Möller* Hiſt. Nachricht von den Diaconis der Kirche zu St. Joh. in Flensburg
XIII. Schriften bey der Jubelfeyer des Hr. Conſ. Rath Lundius in Flensb. herausgekommen.
XIV. Tändeleyen.

I.

Acta pacis Olivenſis inedita. Tomus I, in quo *Joachimi Paſtorii ab Hirtenberg* aurora pacis, Diarium pacificationis e bibliotheca zaluſciana nunc primum prolatum, oliva pacis continentur. Recenſuit, illuſtravit, tabulas publicas et obſervationes adjecit *Joh Gottlob Boehmius* hiſtoriogr. reg. hiſt. Prof. P. O. Lips. Vratislav. 1763.

Dieſes wichtige hiſtoriſche Werk von einem Frieden, der vor 100 Jahren zwiſchen Polen und Schweden geſchloßen worden, erfordert mit Recht eine Stelle in einem Journale von Däniſchen gelehrten Sachen; nicht nur weil der Herausgeber ſich der anſehnlichen Beyhülfe rühmt, die er auf ſein Anſuchen von Kopenhagen aus empfangen, und weil derſelbe von unſerm allergnädigſten König eine goldne Medaille zum Gnadenzeichen und zur Belohnung ſeines Fleißes hierbey erhalten; ſondern auch weil das Werk ſelbſt vieles beyträgt, einen wichtigen Zeitpunkt in der Däniſchen Geſchichte aufzuklären.

Dieſes ſoll auch vornemlich das Augenmerk der gegenwärtigen Recenſion ſeyn, wenn zuvor

von der Veranlaßung und Einrichtung dieſer Schrift das nöthige erinnert worden.

Der Herr Prof. **Böhme**, der wegen ſeiner Stärke in der lateiniſchen Wohlredenheit und Dichtkunſt, und wegen ſeiner ausgebreiteten hiſtoriſchen Einſichten vorlängſt berühmt iſt, hatte ſchon durch ſeine mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzung von **Hardts** Geſchichte K. Guſtav Adolfs, und durch die 1760. beſorgte Ausgabe von einer Hiſtorie des dreyßigjährigen Kriegs, unter dem Titel: Epitome rerum Germanicarum, ſich um die Geſchichte des vorigen Jahrhunderts verdient gemacht, und viele Aufmerkſamkeit bey deutſchen und nordiſchen Gelehrten erwecket. Durch ſeinen Bruder **Johann Ehrenfried Böhme**, der eine Reiſe nach Warſchau gethan, kam er vor einigen Jahren in Erfahrung, daß ſich daſelbſt in der Bibliotheck des Biſchofs von Kyow **Johann Andreas Zalusky**, ein geſchriebenes Tagebuch vom Oliviſchen Frieden befinde, welches von einem der größten Gelehrten in Polen, aus dem vorigen Jahrhundert, **Joachim Paſtorius von Hirtenberg** herrühre. Die weltberühmte Denkungsart des Beſitzers von dieſem Schatze, machte dem Entdecker Muth, ihn um die Mittheilung deßelben anzuſprechen, ohne eine abſchlägliche Antwort zu fürchten. Er erhielt ihn unverzüglich; und da der Polniſche Muſenfreund wohl wußte, wem er ſeinen Schatz anvertraute, nemlich einem ſolchen, der ihn nicht blos, wie er war, dem öffentlichen

Gebrau-

Gebrauche widmen, ſondern ihm auch durch eig-
nen Fleiß neue Nutzbarkeit und Zierde ertheilen
würde; ſo hielt er es für ſeine Pflicht, auf alle
Weiſe dieſes Vorhaben zu unterſtützen. Er
fand in ſeiner Bibliotheck noch ein Tagebuch über
den Oliviſchen Frieden, welches ein Ungenann-
ter in Polniſcher Sprache gehalten hatte. Zalus-
ky hielt den **Skarſevicius** für den Urheber, und
hatte dieſen Namen auf ſeine Handſchrift geſetzt.
Der Herr Prof. **Böhme** aber hat bey Zuſam-
menhaltung aller Umſtände die deutlichſten Kenn-
zeichen gefunden, daß dieſes Tagebuch nicht von
einer Privatperſon, ſondern von einem Polni-
ſchen Reichsrathe und Bevollmächtigten bey die-
ſen Frieden, nemlich dem Großkanzler von Li-
thauen, **Chriſtoph Pac** herrühren müße.
Durch des Biſchofs **Zalusky** und des Grafen
Johann Moriz von Brühl Veranſtaltung,
ſind dem Herausgeber überdieß aus dem War-
ſchauer Archive die benöthigten Urkunden mitge-
theilt worden.

Mit ſo anſehnlichen Hülfsmitteln würde ſich
ein minder emſiger Liebhaber der Geſchichte ha-
ben begnügen laßen. Aber der Leipziger Gelehr-
te wollte im Sammeln und Unterſuchen ſo weit
gehen, als es nur dem menſchlichen Fleiße mög-
lich ſchien. Da ſeine Vorgänger allzuwenig ge-
leiſtet hatten, oder bey bisher verſchloßnen Archi-
ven leiſten können, um ihn in den Stand zu ſe-
tzen, voritzt eine pragmatiſche Geſchichte des O-
liviſchen Friedens zu ſchreiben, ſo wollte er wenig-

ſtens durch eine vollſtändige Sammlung der Materialien, und durch eine geſchickte Anordnung derſelben einen ſichern Grund darzu legen, in den Gedanken, vielleicht ſelbſt künftighin darauf zu bauen.

Da er die in Polen zu erlangenden Hülfsmittel zuwege gebracht hatte, gieng ſein erſter Wunſch auf Schweden, als die zweyte Hauptparthey bey dieſem Friedensſchluße. Aber ehe er noch ſeines Wunſches von da aus gewähret ward, fand er Gelegenheit, von Dännemark aus die wichtigſten Beyträge zu erlangen. Se. Exc. der Geheimde Rath **Freyherr von Bernſtorff**, trägt nicht allein für die Beförderung der Wißenſchaften in den Königlich Däniſchen Staaten eine unermüdete Sorgfalt. Die Welt iſt Zeuge von mehr als einer gemeinnützigen Unternehmung, welche Dieſelben unterſtützt, und die mit Ehre und Nutzen für die Däniſchen Staaten auch die beträchtlichſten Vortheile für die Gelehrſamkeit überhaupt verbindet. Se. Exc. hat, mit Allergnädigſter Königlicher Genehmhaltung, dem Herausgeber dieſes Werks aus den hieſigen Archiven zuverläßige Abſchriften von allem dem mittheilen laßen, was ſein Vorhaben befördern konnte. Unter den wichtigen Urkunden, die ihm von Kopenhagen aus mitgetheilt worden, befindet ſich auch das Tagebuch des Däniſchen Geſandten bey dem Oliviſchen Frieden. Zwar nahm Dännemark an dieſen Tractaten nicht eigentlichen Antheil, indem gegen das Ende derſelben in Kopen-

hagen

hagen ſelbſt an einem Frieden mit Schweden gearbeitet ward. Allein der Krieg, in welchen es ſich zu Polens Errettung und mit eigner gröſten Gefahr eingelaßen hatte, und ſeine Verbindungen mit Holland, und mit Brandenburg und Oeſterreich gaben ihm ein großes Recht, die Aufmerkſamkeit derjenigen Staaten, die an dem Oliviſchen Frieden Theil nahmen, zu erwarten. Und aus dem Tagebuche des Däniſchen Geſandten kann man wohl eben deswegen unpartheyiſchere Nachrichten vermuthen, weil er mehr einen Zuſchauer, als einen Theilhaber vorſtellte. Der Herr Prof. **Böhme** hat es bis auf den zweyten Theil verſpart.

Er iſt auch in Schweden ſo glücklich geweſen, durch die Verſtaltung des Reichskanzlers Grafen **von Eckeblad**, und den achtſamen Fleiß des berühmten Geſchichtſchreibers und Ritters Herr **von Stiermann** einen anſehnlichen Beytrag zu erhalten. Die Schwediſchen Geſandten in Oliva, hatten ihre Acten auf das ſorgfältigſte in fünf Bände eingetragen. Von denſelben ſind die drey erſten im Stockholmer Brande 1697. verloren gegangen. Der fünfte iſt von geringerer Wichtigkeit, und betrift blos Dinge, die in Polen nach dem Frieden vorgegangen. Der vierte und beträchtlichſte hingegen, welcher dasjenige beſchreibt, was vom 23. März bis zum 9. Jun. 1660. vorgenommen worden, iſt dem Herr Prof. in einer beglaubten Abſchrift mitgetheilt worden,

und wird von ihm gleichfalls zum zweyten Bande ſeines Werkes aufbehalten.

Oeſterreich und Brandenburg nahmen als Polens Bundsgenoßen an dieſem Frieden Antheil. Der Herausgeber hätte gewünſcht, auch von ihrer Seite neue Nachrichten mittheilen zu können, aber der Krieg, unter dem er ſchrieb, benahm ihm alle Hofnung, Zugang zu deutſchen Archiven zu finden, und überdieß hat bereits **Pufendorf** in der Geſchichte Churfürſt Friedrich Wilhelms die Brandenburgiſchen Angelegenheiten mit der erforderlichen Genauigkeit vorgetragen.

Außer den erwähnten Mächten, hatten noch zween Fürſten ihre Geſandten zu Oliva, der Pfalzgraf zu Neuburg, und nachmaliger Churfürſt **Friedrich Wilhelm**, und der Herzog Jakob von Curland. Der Pfalzgraf war ein Schwager des Königs von Polen, und unterhielt ſich damals mit der Hofnung, einſt dieſen Thron zu beſteigen. Ueberdieß war er wegen der Jülichiſchen Erbſtreitigkeit in offenbarer Feindſchaft mit Brandenburg, und ſuchte ſich bey dem Oliviſchen Frieden in Sicherheit vor den Ueberfällen zu ſetzen, womit ihn Brandenburg, wenn es nun keinen andern Feind hätte, zu bedrohen ſchien.

Der Herzog Jakob von Curland, war vor dem großen Polniſchen Kriege beydes von Polen und Schweden als ein bequemer Vermittler zu einem Vergleiche angeſehen worden. Aber während des Krieges bemächtigten ſich die Schweden

ſeiner

ſeiner Perſon, unter dem Vorwand, daß er ſich partheyiſch für Polen erwieſen hätte, in der That aber, um ihn ungeſtörter ſeines Landes zu berauben, und daßelbe mit dem eroberten Liefland zu vereinigen. In der Gefangenſchaft befehlichte er ſeinen Kanzler von **Felkerſam**, den Oliviſchen Friedenshandlungen beyzuwohnen, und hatte auch das Glück, ſeine völlige Wiedereinſetzung zu bewirken. **Felkerſam** hat ein mit beſonderm Fleiße geſchriebenes Tagebuch von dieſem Frieden hinterlaſſen. Es iſt, ſo viel man weiß, nur eine einzige Handſchrift davon auf die Nachwelt gekommen, und das Andenken davon, iſt kaum in Curland ſelbſt noch übrig geblieben. Indeßen iſt auch dieſe Schrift der Aufmerkſamkeit des Hrn. Prof. **Böhmen** nicht entgangen; aber einem beſonders glücklichen Zufalle hat er die Entdeckung zu danken, daß dieſe einzige Handſchrift in einer berühmten Bibliotheck zu Kopenhagen vorhanden ſey, ſo wie hinwiederum die Errettung dieſer Handſchrift von ihrer nahen Zerſtörung einem glücklichen Zufalle, dabey aber auch der ſcharfſichtigen Aufmerkſamkeit ihres itzigen gelehrten und erhabenen Beſitzers zuzueignen iſt. Derſelbe iſt zur Mittheilung auf des Herrn Prof. Anſuchen bereitwillig geweſen, doch mit dem Vorſatze, ihm die Hand, wovon ſie käme, zu verbergen. Aber der weit ausgebreitete Ruhm des Beſitzers, hat es dem Herausgeber nicht ſchwer machen können, ihn zu entdecken, ob er ihn gleich aus Ehrerbietung gegen ſeinen Willen nicht genannt hat.

Auch dieſes Tagebuch wird erſt im zweyten Bande, zugleich mit dem Däniſchen und Schwediſchen, ſeine Stelle finden. Der erſte Band enthält, nebſt des Herrn Prof. Vorrede und Zueignungsſchrift an den König und die Republick von Polen, drey verſchiedene Stücke: Erſtlich des Joachim Paſtorius Schriften vom Oliviſchen Frieden, hernach eine aus verſchiedenen Quellen zuſammengebrachte und nach der Zeitordnung geſetzte Sammlung von 77 Urkunden, die ſich auf die Friedensgeſchichte beziehen, und endlich die eignen Anmerkungen oder Abhandlungen, womit der Hr. Prof. alles vorhergehende erläutert.

Die erſte unter dieſen Abhandlungen betrift die Perſon und die Schriften des Joachim Paſtorius, wovon wir etwas zuförderſt erwähnen müßen, ehe wir von ſeinen hier bekannt gemachten Schriften reden. Joachim Paſtorius von Hirtenberg, war 1611. zu Glogau gebohren, und legte ſich zeitig und mit dem glücklichſten Erfolge auf die lateiniſche Poeſie und auf die Geſchichte, beſonders des mit ſeinem Vaterlande benachbarten Polens. Er erwarb ſich die Gunſt dieſer Nation durch ſeinen Florus Polonicus, und in folgenden Zeiten durch ſeine hiſtoriam Poloniæ pleniorem, und mehrere Werke von dieſer Art. Vornemlich in dieſer Betrachtung erhielt er 1651. einen Ruf nach Elbingen, um daſelbſt die Phyſik und Geſchichte zu lehren. Seine Geſchicklichkeit, die er nicht allein im Lehren und Schreiben, ſondern auch in öffentlichen Ange-

Angelegenheiten zeigte, machte ihn vielen Polniſchen Magnaten und ſelbſt dem Könige bekannt. Dieſes verurſachte, daß er ohne ſein Anſuchen Befehl erhielt, bey den Oliviſchen Friedenshandlungen gegenwärtig zu ſeyn, und den Geſandten an die Hand zu gehen. Zur Belohnung ſeines vielfältigen Fleißes erhielt er den Adelſtand und das Indigenat, und da er als Wittwer in den geiſtlichen Stand trat, anſehnliche Würden, ſo, daß ihm auch die biſchöfliche bey längerm Leben nicht entgangen ſeyn würde. Er beſchloß daßelbe in einem arbeitſamen Alter 1681. In der Religion allein zeigte er ſich wankelmüthig, da er in der Jugend zur reformirten Gemeine gehörte, eine Zeitlang ſich zu den Socinianern hielt, und im Alter vielen Eifer für die katholiſche Kirche bezeigte.

Von dieſem Gelehrten findet man hier drey verſchiedene Schriften über den Oliviſchen Frieden; zwo Reden, die ſchon vorhin einigemale gedruckt geweſen, und das bisher ungedruckte Tagebuch. Die erſte Rede, Aurora pacis, hat er zu Danzig bey Eröffnung der Tractaten im Beyſeyn der Geſandten und andrer vornehmen Perſonen mit größtem Beyfalle gehalten. Die andre, Oliva pacis, hat er als eine Dankſagungs- und Freudenrede über den erhaltenen Frieden bekannt gemacht. Das Tagebuch enthält alles, was der Verfaßer über das Friedenswerk vom Anfange der Unterhandlungen den 7. Jan. 1660. an bis zum folgenden 3 May angemerkt.

merkt. Sein Vortrag hat die größte Aehnlichkeit mit Carl Ogerii Beſchreibung von den Stumdorfiſchen Unterhandlungen in ſeinem Itinere Polonico. Beyde, da ſie ſonſt ſehr große Liebhaber der reinſten lateiniſchen Schreibart waren, nahmen ſich bey dergleichen Materien die Freyheit, nicht immer dem goldnen Zeitalter zu gleichen; weil bey ſolchen Nachrichten ſehr viel auf die eingeführten und von den Geſandten ſelbſt gebrauchten Ausdrücke ankömmt, und weil es billig iſt, Sachen den Worten vorzuziehen. Alle dieſe Schriften des Paſtorius hat Prof. Böhme mit gelehrten Anmerkungen bereichert, und hier hat er auch das obgedachte Polniſche Tagebuch, das er zu dem Ende überſetzen laßen, nützlich angewendet.

Unter den Actis publicis, die gleichſam als Beylagen nach den Schriften des Paſtorius folgen, (und Paſtorius hatte dergleichen Beylagen wirklich geſammelt, ſie ſind aber von ſeiner Handſchrift abgeſondert worden, und verloren gegangen) findet man erſtlich verſchiedene Erklärungen der kriegführenden Mächte, die vor den Unterhandlungen hergiengen; ferner die Vollmachten und ſichern Geleite der in Unterhandlung getretenen Partheyen, die Aufſätze, Erklärungen und Beantwortungen der verſchiedenen Geſandtſchaften unter den Tractaten, die verſchiedenen Entwürfe der Friedensarticel, die Verſicherungsſchriften und Erklärungen, die man vor dem Schluße für nöthig erachtete, das Friedens-

densinſtrument ſelbſt, und endlich die Ratificationen und die Anſuchungen um die Garantien. Die Stücke unter No. 39. 40. 44. 45. 46. betreffen insbeſondere die Däniſche Geſandtſchaft. Die fünfte Abhandlung des Herrn Böhme giebt ausführlich zu erkennen, welche von dieſen Urkunden ſchon vorhin gedruckt geweſen, und wo ſie zu finden ſind.

Das dritte Stück in dieſem Bande iſt eine eigne Arbeit des Herrn Prof. **Böhme** unter dem Titel: Obſervationum ad Joachimi Paſtorii diarium pacificationis Olivenſis, liber ſingularis. Es ſind 23. ſolche Anmerkungen oder kleine Abhandlungen, die zur Aufklärung der Oliviſchen Friedensgeſchichte und verſchiedner Stellen in dem Tagebuche des Paſtorius dienen. Die II de cauſis belli Sueco-Polonici, die III. Arcana pacis Olivenſis, die IX. de legatione Danica, die X. de legatione Belgica ſind beſonders wegen ihres Einflußes in die Däniſche Geſchichte merkwürdig; überhaupt aber zeugen ſie alle von einer guten Wahl, von einer tiefen Einſicht in den Zuſammenhang der Geſchichte, und von einer ausnehmend ſchönen Schreibart.

Wir wollen ſowohl aus denſelben, als aus den übrigen Stücken dieſes Werks, mit eingeſtreuten Betrachtungen dasjenige ausziehen, was etwas beytragen kann, die Däniſche Geſchichte dieſer Zeiten in ein völliger Licht zu ſetzen. Mehr von dieſer Art läßt uns der verſprochne zweyte Theil hoffen.

Nach

Nach dem höchſt ſeltnen und erſtaunlichen Glücke, welches der König von Schweden Carl Guſtav von 1655. an in Polen, und von 1657. 59. in Dännemark gehabt hatte, fielen auch Widerwärtigkeiten in ſein Loos. Ueberdieß waren ſeine Freunde aus Eiferſucht über den allzuſchnellen Fortgang ſeiner Waffen, und ſeine allzukühnen Abſichten kaltſinniger geworden, und der mächtige Churfürſt von Brandenburg hatte ihn verlaßen, um ſich mit ſeinen Feinden zu vereinigen. Oeſterreich und Brandenburg ſahen die Gefahr, worinn Dännemark und Polen damals ſchwebten, mit einem thätigern Eifer an, als vorhin, und Schweden war ſelbſt durch ſeine Siege entkräftet. Solche Umſtände machten zwar einigermaßen den kriegriſchen Carl Guſtav zum Frieden geneigt, doch nicht zu einem allgemeinen. Weil in Dännemark in Betrachtung ſeiner Lage gegen Schweden, mehr für ihn zu gewinnen war, als in Polen, ſo wollte er gern des Polniſchen Krieges entledigt ſeyn, um den Däniſchen ungehinderter fortzuſetzen. Die natürliche Billigkeit war dargegen, Dännemark ſeiner unverſöhnlichen Wuth allein blos zu ſtellen, da es vornemlich auf die Vorſtellungen und Verheißungen verſchiedener Europäiſchen Mächte den verderblichen Krieg auf ſich geladen, und Polen durch einen ſolchen Entſchluß vom Untergange gerettet hatte. Es widerſtritt auch dem Intereße aller Europäiſchen Mächte, die ſich in die Nordiſchen Angelegenheiten miſchen konnten, oder durften.

Frank-

Frankreich, England und Holland, Oeſterreich und Brandenburg, ja auch Spanien konnten es nicht zufrieden ſeyn, daß Schweden eine ungetheilte Herrſchaft über die Oſtſee behauptete. Die drey erſten Mächte vereinigten ſich, den beynen Nordiſchen Kronen einen Frieden nicht ſo wohl zu empfehlen, als vorzuſchreiben, der das Gleichgewicht einigermaßen herſtellte. Die Art, mit der es geſchah, misfiel beyden feindlichen Höfen gleich ſtark, und hintertrieb den ganzen Entwurf. Polen hingegen ſehnte ſich nach dem beſondern Frieden, den Schweden ihm ſo willig anbot. Es war zwar nicht mehr in der vorigen dringenden Gefahr in Abſicht auf Schweden. Polen an ſich ſelbſt war von dieſen Feinden wieder befreyet, es hatte auch einige Oerter in Preußen zurück erobert, und die Polniſchen Bundsgenoßen hatten den vornehmſten Schauplatz des Krieges ins Schwediſche Pommern verſetzt. Allein es waren andre Bewegungsgründe da. Die Rußen hatten einen großen Theil von Lithauen inne, und droheten mit weitern Einfällen, die Coſacken waren abtrünnig, die Magnaten uneinig, der König Johann Caſimir kinderlos und ſchwach; ſeine Gemahlin Maria Gonzaga, hatte durch ſeine Willfährigkeit einen groſſen Theil des königlichen Anſehens auf ſich gebracht, und ſie trachtete mit Eifer das Reich zu beruhigen, um die Wahl eines Franzöſiſchen Thronfolgers befördern zu können. Frankreich unterſtützte dieſe Abſicht. Den Polen begonnten

nach

nach überſtandner Gefahr ihre bisherigen Bundsgenoßen Oeſterreich und Brandenburg, wegen der eigennützigen Abſichten, die ſie bey ihrer Hülfsleiſtung zu haben ſchienen, verdächtig und beſchwerlich zu werden. Dieß alles machte den Hof und die Mächtigſten in Polen geneigt, einen baldigen und unrühmlichern Frieden der Ehre und dem Vortheile vorzuziehen, den ſie aus ſpäterer Endigung des Krieges in Gemeinſchaft mit Dännemark erwarten konnten. Ob man ſich gleich ſchämte, dieſe Denkungsart zu geſtehen, ob man gleich noch immer viel von der ſtandhaften Freundſchaft gegen Dännemark redete, ſo war doch dieſes der Bewegungsgrund, daß man die Franzöſiſche Vermittelung allein annahm, und die Holländiſche verwarf, und daß man nicht ungern den Schweden nachgab, die darauf beſtanden, den Däniſchen Miniſter von den Oliviſchen Tractaten auszuſchließen. Zum Vorwand eines ſolchen Verfahrens brauchte man den Roſchildiſchen Frieden, weil dadurch Dännemark, obgleich zuerſt verlaßen, und durch außerordentliche Widerwärtigkeiten gezwungen, ſich ſelbſt des Bündnißes mit Polen begeben hätte.

Aber auch Dännemark fand es nicht rathſam, ſich in gemeinſchaftliche Unterhandlungen mit einem Bundsgenoßen einzulaßen, der ſo leicht geneigt war, die beyderſeitige Sicherheit ſeinem nähern vermeintlichen Intereße aufzuopfern. Es hofte, obgleich der heldenmüthige Friedrich III.

noch

noch in Kopenhagen eingeſchloßen war, mehr von ſeiner eignen Tapferkeit, von dem zuverläßigern Beyſtande der Holländer und von dem wiederkehrenden Glücke, als von Polens ehemaliger Freundſchaft. Indeßen erforderte es die Staatsklugheit, ein ofnes Auge auf alle die Unterhandlungen zu haben, welche die Beylegung des Schwediſchen Krieges angiengen, und die bald im Haag und in London, und bald in Deutſchland und Preußen vorgenommen wurden.

Im Jahre 1659. waren Polen und Schweden übereingekommen, einen Congreß zu Thoren anzuſtellen, zu welchem man von Polniſcher Seite auch König Friedrich III. von Dännemark einlud. Er hatte damals einen Geſandten in Polen, Jons Juel, mit dem Titel eines außerordentlichen Deputirten, vermuthlich um unter dieſem ſonſt ungewöhnlichen, und alſo nicht ganz beſtimmten Charakter, deſto eher den Rangzwiſtigkeiten zu entgehen. Dieſer ſchlug den Polen Lübeck vor, als einen zum gemeinſchaftlichen Friedenswerke bequemern Ort, der nicht allein Dännemark näher läge, ſondern wovon auch die Schwediſchen Geſandten geſchwinder als von Thoren, die Verhaltungsbefehle ihres Königes einholen könnten. Aber Polen wollte nicht auſſerhalb ſeiner Gränzen in Unterhandlung treten, noch den einmal beſtimmten Ort aus Furcht vor neuen Weitläuftigkeiten verändern; und Schweden bezeigte ſich, aus der oben erwähnten Urſache ganz und gar nicht bereitwillig, den Däniſchen

Geſand-

Geſandten das erforderliche ſichre Geleite zu geben. Indeßen ſetzte Polen unter die Foderungen, die zu Thoren im März 1659. dem Franzöſiſchen Geſandten übergeben wurden, um zum Grunde der Tractaten zu dienen, auch dieſe, daß man den Däniſchen Geſandten von Schwediſcher Seite ein ſicher Geleite ſchaffen, und die Schwediſche Geſandten bevollmächtigen möchte, mit ihnen zu tractiren. Der Däniſche Miniſter übergab ferner dem Könige von Polen zu Warſchau im Jun. 1659. ein Pro-Memoria, darinn er verlangte, bey dem vorhabenden Friedenswerke die Zulaßung und Theilnehmung Däniſcher Geſandten, nebſt der freyen Zurückgabe von Preußen, zu den beyden Hauptpräliminarartickeln zu machen, ohne deren völlige Zugeſtehung die Tractaten mit Schweden nicht einmal angefangen werden ſollten. Uebrigens erklärte er ſich, daß er noch nicht befehligt ſey, ſich in Polen über die Bedingungen des Däniſchen Friedens insbeſondre einzulaßen, ſondern voritzt nur mit den Bundsverwandten über die Art mit Schweden zu handeln, insgemein ſich zu bereden. Da Jons Juel den geringen Erfolg ſeiner Bemühungen ſahe, und da in dieſem Jahre noch kein Friedenscongreß in Polen zu Stande kam, kehrte er nach Dännemark zurück.

Gegen Ende des Jahres 1659. ward mit mehrerm Ernſte an einem neuen Congreße gearbeitet, der unſern Danzig im Kloſter Oliva angeſtellt werden ſollte. Die beyden Hauptpartheyen hatten

ken ſich über die Franzöſiſche Vermittelung vereinigt. Schweden, das bisher alle erſinnliche Freundſchaft von dieſer Seite erfahren, zog ſich leicht allen übrigen vor, aber eben deswegen ſollte ſie in Polen deſto weniger angenehm geweſen ſeyn, zumal da Oeſterreich als Polens Bundsgenoße ſie beſtändig verwarf, wo nicht die Bemühungen der ganz Franzöſiſchgeſinnten Gemahlin Johann Caſimirs, die Oberhand behalten hätten. Daher kam es, daß der König von Polen ſich zuerſt eigenmächtig für dieſe Mediation erklärte, und erſt einige Zeit hernach die Beyſtimmung des Senats und der Stände erhielt. In Betrachtung eben dieſer Mediation, bekam die Königin Maria Gonzaga einen größern Einfluß ins Friedensgeſchäfte, als ihr ſonſt möglich geweſen ſeyn würde. Denn die Großen in Polen hoften durch den Credit dieſer Prinzeßin am Franzöſiſchen Hofe die Partheylichkeit zu mindern, welche ſie ſonſt in der Denkungsart deßelben für Schweden bemerkt hatten. Brandenburg ließ ſich dieſe Mediation gefallen, Oeſterreich aber wollte ſich ihrer ſchlechterdings nicht bedienen, ſo, daß auch die Oeſterreichiſchen Geſandten in Oliva ſich in keiner Conferenz mit dem Franzöſiſchen beyſammen finden ließen. Holland hatte bis dahin ſeine Mediation mit beſonderm Eifer angeboten, und in dieſer Abſicht den Herrn **von Hoenart** als außerordentlichen Deputirten nach Polen geſchickt. Aber da fürchtete man, daß die Holländer beßer für Dännemark,

als für dieſes Reich geſinnet ſeyn möchten; man ſcheute ſie auch als Proteſtanten, die dieſe Gelegenheit nicht verſäumen würden[1], ſich ihrer in Polen bedrückten Glaubensgenoßen anzunehmen. Und da man ſich nicht getraute, ihren Antrag offenbar zu verwerfen, wie es von Schwediſcher Seite geſchahe, ſo wußte man ihren Geſandten durch Ceremonielſtreitigkeiten ſo lange zu ermüden, bis durch den wirklichen Fortgang der Tractaten unter Franzöſiſcher Mediation ſein Geſchäft von ſelbſt wegfiel.

Von der Franzöſiſchen Mediation hatte Dännemark ſich wenig vortheilhaftes zu verſprechen. Frankreich war den Schweden gar zu vorzüglich geneigt, und wenn es ſich beſtrebte, den Polniſchen Krieg beyzulegen, ſo geſchahe es vornemlich, um Schweden zu ſtärken, und ihm von dieſer Seite Ruhe und Gelegenheit zu verſchaffen, dereinſt Oeſterreich zum Beſten der Franzöſiſchen Waffen anzugreifen. Indeßen, da niemand den Ausgang vorher ſahe, konnte Dännemark eben ſo wenig ſich ganz den Oliviſchen Tractaten entziehen, als es der Wohlſtand für Polen und Frankreich nicht zuließ, die Däniſchen Angelegenheiten mit einem gänzlichen Stillſchweigen zu übergehen. Es ward alſo **Chriſtoph Parsbierg** nach Polen geſchickt, ein Mann, der damals viele Fähigkeit in Unterhandlungen zeigte, und in den folgenden Zeiten K. Chriſtian V. als Kronprinzen auf Reiſen geführt hat. Während der Oliviſchen Friedenshandlungen, hat er ſich beſtän-

beſtändig in Danzig aufgehalten. Die Inſtrucion, die ihm von Kopenhagen aus unterm 20. Jan. 1660. nachgeſchickt ward, enthält, daß er im Namen ſeines Königes verlangen ſollte, bey dem Friedenswerke als Mitcontrahent zugelaßen, und nicht etwa blos den Namen nach, eingeſchloſſen zu werden. Die Kayſerlichen und Brandenburgiſchen Geſandtſchaften, ſolle er in den bisher bezeigten Geſinnungen zu unterhalten ſuchen, da ſie nemlich lieber die Tractaten gänzlich aufheben, als ſich von Dännemark abſondern wollen. Gegen die Polen ſolle er ſich auf das Beyſpiel der Standhaftigkeit berufen, womit ihnen ſein König vorgegangen, der, obgleich ins zweyte Jahr in ſeiner Reſidenz eingeſchloßen, bisher noch an keinen abgeſonderten Frieden denken wollen. Er habe ihnen die Schwächung ihres Credits vorzuſtellen, der ſie ſich durch Verlaſſung ſtandhafter Bundsgenoßen ausſetzten, Hollands Verſicherungen von ſeiner Standhaftigkeit, das in Dännemark wieder anſcheinende Glück, und mehrere Gründe, die er zu ſeiner Abſicht dienlich finden möchte. Aber auf eine Erklärung über die Bedingungen habe er ſich noch nicht einzulaßen.

Die Oeſterreichiſchen und Brandenburgiſchen Geſandtſchaften machten zwar auch wirklich die Einſchließung von Dännemark, in einen allgemeinen Frieden mit Schweden, zu einem Hauptartickel ihrer Forderungen. Aber da Schweden auf der Ausſchließung beharrte, ſo fehlte es Polen und der Franzöſiſchen Mediation nicht an

Entſchuldigungen. Dännemark, ſagte man, würde vermuthlich den Krieg noch lange fortſetzen, und nicht aufhören wollen, bis es zur Wiedereroberung des Verlornen, und vielleicht gar zu einer völligen Schadloshaltung gelangte. Die Noth hingegen gebiete für Polen einen baldigen Frieden. Dieſe Betrachtungen und Ausflüchte, die oft wiederholet wurden, waren eine Urſache an der Verzögerung der Tractaten, bis endlich ein unvermutheter Zufall nicht allein die zu Oliva beſchleunigte, ſondern auch denen zu Kopenhagen einen unerwartet ſchnellen Fortgang verſchaffte. K. Carl. Guſtavs Tod, der den 12 Febr. 1660. erfolgte, und von dem man den 13 März zu Oliva noch als von einem Gerüchte ſprach, veränderte wo nicht die Lage der Dinge, doch die Geſinnungen des Schwediſchen Hofs. Die Schwediſche Regierung bezeigte nun ſelbſt ein ſolches Verlangen, auch mit Dännemark Frieden zu haben, daß der Däniſche Hof nun füglicher ohne die vorgeſchlagene Holländiſche Mediation darüber handeln konnte, und daß der Fortgang der Oliviſchen Unterhandlungen ihm nun weit gleichgültiger ward, als vorhin. Es iſt zu bedauren, daß noch nichts ausführliches über den Kopenhagner Frieden gedruckt iſt, ſonſt würde man hier eine nützliche Vergleichung der faſt zu gleicher Zeit getriebnen und vollendeten Oliviſchen und Kopenhagenſchen Tractaten anſtellen können. Voritzt ſey es genug, folgende wenige Umſtände von den Friedensſchlüßen ſelbſt zu berühren.

Der

Der zu Oliva iſt den 3. May, und der zu Kopenhagen den 27. May gemacht worden. Im Kopenhagenſchen Frieden wurden der Kaiſer, Polen und Brandenburg eingeſchloßen, im Oliviſchen wird ebenfalls im 31. Artickel Dännemark auf folgende Weiſe eingeſchloßen: Obgleich die Streitigkeiten zwiſchen Dännemark und Schweden hier nicht füglich haben beygelegt werden können, und darüber mit Hofnung des Fortgangs in Dännemark ſelbſt gehandelt wird, ſo hat man ſich doch vereinigt, daß Dännemark in dieſen Frieden eingeſchloßen ſeyn ſolle, wenn nemlich der Friede in Dännemark zu Stande gekommen ſeyn wird. Nicht nur im Kopenhagenſchen, ſondern auch im Oliviſchen Frieden, wird die Räumung der Holſtein-Gottorpiſchen Lande bedungen, welche Brandenburg während des Däniſchen Krieges zum Theil in Beſitz genommen hatte. Doch mußte vorher im Namen des Herzogs ein Revers ausgeſtellt werden, daß er ſich deshalben nicht zu rächen begehrte.

Der folgende Theil von dem Werke des Hrn. Prof. **Böhme**, deßen Recenſion wir uns zu ſeiner Zeit gleichfalls vorbehalten, wird ein noch größeres Licht über dieſe wichtigen Staatsgeſchäfte ausbreiten.

II.

De Viti Beringii Hiſtoria Obſidionis Hafnienſis *ἀνέκδοτον* Litterarium præmit & prælectiones academicas per ſemeſtre æſtivum Ao. 1758. inſtituendas indicit *Joh. Gottlob Bœhmius*. Lipſiæ, ex officina Langenhemia. 1½ pl. in 4to.

Das eben vorher angezeigte wichtige Werk, hat uns an eine kleinere gelehrte Abhandlung des berühmten Herrn Prof. **Böhme** erinnert, welche die Däniſche Geſchichte angehet, und uns alſo auch billig zugehöret. Die Sache, von welcher der Herr Verfaßer hier redet, iſt dieſe. Ihm iſt durch einen gelehrten Freund eine Sammlung merkwürdiger Briefe des bekannten Straßburgiſchen Lehrers und Geſchichtſchreibers **Joh. Heinr. Boecler** vorgezeiget worden, welche Sammlung ſich jetzt in der Rathsbibliothek zu Leipzig befinden ſoll. In einem dieſer Briefe an den gelehrten Herrn **von Boineburg**, erzehlet Boecler, daß ihm Bering für 300. Thaler aufgetragen habe, die Geſchichte von der Kopenhagener Belagerung zu beſchreiben, welches er auch gethan habe. Seine eigene hierher gehörige Worte ſind dieſe: Secretius iſtud laboris genus, quamquam vix eſt, ut litteris explicetur, non audeo te celare. Factum eſt, antequam ad te venirem, ut præter omnem opinionem

vetus

vetus quidam amicus, *Vitus Beringius*, Hiſtoriographus Danicus, ſibi commiſſam provinciam, mea opera ſupplere cuperet, trecentosque Imperiales, ſi ſubvenirem & obſidionis Hafnienſis hiſtoriam ſcriberem, ſtatim repræſentaret. Incidit hæc res in illum articulum rei œconomicæ, qua divinitus ſubmiſſum agnoſcere ſubſidium ratio erat. Accepi pecuniam: nunc poſcor promiſſa, quæ non continuo, ſed interpellato labore, urgenti & inſtanti ſigillatim transmitto. Der Brief hat keine Unterſchrift, aber der Herr Verfaßer giebt ihm aus einem wahrſcheinlichen Grunde das Jahr 1664. Er hat voraus in einer ihm ſehr eignen angenehmen lateiniſchen Schreibart das Leben des berühmten Berings kürzlich beſchrieben, und von ihm das vortheilhafteſte Bild gemachet. Er zeiget, wie er auf ſeinen gelehrten Reiſen in Holland, Frankreich und Italien, durch den Unterricht und Umgang der berühmteſten Männer, und durch ſeinen ausnehmenden Fleiß ſo glücklich gebildet worden, daß er zu den gröſſeſten lateiniſchen Dichtern und Geſchichtſchreibern ſeiner Zeit gehöre, und deshalb auch außerordentlich öffentlicher Lehrer der Dichtkunſt, und Königlicher Geſchichtſchreiber geworden. Und ohnerachtet er nachher in der Rentkammer eine Bedienung erhalten, ſo hat er doch die obgedachte Geſchichte zuſammen getragen. Sie iſt aber nicht in ſeinem Leben, ſondern erſt 1674. heraus gekommen.

Es entſtehet alſo die Frage: Ob **Bering** oder **Boecler** der Verfaßer dieſer Nachricht ſey? Auf der einen Seite iſt es von **Bering** nicht zu glauben, daß er bey ſeiner ſelbſt eignen großen Geſchicklichkeit fremder Hülfe bedurft, oder ſich gar eine fremde Arbeit zugeſchrieben habe, und am wenigſten wird er ſich an **Boecler** gewand haben, welcher ſich albereits in der Beſchreibung des Däniſchen und Schwediſchen Krieges ſehr partheyiſch für die Schweden erkläret, und ſich dadurch in Dännemark ſehr verhaßt gemachet hatte. Und auf der andern Seite kann man von **Boecler** die Niederträchtigkeit nicht vermuthen, daß er dieſe Unwahrheit ſollte erdichtet, und damit groß gethan haben, zumal gegen einen Herrn der ſcharfſinnig war, und ihm viele Hochachtung erwieß.

Die Entſcheidung des Herrn Prof. fällt alſo dahin aus. Es kann wohl ſeyn, daß **Bering** als ein Schüler und großer Verehrer des **Boeclers**, dieſem Manne die gedachte Arbeit gegen eine gute Bezahlung aufgetragen habe, entweder, weil er ihn dazu tüchtiger hielt als ſich ſelbſt, oder, weil er ſelbſt in ſeinem neuen beſchwerlichen Amte nicht Zeit genug hatte, doch ohne daß er ſich dieſe fremde Arbeit hat zueignen wollen. Hernach hat er ſelbſt an dieſelbe die Hand geleget, entweder, daß er mehr Luſt und Zeit dazu gewonnen, oder, daß **Boecler** in ſeinem Aufſatz ihm kein Gnüge gethan. Denn daß die Obſidio Hafnienſis, welche unter **Berings** Namen bekannt

kannt iſt, wirklich ſeine Arbeit ſey, daran iſt nicht zu zweifeln. Der Herr Prof. führet deshalb als Beweiſe an, daß die Schreibart eben dieſelbe ſey, welche man in ſeinem Floro Danico findet; daß man weder die beſondern Nachrichten von den Sitten und Gewohnheiten der Dånen, noch auch die genauen Beſchreibungen einzelner Umſtånde von einem Fremden, der noch dazu kein Augenzeuge geweſen, erwarten kônne; und daß der patriotiſche Geiſt allenthalben merklich hervorleuchte.

Wir geſtehen, daß der Herr Prof. ſich als einen billigen Richter erwieſen, der der Ehre weder des einen noch des andern von dieſen beyden großen Gelehrten zu nahe gethan hat. Und wir werden uns in dieſer billigen Entſcheidung beruhiget finden, bis jemand in dieſer mißlichen Frage ein helleres Licht anzünden und etwas mit Gewißheit entſcheiden kann.

****

III.

Echte Berichten van den Akkerbouw der Ooſterſche Volkern -- door den Heer *Hermann Chriſtian Paulſen*, eertyds Predikant te Crempe nu te Wedel aan de Elve -- uit het Hoogduitſch vertaalt door J. F. F. te Leyden by Joh. le Mair 1762. 23 B. in gr. 8vo.

Der geſchickte Hr. Paulſen gehöret zu den wenigen Predigern, welche die in ihrem Amt

erübrigte Stunden zur Erweitrung ihrer Gelehrſamkeit durch leſen und denken, und zum Dienſt der Wißenſchaften durch ſchreiben anwenden. Es iſt bekannt, daß er ſich unter andern mit den morgenländiſchen Reiſebeſchreibungen rühmlichſt beſchäftiget, und aus denſelben die heilige Schrift zu erläutern ſuchet. Seine Abhandlung von dem Ackerbau der Morgenländer iſt die erſte Probe ſeines Fleißes, und wie er ſich dadurch überhaupt vielen Ruhm erworben, ſo haben die Holländer ſie würdig erachtet, ſie jetzt in ihre Sprache zu überſetzen.

Die Urſchrift kam bekanntermaßen ſchon in dem Jahr 1748. zu Helmſtädt in 4to mit des Herrn Kanzlers von **Mosheim** Vorrede heraus, als der Hr. Verf. noch Prediger in Krempe war. Er redet in ſechs Capiteln von der Ehre des Landlebens, von der Fruchtbarkeit des Landes, und den Mitteln dieſelbe zu befördern, von der ordentlichen Zeit des Ackerbaues, vom Pflügen und den dazu nöthigen Thieren und Geräthſchaften, vom Säen und Egen, und endlich von der Erndte, und in dieſem letzten Capitel wird zugleich von der Tenne, von dem Dreſchen, vom Wurfeln, vom Stroh und der Spreu gehandelt. Dieſes alles hat er auf die heilige Schrift anzuwenden, und dieſe daraus zu erläutern geſuchet, und zwar auf die ſicherſte und nützlichſte Art, deren man ſich in ſolchen Schriften bedienen kann, indem er die Nachrichten, die er in den Reiſebüchern angetroffen hat, in jedem

Abſchnitt

Abſchnitt mit eben den Worten ihrer Verfaßer, und wenn ſie in fremden Sprachen geſchrieben haben, in einer deutſchen Ueberſetzung als Grundlehren voraus geſetzet, und aus dieſen Grundwahrheiten ſeine Erklärungen als Folgen und Schlüße hergeleitet hat. Und dies alles hat er in einer ſo guten und mosheimiſchen Schreibart geleiſtet, daß dieſe Nachrichten nicht nur nützlich, ſondern auch angenehm zu leſen ſind.

Der holländiſche Ueberſetzer, welcher ſich nur den Anfangsbuchſtaben nach genennet hat, hat die Zueignungsſchrift des Hrn. Verfaßers an den nunmehro hochſeligen Herrn Grafen **von Berkentin**, die lehrreiche mosheimiſche Vorrede und die ſelbſteigene Vorrede des Hrn. P. beybehalten. Die auf dem Titelkupfer der deutſchen Urſchrift befindliche drey Dreſcharten, ſind in der Ueberſetzung an den gehörigen Orten auf eben ſo vielen beſondren Kupferblättern angebracht. Und daß dieſe ſowohl, als überhaupt das Papier und der Druck ſauber ſind, kann man von einem holländiſchen Buchdrucker wohl erwarten.

Dieſe Ueberſetzung enthält noch etwas mehr, als die Urſchrift. Der holländiſche Buchhändler hatte ohne Vorwißen des Herrn Verf. dieſe Nachrichten überſetzen laßen, und ſie bereits der Preße übergeben, als er es dem Herrn P. meldete, und von ihm Zuſätze verlangete. So kurz die Zeit hiezu war, ſo hat er doch einige Anmerkungen und Zuſätze geſammlet, welche dieſe Nachrichten zum Theil erläutern und beſtätigen, und

zum

zum Theil vermehren, wie wir denn unter andern S. 276. f. einen vollſtändigen Zuſatz von dem Geſchrey der Feldhüter zur Verſcheugung der Vögel zur Erklärung einer ſonſt unverſtändlichen Schriftſtelle finden. Aus den angeführten Umſtänden erhellet, daß dieſe Zuſätze nicht ſo zeitig bey der Hand geweſen ſind, daß ſie an ihren gehörigen Orten haben können dem Text ſelber einverleibet, oder als Anmerkungen unten beygefüget werden. Daher hat der Verleger oder Ueberſetzer ſie am Ende der ganzen Abhandlung von S. 247. bis S. 287. unter der Aufſchrift: Aanhangſel zynde een Vermeerdering van den Schryver van dit Boek beydrucken laßen. Sollte der fleißige Herr Verfaßer einſt eine neue Auflage von der deutſchen Urſchrift veranſtalten müßen; ſo würden deutſche Leſer nicht nur dieſe, ſondern ohne Zweifel noch mehrere Zuſätze erwarten können. Dieſe aber ſehen noch immer der Fortſetzung ſeiner angefangenen Arbeit von der Regierung der Morgenländer, und vielleicht auch andern ähnlichen gelehrten und nützlichen Arbeiten des geſchickten Herrn Verfaßers mit Verlangen entgegen.

IV.

Des Herrn Marquis von Turbilly practiſcher Unterricht zum Aufreißen oder Brechen der unangebaueten Felder.

Eine mit einigen von dem Hrn. Verf. ſelbſt mitgetheilten Zuſätzen erweiterte deutſche Ueberſetzung, mit einer Vorrede Gottfried Schützens. Altona, gedruckt mit Burmeſterſchen Schriften 1762. 8 Bog. in groß 8vo.

Man ſollte nicht vermuthen, daß Frankreich bey der Menge und hurtigen Geſchäftigkeit ſeiner Einwohner, noch ſo viele unbebauete und wegen der Nachläßigkeit fruchtloſe Felder zählet. Und gleichwohl bezeugen es alle Reiſende und die Patrioten dieſes großen Reiches beklagen es. Die gegenwärtge Abhandlung und ihr vornehmer Verfaßer iſt auch ein Zeuge davon. **Der Marquis von Turbilly**, welcher ſeine Felder in Anjou verlaßen und unbebauet fand, als er die Verwaltung ſeiner Güter antrat, war dabey nicht gleichgültig. Er hat ein Stück nach dem andern zu brechen und zu bearbeiten angefangen, und dieſe Arbeit in 22. Jahren, und zwar zu ſeinem und des Staats großem Vortheil rühmlichſt fortſetzen laßen. Er hat in andere Länder Reiſen angeſtellet, und ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf dieſen erſten Articel des Ackerbaues gerichtet, und was er Gutes bemerket, ſich nach-

her

her bey ſeinen Gütern zu Nutze gemachet. Es iſt alſo dieſer Unterricht auf Erfahrung, und zwar auf einer reifen und vieljährigen Erfahrung gegründet, welche ſowohl als der Unterricht ſelbſt in Frankreich viele Nacheiferung erwecket hat. Derſelbige iſt bis an den Thron des Königes, und in die Hände der Staatsbedienten gekommen, und in Paris ſo rühmlich bekannt geworden, daß der Geſandte unſers Monarchen an dem franzöſiſchen Hofe der Herr **Graf von Wedel Friis**, darauf bedacht geweſen, ihn durch eine gute Ueberſetzung in Dännemark und Deutſchland bekannter und gemeinnütziger zu machen. Der Herr Graf hat die Ueberſetzung und deren Bekanntmachung dem berühmten Herrn **Schütze**, unſerm vormaligen Mitbürger und nunmehrigen Profeßor in Hamburg aufgetragen. Da Herr Schütze beydes als ein ſchöner Schriftſteller und als ein Patriot bekannt iſt, ſo hätte dieſe Arbeit in keine beßere Hände gerathen können. Und Herr Schütze hat dieſe Ueberſetzung noch mit verſchiedenen Zuſätzen des uneigennützigen Herrn Verfaßers bereichern können, welche die franzöſiſche Urſchrift und ihre verſchiedene wiederholte Auflagen nicht haben.

Wir müßen geſtehen, daß eine Ueberſetzung und Bekanntmachung dieſes Unterrichts für die Königl. Däniſche Länder nicht als überflüßig anzuſehen ſey. Man ſollte es ſich freylich noch weniger von den ergiebigen Däniſchen Provinzien, als von den Franzöſiſchen vermuhten. Aber unſere

ſere Zeiten verlangen billig, daß nichts, was der gute Schöpfer angeleget hat, unbrauchbar liegen ſoll, und daß auch ein mittelmäßiges Feld unſrer Aufmerkſamkeit und Bearbeitung würdig ſey. Ein Däniſcher Patriot hat in ſeinen beliebten oekonomiſchen Schriften einen ſehr patriotiſchen Wunſch geäußert, wenn er eine Däniſche Landcharte zu ſehen wünſchte, worinn alle unbebauete Felder und ausgetrocknete Moräſte getreu angegeben wären. Und der immer zunehmende Anbau der fremden Coloniſten in Jütland und in beyden Herzogthümern, ſind der ſtärkſte Beweiß, daß wir an unbebaueten Feldern einen Ueberfluß haben, welche bearbeitet und genutzet werden können, und zugleich, daß die Regierung auf dieſe beſte Art der Bevölkerung eines Landes und auf dieſe unſchuldigſte Art von Eroberungen ihre Aufmerkſamkeit richte. Wir wollen nichts von Norwegen ſagen, wo nicht weniger durch eine Königliche Verordnung eine Commißion niedergeſetzet iſt, welche ſich mit der Aufreißung der Felder beſchäftiget. Wir können alſo dieſen überſetzten franzöſiſchen Unterricht für Dännemark anſehen, als ein Wort geredet zu ſeiner Zeit.

Der Herr Verfaßer, welcher nichts überflüßiges geſaget hat, hat ſeinen Unterricht zum Dienſt der Pächter und geringen Eigenthümer, das iſt, auf eine lehrreiche und faßliche Art eingerichtet, und alle Hülfsmittel und Handgriffe deutlich angegeben. Wer den ganzen Proceß der Aufreiſſung und Brechung der Felder nach der turbil-

lyſchen Vorſchrift genau kennen lernen und üben will, der muß freylich den Unterricht ſelber leſen, aber wir wollen doch das weſentlichſte deßelben unſern Leſern mitzutheilen ſuchen.

Das Erdreich wird zuvor vermittelſt einer Sonde oder Erdbohrers an verſchiedenen Orten bis auf 8. oder 10. Schuh tief unterſuchet. Wo das Wild häufig iſt, und eine ungeſtörte Freyheit genießet, da iſt es kaum der Mühe wehrt, das Land aufzureißen. Die drey Haupthinderniße in dem Boden ſelbſt, ſind das Waßer, die Steine und die Wurzeln, denen man leicht abhelfen kann und muß. Es giebt **ſchlechte, mittelmäßige** und **gute** Erdarten. Auf eine jede richtet der Hr. Verfaßer ſeinen Unterricht. Die **ſchlechteſte** Erde iſt die ganz ſandichte Erde, welche der unermüdete Marquis mit wenigen Koſten, aber mit einiger Mühe und mit Vortheil aufgerißen, und theils mit Buchweitzen beſäet, und theils zu einer Tannenhölzung ausgeſetzet hat. Enthält der Grund unter dem Sande gute Erde, ſo können auch Eicheln und Kaſtanien geſäet werden. Er hat ſogar die untre gute Erde heraus graben, auf den Acker bringen, und denſelben ſodann mit beßern Kornarten beſäen laßen. Die Koſten ſollen ſo groß nicht ſeyn, als es ſcheinen möchte. Sollte die Fruchtbarkeit der Erde wieder abnehmen, ſo kann derſelben auf dieſelbe Art aber mit halber Mühe geholfen werden. Ohnerachtet es nicht unmöglich iſt, den Weitzen auf dieſem Erdreich zu Stande zu brin-

gen,

gen, ſo råht er doch lieber an, bey dem Rocken ſtehen zu bleiben.

Die mittelmåßige Erdarten ſind die leichten ſandichten und ſteinichten Erdarten, in welchen mehrere wilde Gewåchſe aufkommen, und ſind weiß, gelblicht, röhtlich, braun und ſchwarz. Wie dieſes Erdreich im Winter von den obgedachten dreyen Haupthindrungen befreyet; im März vermitteſſt einer Haue (Ecubüe) umſtochen; die Raſen noch vor Johannis ausgebrannt; im Herbſt mit Winterkorn und zwar mit halber Saat beſået; und wie dieſes Korn weniger Unkraut haben, und früher als andres reifen werde, wird von dem Marquis ſehr faßlich beſchrieben, und nebenbey eine Unterſuchung angeſtellet, ob es beßer ſey, das Feld Furchenweiſe mit dem Pflug, oder Beetweiſe und ganz flach mit der Egge anzubauen. Auch will derſelbe anrathen, die Furchen nicht von Oſten nach Weſten, ſondern von Norden nach Süden zu ziehen, wo es ſich thun låßet. S. 43. ſagt der Herr Verfaßer: Die Gründe laßen ſich mit der bloßen Hand ungemein beßer bearbeiten, als mit dem Pfluge; wenn man alle Felder auf dieſe Weiſe anbauen könnte, ſo würden ſie viel mehr hervorbringen. Wir haben ſelbſt ſchon oft zwiſchen dem Feldbau und Gartenbau einen Vergleich angeſtellet, und auch einmal unſre Gedanken darüber geåuſert. S. 45. lieſet man, daß in Frankreich die Arbeiter bey der Erndte und beym Dreſchen den ſiebenden Theil des Korns zu ihrem Lohn und Nahrung

bekommen. Aber dieſe nachtheilige Gewohnheit hat der Herr M. billig abgeſchaffet, und ſeinen Taglöhnern lieber Geld gegeben. Wie es S. 46. ſcheinet, dreſchet man in Frankreich gleich auf dem Felde, aber der Herr M. läßet es lieber wie bey uns im Winter in den Scheunen, die dort nicht algemein ſind, thun. Er empfiehlt nicht nur ein vielfältiges Pflügen ſehr, ſondern er läßet auch quer durch die erſten Furchen pflügen. In dem zweyten Jahr wird mehr und tiefer gepflüget, und etwas mehr als im erſten Jahr geſäet, aber man hat dann ſchon nicht ſo viele Arbeiter nöthig. Soll der Acker hernach mit Holz beſäet werden, ſo bedarf er keiner Düngung. Denn die Erſchöpfung des Ackers durchs Korn, iſt dem Holzwachſe nicht ſchädlich, ſondern vielmehr dienlich. Ein ſolcher Acker wird drey bis fünf Jahre Frucht bringen, und das letzte Jahr kann man ſchon Holz mit dem Korn zugleich ſäen, doch iſt der Herr M. nachmals aus guten Gründen von dieſer Gewohnheit abgegangen. Da er für den aufgerißenen Acker, der beſtändig zum Kornbau beſtimmet wird, und zwar gleich im zweyten Jahr Miſt fordert, und an demſelben kein Ueberfluß iſt, ſo zeiget er S. 54. f. wie die künſtliche Dünge auf vielerley Art zubereitet werden kann. Länger als fünf Jahre muß der aufgerißene Acker nicht bebauet werden. Dann muß er ein Jahr brach liegen. Die Gründe, welche vermittelſt des Feuers aufgerißen werden, werden ungleich beßer als die andern, und bringen

gen auch viel mehr hervor. Er hat in vielen Jahren auf einem ſolchen Acker kein Unkraut angetroffen. Wenn dieſe Felder nachmals 3. oder 4. Jahre ausruhen, und die Raſen mit allerley Kraut bewachſen ſind, ſo kann man eine neue zwote Umhauung vornehmen, welche ſchon nicht ſo koſtbar und mühſam als die erſte ſeyn wird.

Die guten Erdarten, nemlich die fetten, leimichten und mergelichten werden ſchwerer bearbeitet, und kommen höher zu ſtehen, aber ſie bringen auch mehr ein. Dieſe müßen nicht leicht zur Hölzung ausgeleget werden. Die Ausreißung vermittelſt des Feuers, geſchicht hier eben wie bey der mittelmäßigen Erdart.

Der Herr M. verſieht billig ſeine aufgerißene Aecker mit Zäunen, Graben und Setzbäumen. Er läſſet mit wenig Koſten hin und wieder Meierhöfe anlegen, die nicht zu groß ſind. Er läſſet auch die Moräſte auf vorgedachte Art umhauen und ausbrennen, wodurch ſie erſtaunend fruchtbar werden ſollen.

In einer Zugabe bekommt man hier zuerſt S. 81 - 90. **einige Anmerkungen des Verfaſſers**, über die von ihm verbeßerte Sonde oder Erdbohrer, und über die **Haue** (Ecobüe) welche ſehr genau beſchrieben werden, ſo, daß ſie leicht nachzumachen ſind, zumal da ſie in dem Titelkupfer zugleich abgezeichnet ſtehen. Sodann folgen noch S. 91. **neue Erläuterungen** des Verfaßers zum Aufreißen unbebaueter Felder, welche verſchiedene Anfragen bey dem zunehmen-

den Trieb unbebauete Felder zum Feldbau geſchickt zu machen, veranlaſſet haben. Sie enthalten folgende neue und weiter ausgeführte Verſuche: 1) Ueber die Art und Weiſe, wie man die Raſen hinlegen muß, daß ſie deſto eher trocknen; 2) Wie man die Raſen aushauen, oder von der Oberfläche der unangebaueten Felder abſtechen muß, in denen man ſtarke mit ſchwächern untermengte Gewächſe antrift; 3) Was man für Vorſicht gebrauchen muß, wenn man ein Land ausbrennen läßet, das einer Holzung oder ſonſt einem Ort nahe liegt, der in Brand gerathen kann; und 4) was man zu beobachten hat, ſowohl wenn man ſich der Sonde als der Haue bedienet.

V.

Tractat om Sielens Udödelighed &c. Tractat von der Unſterblichkeit der Seele und ihrem Zuſtande in und nach dem Tode, von Doktor E. Pontoppidan. Kopenh. 1762. bey Hartwig Godiche. 376. S. in 8. außer der Vorrede.

Der Herr Prokanzler **Pontoppidan**, handelt in dieſer Schrift eine Lehre ab, deren Wahrheit zwar ſchon oft vorgetragen worden, aber wegen ihrer großen Wichtigkeit nie genug kann erwieſen werden. Man findet in allen Schrif-

Schriften dieſes berühmten Mannes, und alſo auch in dieſer viele Gelehrſamkeit und eine ſcharfe Beurtheilungskraft. Sie iſt in Capiteln eingetheilt.

Das I. Capitel iſt nichts anders, als eine **Einleitung**, in welcher der Herr Verfaßer kürzlich zeiget, daß die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele nicht allein unter den Heiden großer Dunkelheit und vielen Zweifeln unterworfen geweſen, ſondern auch unter den Juden im A. T. nicht mit der Klarheit und Deutlichkeit, als es im N. T. geſchehen iſt, vorgetragen worden ſey.

Im II. Capitel wird bewieſen, daß die **menſchliche Seele einfach ſey.** Hierbey iſt vorläuffig zu merken, daß man gemeiniglich in den Gedanken ſtehe, daß die ewige Dauer der menſchlichen Seele nicht bewieſen werden könne, es ſey dann, daß man zum voraus annehme und beweiſe, daß ſelbige einfach ſey, eben als wenn jenes von dieſem abhange, und aus demſelben nothwendig fließe. Allein geſetzt, die menſchliche Seele ſey zuſammengeſetzt und körperlich, nichts deſto weniger kann und muß ſelbige ewig dauren, ſo bald die Weisheit, Güte und andre Eigenſchaften Gottes es erfordern. Doch iſt es gut, daß die Immaterialität zum voraus dargethan wird, weil diejenigen, welche den Untergang der Seele behaupten, ſie als ein materielles Ding ſich vorſtellen. Allein weder der Untergang der Seele, folgt nothwendig aus der Materialität, noch ihre ewige Dauer aus der einfachen Beſchaf-

ſenheit, wenn ſie nemlich allein und vor ſich genommen wird, ohne Abſicht auf die göttliche Eigenſchaften. Des Herrn Prokanzlers Beweiſe ſuchen darzuthun, daß die Eigenſchaften eines denkenden und wollenden Weſens der Materie nicht zukommen können. Man kann von derſelben mit gar keiner Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ſie ein Vermögen habe, viele tauſend Wörter, Gedanken und Bilder, insbeſondere ſolcher Dinge, die gar nicht in die Sinne fallen, ohne Vermiſchung zu faßen, bewahren, bey Seite zu ſetzen, und nach Belieben durchs Gedächtniß zurück zu holen; oder daß ihr ein Wille, welcher mit der größten Freyheit ſich ſelbſt beſtimmet, und von Bewegungsgründen, die moraliſch ſind, und keinen ſinnlichen noch ſichtbaren Eindruck machen, getrieben wird, zukomme. Ein materielles Weſen kann theils nur eine ſehr eingeſchränkte Anzahl von eingedrückten Bildern, deren allzu große Menge nichts als Verwirrung verurſachet, annehmen, theils aber iſt es auch gar nicht geſchickt ſich ſelbſt zu bewegen, ſondern muß vielmehr ganz nothwendig von andern Dingen in Bewegung geſetzt werden. Wir ſind alſo genöthiget, ein Weſen anzunehmen, welches gar nicht materiell iſt, ob es gleich in unſerm Leibe wohnet, und denſelben beweget, welcher denket, wirket, fühlet will, urtheilet, und ſeiner ſelbſt bewußt iſt, u. ſ. f. und mit einem Wort Seele genannt wird. Der Herr Verf. führet noch einen andern Beweis an, daß nemlich

lich die Seele ſelbſt wiße, daß ihr Weſen ſtets daßelbe ſey. Dieſes könnte aber nicht ſtatt finden, wenn ſie materiell, oder ein Theil unſers Leibes ſeyn; und alſo mit dieſem beſtändigen Ausdünſtungen unterworfen, folglich nach Verlauf einiger Zeit, aus ganz andern Theilen beſtehen ſollte. Allein dieſer Beweis ſcheint nicht von großer Erheblichkeit zu ſeyn; denn wenn gleich die Seele zuſammengeſetzt wäre, ſo ſcheint uns doch nicht die Folge gegründet, daß ſie deswegen nothwendig ausdünſten ſollte, es ſey denn, daß alles, was materiell iſt, zugleich den Ausdünſtungen unterworfen wäre. Ehe wir zu den folgenden Capiteln gehen, iſt noch beyläufig zu merken, daß der Herr Prokanzler dem Worte Geiſt (Aand) nicht allezeit eine und dieſelbe beſtimmte Bedeutung giebt; denn unterweilen zeigt er damit eine jede einfache Subſtanz an. Z. B. S. 22. Alle Dinge (heißt es da) die wir uns vorſtellen, ſind entweder Materie oder Geiſter, das iſt aber wohl dem Sprachgebrauch eben nicht recht gemäß. Anderswo hingegen verſteht er dadurch eine einfache Subſtanz, die zugleich denket, oder Verſtand und freyen Willen hat.

Im III. Capitel wird eine Einwendung angeführet, die von den Seelen des Viehes genommen iſt, welche zwar auch einfach ſind, aber deswegen doch nicht unſterblich genannt werden können. Der Hr. Prok. antwortet darauf, daß die einfache Beſchaffenheit der Seele

zwar ein nothwendiges prærequiſitum der Unſterblichkeit und ewigen Dauer derſelben ſey, aber dazu doch nicht allein hinreiche. Die Seelen des Viehes ſind zwar einfach, aber haben nicht eine ſo hohe und edle Beſtimmung, als die Seelen der Menſchen. Man kann ſolches aus ihren Kräften, ſowohl des Denkens, als Begehrens, und ihren übrigen Eigenſchaften, die viel eingeſchränkter ſind, und nur auf die Fortpflanzung und Erhaltung ihres Geſchlechts auf ihre Nahrung und Vertheidigung hinauslaufen, wahrnehmen.

Das IV. u. V. Cap. zeiget, **daß die menſchliche Seele**, da ſie ein von dem Leibe unterſchiedenes Weſen iſt, **vor ſich und außer dem Leibe beſtehen könne**, und auch **wirklich nach** dem Tode vermöge ihrer Natur beſtehe, wenn Gott ſie nicht durch ſeine Allmacht vernichtet. Die Seele iſt ihrer Natur nach ein **thätiges, wirkendes** und **lebendiges** Weſen; ſie hat nicht ihr Leben vom Leibe, ſondern giebt vielmehr dieſem das Leben, welches aus der Vergleichung eines lebendigen Menſchen mit einem todten ſattſam erkannt wird, folglich kann man gar nicht von dem Tode des Leibes, auf den Tod und Untergang der Seele ſchließen. Im Tode hören zwar die **unmittelbaren ſinnlichen Vorſtellungen** auf, deswegen verſchwinden nicht alle Wirkungen noch die ganze Kraft der Seele. Soll alſo die Seele untergehen, ſo muß Gott ſie ſelbſt vernichten. Allein dieſe Meinung hat, wie

wie der Herr Prokanzler mit Recht ſagt, weder in der heil. Schriſt noch in der geſunden Vernunft einigen Grund. Der Herr Prokanzler meinet, daß nach dem Urtheil der Vernunft, Gott keine einzige Creatur vernichten könne, weil er ſonſten etwas überflüßiges erſchaffen hätte. Allein man könnte hier an der Richtigkeit der Folge zweifeln. Kann nicht etwas zu einer gewißen Zeit nothwendig, darnach aber in andern Umſtänden überflüßig ſeyn? Findet die Vernunft darinn nothwendig etwas widerſprechendes und unmögliches, daß Gott eine Creatur die er zu einer gewißen Abſicht erſchaffen, darnach, wenn dieſe Abſicht erfüllet worden, vernichte. Sonſten zeiget der Herr Verf. ſehr gut, daß man aus den vortreflichen Kräften, womit Gott die menſchliche Seele begabet, ſchließen müße, daß Gott ſie nicht zu einer kurzen, ſondern vielmehr ewigen Dauer beſtimmet habe.

Im VI. Cap. wird theils unſere unersättliche Begierde, und proportionirte Kraft, unſere Erkenntniß zu vermehren und zu erweitern, da wir uns nicht mit der Erkenntniß endlicher Dinge begnügen laßen, ſondern immer mehr und mehr auch von dem unendlichen wißen wollen, durch welche Uebung unſer Verſtand nicht geſchwächet, ſondern vielmehr geſtärket wird; theils auch der Vorzug unſerer Begriffe und Erkenntniß vor den Begriffen des Viehes, als ein wahrſcheinlicher Grund der ewigen Dauer unſerer Seele angegeben. Ein beſonde-

ter Gedanke iſt es, den der Herr Verf. beym Schluße dieſes Cap. äußert, daß die Ewigkeit a parte, ante, eben deswegen der Seele ganz unbegreiflich ſey, weil ſie keinen Theil an derſelben habe, die Ewigkeit a parte poſt hingegen, könne leicht von ihr gefaßet werden, weil ſie derſelben theilhaftig würde, eben als wenn die Begreiflichkeit und Unbegreiflichkeit einer Sache davon abhangen ſolite, daß die Seele Theil an derſelben habe, oder nicht.

Im VII. Cap. werden zween andere wahrſcheinliche Gründe der Unſterblichkeit angeführet. Der erſte iſt genommen von der **unruhigen und unerſättlichen Begierde** nach einem ſolchen **Grad** der **Glückſeligkeit**, der in dieſem Leben nicht erreichet werden kann. Es wäre uns ein ſolcher Trieb von Gott nicht eingepflanzt, wenn er uns nicht zur Ewigkeit beſtimmet hätte. Wir würden ſonſt weit unglücklicher als das Vieh ſeyn, weil dieſes doch das ſo ſehr eingeſchränkte Ziel ſeiner Begierden erreichet. Der zweyte iſt von dem **Gewißen** hergenommen, welches im Verborgenen die Gottloſen beunruhiget und quälet, die Frommen aber erquicket, tröſtet und erfreuet, welches beydes als Vorbothen des künftigen Schickſals angeſehen werden kann. Allein dieſe Gründe ſind, wenn wir die Offenbarung nicht zu Hülfe nehmen, überaus vielen Zweifeln unterworfen. Wir wollen des letzteren nicht gedenken, denn es iſt ſattſam bekannt, wie ſchwer es ſey zu beweiſen, daß das Gewißen ohne

vorher beygebrachte Erkenntniß eines belohnenden und ſtrafenden Gottes, mit ausgeſchloßenem Abſehen auf zeitliche Belohnungen und Strafen, erfreue oder ſchrecke. In Anſehung des erſteren aber, könnte wohl die Frage aufgeworfen werden: Ob es allgemein, und ohne Ausnahme wahr ſey, daß ein jeder Menſch eine ſolche unruhige unerſättliche Begierde habe? und ob nicht die Erfahrung lehre, daß verſchiedene Menſchen ſich ein ſehr eingeſchränktes Ziel, mit deßen Erreichung ſie ſich begnügen, vorſetzen, oder vielmehr ganz ſorglos in den Tag hinein leben.

Im VIII. Cap. kommt der gewöhnliche Beweis aus der **Güte**, **Gerechtigkeit** und **Weisheit** Gottes vor. Der Herr Prokanzler zeiget gründlich, daß da Gott gütig, heilig und gerecht iſt, folglich nicht gleichgültig gegen das Gute und Böſe ſeyn kann, ſondern jenes belohnen, und dieſes beſtrafen muß, dies aber nicht allezeit in dieſer Welt geſchieht, man ein Leben nach dieſer Zeit annehmen müße. Ferner nimmt der Herr Verf. an, daß die **Ehre Gottes** ſeine **letzte** oder **allgemeine Hauptabſicht** bey der Schöpfung geweſen; daß die Menſchen zu der Claße der Creaturen gehören, die allein im eigenthümlichen Verſtande Gott ehren; und folglich, daß Gott als ein weiſes Weſen, die menſchlichen Seelen nicht vernichten könne. Es ſcheint zwar hieraus nur ſo viel zu folgen, daß Gott nicht **alle** menſchliche Seelen vertilgen könne, nicht aber, daß er dieſe oder jene **einzelne** Seele

nicht

nicht vernichten, noch eine andere oder mehrere anſtatt jener ſchaffen könne. Allein der Hr. P. beruft ſich, um dieſem Einwurf zu begegnen, theils auf das zuvor bewieſene Vermögen der Seele, ihre Wirkungen von ſelbſten fortzuſetzen, theils auch darauf, daß in ſolchem Falle doch eine Ausnahme von der letzten Abſicht Gottes geſchehe, indem er etwas thäte, das gar nicht ſeine Ehre beförderte. In Anſehung des letzteren iſt wiederum wohl zu merken, daß die Vernunft ſich ſelbſt gelaßen, wenn ſie nur die Ehre Gottes als ſeine Hauptabſicht bey der Schöpfung betrachtet, nicht ſo leicht die Unmöglichkeit der Vernichtung einer einzelnen Seele einſehen könne, als wenn ſie die Glückſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe, als eine Hauptabſicht Gottes bey der Schöpfung, annimmt.

Im IX. X. und XI. **Cap.** werden die **hiſtoriſche Beweiſe** von der **Unſterblichkeit** der Seele angeführet. Es zeiget nämlich der Hr. Verf. im IX. und X. Cap. daß die Lehre von der Unſterblichkeit von Noah auf ſeine Nachkommen, ſowohl unter den Juden als Heiden, durch die **Ueberlieferung** fortgepflanzet worden. Ob nun wohl dieſelbe mit der Zeit in dem Heidenthum ſehr verfälſchet und verdunkelt worden, ſo iſt ſie doch nicht gänzlich verloren gegangen, denn man findet auch unter den **älteſten Völkern** Spuren von dieſer angenommenen Wahrheit. Zu dieſen rechnet der Hr. Verf. mit Recht die Lehre von der **Vergötterung**. Ja man

findet

findet ſogar, daß die Völker, die wenig oder gar nichts von Gott wißen, nichts deſto weniger einen Zuſtand nach dem Tode, der dem Zuſtand in dieſem Leben ähnlich iſt, annehmen. So ſollen, wie der Herr Verf. ſagt, nach des Herrn Prof. **Egede** Bericht, die **Grönländer**, ob ſie gleich nichts von Gott zu wißen ſcheinen, dennoch eine Aufnahme der Seelen in dem Himmel annehmen, wo ſie dasjenige, was ſie hier für ihre Glückſeligkeit halten, in vollem Maaß erwarten. Der Herr Prof. **Kraft** führet, nach des Biſchofs Anzeige, in ſeiner **Erzehlung von den Einrichtungen, Gebräuchen und Meinungen der Wilden**, die Gewohnheit derſelben, der Verſtorbenen **Geräthe** mit ihnen zu **begraben**, oder zu **verbrennen**, als einen Beweis an, daß ſie die Unſterblichkeit der Seele glauben.

Im XI. **Cap.** werden auch die **Erſcheinungen** der **Seelen** der **Verſtorbenen**, als ein hiſtoriſcher Beweis der Unſterblichkeit angebracht. Allein die genannten Erſcheinungen ſind alzu vielen Zweifeln unterworfen, als daß ſie zum Beweis dienen könnten. Der Herr Prof. geſteht zwar, daß die meiſten Geſpenſter Hiſtorien, **Mährgen** und Erdichtungen ſind, allein er behauptet doch, daß ſolches nicht von allen könne geſagt werden. So viel iſt gewiß, daß eine ſolche Erſcheinung **nicht** für **ſchlechterdings unmöglich** ausgegeben werden könne, und dies iſt auch wohl alles, was man von dieſer Materie

ſagen

ſagen kann. Was die Erſcheinung des Samuels betrift, ſo iſt die wahre Erklärung dieſer Geſchichte ſo ſchwer, daß man gewiß nicht die Wirklichkeit der Geſpenſter aus einer einzigen ſo ſchweren Stelle beweiſen kann.

Im XII. und XIII. Cap. beweiſet der Herr Verf. die ewige Dauer unſerer Seele aus der h. Schrift. Es ſind lauter bekannte Stellen, ſowohl aus dem A. als N. T. die er anführet, es würde alſo überflüßig ſeyn, ſie hier zu nennen.

Im XIV. Cap. handelt der Herr Prokanzler vom leiblichen Tod, den er uns aus der heil. Schrift als eine Folge des Sündenfalles vorſtellet, und zugleich annimmt, daß die Menſchen im Stande der Unſchuld durch den Genuß des Baums des Lebens ſich auf immer und ewig wider den leiblichen Tod würden verwahret haben. Sonſten beſchäftiget er ſich in dieſem Cap. insbeſondere mit der Widerlegung der gemeinen Meinung, daß der Tod an und vor ſich betrachtet, etwas ſehr ſchmerzliches ſey. Um das Gegentheil zu beweiſen, daß nemlich die Seele im Tode ſelbſt keine Schmerzen fühle, noch deßen, was im Leibe vorgehet, bewußt ſey, beruft er ſich auf das vielfältige Zeugniß, ſowohl derer, die bey herannahendem Ende verſichern, daß ſie vielweniger denn zuvor Schmerzen fühlen, als auch derer, die ein oder mehrere Tage in Ohnmacht gelegen ſind, und ſich darnach wieder erholet haben. Dieſe bezeugen insgemein, daß ſie gar nicht wißen, wie ihnen damals zu Muthe geweſen ſey. Die

Schwächung der Nerven, als der Werkzeuge, durch welche die Seele die Veränderungen des Leibes empfindet, wird dazu als ein wahrſcheinlicher Grund angegeben. Ferner wird der Schlaf und die Epilepſie als ein dem Tode ähnlicher Zuſtand angenommen, und von jenen auf dieſe geſchloßen. Bey dieſer Gelegenheit muß man aber ſich wohl in acht nehmen, daß man nicht die Aehnlichkeit zu weit ausdehne, oder die noch unerwieſene Aehnlichkeit in einem gewißen Puncte als ſchon bewieſen annehme. Zum Schluß beſtärket der Herr P. ſeinen Satz mit einer Stelle, die aus Herrn Büffons Hiſtorie Naturelle Tom. IV. p. 368. u. ſ. f. genommen iſt, wo die gemeine Meinung von den Schmerzen des Todes weitläuftig beſtritten wird.

Im XV. Cap. wird der eigentliche Zuſtand der Seele nach dem Tode aus der h. Schrift beurtheilet. Es wird erſtlich, wie es auch an ſich klar iſt, angenommen, daß die Seelen alſobald nach der Trennung vom Leibe ſelig, oder unſelig ſeyn. Zweytens wird die Frage unterſuchet: Ob die gottloſen Seelen alſobald nach dem Tode in den Abgrund der Höllen geſtürzet, oder vielmehr bis zum jüngſten Gericht in einem angſtvollen Gefängniß verwahret werden? und ob auf der andern Seite die frommen Seelen alſobald zur vollkommnen Seligkeit und zum Anſchauen Gottes gelangen, oder ob ſie nicht vielmehr bis zum jüngſten

ſten Gericht mit einer ſüßen Ruhe, und ſichern Erwartung einer gänzlichen Seligkeit ſich begnügen laßen müßen. Der Herr Verf. trit der letzten Meinung bey, und das aus folgenden Gründen: 1) Die h. Schrift ſetzt nicht den Todestag des Menſchen, ſondern den Tag des allgemeinen Weltgerichtes, das Ende der Welt, und Chriſti herrliche Öffenbarung, als den rechten Termin feſt, da der Auserwählten völlige Seligkeit, und der Verworfenen völlige Höllenpein ihren Anfang nehmen ſoll. Matth. XIII, 41. XIX, 28. 29. XXV, 31-34. 1 Cor. V, 5. Col. III, 4. 1 Theß. IV, 13-18. 2 Theß. I, 6-10. 2 Timoth. I, 12. IV, 8. 18. 1 Petr. V, 4. 1 Joh. III, 2. Off. VI, 9-11. 2) Es wird vom Apoſtel Paulo 1 Cor. XV. die Auferſtehung, oder neue Verbindung der Seele mit dem Leibe, für ſo weſentlich zur völligen Seligkeit der Gläubigen ausgegeben, daß, wenn ſolche wegfiele, unſer Glaube und Troſt ſeine größte Kraft verlieren müßte. Dies könnte aber der Apoſtel nicht behaupten, wenn die Gläubigen alſobald nach dem Tode die ganze Seligkeit erlangten. 3) Chriſtus erzehlt uns Matth. VIII. und Luc. XIII. daß etliche am jüngſten Tage noch einige Hofnung eines beßern Schickſals haben, und ihre äußerliche gute Werke, obgleich ohne Nutzen, erzehlen würden. Das könnte aber nicht ſtatt finden, wenn die Seelen der Verdammten alſobald nach dem Tode zur völligen Höllenpein hingewieſen würden. Nachdem der Hr. P. die Grün-

Gründe ſeiner Meinung angeführet, ſuchet er die Gründe der gegenſeitigen Meinung zu widerlegen. Aus der Erzehlung **Chriſti** vom **reichen Manne** und **Lazaro**, meinet er, könne nichts geſchloßen werden, weil es ein **Gleichniß** iſt, aus welchem nichts anders bewieſen werden kann, als was der eigentliche Zweck deßelben mit ſich führet. In dieſem Fall iſt ſolches nur überhaupt Strafe und Belohnung nach dem Tode. Durch das **Paradies**, welches Chriſtus dem **Schächer** am Creuz an **eben demſelben Tage** verſprach, ſoll nicht der Himmel der Herrlichkeit Gottes, ſondern eine **niedrigere Stuffe** der Seligkeit verſtanden werden, wie denn auch die Juden und viele Kirchenväter das Wort in einem ſolchen Verſtand genommen haben. Wenn der Apoſtel **Paulus** ſagt: Ich habe Luſt abzuſcheiden, und bey Chriſto zu ſeyn, ſo verſteht er durch das **Daſeyn** bey Chriſto entweder ein **leibliches** Daſeyn, welches erſt nach der Auferſtehung geſchieht, hier aber der Gewißheit halber unmittelbar nach dem Tode geſetzt wird, oder auch ein **geiſtliches** Daſeyn, welches auch, wenn gleich die frommen Seelen nicht alſobald zur völligen Seligkeit gelangen, dem Stande der ſüßen Ruhe und ſicheren Erwartung zugeſchrieben werden kann. Wenn es endlich heißt: Es iſt dem Menſchen geſetzt zu ſterben, und darnach das Gericht, ſo kann ganz füglich das **innere Gericht**, oder **Urtheil** des **Gewißens** dadurch verſtanden werden.

Im XVI. und XVII. Cap. zeiget der Herr Verf. daß nicht allein viele Kirchenväter, als Juſtinus Martyr, Irenäus, Tertullianus, Ambroſius, Auguſtinus u. a. m. ſondern auch verſchiedene nach der Reformation, als Luther, Calvinus, Chemnitius und Geſſenius ſelbige Meinung, die der Hr. Verf. hat, gehabt haben. Endlich wird die Abhandlung mit der weiſen und nützlichen Erinnerung, das Ende und was darauf folgt, zu bedenken, geſchloßen.

****

VI.

Sr. Königl. Majeſt. zu Dännemark, Norwegen ꝛc. Hof-Mund- und Zahnarztes JOHANN GOTTFRIED CONRADI Kurze Abhandlung von den Krankheiten der Zähne und deren Cur, nebſt einer kurzen Anweiſung, dieſelben ſchön und weiß zu erhalten.

Kopenhagen gedr. bey L. H. Lillie. 6 Bogen in 8vo, ohne die Zueignungsſchrift an den König, und ohne die Vorrede.

Da die Sorgfalt für die Erhaltung der Zähne für einen jeden höchſt nöthig iſt, und beſonders in den Ländern, wo der Scharbok nicht ungewöhnlich iſt; und je mehr unerwartete nachtheilige Folgen die Vernachläßigung derſelben nach ſich ziehet; deſto mehr Dank verdienet der

Herr

Herr **Conradi** für dieſen kurzen aber deutlichen Unterricht, welcher nicht nur für die jungen Anfänger der Zahnarzeneykunſt, ſondern auch für einen jeden, der den Bau der Zähne kennen lernen, und für dieſelben Sorge tragen will, hinlänglich und brauchbar iſt; und dies um ſo viel mehr, da von den Zahnkrankheiten bey uns ſonſt nicht viel geſchrieben iſt. In der Vorrede beantwortet der Verfaßer die gewöhnliche Ausflüchte. Er will mit Recht, daß die Zahnarzeneykunſt von den andern Theilen der praktiſchen Chirurgie abgeſöndert, und als eine beſondre Wißenſchaft allein getrieben werden müße, um darinn zu einer Vollkommenheit zu gelangen. Hierinn iſt er dem Exempel ſeines Vaters und Großvaters gefolget, und hat ſich auf ſeinen dreyßigjährigen Reiſen mit den berühmteſten Hofzahnärzten bekannt gemachet, und von ihnen manches gelernet. Die vorgedruckte rühmliche Cenſur des Herrn **von Buchwald**, giebt dieſer Abhandlung eine gute Empfehlung. Aber der Herr Verf. hat ſich hier ohnedem durch die praktiſche Anwendung ſeiner vorgetragenen Grundſätze und ſeiner anderweitigen Einſicht und Erfahrung einen algemeinen Beyfall erworben. Es enthält dieſe Abhandlung freylich nur die erſten und algemeinen Grundſätze dieſer Wißenſchaft, aber ſie iſt für den obgedachten Endzweck hinlänglich, und der Herr Verfaßer verſpricht zu einer andern Zeit eine noch vollſtändigere Abhandlung. An

der Schreibart iſt wenig auszuſetzen. Sie beſteht aus dreyen Capiteln.

Das erſte Capitel handelt von der Natur, Zahl und Geſtalt, wie auch Nutzen und Wachsthum der Zähne. Hier wird alles in die Kürze zuſammen gezogen. Man bekommt nicht nur eine Beſchreibung der Zähne, ſondern auch die Urſach von ihrer weißen Farbe, und ihrer Feſtigkeit zu leſen. Die Zahnfächer, ihr ſchwammichtes Weſen und Platten werden beſchrieben. Der Zahn hat ſeinen Körper und ſeine Wurzel. Die Knochenhaut, das Zahnfleiſch, die Befeſtigung der Zähne, die Hohlichkeit in der Wurzel der Blutgefäße, und die Nerven werden betrachtet. Die ordentliche Zahl wird auf 32. geſetzet, und die 3. Ordnungen oder Gattungen werden beſtimmet. Auch wird der beſondre und algemeine Nutzen der Zähne angezeiget, und zuletzt wie, in welcher Ordnung und zu welcher Zeit ſie entſtehen und wachſen.

Das 2te Cap. betrachtet die Krankheiten der Zähne, wie auch des Zahnfleiſches und deren Cur. Die erſte Krankheit iſt die Zahnung. Der Herr C. beſchreibet nicht nur die damit verknüpfte Zufälle und deren Urſachen, ſondern ſchlägt auch den Gebrauch einiger Mittel vor, wiewohl er darinn mit Fleiß ſehr ſparſam hat ſeyn wollen, weil es viel auf die ſich eräugnende beſondre Zufälle, und bey denſelben auf die Beurtheilung eines vernünftigen Arztes ankommt. Er empfiehlt die Pappelnwurzel und ſcheint nicht

für

für den Wolfzahn zu ſeyn. Mit der Handanlegung oder Schneidung des Zahnfleiſches, die das letzte Mittel iſt, muß man nicht zu lange warten. Hierauf folget das Zahnweh und einige algemeine Mittel gegen daßelbe. Der Beinfreßer iſt ein innerer oder äußerer, nachdem die Urſache zu demſelben innerlich oder äußerlich iſt. Auch gegen dieſen ſchläget der Herr Verf. einige Mittel vor. Ueber die Ausnehmung der Zähne hat er ſich nicht ausbreiten, ſondern ſolches lieber der Uebung überlaßen wollen, doch verſpricht er ſeine Gedanken darüber einſt umſtändlich zu eröfnen, und dabey die bequemſten Inſtrumente anzuzeigen. Hierauf handelt er von dem ſo gemeinen aber ſchädlichen Weinſtein, deßen Urſache, Entſtehung und Hebung; ferner von dem Wanken der Zähne, und deßen ſowohl innerlichen als äußerlichen Urſachen, wie auch deßen innerlichen und äuſerlichen Cur; weiter von dem Ausfallen der Zähne, als einer Folge des vorigen; wie auch von dem Stumpfſeyn der Zähne, welches eigentlich nur bedenklich iſt, wenn es aus einer innerlichen Urſache, nemlich einem dicken und ſcharfen Geblüt entſtehet. Zuletzt betrachtet Hr. C. noch die Krankheiten des Zahnfleiſches, dieſe ſind Geſchwülſte, offene Geſchwüre, Fiſteln und Auswachs des Fleiſches.

Das dritte Cap. handelt von Sachen, die den Zähnen ſchädlich ſind, ingleichen wie man ſie weiß halten ſoll. Hieher gehören alle Speiſen, die einen ſchlimmen Nahrungsſaft erzeugen;

eingemachte Sachen; ein unmäßiger Gebrauch hitziger Getränke; alzu vieles wachen, ſchlafen und ſtilleſitzen; alle heftige Gemüthsbewegungen, alzuwarme Speiſen und Getränke; Toback; ſaure Sachen und ſaure Säfte; Queckſilber; nagende und freßende Sachen; alle rauhe Sachen, als Bürſte und dergleichen; ſchädliche Zahnſtocher von Gold, Silber, Stahl oder Eiſen; wie auch alle gewaltſame Bemühungen. Welchem allen der Herr Verf. noch ſeinen Rath entgegen ſetzet, um die Zähne weiß, geſund und feſt zu erhalten. Wir wünſchen übrigens von demſelben bald ſein verſprochnes vollſtändiges Syſtem, oder ausführliche Abhandlung von dieſem Theil der praktiſchen Chirurgie zu bekommen.

VII.

Underretning om Bie-Auling etc. d. i. Unterricht von der Bienenzucht, welcher auch vielleicht für Norwegen nützlich ſeyn kann, ausgegeben von D. S. Kopenhagen, gedr. bey N. Möller 1756. 8½ Bogen in 8vo.

Der Verfaßer dieſer geſchickten und nützlichen Abhandlung, welcher ſich in der Däniſchen Urſchrift bloß mit den Anfangsbuchſtaben genennet hat, iſt Herr **David Schiötte** ein gelehrter und fleißiger Mann, und zugleich ein rechtſchafner Patriot, der vormals in Norwegen Pre-

diger geweſen, und ſich gegenwärtig in der Nähe von Kopenhagen aufhält. Er hat ſeinen Landesleuten in Norwegen inſonderheit mit dieſer Abhandlung dienen wollen. In der Vorrede erzehlet er nicht nur die Aufmerkſamkeit der Alten auf die betrachtungswürdige Bienen, ſondern auch die vornehmſten Schriften der Neuern, welche von dieſen nützlichen Geſchöpſen geſchrieben haben, und unter welchen Reaumür den Preiß behält. Aus dieſen hat er nicht nur durch ſeinen Fleiß das beſte geſammlet, ſondern es auch mit verſchiedenen Anmerkungen aus eigener Erfahrung bereichert. Er theilet ſeinen Unterricht in zehn Capiteln.

Cap. 1. handelt von dem äuſern und innern Bau der Bienen. Bey etlichen ſeltenen ausländiſchen Bienen, hält ſich der Hr. Verf. nicht auf, und theilet ſie bloß in wilde und zahme ein. Die erſtern ſind bey uns nicht ſo häufig als in Polen und Rußland. Folglich iſt von den letztern eigentlich die Rede. In den Bienenſtöcken ſind drey Arten von Bienen, die Bienenmutter, die Hummel oder Bienen männlichen Geſchlechts, und die Arbeitsbienen. Um den künſtlichen Bau dieſer kleinen Geſchöpfe kennen und bewundern zu lernen, werden ſie anatomiſch betrachtet nach ihren dreyen Hauptheilen, dem Kopf, der Bruſt und dem Hintertheil. Am genaueſten aber werden die beyden merkwürdigſten Gliedmaßen und Werkzeuge derſelben, nemlich der Rüßel und der Stachel beſchrieben. Zuletzt werden die Kenn-

zeichen, wodurch ſich die alten und jungen Bienen von einander unterſcheiden, und ihre inwendige Theile angegeben.

Cap. 2. handelt von den **Eigenſchaften, der Klugheit, den Trieben und Verrichtungen der Bienen.** Man ſieht ſie derenthalben gemeiniglich als die klügſte und ordentlichſte Monarchie, oder als eine durch eine gute Policey wohl eingerichtete Stadt an. Doch iſt es ausgemacht, daß ſie keinen König, ſondern eine Königin haben, welche ſich in dem oberſten Stockwerk aufhält, und ſich um die Regierung wenig bekümmert, ſondern nur für die Vermehrung ihres Geſchlechts ſorget. Die andern Bienen wißen und beobachten ſelbſt was ihnen zukommt, und zum gemeinſchaftlichen Beſten nöthig iſt. Ihre geſchickte Baukunſt, ihre Einigkeit, die Fürſorge für ihre Erhaltung und Fortpflanzung, ihre in vielen Fällen ſich offenbarende Klugheit, ihre Wachſamkeit, ihre Sparſamkeit, ihr Vorherwißen wenn es regnen will, und ihre Bemühung ſich für die Kälte zu verwahren, ſind die bewundernswürdige Triebe, welche der große Schöpfer dieſen kleinen Geſchöpfen beygeleget hat, die alle zu ihrem Zweck, und den Menſchen oft zur Beſchämung und Nachahmung dienen.

Capit. 3. handelt von **der Anſchaffung, Führung und Stellung der Bienenſtöcke.** Der Herr Verf. giebt den Rath, es nicht bey einem Stock bewenden zu laßen, ſondern etliche auf einmal anzuſchaffen, und zwar im Frühjahr.

Er

Er giebt auch einige Kennzeichen an, aus welchen man die guten Stöcke erkennen kann. Er zeiget ferner, was man zu beobachten hat, wenn man die angeſchafte Bienenſtöcke an Ort und Stelle bringen will. Auf dem Lande hat es freylich mit denſelben beßere Art als in den Städten. Er nennet die Blumen, welche für die Bienen beydes ſchädlich und gut ſind, und zeiget, welche Plätze man für ſie ausſuchen müße. Wer viele Bienen hält, thut am beſten, daß er eine eigene Bienenhütte anleget.

Cap. 4. wird die **Verfertigung der Bienenſtöcke und der Bau der Bienen in denſelben** beſchrieben. Sie können aus Holz und zwar am beſten aus guten föhrenen Brettern, aus zuſammengeflochtenen Weiden, oder wie bey uns gemeiniglich geſchicht, von Rockenſtroh gemacht werden. Die von Baumrinden oder Thon, verwirft Herr Sch. billig. Er beſchreibet ihre Geſtalt, Höhe und Breite. Die Erfindung des Reaumür pyramidenförmige Stöcke von dreyen Etagen mit Thüren und Fenſtern, iſt beydes künſtlich und nützlich. Auch die bey uns nicht unbekannte und von eben demſelben großen Naturforſcher angegebne Glasſtöcke, werden nach ihren Vortheilen und Unbequemlichkeiten beſchrieben. Die erſte Arbeit der Bienen in einem neuen Stock iſt, alle Ritzen und alle unebene Flecke mit ihrem Leim dicht und eben zu machen. Dieſer Leim wird Propolis genannt, von welchem der Herr Verf. eine Beſchreibung giebt. Hier-

auf zeiget er wie regelmäßig, künſtlich, ſparſam und hurtig ſie ihre ſechseckigte Cellen bauen. Ein Stock kann ſieben Wachstafeln, und in demſelben 5000. Cellen enthalten. In einem kleinen Stock können 8. bis 10000. Bienen wohnen, und in einem großen faſt noch einmal ſo viele, kurz vorher aber, ehe ſie ſchwärmen, wohl 30000. Zuletzt ſchlägt Hr. **Schiötte** vor, ſtatt der Reaumüriſchen Glasſtöcke die großen Glasklocken zu brauchen, welche man in den Gärten hat.

Cap. 5. handelt von der Sammlung und Zubereitung des Wachſes und des Honigs. Das Wachs ſammlen ſie auf den Blumen, und tragen es auf ihren Hinterfüßen, und zwar oft wohl beladen nach Haus. Von welcher Farbe auch dieſes rohe Wachs iſt, ſo ſind doch ihre Cellen alle weiß. Doch wird der geſammlete Blumenſtaub durch ſie und bey ihnen erſt Wachs. Von dieſem rohen Wachs brauchen ſie das wenigſte zu ihren Cellen, das meiſte iſt das ſogenannte Bienenbrod, und dienet ihnen beydes im Sommer und im Winter zur Nahrung. Der aus den Blumen mit ihren Schnabeln geſammlete Honig, wird in ihrem erſten Magen verwahret, ſo wie das Wachs in dem zweiten. Der Herr Verf. will **Reaumür** darinn nicht Beyfall geben, daß ſie den Honig wie das Wachs erſt ſelber zubereiten, ſondern glaubet, daß ſie ihn auf den Blumen ſchon ſo finden, wie ſie ihn brauchen. In ihren Cellen geben ſie

aus

aus dem zuſammengezogenen Magen den Honig von ſich. Die Cellen, welche ſie zuerſt brauchen wollen, laßen ſie offen; diejenigen aber, darinn ſie ihren Wintervorrath aufheben, bedecken ſie mit einem dünnen Wachs. Und zu dieſen Vorrathskammern erwählen ſie die oberſten Cellen in dem Stock. Der Herr Verf. hat bemerket, daß ſie ſich am liebſten zu den Hinbeerenbäumen halten.

Capit. 6. redet **von der Fortpflanzung und Brut der Bienen.** Nachdem man mit den Bienen genauere Unterſuchungen angeſtellet hat, ſo fallen die Gedanken der Alten von der Entſtehung der Bienen hinweg, und es iſt offenbar, daß ſie ſich nach dem ordentlichen Lauf der Natur aus ſich ſelbſt vermehren und fortpflanzen. Die Bienenmutter, welche in dem Stock die einzige iſt, hat zwey große Eierſtöcke, in welchen 5100. Eier Platz finden, ohne die kleinen Eierſtöcke zu rechnen. Von den Hummeln oder männlichen Bienen, welche kleiner wie jene, aber größer als die Arbeitsbienen ſind, und welche keinen Stachel noch Werkzeuge zu arbeiten haben, und ſich von dem Honig der andern Bienen nähren, können in einem kleinen Stock 300. und in einem großen noch ein bis zweymal ſo viele gefunden werden. Sie befruchten die Königin, und nach dem Julius ſterben ſie ſelber, oder werden verdrungen und ausgerottet von den andern Bienen, weil ſie nachher unnütz ſind, und den Vorrath verzehren helfen, worinn man ihnen auch

zu Hülfe kommen kann. Die Bienenmutter bleibet alſo fruchtbar vom Julius bis zum Frühjahr. Eine neue Bienenmutter wird auch gleich ſchwanger, und kann bald Eier legen. Die Arbeitsbienen ſind zu keinem Geſchlecht zu rechnen, haben aber bey der Ausbrütung der Jungen doch ihre Verrichtungen. Wie die Bienen bald entſtehen, ſo ſterben ſie auch häufig, beſonders im Winter. Einige wollen ihnen nur ein Lebensjahr beſtimmen. Wie die Bienenmutter Eier leget, kann man nicht ohne Vergnügen und Verwundrung leſen. Aus einem Ei kann in 2. oder 3. Tagen der Wurm hervorkommen, und in 20. Tagen iſt die Biene im Stande. Und wie dieſes nach und nach geſchicht, verdienet nicht weniger Bewunderung.

Cap. 7. gehet der Herr V. zum **Schwärmen der Bienen** fort. Wenn der Bienenſtock von der neuen Brut zu voll, und dadurch zumal in der Sommerhitze zu warm wird, ſo ziehet ein Theil aus, oder wird zum Theil verjaget. Es ſchwärmen nicht blos die alten, noch auch die jungen Bienen allein, ſondern beyde unter einander. Ein Stock kann einen oder zwey auch wohl drey oder vier Schwärme abgeben. Bey uns geſchicht es im Junius oder Julius. Der erſte Schwarm iſt der beſte, und dieſer geht gern des Vormittags davon. Der Herr Verf. giebt die Merkmale an, wenn ſie ſchwärmen wollen, wie auch die Verhindrungen, welche den Schwarm aufhalten. Die Bienenmutter veranlaßet den

Schwarm.

Schwarm. Wie man ſich übrigens bey dieſem ſchwereſten und wichtigſten Stück in der Bienenzucht zu verhalten habe, wird von dem Herrn Verf. deutlich und umſtändlich gezeiget.

Capit. 8. handelt von den Feinden der Bienen, andern Hinderniſſen, Krankheiten und Mitteln dagegen. In dem Reiche der Natur iſt eins wieder das andere. Auch dieſe nützliche Geſchöpfe haben ihre Feinde und Verfolger. Der Herr Verf. nennet deren zwölfe, welche aber in unſern Gegenden nicht alle ſo häufig und ſchädlich ſind, als anderswo. Außer dieſen gedenket er auch einer Bienenlaus. Hieher werden auch gerechnet ein ſchlimmer Geruch, Donner und Bliz, Sturmwinde, Buxbäume und dergleichen Gewächſe, (doch hat der Herr Verfaßer ſie ſeinen Bienen nicht ſchädlich befunden) und eine ſtrenge Kälte. Zu ihren Krankheiten gehören ſonderlich eine Peſt und Durchlauf. Herr Sch. ſchreibt gegen dieſelben ein Bienenpulver und eine Bienenſalbe vor.

Capit. 9. bringet noch von der übrigen Wartung der Bienen verſchiedenes bey. Dieſes beſtehet aus zerſtreueten kleinen Anmerkungen, welche nach den Jahrszeiten einander folgen.

Cap. 10. redet noch vom Ausnehmen des Wachſes und des Honigs aus denen Bienenſtöcken, von der Zubereitung des Wachſes und des Honigs, der Wachsbleiche und dem Meehtbrauen. Dieſe

Stücke

Stücke machen den Endzweck der Schöpfung dieſer Thiere, und zugleich der ganzen Bienenzucht aus. Was bey dem erſten Stück zu ſeiner eigenen Beſchützung und zum Vortheil der Bienenſtöcke zu beobachten iſt, wird von dem Herrn Verfaßer in verſchiedenen Anmerkungen vorgetragen. Ein Stock enthält mehr Honig als Wachs. Der Honig iſt von dreyerley Art. Der von ſich ſelbſt ausfließet, iſt der beſte. Dann folget der, der durch eine gelinde Wärme abgehet. Und der ſchlechteſte wird im Waßer ausgekocht. Der Honig iſt den Alten dienlicher als den Jungen. Von der Wachsbleiche und dem Meehtbrauen, wird nur ein kurzer Unterricht gegeben.

Man wird in dieſem kleinen Buch das nöthigſte und wichtigſte von den Bienen in einer lehrreichen Kürze finden, ſo, daß es als ein vollſtändiges und brauchbares Handbuch von der Bienenzucht anzuſehen iſt. Es verdiente überſetzt zu werden, und hat auch an dem zu frühe verſtorbenen Herrn Mag. **Wiedemann** einen geſchickten Ueberſetzer gefunden. Seine Ueberſetzung iſt 1756. auf Koſten der Rothenſchen Buchhandlung unter der Aufſchrift: **Die Bienenzucht im Däniſchen herausgegeben von David Schiötte,** in Octav, 11. Bogen ſtark, doch ohne Benennung des Ueberſetzers, herausgekommen. Wir wünſchen, daß alle Ueberſetzungen aus dem Däniſchen nicht nur ſo getreu ſeyn mögen

gen wie dieſe iſt; ſondern daß auch die Ueberſe⸗tzer beyder Sprachen, ſo mächtig, und mit der unter Händen habenden Materie ſo bekannt ſeyn mögen, als dieſer Ueberſetzer war.

VIII.

Om Biers Behandling og Vedligeholdelſe og deraf flydende Nötte og Fordeel, ſammenſkreven af Lauriz Pederſen Næraae, d. i. Von der Behandlung und Erhaltung der Bienen und dem daraus fließenden Nutzen und Vortheil, zuſammengetragen von L. P. Næraae. *In tenui labor eſt, tenuis quoque gloria parta.* Kopenh. gedr. bey L. L. Heiden 1761. 8 ¼ B. in 8vo.

Dieſe nützliche und brauchbare Abhandlung des Herrn Næraae, welcher itzt Hauptprediger in Swendburg im Fühner iſt, fügen wir billig dem unmittelbar vorher angezeigten gelehrten Unterricht bey, und zwar um ſo vielmehr, da die vorhergehende Schrift von den Bienen mehr theoretiſch, dieſe aber mehr praktiſch iſt. Und dies iſt vielleicht die Urſache, daß jene in der Schreibart vor dieſer einen merklichen Vorzug hat. Sie iſt ein ſelten vorkommender Beweiß, daß einer ein ſtarker Philolog, und ſelbſt in der morgenländiſchen Philologie wohl bewandert ſeyn, und ſich zugleich um praktiſche und ökono⸗

konomiſche Wißenſchaften bekümmern kann. Sie iſt gleichfalls auf einer eigenen vieljährigen, ſowohl theoretiſchen als praktiſchen Unterſuchung gegründet. Sie iſt Sr. Hochgräfl. Excell. dem Herrn Oberhofmarſchall **Grafen von Moltke** unterthänigſt zugeeignet. In der Vorrede führet der Herr Verf. die Schriften von den Bienen an, und ſonderlich diejenigen, welche er geleſen, unter welchen wir verſchiedene finden, welche der Herr **Schiötte** nicht angeführet hat. Inſonderheit giebt ſie von dem vor mehr als hundert Jahren geſchriebenen Buch des däniſchen Buchführers **H. Herwigks** und andern kleinern däniſchen Schriften von den Bienen eine kurze Nachricht. Zum Beſchluß der Vorrede verſpricht der Herr Verf. in Zukunft einige Zuſätze und Verbeßerungen, nebſt den Anmerkungen ſeines Bruders mitzutheilen, welche alle aufmerkſame Leſer mit Verlangen erwarten werden.

Was den Inhalt dieſer Abhandlung betrift, ſo läßet Hr. N. einige **Warnungen und Erinnerungen**, welche die Bienen betreffen, vorangehen. Hier erzählt er, wie er ſeine Unterſuchungen angefangen und fortgeſetzet habe, und ſchlägt ſtatt der Glasſtöcke, tonnenförmige Stöcke vor, welche in dem einen Ende offen ſind, um die Verrichtungen und Veränderungen der Bienen von dieſer Seite her zu beobachten, wiewohl er auch nicht rathen will, ſich viel bey ſolchen Beobachtungen aufzuhalten. Inſonderheit zeiget er hier in zweyen kurzen Capiteln an; 1) was

1) was für Stellen man fürnemlich zu Wohnplätzen für die Bienen ausſuchen müße, und was ihnen in dieſer Abſicht ſchädlich ſey; 2) was den Bienen in der Gegend um ſie her dienlich ſey, beſonders was Bäume, Kräuter und Blumen betrift. Die Tulpen ſind oft Gefängniße und Grabſtätte der Bienen.

Wir haben ſchon geſaget, daß dieſer Unterricht eigentlich praktiſch iſt. Und nach dieſer Abſicht hat der Herr Verf. denſelben nach den vier **Jahreszeiten** in eben ſo viele Abſchnitte eingetheilet. S. 17. fängt mit dem **Frühjahr** an, und von demſelben wird in vier Capiteln gezeiget, was alsdenn in Abſicht auf die Bienen in Acht zu nehmen iſt. Im 1 Capitel lehret er, woran man gute Bienenſtöcke erkennen kann, wenn man ſie ankaufen will, welches eigentlich im Frühjahr geſchehen muß. Ungefehr um Gregorii Tag, wenn kein Schnee mehr auf der Erde liegt, und wenn das Wetter etwas ruhiger wird, muß man ſeine Bienen nachſehen, und die Stöcke aufheben; mit welcher Vorſichtigkeit und zu welchem Ende dieſes geſchehen müße, giebt der Herr Verfaßer in einer deutlichen Kürze an. Cap. 2. handelt von den **Würmern**, welche man in den Bienenſtöcken antrift, und welche in vielen Jahren überall vielen Schaden gethan haben. Es iſt merklich, daß die gemeinen Leute dieſes als eine Strafe für die Abſchaffung der Wachslichter auf den Altären angeſehen haben. Der Herr Verf. hat nicht übel gethan, daß er

das unreimliche dieſer abergläubiſchen Furcht hat aufdecken wollen. Es giebt noch immer Menſchen, die dergleichen Erinnerungen nöthig haben. Er leitet vielmehr die Urſache von dem harten Winter des Jahrs 1740. und von den trocknen Jahren ſeit 1752. her. Und gegen dieſe Würmer iſt eben nöthig, den Stock im Frühjahr nachzuſehen, zu reinigen, und Wermuht oder Zwiebeln in Brandwein zu brauchen. Wenn man in den Stöcken einen Mangel an Nahrung merket, muß man den Bienen, wo ſie nicht ausſterben ſollen, zu Hülfe kommen, und ihnen wohl zubereiteten Honig vorſetzen, wozu Cap. 3. die Anweiſung giebt. Den Durchlauf, dieſer Hauptkrankheit der Bienen, beſonders im Frühjahr, leitet Cap. 4. von dem Mangel am Bienenbrod her, und giebt einigen Rath dagegen. Hiervon iſt zu unterſcheiden, wenn ſich die Bienen bey ihrer erſten Ausflucht im Frühjahr ſelber reinigen. Der Diebſtahl gehet unter den Bienen auch im Frühjahr am ſtärkſten im Schwange, und thut den Stöcken oft großen Schaden, wovon noch in demſelben Cap. gehandelt wird.

S. 39. gehet der Herr Verfaßer zum Sommer fort, und zeiget in 5. Capiteln, was man in demſelben zu beobachten hat. Cap. 1. wird blos mit angeführten Urſachen angezeiget, daß die Bienenſtöcke weder auf bloßer Erde oder im Sand, noch auch in alzuhohem Graß ſtehen müßen. Cap. 2. rechnet Herr N. die Feinde der Bienen her, und zeiget, wie man die Bienen

gegen dieſelbe, ſo weit es ſich thun läßet, am beſten beſchützen könne. Er zählet zu dieſen Feinden auch die Inſeckten, die man Goldſchmiede nennet, und hat bemerket, daß ſie den Bienen nicht wenigen Schaden zufügen. Die Schwärmezeit, von welcher Cap. 3. handelt, iſt für die Bienen und ihre Beſitzer der wichtigſte Zeitpunkt, wo man auch auf ſie die meiſte Aufſicht haben muß. Hier zeiget der Herr Verf. woran man merken kann, daß ſie ſchwärmen wollen, zu welchen Kennzeichen er auch aus Erfahrung rechnet, wenn man des Morgens frühe die Bienenmutter in dem Stock pfeiſſen höret; ferner wie man mit allem Fleiß die Körbe, welche man zu dem neuen Schwarm brauchen will, reinigen, einrichten und bey der Hand haben müße; wie man weiter ein Gefäß mit Waßer in dieſer Zeit bey den Bienen müße ſtehen laßen, aus welchem der Herr Verf. vermittelſt einer Sprütze Waßer ziehet und unter ſie sprützet, wenn ſie nicht Stich halten wollen, dagegen ſonſt viele andre gewöhnliche Mittel unzulänglich ſind; beſonders wie man ſie am beſten in der erſten Hitze, ehe ſie ausruhen, in den Stock bringen ſoll; weiter, wie man merken könne, daß der Wegweiſer oder die Königin nicht bey ihnen iſt, und was in dieſem Fall zu thun ſey; und endlich wie man ſie gegen die ſtarke Sonnenhitze bedecken müße. Herr N. behauptet gegen **Reaumür**, daß ein Schwarm ſeine Quartiermeiſter oder Spürbienen habe. Die unſichre und wilde Schwärme mag man

lieber ganz abſchaffen, weil ſie gern damit fortfahren, und es auf ihre Art fortpflanzen. Wenn ein lang anhaltendes Regenwetter einfällt, muß man den neuen Schwarm mit Honig unterhalten. Cap. 4. räth der Herr Verf. an, Bienenſtöcke von verſchiedener Größe anzuſchaffen, und bey der Hand zu haben. Und Cap. 5. giebt er eine Anweiſung, wie man zwey kleine Schwärme am leichteſten in einen Stock zuſammen bringen könne.

Das dritte Hauptſtück S. 74. zeiget in 2. Capiteln, was man zu beobachten hat, wenn man im Herbſt oder um Michaelis die Bienen aufnehmen will. Im erſten Cap. beſtimmet Herr N. welche Bienen man ſoll überſtehen laſſen, und welche man aufnehmen muß. Die neueſten und ſchwerſten Schwärme, ſonderlich des letzten Jahrs, läßet man lieber ſtehen. Diejenigen aber, welche zwey oder drey Jahre geſtanden haben, werden aufgenommen. Aber wie ſoll dieſes geſchehen? Hier iſt es, wo der Herr Verf. ſeinen Hauptſatz anführet und erweiſet, daß man die Bienen nicht nach der herrſchenden Gewohnheit auf eine oder die andere Art tödten, ſondern ſie zu erhalten bemühet ſeyn ſoll. Zur Erlangung dieſes Endzwecks, hat er einen Korb erfunden, der oben eine runde Oefnung, ein Viertel breit, und darnach einen runden Deckel hat. Auf dieſe Oefnung wird ein andrer nicht lediger Korb, ſondern Bienenſtock, geſetzet, und in denſelben die Bienen des erſten Stocks, nicht durch Hülfe des

Waſ-

Waßers, ſondern durch Rauch, aber nur nicht von Schweffel hinauf gejaget. Dieſe Erfindung dienet auch dazu, daß man durch dieſe Oefnung im Nothfall von oben hinein nachſehen kann, wenn den Bienen etwas fehlet. Der Honig und der Meeht wird auch reiner und ohne Zweifel geſunder, wenn man die Bienen nicht in den Kuchen tödtet, und mit denſelben verarbeitet. Von dieſer Erfindung iſt S. 78. eine Zeichnung in einem Holzſchnitt eingerücket. In dem 2ten Cap. wird gezeiget, warum man die Bienenſtöcke nicht müße zu lange ſtehen, oder zu alt werden laßen. Sie ſollen höchſtens nur zwey Jahre ſtehen, nachdem ſie geſchwärmet haben; es müſte denn ſeyn, daß man immer die alten Kuchen ausſchneiden könnte, welches ſich aber in unſern ſtrohern Stöcken nicht ſo gut thun läßet, und dieſes muß im Frühjahr geſchehen, weil ihr Stachel alsdann nicht ſo ſtark und giftig iſt, als im Sommer.

Endlich kommt der Hr. Verfaßer S. 92. zum **Winter**, alsdenn iſt bey den Bienen das wenigſte vorzunehmen, deswegen macht dieſer Abſchnitt auch nur ein einiges Capitel aus. Im Winter verzehren die Bienen ſehr wenig. Die Stöcke müßen wohl befeſtiget, und mit einem Kamm verſehen werden, daß ſie nur die nöthige Luft behalten. Der Schnee muß ſowohl von dem Luftloch, als überhaupt von den Stöcken abgehalten werden, beſonders um der Mäuſe willen. Der Herr Verfaßer ſetzte einmal einen Stock in eine Gartenſtube, welche noch dazu

kalt war; er hielt ſich zwar, aber ſchwärmete nicht in demſelben Jahr.

Der Herr Verf. ſchließet dieſe ſeine nützliche Abhandlung mit der nöthigen Ermahnung, dieſe und andere Theile der Landwirthſchaft alſo zu treiben, daß nicht die Oekonomie ein neuer Titel des Geitzes werde, der ſonſt ſchon Sparſamkeit genennet wird, ſondern vielmehr zur und in der Erkenntniß Gottes dankbar, demüthig und treu anzuwenden.

IX.

Hiſtoriſcher Bericht von der Stadt Flensburg, welchen ein Rathsverwandter derſelben, zur Zeit des käyſerlichen Krieges, in ſeinem Exilio zu Malmoe 1628. zuſammen getragen hat, aus dem eigenhändigen Aufſatz des Verfaßers ans Licht geſtellet von Olaus Henrich Moller Prof. hiſt. litt. bey der K. Univ. zu Kopenhagen, und Rector der lateiniſchen Schule in Flensburg. Die erſte Hälfte, gedr. bey den Gebrüd. Serringshauſen 1759. Die andere Hälfte 1760. zuſammen 9 Bogen in 4to.

Der auf dem Titel ungenannte Verfaßer dieſer Nachrichten von Flensburg, iſt Jonas Hoyer, welcher aus einem berühmten und ausgebreiteten Geſchlecht 1587. und zwar nach aller Wahr-

Wahrſcheinlichkeit in Kopenhagen geboren iſt. Er iſt in dem Gymnaſio in Hamburg in den Wißenſchaften unterrichtet worden, und hat in Flensburg das Bürgerrecht erhalten, wo er auch 1627. Rathsverwandter geworden. Als in denſelben und folgenden Jahr die Kayſerlichen die Herzogthümer Schleswig und Holſtein überfielen, begaben ſich viele vornehme Bürger aus Furcht mit Weib und Kindern nach Dännemark, Lübeck und andern Oertern. Hoyer wandte ſich nach **Malmoe** in Schonen, alwo er ſeine müßige Zeit mit der Unterweiſung ſeiner Kinder, und mit Verfertigung einiger hiſtoriſchen Schriften zubrachte. Die Geſchichte des Vaterlandes war eigentlich ſein Feld, darinn er zu ſeinem Vergnügen und für den Unterricht ſeiner Kinder arbeitete, wiewohl er nicht die Abſicht gehabt hat, weder in der ſtrengſten Ordnung, noch auch für den Druck zu arbeiten. Er hat eigentlich fünf hiſtoriſche Aufſätze, die man füglich als ſogenannte Collectanea anſehen kann, hinterlaßen, von welchen ſeine eigenhändige Abſchrift durch die freygebige Güte einer Gönnerin, dem berühmten Hrn. Prof. **Möller** in die Hände, und zugleich in ſeine ſchon höchſtbeträchtliche Sammlung von gedruckten und ungedruckten Schriften des Vaterlandes gekommen iſt. Sein hiſtoriſcher Bericht von Flensburg, als das wichtigſte Stück unter ſeinen Handſchriften, iſt zwar vorher nicht unbekannt geweſen, aber doch ſehr wenigen zu Geſicht gekommen. Daher werden

es viele dem Herrn Prof. Dank wißen, daß ſie dieſe Seltenheit gedruckt beſitzen und leſen können.

Was den Inhalt dieſes Berichts betrift, ſo iſt derſelbe freylich weder recht vollſtändig noch methodiſch, und muß nach dem oben angezeigten Endzweck des Verfaßers beurtheilet werden. **Beyer**, der ältere **Möller**, **Cläden**, und **von Seelen** haben ſchon in ihren Schriften dieſen Bericht als eine gute Quelle genutzet, daher wir aus demſelben nichts anzuführen nöthig haben. Indeßen beſtehet ſein größeſtes Verdienſt darinn, daß er theils aus den älteſten Zeiten viele dunkle und ſonſt unbekannt geweſene Umſtände beybringet und aufkläret, die der Geſchichte dieſer Stadt ein Licht anzünden; und theils, daß er einige kurz vor ſeiner Zeit zugetragene Begebenheiten ſehr umſtändlich erzählet.

Uebrigens hat der Herr Prof. dieſen Bericht bey zweyen feyerlichen Gelegenheiten in zweyen Abſchnitten herausgegeben. Den erſten bey Gelegenheit der feyerlichen Einführung zweyer Lehrer der dortigen lateiniſchen Schule, nemlich des Herrn Quarti, **Burchard Hanſen**, und des Herrn Quinti, **Simon Bladt**, zu welcher der Herr Prof. einladen ſolte; den zweyten aber als eine Einladungsſchrift zu der feyerlichen Rede, welche bey dem frohen Jubelfeſt des 1760ſten Jahres in der lateiniſchen Schule gehalten ward. Der Herr Prof. aber hat dieſen Bericht noch

mit

mit einem Vorbericht von einem Bogen begleitet, und darinn nach ſeiner genauen Kenntniß von den Vorfahren und den Lebensumſtänden des Verfaßers eine hinlängliche Nachricht gegeben.

X.

Bericht von verſchiedenen Ländern, Städten und Gegenden des Herzogthums Schleswig, wie auch von etlichen Freygütern deßelben, aus dem eigenhändigen Aufſatz des Verfaßers des Berichts von Flensburg, als ein Anhang deßelben, ans Licht geſtellet von **Ol. Henr. Moller.** Flensburg gedruckt mit Serringhauſiſchen Schriften 1761. 4 B. in 4to.

Dieſe kleine Sammlung liefert die drey übrigen kleinen Aufſätze des vorgedachten **J. Hoyers**, ſo daß bloß noch ſeine Nachricht von den Königen und Fürſten, inſonderheit aus dem glorwürdigſten Oldenburgiſchen Stamm, welche dieſe Länder beherrſchet haben, zurück iſt. Der Herr Prof. **Möller** hat dieſe kleine Sammlung als eine Einladungsſchrift zu einer feyerlichen Redübung dreyer abgehender Schüler drucken laßen, und ihr vermuthlich in Abſicht auf die äuſere Größe, den Namen eines Anhanges von dem vorgedachten Bericht gegeben.

Der Bericht von dem Fürſtenthum Schleswig, iſt als ein bloſer Grundriß anzuſehen, und redet I. von den Städten der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, und Nordalbingia; II. von den geiſtlichen Gütern in beyden Herzogthümern vor der Reformation; III. von dem Biſchofthum und den Biſchöfen zu Schleswig; IV. von Süder-Jütland; V. von Schwanzen und Ekelnförde; VI. von Angeln, Arroe, Alſen und Sündewit; VII. von den Alefeldiſchen Gütern; VIII. von der Stadt Apenrade; IX. hiſtoriſche Beſchreibung der Inſel Nordſtrand, bis aufs Jahr 1624. Dieſer letzte Aufſatz iſt der umſtändlichſte, wie er auch in dem Verzeichniß der Handſchriften des Verfaßers eine eigene Nummer ausmachet. Er iſt unter andern ein Zeuge von den gewaltig vielen und ſchweren Waßerfluthen, welche die Nordſtrand und die umliegende Gegenden von je her betroffen.

Der Bericht von etlichen Freygütern im Herzogthum Schleswig und erſtlich in Wißharde, der das zweyte Stück dieſer Sammlung ausmachet, nennet freylich nur etliche dieſer kleinen Freygüter, und zwar ſolche, welche um Flensburg herum liegen, aus welchem Grunde dieſe Sammlung auch als ein Anhang zu dem Bericht von Flensburg angeſehen werden kann. Den Freunden der beſondern Landesgeſchichte und des Alterthums, muß es indeßen ſehr angenehm ſeyn, in dieſem Bericht zu ſehen, wie dieſe Freygüter entſtanden, und welche ihre erſte Stifter und Bewohner

wohner geweſen. Dieſer alſo beſchriebenen Frey-güter ſind der Zahl nach zehn, und heißen nach der damaligen Ausſprache und Schreibart 1) Kallnudt, 2) Oldemors-Tofft, 3) Cruxouwe, 4) Rinkeniß, 5) Groengaard, 6) Hayſtrop, 7) Wragard, 8) Niehus, 9) Klues und 10) Luckesburg.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

XI.

Hiſtoriſche Nachricht von der Kirche zu St. Johannis in Flensburg, wie auch von den Paſtoribus, die vor und nach der Reformation ſeit 300. Jahren derſelben vorgeſtanden, die bey Gelegenheit zweyer Reden — — — entworfen hat Olaus Henricus Moller. Flensburg, gedruckt mit Serringhauſiſchen Schriften 1762. 9 Bog. in 4to.

Der berühmte Herr Prof. Möller hat ſich um ſeine Vaterſtadt nicht nur durch die Bekanntmachung fremder Aufſätze, die wir vorher angezeiget haben, ſondern auch durch eigene Ausarbeitungen und Nachrichten aufs neue rühmlichſt verdient gemachet. Und wer iſt wohl mit mehrern und richtigern Nachrichten von Flensburg verſehen, als eben er? Wir haben ſchon lange eine umſtändliche und zuſammenhangende Nachricht von dieſer Stadt in deutſcher Sprache

aus

aus ſeiner zuverläßigen Feder zu erhalten gewünſchet. Wir hoffen noch immer, dieſes Wunſches gewehret zu werden. Bis dahin nehmen wir die einzelne Abhandlungen mit Freuden an, durch welche er die Flensburgiſche Kirchen- und Gelehrtengeſchichte nützlich aufklärt und bereichert. Seine Nachrichten von den Flensburgiſchen Pröbſten, und von dem ſel. Probſte Dame inſonderheit iſt bekannt, und von uns zu ſeiner Zeit angezeiget worden. Da der verehrungswürdige Greiß, der Herr Conſiſtorialrath und Probſt **Lundius** in dem Sommer 1762. ſein Jubeljahr feyerte, und das ehrwürdige Miniſterium und Schulcollegium, ihre Ehrfurcht und Freude in zweyen Reden auf dem Saal der lateiniſchen Schule bezeugten; ſo bekam der Hr. Profeßor Gelegenheit, eine Einladungsſchrift zu ſchreiben, und in derſelben einen Abſchnitt in der Flensburgiſchen Geſchichte zu erläutern. Dieſer ſeltene Vorfall brachte ihn zwar erſt auf die Gedanken, von den Jubellehrern der beyden Herzogthümer eine Nachricht zu liefern. Allein, da dieſe Abhandlung zu weitläuftig geworden wäre, da er in ſeinen Sammlungen ſchon gegen 200. ſolcher Jubellehrer zählete, ſo ließ er für dieſesmal dieſen Vorſatz fahren, deßen künftige Ausführung wir aber um ſo viel ſtärker wünſchen. Da der wohlgedachte Herr Conſiſtorialrath zugleich als Hauptprediger an der Johanniskirche in Flensburg ſtehet, ſo hat er in ſeiner Einladungsſchrift ſein Augenmerk auf die jetztgedachte

Kirche

Kirche und ihre Paſtores oder Hauptprediger gerichtet.

Von der Kirche ſelbſt, führet der Herr Prof. blos ihr Alter und den Umſtand an, daß ſie Johannes dem Täufer im Pabſtthum gewidmet geweſen. Deſto umſtändlicher redet er von den Paſtoribus dieſer Kirche, und zählet derſelben, ſo viel nemlich aus den älteſten Zeiten bekannt ſind, bis jetzo dreyzehn. Sie heißen 1) **Marquart Lobeghe** oder vielmehr **de Wleghe** 2) **Johannes Rigilli**, welcher 1509. dieſer Kirche vorgeſtanden, zu deßen Zeit eine neue Brüderſchaft dem heil. **Erasmus** zu Ehren, und in der Johanniskirche ein Altar errichtet worden. 3) **Lüder Berner** ſeit 1516. 4) **Johannes Berndes** oder **Bernhardi**, welcher vermutlich der letzte päbſtliche und erſte evangeliſche Lehrer dieſer Kirche geweſen. 5) **Broderus Petri.** 6) **Laurentius Geltnig** oder **Laurens von Geltnigen**, ſeit 1556. 7) M. **Henricus Johannis**, ein Flensburger, welcher in Heidelberg den Magiſtergrad angenommen, und ſeit 1583. Prediger geweſen, vorher aber an der Schule geſtanden, und 1600. als Paſtor an der Nikolai Kirche geſtorben. 8) M. **Gerhard Ouw**, der ältere, ein Flensburger, trat 1593. dieſes Amt an, und verwaltete es bis 1634. Ihm folgete 8) ſein Sohn M. **Gerhard Ouw**, der Jüngere von 1634 bis 1653. 9) M. **Johannes Walther** aus Dithmarſchen bis 1659. 10) **Wolfgang Ouw**, des jüngern Gerhards

Sohn,

Sohn, bis 1676. Der Hr. V. rechnet ihn zu den frühzeitigen Gelehrten und führet von ihm 13 gedruckte Schriften an. 11) **Samuel Thomſen** aus Flensburg, von 1676. bis an ſeine Verſetzung an die Nikolaikirche 1685. 12) **Andreas Hoier**, deſſen der Hr. Prof. ſchon in ſeiner Nachricht von den Flensburg. Pröbſten gedacht hat. Er iſt in ſeinem 70ſten Jahr zur der Würde eines Generalſuperintendenten gelanget. Der Hr. Prof. führet von ihm 8. Schriften an. Endlich folget 13) **Herr Chriſtian Ernſt Lundius**, der zu dieſer Einladungsſchrift ſelbſt Gelegenheit gegeben, und deſſen Leben daher verdienete am umſtändlichſten beſchrieben zu werden. Der Hr. Prof. hat den eigenhändigen Aufſatz des Hr. Conſiſtorialraths mitgetheilet und ihn blos mit einigen Anmerkungen erläutert. Der Hr. Conſ. L. iſt 1683. in Uldetrup, das unter Glücksburg gehöret, geboren. Er hat in Wittenberg ſtudiret. Wie der berühmte **Wolf** 1709. von der Flensburgiſchen Schule Abſchied nam, ſo ward er Quintus an der Schule. 1712. ward er zum Diakonus an der Johanniskirche erwählet, und 1724. zum Hauptprediger, daß er alſo 50. Jahr, und nun ſchon darüber, einer Kirche und Gemeine als ein begabter, beliebter und treuer Lehrer vorgeſtanden. Seit 1735. iſt er Probſt in dem Amte Flensburg und ſeit 1738. Conſiſtorialrath mit Sitz und Stimme in dem Oberconſiſtorium zu Gottorf geweſen, in welcher Zeit er verſchiedene auſ-

ſer-

ſerordentliche wichtige Commiſſionen in bedenkli-
chen Kirchenſtreitigkeiten glücklich und rühmlichſt ausgerichtet hat. Der Hr. Prof. führet von dem Hr. Conſiſt. L. ſechs gedruckte, aber auch verſchiedene ungedruckte Schriften an. Wir wünſchten ſehr, einige Predigten des Hr. Conſ. und ſonderlich ſeine Ordinations- und Introduktion-Reden, beſonders aber, ſeine gründliche theologiſche Bedenken gedruckt zu ſehen. Wir treten übrigens dem Schlußwunſch des Hr. Prof. in Abſicht dieſes ehrwürdigen Greiſes von ganzem Herzen bey. Die dieſer Einladungsſchrift beygefügte Muſiktexte ſind eben nicht als Muſter in der Dichtkunſt anzuſehen.

XII.

Hiſtoriſche Nachricht von der St. Johanniskirche in Flensburg und den Diaconis, die ſeit 200. Jahren bis hieher derſelben vorgeſtanden, welche den verehrungswürdigen Männern — widmet Olaus Henricus Möller. Flensburg gedr. mit Serringh. Schriften 1763. 7½ Bogen in 4to.

Dieſe Nachricht iſt als eine Fortſetzung der vorgedachten anzuſehen. Der Hr. Prof. hat ſie dem Hr. Conſiſt. Rath Lundius, dem Herrn Mayer und dem Hr. Schmid, welche

das

das Diakonat an der St. Joh. Kirche nach einander rühmlichſt verwaltet haben, zugeeignet, und dem erſtern zugleich zum glücklich zurückgelegten Achtzigſten Jahr ſeines geſegneten Alters Glück gewünſchet. Die achtzehn Diakoni, welche ſeit 200. Jahren auf einander gefolget ſind, ſind dieſe: 1) Joh. Martens, welcher unter Laur. Geltnig der erſte Diakonus gewesen, ſchon vor 1574. 2) Andreas Thomſen, ſeit 1584. 3) Peter Franzen oder Möller, ſeit 1622. 4) Gerhard Ouw, der Jüngere, von 1630. bis 1634. in welchem letzten Jahr er Hauptprediger ward. 5) Thomas Lundius, ein geborner Flensburger ſeit 1634. Er iſt der Vater des tonderſchen Diakonus Joh. Lundius, des gelehrten und berühmten Verfaßers der jüdiſchen Heiligthümer. 6) Andreas Fabricius, ſeit 1650. 7) Samuel Thomſen, ſeit 1660, welcher nachher Paſtor geworden. 8) Johannes Holſt, aus Flensburg, von dem der Hr. Prof. 5. Schriften anführet. 9) Andreas Hoyer ſeit 1680, deſſen ſchon in der vorhergehenden Nachricht iſt gedacht worden. 10) Andreas Reyer der bey den damaligen Kriegsunruhen und der Flucht ſeiner Eltern von Flensburg in Corſoer geboren iſt. Er ward 1685. Diakonus. Ihm folgte 11) im Jahr 1699. Franz Möller, ein Vaterbruder des Hr. Profeßors, welcher nachher Probſt geworden iſt, und deſſen Andenken noch im Segen iſt. 12) Georg Pfeiffer, aus Aſchersleben, von 1707.

bis

bis 1712. in welchem Jahr er ſtarb 13.) Chriſtian Ernſt Laudius, ſeit 1712. deſſen ſchon verſchiedentlich gedacht iſt, zu deſſen Lebenslauf der Hr. Prof. hier gleichwol eine Nachleſe liefert. 14.) Nikolaus Hoyer, ein Sohn des vorgedachten Gen. Super. Andreas Hoyer. Diakonus von 1724. bis an ſeinem Tod 1735. 15.) Johannes Geerkens, deſſen Vater an der Nikolaikirche Prediger war, welcher aber auch bald 1740. ſtarb und das Zeugniß eines frommen und rechtſchafnen ſowohl als gelehrten Mannes zurückgelaſſen hat. 16.) Broder Timm, ein nicht weniger frommer Mann, der aber auch nicht lange gelebet, ſondern nach 10. Jahren geſtorben iſt. 17.) J. A. Mayer aus Oſtfrießland gebürtig. Sein Vorweſer kam von Huſum nach Flensburg, er aber iſt 1761. nach Huſum berufen, wo er noch im Segen arbeitet. 18) Matthias Schmid, welcher aus Huſum gebürtig iſt, und ſich bereits durch verſchiedene gedruckte Predigten bekant gemacht hat. Wir hoffen der Hr. Prof. werde bey andern Gelegenheiten fortfahren, von den andern flensburgiſchen Stadtkirchen ſeine geſammlete Nachrichten mitzutheilen, damit wir von ſeiner Feder wenigſtens eine flensburgiſche Predigergeſchichte empfangen könten, wie wir ſeinem berühmten Hr. Vater die flensburgiſche Schulhiſtorie zu verdanken haben.

✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻

XIII.

Eine kurze Anzeige einiger kleinen Schriften, welche bey Gelegenheit der Jubelfeyer des Hr. Conſiſtorialraths Lundius, in Flensburg, herausgekommen.

Wir haben ſchon im vorhergehenden der Jubelfeyer gedacht, welche der Hr. Conſiſtorialrath, Probſt, und Hauptprediger an der St. Johanniskirche in Flensburg zu ſeiner und vieler andern innigen Freude in ſeinem achtzigſten Jahr bey einer ſeltenen Munterkeit und Kraft des Geiſtes und des Leibes hat halten können. Dieſer feyerliche Tag fiel eigentlich auf den 6. Jun. 1762. auf den Sontag Trinitatis, an welchem er in eben derſelben Kirche vor 50. Jahren ſeine Antritspredigt gehalten hat. Es iſt alſo ein Jubeljahr ſeines geiſtlichen Lehramts geweſen, und die Jahre ſeines Schulamts ſind nicht einmal mit eingerechnet. Der Hr. Conſ. Rath gehöret zu den ſeltenen Jubellehrern. In ſeinen jüngern Jahren ſchien ihm ſein Geſundheits Zuſtand die Jahre nicht zu verſprechen. Er hat ſeine funfzig Amtsjahre einer Kirche und Gemeine gewidmet. Er iſt unter allen Predigern in Flensburg ſeit der Reformation der erſte Jubelprediger. Er iſt der älteſte unter den Königl.

Rä-

Räthen im Oberconſiſtorio, der älteſte Conſiſtorialrath und Probſt in beyden Herzogthümern, der älteſte Prediger in der Stadt und im ganzen Amte, der älteſte unter den Königl. Bedienten in Flensburg, und einer der älteſten in ſeiner Gemeine, die ihn mit Recht als ihren Vater verehret. Aber nicht bloß dieſer Vorzug, ſondern eine gründliche Gelehrſamkeit, die beſten Amtsgaben, ein unermüdeter Fleiß, eine rechtſchafne Frömmigkeit, ein ehrwürdiger Anſtand, ein unſträflicher Wandel, und ein Alter, wie die Jugend, machen dieſen Jubellehrer beſonders ehrwürdig und ſeine Jubelfeyer vornemlich merkwürdig. Es hat daher nicht nur die Stadt und Gemeine an dieſem Tage viel Antheil genommen, ſondern das Conſiſtorium und Schulcollegium haben ſich auch beeifert, ihre Ehrfurcht und Freude an den Tag zu legen. Im Namen des erſtern hielt der Hr. Paſtor **Geerkens** auf dem Schulſaal in Gegenwart vieler Zuhörer eine lateiniſche Rede de pietate in viros ſenes de republica ſacra optime meritos, deren gleich ſoll gedacht werden; und im Namen des letztern, redete der Collega Quartus, **Hr. B. Hanſen** de pietate in viros ſenes de re ſcholaſtica optime meritos, welche Rede aber bis jezt nicht gedruckt iſt. Dieſe Feyerlichkeit erfolgte erſt den 15ten Jun. weil die Durchreiſe und frohe Gegenwart Sr. Königl. Maj. in Flensburg jene in der vorhergegangenen Woche nicht verſtattete. Die

bey dieſer Gelegenheit gedruckte Schriften ſind folgende

1) **Die Verbindlichkeit eines Lehrers ſeine Seele an ſeinem Jubeltage beſonders zum Lobe Gottes zu erwecken**, in einer, am Sont. Trinitatis über das Evangelium gehaltenen Dankpredigt der Gemeine, vorgeſtellet und zum beſtändigen Denkmal der in ſeinem 50jährigen Amte reichlichſt genoſſenen Güte Gottes dem Druck übergeben von **Chriſtian Ernſt Lundius.** Flensb. gedr. und verlegt von J. W. Serringshauſen 1762. $3\frac{1}{2}$ Bog. in 4to.

Der Eingang dieſer Predigt, iſt aus Pſ. 103. v. 1. 2. genommen, und wird nebſt dem Inhalt der folgenden Verſe von dem Hr. L. gerührt auf ſich gedeutet. Der Vortrag ſelbſt enthält die Verbindlichkeit eines evangeliſchen Lehrers, ſeine Seele, inſonderheit an ſeinem Jubeltage, zum Lobe Gottes zu erwecken. Dieſe Verbindlichkeit gründet ſich 1) in dem Beruf, den er von Gott zu ſeinem Amte empfangen; 2) in dem Beyſtand, den ihm Gott in ſeinem Amte geleiſtet; 3) in dem Segen, den ihm Gott durch ſein Amt verliehen. Weder die Anlage noch die Ausführung dieſer Predigt verrathen ein achtzigjähriges Alter, wohl aber gibt beydes einen Mann zu erkennen, der ordentlich denket und ſich überall wohl und inſonderheit bibliſch und apoſtoliſch ausdrückt, der ſeinen Text gut zu behandeln weiß und ſeinen Satz gründlich ausführet, der einen väterlichen Ernſt mit einer väterlichen Liebe verbindet, der über-

überzeugen, rühren und einnehmen kann. Sein Geiſt bleibe auf vielen ruhen!

2) **Die Mühſeligkeiten des evangeliſchen Lehramts** wurden bey der Jubelfeyer des — — vorgeſtellet und zugleich die ergebenſte Glückwünſche bey dieſer ihnen allen höchſterfreulichen Begebenheit abgeleget, von den ſämtlichen Beyſitzern des Conſiſtorii **Michael Geerkens, Matthias Fries, Georg Friedrich Eibel, Joh. Friedrich Boie, Balthaſar Holſt, Matthias Schmid.** Flensburg. gedr. mit Serringh. Schr. 1½ B. in 4to

Dieſes Lehrgedicht, welches die ſechs Herrn Amtsbrüder des Hr. Conſiſt. Raths bey dieſer Gelegenheit haben drucken laſſen, beſchreibet das Lehramt von ſeiner ſchweren Seite, ſowohl in den obliegenden Pflichten und Hinderniſſen, als in den gegenwärtigen Leiden und an dem Tage, davon es heiſſet:

> Doch, wer erträget nicht der Menſchen Ruf und Sage?
> Allein er komt, er komt, der ſchreklichſte der Tage,
> An dem den Richterſtuhl die goldne Wolke trägt,
> Die Wagſchaal neben ihm, die alle Thaten wägt.

In der glückwünſchenden Anrede an den hochverdienten Jubellehrer heiſſet es unter andern:

An Lämmern übteſt du zuerſt die ſchönen Gaben,
Die deine Schaaf hernach mit Frucht erfahren haben,
Wenn, wie ein ſanfter Bach, ſich deine Red ergießt,
Stark ohne Ungeſtüm, tief und doch helle fließt;
Wenn deine Gründlichkeit mit Anmuth ſich vereinet,
Welch Herz iſt, das nicht fühlt, welch Auge, das nicht weinet?
Und deine Munterkeit, die noch den Geiſt erhebt,
Iſt jenes Eifers Bild, der immer dich belebt. u. ſ. w.

3) **Die Einladungsſchrift des Herrn Prof. Möller** zu denen beyden gehaltenen Reden, und welche von den Hauptpredigern der Johanniskirche handelt, haben wir vorher angezeiget.

4) *Oratio de pietate in viros ſenes de republica ſacra optime meritos*, in ſolemnibus officii ſemiſæcularibus Viri — — Anno 1762. die 16 Jun. habita a *Michaele Geerkens* ad aedem d. Nicolai Paſtore. Flensburgi litt. Serringh. 1763. 2 pl. in 4to.

Indem der gelehrte und rechtſchafne Hr. Paſtor **Geerkens** die einzelne Begriffe, welche in dem angezeigten Satz liegen, gründlich aus einander geleget und beſonders gezeiget hat, daß be-

jahr-

jahrte Männer vornemlich im Stande ſind, ſich um die Kirche Gottes verdient zu machen, (*) und daß man ihnen daher nach den Geſetzen der Natur, und der Schrift Hochachtung ſchuldig ſey; ſo hat er ſeiner Materie ein vollkommnes Gnüge gethan. Da er aber in ſo vielen Jahren mit der lateiniſchen Sprache nicht mehr einen täglichen vertrauten Umgang hat fortſetzen können, und bey dieſer Gelegenheit zum erſtenmal als ein lateiniſcher Redner die Chatheder betrit; ſo iſt es deſto mehr zu bewundern, daß er an dieſer Rede eine muſterhafte Probe ſeiner zierlichen, reinen und flieſſenden lateiniſchen Beredſamkeit abgeleget hat. (**) Und wie dieſe Rede ein Beweiß von der beſondren Hochachtung des Redenden gegen den nach aller Geſtändniß verehrungswürdigen Jubellehrer iſt; ſo iſt ſie auch ein angenehmes Zeugniß ſeiner eigenen ſonſt ſchon bewährten Frömmigkeit. Wie angenehm iſt es doch zu hören oder zu leſen, wenn ein Weiſer den andern Weiſen, und ein Frommer den andern Frommen ſegnet!

(*) Davon heiſt es unter andern S. 11. experientia edocti, maximas reſpublicas ab adoleſcentia labefactas a ſenibus ſuſtentatas eſſe. Und dieſes trift auch wohl bey der Kirche Gottes ein.

(**) Wenn es in der einmaligen Anrede des Jubellehrers, Lundie ſtatt Lundi heiſſet, ſo iſt es wohl als ein Verſehen, oder als ein Druckfehler anzuſehen.

5) Oratio de ſenectute maxime laudabili cum Vir — — Quinquageſimum ſacræ functionis annum Jubilo ſolemni clauderet in debitum pietatis & venerationis documentum perofficioſe ſcripta a *Johanne Matthieſen*, Paſtore Bargumenſi. Flensb. litt. Serringh. 1762. 2 pl. 4to.

Nicht die Jahre allein machen das Alter verehrungswürdig, und nicht ein jeder Weg zu hohen Jahren iſt des Ruhms werth. Der Herr Verfaſſer rühmet das Alter, zu welchem man theils bey Fleiß und Arbeit durch die Mäßigkeit des Gemüts und des Lebens gelanget, und welches theils mit Weißheit, gezieret iſt. Es iſt dem Hr. Verf. nicht ſchwer gefallen, die Deutung auf den Jubellehrer ohne Schmeicheley zu machen. In derſelben heiſſet es unter andern: Senectutem quidem divina gratia Tibi conceſſit, ſed ſobrietas aluit, continentia fovit, temperantia auxit, innocentia educavit, induſtria defendit, ſapientia denique reſtituit & ornavit. Omnia illa virtutum ſidera vim ſuam & efficaciam in TVA ſenectute oſtentant & in TVA canitie nitent. Der Hr. Verf. welcher einer der gelehrteſten Prediger in dem beyden dem Hr. Conſiſt. Rath anvertraueten Aemtern Flensburg und Bredſtedt iſt, hat durch dieſe gedruckte Abhandlung bewieſen, daß er ſeine vormalige Stärke in den Schulwiſſenſchaften und inſonderheit in der lateiniſchen Sprache noch nicht

ab.

abgeleget habe, und beydes reif denken und ſich zierlich ausdrucken könne.

6.) Bey dieſer Gelegenheit wollen wir der Glückwünſchungsſchriften gedenken, welche die Geburtstage des Hr. Conſiſt. Raths veranlaſſet haben. Dahin gehöret:

a) Animadverſionum in ſcriptores aliquot hiſtoriæ litterariæ recentiores hiſtorico — criticarum, erronea emendantium, obſcuriora illuſtrantium, dubiaque de iis viſa vel confirmantium vel refellentium ſpecimen, cujus particulam ex ſchediis paternis edit ſimulque viro — *Chriſt. Ern. Lundio* natalem LXXX ex animo gratulatur *Olaus Henricus Möller*. 1762. 4to Dieſer Bogen von critiſchen Anmerkungen des ſel. Rektors **Möller** betrift bloß des Thomæ Bartholini ſenioris Ciſta Medica Hafnienſis, welche 1662. zu Kopenhagen in 8 herausgekommen iſt. Und wir ſehen ihn mit Vergnügen als einen Verläufer von mehrern nützlichen Unterſuchungen und gelehrten Anmerkungen des fleißigen und genauen ſeligen Verfaſſers an.

b) Die vorgedachte hiſtoriſche Nachricht des Hr. Prof. **Möller** von den Diaconis der Johanniskirche, iſt eigentlich bey der Gelegenheit herausgekommen, als derſelbe dem Hr. L. zum glücklich zurückgelegten 80ſten Jahr ſeines geſegneten Alters Glück wünſchen wolte.

c) Zu eben dieſem Geburtstag hat Hr. **Friedrich Carl Hammerich** Kön. Commerce-Secretair und Notarius Publicus ein Glückwunſch-

ſchrei-

ſchreiben in 4to drucken laſſen und darinn von den Vorrechten des Alters gehandelt, welches Schreiben wir aber noch nicht geſehen haben.

XIV.

Tändeleyen.

Verbeſſerte Auflage. Leipzig 1760. bey Joh. Gottfr. Dyck. 4 Bogen. 18.

Unter dieſem Titel hat der Herr **von Gerſtenberg**, Lieutenant bey der Königlichen Reuterey, einige kleine in ihrer Art muſterhafte Gedichte, herausgegeben, deren Charackter wir unſern Leſern nicht beſſer und kürzer zu erkennen geben können, als mit des Herrn Verfaſſers Zueignungsſchrift. Er nennet ſich vor derſelben Einen von den Tändeleyen aus den Gefolge der Venus, und redet drey Fräulein folgendermaßen an:

Habt ihr nicht drey Göttinnen geſehn,
Naif, und jung, und, wie die Liebe, ſchön?
Ich ſah ſie dort im Garten gehn,
Und lief hieher, ſie noch einmal zu ſehn.
Sieh da! ſeyd Ihrs? — So nah bey euch zu ſtehn
Und! — — Dummkopf! kann ich denn nicht ſehn?

Wie

Wie reitzend ſeyd Ihr, ach! — Ach Nym-
phen, kann es ſeyn,
So gönnt vor andern Tändeleyn,
Mir Knaben das Verdienſt, euch manchmal zu
erfreun?
Ich mag nun nicht zurück nach Paphos. Nein!
Ihr ſollt mir mehr, als Paphos, ſeyn.

Dieſe Zueignungsſchrift ſtimmt mit dem Geſchmack, worinn das gantze Büchelgen geſchrieben iſt, vollkommen überein, und der Herr Verfaſſer tändelt ſo witzig und doch ſo natürlich, ſo künſtlich und doch ſo naiv, ſo ſchalkhaft und ſo treuherzig daß es ſeltſam wäre, wenn er nicht gefallen ſolte. Zwar gibt es ernſthafte Kenner, denen keine Tändeleyen gefallen, aber für die hat der Herr v. G. vermutlich auch nicht geſchrieben. Er ſagt von ſeiner Muſe mit dem Greſſet gleich anfangs

— — — —

La negligence ſuit ſes traces;
Ses tendres erreurs ſont ſes graces,
Et les roſes ſont ſes lauriers.

Wir finden das letzte Stück in dieſer kleinen Sammlung vorzüglich würdig, als ein Probeſtück angeführet zu werden. Es heißt:

Die Grazien.

Als an einem Frühlingsabende ſich die drey Grazien neben einem Walde in acidaliſchen Quellen be-

beluſtigten, verlor ſich plötzlich Aglaja, die ſchönſte der Grazien. Wie erſchracken die Töchter der Anmuth, als ſie Aglajen vermißten! Wie liefen ſie durch die Bäume und ſuchten und riefen!

So ängſtlich bebt auf Cremoneſer-Saiten
Der zärtſte Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
Umſonſt, Aglaja war entflohn.
„Ach Pan ſchlich längſt ihr nach! der Frevler hat ſie ſchon!
„Ach Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll ſie nach langen Ewigkeiten
„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn,
„Und ach! die dritte hat er ſchon! —
So klagten ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.

Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und ſchlugen leiſe an die Blätter, und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.

Denn ſtellten ſie ſich gleich den Räuber auszuſpähen,
So zitterten ſie doch für Furcht ihn nur zu ſehen.

Endlich kamen ſie an ein Röſengebüſche, das meine Chloe verſteckte — und mich. Chloe ſaß vor mir, ich hinter Chloen.

Itzt

Jtzt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über
Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
Jtzt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halben Weg ſich ab,
Den jedes nahm und jedes gab.

In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, und ſie lachten laut, da ſie uns küſſen ſahen, und hüpften frölich zu uns herbey. Da iſt Aglaja! — riefen ſie. Die Schalckhafte! — Du küſſeſt, da wir unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und jetzt liefen ſie mit meiner Chloe davon.

Was! rief ich, loſe Räuberinnen!
Wie ſolte ſie Aglaja ſeyn?
Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien iſt das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wolte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervor trat, und mir winkte, und freundlich lächelnd alſo zu mir ſprach:

Warum wilſt du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich
Küß jtzt einmal ſtatt Chloen mich:

Wünſch

Wünſch nicht dein Mägdgen zu ereilen:
Ich, eine Göttin, liebe dich.

Schüchtern ſah ich die Huldgöttinn an.

Auf ihren Wangen ſprach Entzücken
Und Jugend und Gefühl aus den verſchäm-
ten Blicken.

Gefährliche Reitzungen! — Aber mit dreiſter Hand ergrief ich die Huldgöttinn, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Luſt, mein Glück! —
Gebt meine Chloe mir zurück!
Iſt dies Aglajens Mund und Blick?
Da nehmt die Huldgöttinn zurück.

Leſer von Geſchmack werden gewiß mit uns urtheilen, daß ein Genie, welches in Tändeleyen Bewunderung verdient, ſolche in erheblichern Gegenſtänden noch mehr verdienen müſſen.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Dritten Bandes Viertes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1765.

Innhalt.

Bücheranzeigen.

I. Flora Danica.

II. Novus Atlas Daniæ, T. I.

III. De Siæll. Biskoppers Portraiter, af *J. Haas*.

IV. Cramers Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen mit Abhandlungen über dieſelben.

V. Schiemeier, vom ungerechten Haushalter.

VI. Forſög i de skiönne og nyttige Videnskaber.

VII. Müllers Nachricht von Schwämmen.

VIII. *Mülleri* Fauna inſectorum Friedrichsdalina.

IX. Cenie, überſetzt von Herrn Hoyer.

X. Cenie, überſetzt von J. Biehl.

XI. De Forelskede Philoſopher.

I.

Florae Danicæ Jconum, Faſcic. prim. 1761. in fol.
— — — Faſciculus ſecundus 1763. in fol.
— — — Faſciculus tertius 1764. in fol.

Die Flora Danica iſt unſtreitig in die erſte Claſſe der neuern Schriften und Werke zu ſetzen, welche dem Vaterlande und dem Verfaſſer gleich viele Ehre machen, und nicht nur eine Augenweide abgeben, ſondern einen vielfältigen Nutzen ſchaffen. So glücklich die Arbeit des fleißigen Herrn Profeſſor **Oeder** in dem neuangelegten anſehnlichen botaniſchen Garten fortgehet; ſo gut gehet derſelbe auch in der Beſorgung dieſes prächtigen Werks vorwärts, bis zur Befriedigung der Liebhaber. Wir haben unſern Leſern in dem erſten Stück dieſes Bandes, den Plan dieſes Werks durch eine völlige Einrückung der deshalb gedruckten Anzeige bekannt gemachet. Auf dieſelben iſt das **erſte Heft** von 60. Blättern in Folio bald gefolget, ſo, daß jede Blume, ſie ſey groß oder klein, ihr eigen Blatt einnimmt. Der geſchickte Griffel des Herrn

Röslers hat den Stich ſo ſauber geliefert, als nur zu wünſchen iſt. Und da eine gute Anzahl Exemplarien, denen zum Dienſt, welche ſie lieber illuminiret beſitzen wollen, von verſchiedenen Händen, die ſich damit beſchäftigen, illuminiret ſind, ſo muß man geſtehen, daß ſie ſich merklich über die gewöhnliche Arbeiten dieſer Art erheben, welches um ſo viel ruhmwürdiger iſt, da dieſe Kunſtarbeit in unſern Gegenden bisher wenig iſt getrieben worden. Da in der obgedachten Anzeige ſchon das Verzeichniß der Blumen mitgetheilet iſt, welche in dem erſten Heft vorkommen ſollten, ſo brauchen wir dieſes nicht zu wiederholen. Es iſt aber dieſem Heft ein förmliches Verzeichniß der Namen und Orte, der in demſelben enthaltenen Pflanzen, auf 3 Bogen beygefüget, und zwar alſo, daß nicht nur die verſchiedenen lateiniſchen Namen mit der Anzeige der beſten Schriftſteller, ſondern auch die däniſchen und norwegiſchen Benennungen angegeben ſind. Zum Beſchluß füget der Herr Prof. die Erinnerung hinzu, daß die Käufer dieſer Samlung von Abbildungen, welche ſie lieber gebunden, als nach Art eines Herbarii, in loſen Blättern verwahren wollen, damit wenigſtens bis zur Ausgabe des fünften Hefts warten möchten, welches den erſten Band voll machen und von einem ausführlichern allgemeinen Titel begleitet werden ſoll. Dieß Verzeichniß iſt, um der verſchiedenen Liebhaber willen, däniſch, deutſch und lateiniſch eingekleidet. Wir wollen nur noch von die-

dieſem erſten Heft anmerken, daß darinn faſt lauter norwegiſche Pflanzen vorkommen.

Das zweyte Heft liefert wieder 60. Blätter mit fortlaufenden Zahlen von Tab. LXI - CXX. und unter demſelben ſchon mehr ſeeländiſche Gewächſe. Von denen in demſelben abgezeichneten Pflanzen wollen wir die Linnäiſchen Benennungen hier herſetzen. Es ſind 61. Tuſſilago frigida. 62. Arabis alpina. 63. Arnica montana. 64. Peplis portula. 65. Lychnis alpina. 66. Sedum album. 67. Zannichellia paluſtris. 68. Saxifraga petræa. 69. Limoſella aquatica. 70. Lycopodium ſelaginoides. 71. Saxifraga ceſpitoſa. 72. Saxifraga autumnalis. 73. Arbutus alpina. 74. Digitalis purpurea. 75. Hypericum pulchrum. 76. Scheuchzeria paluſtris. 77. Satyrium viride. 78. Lycopodium complanatum. 79. Lycopodium alpinum. 80. Vaccinium oxycoccos. 81. Erica tetralix. 82. Sedum rubens. 83. Viola paluſtris. 84. Trientalis europæa. 85. Campanula latifolia. 86. Convallaria verticillata. 87. Hippuris vulgaris. 88. Anagallis arvenſis. 89. Siſon inundatum. 90. Hydrocotyle vulgaris. 91. Betula nana. 92. Stellaria. 93. Pinguicula vulgaris. 94. Adoxa muſchatellina. 95. Ervum tetraſpernum. 96. Spergula nodoſa. 97. Sanguiſorba officinalis. 98. Vicia caſſubica. 99. Oſmunda ſpicant. 100. Cochlearia danica. 101. Ciſtus helianthemum. 102. Ophris monorchis. 103. Ophrys anthropophora. 104.

Lycopodium ſelago. 105. Peziza lentifera. 106. Fucus ſiliquoſus. 107. Juncus trifidus. 108. Ranunculus reptans. 109. Carduus heterophyllus. 110. Pyrola rotundifolia. 111. Ranunculus aconitifolius. 112. Meſpilus cotoneaſter. 113. Sedum reflexum. 114. Potentilla aurea. 115. Satyrium albidum. 116. Elvela mitra. 117. Salix herbacea. 118. Saxifraga rivularis. 119. Aſplenium trichomanes. 120. Juncus biglunus.

In einer Anmerkung, womit der Herr Prof. dieſes Verzeichniß begleitet, giebt er nicht nur eine wiederholte Rechenſchaft von der Einrichtung dieſes Werks und von den Abſichten bey derſelben; ſondern er bittet ſichs auch aus, die angeführten Namen ihm nicht zuzuſchreiben, und die Flora Danica, nicht wie Linnäus gethan hat, nach den erſt angeführten Namen des Verzeichniſſes, ſondern nach der Zahl der Blätter anzuführen.

In dem **dritten Heft**, das neulich fertig geworden iſt, kommen wieder 60. Blätter, und alſo auch eben ſo viele Pflanzen, von Tab. 121-180 und unter denſelben ſchon manche Graßarten vor. Die hier vorkommende Pflanzen ſind nach den Linnäiſchen Benennungen folgende:

121. Dracocephalum ruyſchiana. 122. Aliſma ranunculoides. 123. Aconitum lycoctonum. 124. Geranium ſylvaticum. 125. Primula farinoſa. 126. Lycopodium clavatum. 127. Lycopodium annotinum. 128. Utricularia

laria minor. 129. Callitriche verna. 130. Draba incana. 131. Montia fontana. 132. Juncus triglumis. 133. Trollius europæus. 134. Rubus ſaxatilis. 135. Cochlearia officinalis. 136. Lathræa ſquamaria. 137. Ophris ovata. 138. Utricularia vulgaris. 139. Paris quadrifolia. 140. Anemone ranunculoides. 141. Hypericum humifuſum. 142. Draba hirta. 143. Draba pyrenaica. 144. Ranunculus lapponicus. 145. Melampyrum ſylvaticum. 146. Fucus nodoſus. 147. Ophiogloſſum vulgatum. 148. Cardamine hirſuta. 149. Hypochæris maculata. 150. Hypochæris radicata. 151. Lichen paſchalis. 152. Convallaria multiflora. 153. Anemone pulſatilla. 154. Chara hiſpeda. 155. Lichen islandicus. 156. Elatine hydropiper. 157. Aira flexuoſa. 158. Carex atrata. 159. Carex ſaxatilis. 160. Lolium temulentum. 161. Agroſtis canina. 162. Feſtuca decumbens. 163. Agroſtis capillaris. 164. Bromus pinnatus. 165. Avena elatior. 166. Carex pulicaris. 167. Scirpus acicularis. 168. Carex capillaris. 169. Oſmunda ſtruthiopteris. 170. Plantago uniflora, it. Subularia repens. 171. Potentilla norwegica. 172. Sagittaria ſagittifolia. 173. Hypericum montanum. 174. Lyſimachia nemorum. 175. Phallus impudicus. 176. Hydmem imbricatum. 177. Centunculus minimus. 178. Linum radiola. 179. Cyperus fuſcus. 180. Lichen rangiferinus alpeſtris.

In dieſem Heft treffen wir verſchiedene bornholmiſche Pflanzen an, deren Sammlung und Mittheilung eine Frucht der vorigen Sommerreiſe des Herrn Prof. iſt, welche dießmal die Inſel **Bornholm** traf, welche nicht nur in dieſem, ſondern auch in andern Reichen der Natur, viel merkwürdiges und nutzbares in ſich faſſet.

An der hurtigen Fortſetzung dieſes prächtigen botaniſchen Werks läſſet ſich um ſo viel weniger zweifeln, da unſer großmächtiger Monarch daſſelbe durch Seine Königliche Unterſtützung allergnädigſt befördert; Da der Herr Herausgeber es an ſeinem unermüdeten Fleiß nicht fehlen läſſet; und da die Zahl der Liebhaber und Abnehmer weit höher ſteiget, als anfangs zu vermuthen war, welche ſich noch überdem von Zeit zu Zeit vermehret.

Von dem Fleiß des Herrn Prof. **Oeders** können wir noch einen neuen Beweis anführen, da wir eben jetzt, ſeine **Einleitung zu der Kräuterkenntnis**, doch nur den erſten Theil derſelben, bekommen, worauf bald der zweyte Theil folgen ſoll. Wir werden von dem Innhalt derſelben zu einer andern Zeit reden.

* * * * * * * * * * * *

II.

Novus Atlas Daniæ eller Proſpecter af alle Hoved - og Kiöbſtæderne, af alle Kongelige Slotte, ſamt andere Kongelige Lyſt - Slotte og Stæder

Stæder udi begge Kongerigerne Dannemark og Norge og underliggende Förſtendömme I. Tome *af Siælland*, tegnet, ſamlet og udfaerdiget af *Johann Jacob Bruun*. Kiöbenhavn. 1761. D. i. N. A. D. oder Proſpecten von allen Haupt-und Kunſtſtücken, von allen Königlichen Schlöſſern, ſamt andern Königlichen Luſtſchlöſſern und Städten in beyden Königreichen Dännemark und Norwegen und unterliegenden Fürſtenthümern I. Theil von Seeland, gezeichnet, geſammlet und ausgefertiget von J. J. Bruun. 50 Blätter und 2 Bogen Text, in Folio.

Der Herr Cabinetſchilderer **Bruun** hat ſich ſchon ſeit verſchiedenen Jahren die Mühe gegeben, von den Königlichen Schlöſſern und Städten in Dännemark mit eignen Augen und mit eigner Hand Abzeichnungen zu nehmen, welche als Gemälde in die Cabinetter ſind aufgenommen worden. Aber nicht leicht hat ſie jemand alle beyſammen gehabt, und nicht alle haben auch das Geld daran wenden können, ſie ſich anzuſchaffen. Sie ſind aber jetzt gemeinnütziger geworden, da er beſchloſſen hat, ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen, und den Liebhabern geſammlet zu überlaſſen. Und wer dieſe Abdrücke auch einzeln oder zuſammen ausgemahlt haben will, dem kann auch damit gedienet werden. Die Schlöſſer und Städte ſind von ihren beſten Seiten aufgenommen, und wenn wir von denen, die wir geſehen haben, auf die andern einen

Schluß machen ſollen, ſo ſind ſie ganz getreu abgezeichnet. Der Stich, welcher größtentheils von einem jungen Kupferſtecher Namens **Quiſt**, einem Schüler des ſel. Herrn **Lodde** herrühret, gehet auch wohl an. Zu dieſem erſten Theil hat der berühmte Herr Juſtitzrath und Archivarius **Langebek** die Vorrede gemachet. Dieſer erſte Theil betrift bloß die Provinz Seeland, und wir haben Hofnung, daß wir von den andern Ländern und Provinzien nach und nach gleiche Sammlungen erhalten werden, welche unſtreitig beydes für die Landeseinwohner, die ihr Vaterland lieben, und für die Ausländer, welche abweſend Dännemark in dieſen Abbildungen wollen kennen lernen, gleich lieb und willkommen ſeyn werden. In dieſem erſten Theil kommen auf 50 Blättern folgende Abzeichnungen vor:

1.) Das Königliche Reſidenzſchloß **Chriſtiansburg**, auf der öſtlichen Seite gegen die Hochbrücke hin.

2) **Ebendaſſelbe**, von dem Haupteingang gegen Weſten oder die ſo genannte Kallebuden, mit der großen Brücke und der prächtigen eiſernen Pforte.

3) **Das Rathhaus** und der alte Markt mit dem Springbrunnen.

4) **Ebendaſſelbe**, von der Seite des neuen Markts nebſt dem Waiſenhaus, wo man auch den Thurm der Frauenkirche ſiehet.

5) **Der Amaker Markt**, von der weſtlichen Seite, wo auch der Thurm der Nikolaikirche ins Auge fällt.

6) Der

6) **Der Canal** gegen die Kallebuden mit der Stormbrücke, Schloßbrücke, Prinzenbrücke, bis an die lange Brücke, wo ein Theil des Königlichen Schloſſes auf der einen Seite, und das Königliche Palais auf der andern Seite zu ſehen iſt.

7) **Der Canal** mit dem alten Strande bis an die Hochbrücke, wo die Vorderſeite von Chriſtiansburg auf der einen Seite, und die Stadtswaage nebſt den andern Häuſern, auf der andern Seite geſehen wird.

8) **Der Graubrüder Markt**, mit Ulfelds Säule, von der öſtlichen Seite her betrachtet.

9) **Der Markt und das Zuchthaus auf Chriſtianshafen**, gegen Norden hin.

10) Der **Kohlenmarkt**, nebſt dem Norderthor.

11) Der **neue Königsmarkt**, gegen Weſten hin mit Charlottenburg, dem Gießhaus, dem Comödienhaus, und Chriſt. V. Statue zu Pferde.

12) **Ebenderſelbe**, gegen die große Königsſtraße hin.

13) **Der Markt in der neuen Friedrichs-Stadt** mit dem Gräflich Moltkiſchen Palais, wo auch das Freyherrlich Bernſtorffiſche zu ſehen iſt.

14) **Roſenburg**, Schloß und Garten gegen die Gotherſtraße.

15) Das Königl. Schloß **Friedensburg**.

16) Das Königl. Schloß **Friedrichsburg** mit dem Garten.

17) Das Königl. Schloß **Hirſchholm**.

18) Das Königl. Schloß Friedrichsberg.

19) Die Jagd-Eremitage in dem Thiergarten.

20) Das Königliche Luſtſchloß Sorgenfrey mit dem Garten, wie es 1756. ausſahe, ſeitdem aber iſt es neu aufgebauet.

21) Das Königliche Luſtſchloß Freudenland mit dem Garten.

22) Das Königl. Schloß Jägersburg mit allen Jagdhäuſern.

23) Das Schloß Cronburg mit ſeinen Beſturgswerken.

24) Das Königl. Schloß Jägersprüs.

25) Das Schloß und Stift Walloe.

26) Das Schloß Antworſchow bey Slagelſe.

27) Das Schloß in Wordingburg.

28) Die Ritterakademie in Soroe.

29) Das Luſtſchloß Sophienberg.

30) Das Königl Reſidenzſchloß in Kopenhagen, wie es 1729. war.

31) Das Königl. Reſidenzſchloß in Kopenhagen, wie es 1698. ausſahe.

32) Das Schloß Amalienburg in Kopenhagen, von 1681, welches durch einen unglücklichen Brand eingeäſchert ward, und auf deſſen Platz jetzt die neue Friedrichſtadt angeleget iſt.

33) Die Königl. Reſidenzſtadt Kopenhagen auf der weſtlichen Seite mit der Vorſtadt, die Weſterbrücke genannt. Dieſes Blatt iſt noch einmal ſo groß als die andern.

34) Die

34) Die Stadt Roeskilde oder Rotſchild, von der nördlichen Seite.

35) Die Stadt Ringſted, ebenfalls von der nordlichen Seite.

36) Die Stadt Soroe mit der Ritterakademie, von der ſüdlichen Seite.

37) Die Stadt Slagelſe, auf eben dieſer Seite.

38) Die Stadt Corſoer, auf der nördlichen Seite.

39) Die Stadt Kiöge, gegen Süden hin.

40) Die Stadt Helſingoer und das Schloß Cronburg, auf der Landſeite.

41) Die Stadt Hilleröd, mit dem Schloß Friedrichsburg.

42) Die Stadt Hirſchholm, mit dem Schloß dieſes Namens, an der weſtlichen Seite.

43) Die Stadt Slangerup, auf der ſüdlichen Seite.

44) Die Stadt Praeſtoe, an der oſtlichen Seite.

45) Die Stadt Wordingburg, ebenfalls gegen Oſten.

46) Die Stadt Neſtved, gegen Norden.

47) Die Stadt Holbek, gegen Süden.

48) Die Stadt Callundburg, mit dem alten Schloß.

49) Die Stadt Schielſchiör, gegen Weſten.

50) Die Stadt Store-Heddinge, gegen Weſten.

Wir

Wir können dieſen Artikel nicht ohne die Anmerkung ſchließen, daß auch dieſe Sammlung ein augenſcheinlicher Beweis ſey, wie reich dieſe einzige kleine Provinz Dännemarks an Schlöſſern, Städten und ſonderlich an den anmuthigſten und an Land und Waſſer ergiebigſten Gegenden ſey daß gewiß wenige Provinzien von dem Umfang damit zu vergleichen ſind. Und was kann nicht noch einmal aus Seeland werden, wenn einſt Kunſt und Fleiß ihre volle Kräfte mit den Kräften der gütigen Natur vereinigen werden?

Um uns von der Schönheit und den anmuthigen Gegenden dieſer und der andern Däniſchen Inſeln noch einen augenſcheinlichen Beweis zu geben, wünſchten wir wohl bey dieſer Gelegenheit, daß jemand die Zeit und Mühe daran wenden wollte, die viele gräfliche und adeliche Schlöſſer und Höfe nebſt andern Landgütern, ſowohl was die Gebäude, als was ihre anmuthige Lagen betrift, abzuzeichnen und abdrucken zu laſſen.

III.

Sammling af de Evangeliske Biskoppers i Siællands Stift deres Portraiter. D. i Sammlung, von den Potraiten der Evangeliſchen Biſchöffe in dem Stifte Seeland ſeit der Reformation, in Kupfer geſtochen und mit einer kurzen Lebensbeſchreibung, herausgegeben von Jonas

Haas,

Haas, Kupferſtecher bey der Königl. Univerſität in Kopenhagen. Kopenh. gedr. bey L. N. Svare 1761. 4to.

Gute Kupferſtiche gehören unter die beſten Denkmaale welche den Gelehrten oder andern verdienten Männern geſtiftet werden können. Wir müſſen alſo die Bemühung des Hrn. Haas rühmen, welcher den Vorſatz gefaſſet hat, verſchiedene berühmte Männer der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten in Kupfer zu ſtechen. Er hat mit den Biſchöffen in Seeland ſeit der Reformation den Anfang gemacht, und verſpricht in der Vorrede mit den berühmteſten Staatsmännern, mit den kopenhagenſchen Profeſſoren und Hauptpredigern fortzufahren. Die Original-Gemälde der ſämtlichen ſeeländiſchen evangeliſchen Biſchöffe findet man nur an einem Ort beyſammen, nämlich auf dem Saal bey der Domkirche in Rotſchild, wo der Biſchoff mit den Pröbſten des Stifts jährlich zweymal eine Synode hält. Der ſel. Herr Biſchoff Hersleb hat ſie mit vieler Mühe geſammlet, und ſie an dieſen Verſammlungsſaal geſchenket, wo ſie alſo an ihren gehörigen Ort gekommen ſind, und das Andenken ſo vieler berühmten Männer erhalten helfen. Von dieſen Gemälden hat Herr H. ſeine Kupferſtiche genommen, und wir müſſen geſtehen, daß ſie, was ſowohl die Aehnlichkeit als die Arbeit betrift, ziemlich gut gerathen ſind, und wenigſtens zu den beſten Arbeiten des Herrn H. gehö-

gehören. Denn wahre Kunſt- und Meiſterſtücke zu liefern iſt ohnedem eines jeden Sache nicht, und am wenigſten kann eine Hand ſo viele meiſterhafte Stiche, und zwar in ſo kurzer Zeit, liefern.

Um dieſe Sammlung deſto angenehmer und nutzbarer zu machen, hat Herr H. einem jeden Portrait eine kurze Lebensbeſchreibung in däniſcher Sprache beyfügen laſſen. Er hat den Verfaſſer nicht genennet, aber aus den Anmerkungen S. 48. und 51. ſiehet man, daß der nunmehrige Herr General-Auditeur **Rothe**, deſſen wir in unſern Nachrichten mehrmals gedacht haben, der Hauptverfaſſer ſey. Doch kommen die letzten vier Lebensbeſchreibungen, wie man deutlich merken kann, von einem andern Verfaſſer her, und dieſer ſoll, ſo weit wir wiſſen, der damalige Catechet und nunmehrige Prediger Herr **Nik. Jonge** ſeyn. Dieſe Lebensbeſchreibungen ſind größtentheils aus **Möllers** Cimbria litterata, **Windings** Academia Hafnienſis, **Pontoppidans** Kirchenhiſtorie und **Zwergs** ſeelandiſcher Cleriſey genommen. Jede Lebensbeſchreibung füllet gerade einen Bogen aus. Seit der Reformation bis jetzo haben 15 evangeliſche Biſchoffe die geiſtliche allgemeine Angelegenheiten des Stifts Seeland beſorget, folglich beſtehet dieſe Sammlung aus 15 Portraiten und eben ſo vielen Bogen Lebensbeſchreibung. Und dieſe Reihe von 15 ſeeländiſchen Biſchöffen zeiget uns eben ſo viele gelehrte, fleißige und berühmte Männer, die der gelehrten Welt bekannt genug

ſind,

ſind, daher wir hier nur aus dieſen Lebensbe-ſchreibungen von einem jeden etwas weniges an-führen wollen.

1) D. **Peter Palladius**, war der erſte evan-geliſche Biſchoff, ein Schüler von **Luther** und **Melanchton**, ein gründlicher Gottesgelehrter, ein rechtſchaffner und verdienſtvoller Mann. Er iſt 1503. in Ripen gebohren. Melanchton hat nach damaliger Gewohnheit ſeinen Namen Pla-de in Palladius verwandelt. Unter **Luther** diſputirte er pro gradu. **Bugenhagen** hat ihn 1537. zum Biſchoff ordiniret, wie er ſelbſt nachmals 1552. ſeinen nicht weniger berühmten Bruder **Nik. Palladius** zum Biſchoff in Scho-nen eingewenhet hat. Ihm hat die Däniſch-evan-geliſche Kirche ihre erſte verbeſſerte Einrichtung und die erſte Ueberſetzung der Bibel zu danken. Er hat 13 lateiniſche und 27 däniſche gedruckte Schriften hinterlaſſen. Er ſowohl als ſein Bru-der ſtarben mit ihrem alten Lehrer Melanchton in einem Jahr 1560, und er ward nur 57 Jahr alt.

2) D. **Hans Albertſen** war ſchon ſeinem Vorgänger adjungiret, weil er 1555. auf der Kan-zel unter einer Reichstagspredigt auf der einen Seite gelähmet war. Er war bis dahin Pro-feſſor. Er iſt 1525. gebohren. Aber ſein Geburts-ort und Eltern ſind nicht bekannt. Es iſt über-haupt von ihm nicht viel aufgezeichnet worden, daher ſich der Verfaſſer in Digreſſionen einläſſet. *)

Viele

*) S. 12. redet er von Eftertrædere i Embedet, man pflegt ſie ſonſt Efterfælgere zu nennen.

Viele Schriften hat er auch nicht hinterlaſſen, ſo, daß er mehr durch ſtille Thaten ſich ſcheint verdient gemachet zu haben. Den Unordnungen in der Kirche hat er ſich mit einem guten Erfolg entgegengeſetzet. Sein Portrait verſpricht, daß es ihm an den dazu nöthigen Eigenſchaften, an einem aufgeklärten Kopf, an Scharfſinnigkeit und Klugheit, an Macht und Frömmigkeit nicht gefehlet hat. Er ſtarb ſchon 1569. und war alſo nur 10. Jahre Biſchoff, und ward nur 44. Jahr alt. Ihm folgte

3) **D. Paulus Matthiä** oder **Paul Madſen.** Er war 1527. in Köge gebohren. Er war erſt Profeſſor und ſeit 1562. in acht Jahren Biſchoff in Ripen. Zu ſeiner Zeit waren die Streitigkeiten wegen der Formula Concordiæ am heftigſten. Er hätte gern ſeinen Lehrer **Hemmingius** unterſtützet und erhalten. Er ſtarb 1590. in ſeinem 63 Jahr, nachdem er vier Frauens gehabt hat.

4) **D. Peter Winſtrup** aus Kopenhagen, gebohren 1549 Er war vorher Biſchoff in Aarhuus. Zu ſeiner Zeit war der Streit wegen des Exorcismi rege, woran er viel Theil hatte, und zwar ſo, daß er mehr dawider als dafür war. Ihm haben die Studenten ein akademiſches Stipendium zu danken. Der ſchoniſche Biſchoff **P. Winſtrup** war ſein Sohn aus der zweyten Ehe. Er ſtarb 1614.

5) **D. Joh. Reſenius.** Er iſt 1571. in dem Dorfe Reſen in Jütland gebohren. Er war ein

ein groſzer Muſikus, worinn er ſich in Italien beſonders geübet hat. Er war erſt Profeſſor. Chriſtian IV. hielt ſehr viel auf ihn, daſz er ihn auch mitnahm auf ſeiner Reiſe zu dem König Jakob in Engelland. Ihm haben wir eine neue Däniſche Ueberſetzung der Bibel zu danken, welche er noch als Profeſſor nach dem Grundtext, aber auch faſt zu genau, verfertigte. Er war ein gelehrter Mann, wovon ſeine viele hinterlaſſene Schriften zeugen. Er war in ſeinem Amt ein eifriger und fleiſziger Mann, wovon die viele gute Einrichtungen in der Däniſchen Kirche zeugen, welche er veranlaſſet hat, und welche jetzt noch im Gebrauch ſind. Er war ein gutthätiger Mann, wovon ſeine anſehnliche Vermächtniſſe zeugen. Er ſtarb 1638. in ſeinem 78ſten Jahr. Ihm folgete

6) ein nicht weniger berühmter Mann D. Caſp. Erasm. Brochmand. Er iſt 1585. in Köge gebohren. Als Profeſſor ward er zum Hofmeiſter bey dem erwählten Prinzen Chriſtian V. geſetzet. Er hat viel mit Ulfeld zu thun gehabt. Seine gedruckte Schriften ſind ſehr zahlreich und bekannt genug. Da ihm ſeine Kinder geſtorben ſind, ſo hat er Vermächtniſſe von 12000 Rthlrn. gemachet. Er ſtarb 1652, in einem Alter von 66. Jahren.

7) D. Joh. Reſen der jüngere, ein Sohn des fünften Biſchoffs dieſes Namens. Er war auch vorher Profeſſor. Aber dem Stifte ſtand er als Biſchoff nur in 9 Monaten vor, und

verſchwand alſo die gute Hoffnung allzufrühe, welche man ſich von ſeiner Geſchicklichkeit und Fleis gemachet hatte. Denn er ſtarb ſchon 1653. in ſeinem 56ſten Jahr. Indeſſen haben wir von ihm verſchiedene gelehrte Schriften. Unter ſeinen 9 Söhnen iſt der älteſte **Peter Reſen**, Präſident in Kopenhagen, vorzüglich berühmt.

8) D. **Laurentius Martini Scavenius.** Er war eines armen Fiſchers Sohn, aus Skagen in Jütland, und 1589. gebohren. Er hat ſich durch viele kümmerliche Umſtände in ſeiner Jugend hindurchgeſchwungen, bis er Prediger in Rotſchild, Hauptprediger in Kopenhagen, Lehrer der Gottesgelahrheit, und endlich 1653. Biſchoff in Seeland ward, wiewohl er nur zwey Jahre in dieſer Würde lebte und ſchon 1655. im 65. Jahr zu Rotſchild ſtarb, als er daſelbſt die gewöhnliche Sommer-Synode halten wollte. In ſeiner Ehe hat er 15. Kinder geſehen und ohngefehr eben ſo viele Schriften hinterlaſſen.

9) D. **Joh. Svaningius.** Er iſt 1606. in Horſens gebohren. Er war auch vorher Profeſſor, und iſt in 13. Jahren Biſchoff geweſen. Wie vielen Einfluß er in die Veränderung der Däniſchen Regierungsform unter **Friedrich** III. gehabt, iſt aus der Geſchichte bekannt genug. Dieſes brachte ihm außer andern Vortheilen den Titel eines Erzbiſchoffs zuwege, welcher ſeit der Reformation, beydes vor und nach ſeiner Zeit, in Dännemark ſonſt ungewöhnlich geweſen. Ihm hat der geiſtliche Stand in Dännemark

ſeine noch beſtehende Privilegien, und das Stift Seeland ſeine Wittwencaſſe zu danken. Er hat ſich nicht weniger durch verſchiedene Schriften, und beſonders durch ſeine Auslegung des Propheten Daniels, berühmt gemacht. Er ſtarb 1668. im 62ſten Jahr ſeines Alters.

10) D. **Joh. Wandal**, ein Sohn des Biſchoffs Wandal in Wiburg, wo er 1624. gebohren iſt. Er war ein gelehrter Mann, wie ſeine Schriften noch bezeugen, die er als Profeſſor und als Biſchoff geſchrieben hat. Er ſtarb in ſeinem beſten Alter 1675.

11) D. **Joh. Bagger.** Er iſt 1646. zu Lunden in Schonen gebohren. Er war erſt Stiftsprobſt und Hauptprediger in Kopenhagen. Das Biſchoffsamt bekam er ſchon in ſeinem 29ſten Jahr. Seine Frau war eine Schweſter von **Griffenfeld.** Doch lebte er nur 16 Jahr in dieſer Würde. Denn er ſtarb ſchon 1693. in ſeinem 47. Jahr. Er ward von **Chriſtian** V. zur Verbeſſerung des Geſetzes in Abſicht auf die Kirchenſachen gebraucht, wie ſich denn auch das noch beſtehende Kirchenritual und Altarbuch von ihm herſchreibet.

12) D. **Henr. Bornemann.** Er iſt 1646. in Kopenhagen gebohren. Er war vorher Rector, Profeſſor, darauf Stiftsprobſt in ſeiner Vaterſtadt, und endlich Biſchoff in Aalburg. Dies letzte war er in 10. Jahren, und von 1693. an bis 1710. in 17. Jahren Biſchoff in Seeland.

13) D. Chriſtian Worm, ein Sohn des berühmten Wilh. Worms, dem er 1672. gebohren ward. Er ward frühe Profeſſor, darauf Prediger an der Nikolaikirche, und 1710. Biſchoff. Dieſem Amt ſtand er bis 1737. in 27. Jahren mit vieler Geſchicklichkeit vor.

14) M. Peter Hersleb. Das Leben und die Verdienſte dieſes in ſeinem 68ſten Jahr 1757. verſtorbenen zwanzigjährigen ſeeländiſchen Biſchoffs ſind noch in einem ſo friſchen Andenken, daß wir nicht nöthig haben, davon etwas zu ſagen.

15) Ludwig Harboe. Wir haben ſelbſt ſchon das Leben dieſes unſers gegenwärtigen Herrn Biſchoffs in unſern fortgeſetzten Nachrichten mitgetheilet.

Einer ſolchen Reihe der verdienſtvolleſten Biſchöffe wünſchen wir nur noch für die folgende Zeiten ähnliche Nachfolger.

IV.

Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen mit Abhandlungen über dieſelben von Johann Andreas Cramer, Kön. Dän. Hofprediger. Leipzig, bey B. Ch. Breitkopf. Zweyter Theil 1759, 22. Bogen in 8. Dritter Theil, 1763, 20. Bogen.

Den erſten Theil dieſer ſchätzbaren Lieder des Herrn Hofpredigers über die Pſalmen haben

ben wir ſchon im 14 Stück der Nachrichten angezeiget. Der vierte und letzte Theil wird nach dem Verſprechen des Herrn Verfaſſers eheſtens erſcheinen.

In der **Vorrede** des 2. Theils beantwortet er eine in den **göttingiſchen gelehrten Anzeigen** vom Jahr 1755. über ſeine Ueberſetzung gemachte Critik mit einer lobenswürdigen Beſcheidenheit. Er vertheidiget die getadelten Stellen, wo er Recht zu haben glaubet, fällt aber in Anſehung der Stelle Pſ. 18, 10. „**Er neigete den Himmel und fuhr herab**„ ſeinem Gegner unpartheyiſch bey, weil er bey einer genaueren Unterſuchung gefunden hat, daß die gewöhnliche Ueberſetzung hier den Vorzug vor der ſeinigen: **Der Himmel wich und ward vor ihm zerriſſen,** habe. Der Herr V. iſt in dieſen Theilen, wie in dem vorigen von der gemeinen Ueberſetzung abgewichen, wo er geglaubet hat, daß es der Grundtext erforderte, und iſt derſelben gefolget, wo er ſie für die richtige hielt. Pſ. 48, 15, iſt er z. E. bey der lutheriſchen Ueberſetzung: **Er führet uns, wie die Jugend,** geblieben. Die Anrede Gottes im 81. Pſalm, und der ganze 114, ſind in reimfreyen Verſen. Der **zweyte** Theil geht von dem 42 bis 82. und der **dritte** von 83. bis 116. Pſalm. Den 119. hat der Herr V. im zweyten Theile als den längſten mit beygefüget, um die Erinnerungen anderer zu gebrauchen.

Die Stärke des Hrn. Hofpredigers in der Dichtkunſt iſt ſchon ſo allgemein bekannt, daß wir in der Anzeige der Pſalmen nicht weitläuftiger ſeyn dürfen, ſondern uns gleich zu dem dabey befindlichen Abhandlungen wenden können.

Der zweyte Theil enthält **vier** Abhandlungen. **Die erſte handelt von der Glaubenslehre der Pſalmen.** Der Herr V. bemerket, wie viel es zu der Ueberzeugung von dem Urſprung einer für göttlich gehaltenen Schrift beyträget, wenn man in derſelben dasjenige, was die reinſte Vernunft durch Nachdenken und den richtigſten Gebrauch deſſelben erkennen könnte, und zugleich die Wahrheiten, die uns durch eine göttliche Offenbarung bekannt gemachet werden müſſen, auf die vollkommenſte Art vorgetragen findet. Er zeiget alſo in dieſer Abhandlung die vortrefliche Lehren der Pſalmen von den Eigenſchaften und Werken Gottes, von den Engeln, von dem allgemeinen Verderben des menſchlichen Geſchlechts durch die Sünde, von dem Meſſia, und ſelbſt von einem ewigen Leben. Hiebey aber vermuthet der Herr V. doch, daß die Gläubigen der damaligen Zeit von der Auferſtehung der Todten keine Gewißheit gehabt haben und daher die Ausdrücke: **wirſt du unter den Todten Wunder thun, oder werden die Verſtorbenen aufſtehen und dir danken?** u. dergl. mehr herrühren. Auch die wichtigſten Geſchichte der damals vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Zeiten ſind in den Pſalmen aufgezeichnet, doch will der

Herr

Herr Verf. nicht, nach einiger Ausleger Meynung, die Schickſale der chriſtlichen Kirche in denſelben ſuchen.

Die **zweyte Abhandlung handelt von der Sittenlehre der Pſalmen.** Der Herr V. zeiget hier, wie in den Pſalmen der vortreflichſte Unterricht, in Anſehung aller unſerer Pflichten, enthalten iſt, ob dieſe göttliche Lieder gleich ſelten als wirkliche Ermahnungen abgefaſſet ſind. Die Nothwendigkeit des Beyſtandes Gottes bey der Bekehrung, die Lehre von der Buße, die Erkenntniß und das Lob Gottes, die Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, die Furcht Gottes, das Vertrauen, die Demuth, die Zufriedenheit mit ſeinen Führungen, das Anhalten am Gebet, und die Liebe des öffentlichen Gottesdienſtes werden, ſo wie alle Pflichten gegen den Nächſten, auf eine überzeugende Weiſe darinn gelehret. Ja, auch die Pflichten der Menſchen nach ihren beſonderen Ständen, als Väter, Brüder, Lehrer, Regenten, und Unterthanen, ſind in dieſer vollkommenen Sittenlehre nicht vergeſſen.

Die **dritte Abhandlung iſt wider diejenigen, welche die Verfaſſer der Pſalmen eines rachbegierigen Geiſtes beſchuldigen,** gerichtet. Dieſe Beſchuldigung verdienet um ſo mehr eine gründliche Widerlegung, da ſie einiger Stellen wegen wirklich etwas ſcheinbares vor ſich hat. Der Herr Verf. erinnert hierbey zuerſt, daß bloß in der heiligen Schrift die Liebe der Feinde als eine Pflicht geboten wird; doch

muß hierinn, ſo wie in allen Stücken, die das weſentliche in der Sittenlehre betreffen, kein Streit zwiſchen den Schriften des alten und neuen Bundes ſeyn. (*) Nur muß man ſich von dieſem Gebote keinen irrigen Begriff machen. Die Liebe gegen die Feinde kann unſere übrige Pflichten gegen Gott, wenn es ſeine Gerechtigkeit erfordert, die Gottloſen zu ſtrafen, und ſie ſich der Ausbreitung ſeiner Ehre widerſetzen; gegen uns ſelbſt, wenn unſere Erhaltung und Wohlfahrt angegriffen wird; und gegen andere unterdrückte Fromme nicht aufheben. Auch die beſondere Pflichten Davids, als eines Königs, erfoderten die Beſtrafung der Böſen. Oft redet er auch als ein Prophet und im Namen des Meſſias. Daß ſein Herz übrigens nicht mit Haß gegen ſeine Feinde erfüllet geweſen, beweiſet ſein Verfahren gegen Saul. Der Herr V. hält ſonſt dafür, daß das Gebet gegen die Feinde Gottes zu unſeren Zeiten nur überhaupt und nicht gegen jemand ins beſondere erlaubt ſey, weil niemand mehr die Gabe der Weiſſagung hat.

Die vierte Abhandlung über die **Prophezeyungen der Pſalmen von Jeſu Chriſto und ſeinem Reich**, iſt die letzte in dieſem Theil. Der Herr V. gehöret zu der Zahl derjenigen Ausleger, die viele Pſalmen als Weiſſagungen von Chriſto erklären, und will auch keinen doppelten

(*) Zu den Beweiſen, daß dieſes höchſte Stück der Liebe auch im alten Teſtament gelehret worden, gehöret inſonderheit die Stelle 2 Moſ. 23, 4. 5.

pelten Verſtand, davon der eine auf David, als das Vorbild, und der andere myſtiſche auf den Meſſiam gehen ſoll, zugeben. Er handelt erſtlich von dem Nutzen der Betrachtung der prophetiſchen Stellen von dem Meſſia im alten Teſtament. Daß ſich ſolche auch in den Pſalmen finden, könnte man ſchon daraus vermuthen, daß Gott David die Abſtammung Chriſti aus ſeinem Samen verheiſſen hatte, und daß die Pſalmen zu dem Gottesdienſt beſtimmet waren. Dieſe Vermuthung wird vermehret, wenn man bey der Unterſuchung der Pſalmen vieles findet, daß ſich auf David ſelbſt und die Umſtände ſeiner Zeit nicht ſchicken kann. Der Herr V. ſchaltet hier ſeine Erklärung und Umſchreibung der letzten Worte Davids 2 Sam. 23, 1. ein. Den 7. Vers verſteht er von dem Tode Chriſti am Kreuz, da ſeine Seite mit einem Speer durchſtochen worden, und der Verbrennung der Stadt Jeruſalem. (*) David war (fährt der Herr V. hierauf fort) in Anſehung ſeiner Umſtände und Schickſale ein Vorbild des Meſſiä, der deswegen auch ſelbſt David genennet wird. Hierzu kommt noch das eigene Zeugniß der Juden. Die vollkommenſte Gewißheit aber, daß wirklich in den Pſalmen von Chriſto geweiſſaget ſey,

(*) Dieſe Ueberſetzung hält der Herr Prof. Erneſti im 2. Stück ſeiner theologiſchen Bibliothek, da er von dieſem zweyten Theil der poetiſchen Ueberſetzung der Pſalmen Nachricht giebt, nicht für richtig.

geben die Schriften des neuen Bundes, welche viele von denſelben in dieſer Abſicht anführen, und zwar meiſtens auf eine ſolche Art, daß man es nicht, wie einige Ausleger wollen, für eine bloße Anwendung der Worte des Pſalms auf Jeſum halten kann.

In dem **dritten** Theile folgen auf die Pſalmen ſelbſt **drey** Abhandlungen. Die **erſte** handelt davon, **wie man die Weiſſagungen der Pſalmen von Chriſto mit Zuverläßigkeit erkennen könne.** Der Herr V. bemerket noch in Anſehung des Nutzens, den die Betrachtung der Weiſſagungen von Chriſto in den Pſalmen mit ſich führet, daß man aus denſelben die innern Gedanken und Betrachtungen Chriſti lernet, da die Evangeliſten mehr ſeine Werke und Worte aufgezeichnet haben. Die Dunkelheit der Weiſſagungen iſt die vornehmſte Urſache von den Schwierigkeiten bey der Unterſuchung derſelben, und giebt zu den vielen Irthümern Anlaß, die dabey begangen werden. Sie rühret nach des Hrn. Hofpredigers Meynung daher, weil Gott, da künftige Begebenheiten oft von dem freyen Willen des Menſchen abhangen, von dem zukünftigen nicht mehr vorher verkündiget, als er ohne Nachtheil der Erfüllung ſeiner Weiſſagungen thun kann. Der Herr V. zeiget hierauf die verſchiedene Arten, auf welche eine Weiſſagung vorgetragen ſeyn kann, an. Unter die Kennzeichen, daran man erkennen kann, ob ein Pſalm wirklich von Chriſto handelt, rechnet er

vornäm-

vornämlich, wenn die Beſchreibung, Reden u. dgl. einer Perſon erſtlich mit demjenigen, was das Volk Jſrael damals vom Meſſia wußte und glaubte, und was wir in den übrigen Schriften des alten Bundes von ihm finden, übereinſtimmet, und zweytens auch die Umſtände, welche im neuen Teſtament von ihm aufgezeichnet ſind, beſchreibet. Zu dieſen Kennzeichen zählet er noch einige andere. Wenn in einem Pſalm ein Menſch als vollkommen, gerecht und heilig beſchrieben wird, oder wenn ſo erhabene Ausdrücke von jemand gebraucht werden, daß ſie für einen bloßen Menſchen zu hoch ſind, ſo kann in ſolchen Stellen weder David noch Salomo gemeynt ſeyn. Wenn über ſolche übermäßige Leiden geklaget wird, als auſſer unſerm Heilande kein Menſch in ſo hohem Grade empfunden hat, ſo iſt nach des Hrn. V. Meynung gleichfalls von ihm die Rede. Wenn in einem Pſalm ſolche Zeiten abgemahlet werden, darinn die Abgötterey bey allen Völkern abgeſchaffet werden ſoll, ſo muß auf das Reich Chriſti im neuen Bunde gezielet werden. Endlich kann man auch aus der Vergleichung eines Pſalmen mit denen, die im neuen Teſtament als ſolche, die von Chriſto handeln, angeführet werden, und überhaupt eines Pſalmen mit dem andern ſchließen, ob er eine Weiſſagung von dem Meſſia ſey oder nicht. Außer dieſem kann es auch Pſalmen geben, die ſowohl von David als von Chriſto verſtanden werden können. Der Herr V. theilet die meſſiani-

ſianiſchen Pſalmen überhaupt in drey Claſſen. Zu der erſten gehören die, welche im neuen Teſtament von Chriſto angeführet werden; zur zweyten die, von denen man aus anderen ſichern Merkmalen ſchließen kann, daß ſie von Chriſto handeln; und zu der dritten diejenigen, von denen dieſes ſich zwar nicht mit Gewißheit, aber doch mit großer Wahrſcheinlichkeit, vermuthen läſſet. Von dieſen dreyerley Arten verſpricht er drey auf einander folgende Abhandlungen. Die zwey erſten ſind ſchon in dem gegenwärtigen Theile enthalten.

In der Abhandlung **von den Pſalmen, welche im neuen Teſtament als Weiſſagungen von Chriſto angeführet werden,** räumet der Herr V. ein, daß unter den im neuen Teſtament von Chriſto angeführten Stellen aus dem alten einige ſeyn könnten, die bloß in dieſer oder der andern Abſicht angewandt, nicht aber als Weiſſagungen angeführet werden. Er gehet alle im neuen Teſtament von Chriſto angeführte Pſalmen nach chronologiſcher Ordnung durch, und erläutert dieſelben. Den Anfang macht der 2. Pſalm, welcher an zweyen Orten in der Apoſtelgeſchichte und in dem Briefe an die Hebräer angeführet wird. Der Herr V. erkläret ſich wider die Meynung, daß in der Stelle: **Du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget,** nicht von einem inneren weſentlichen Verhältniß der göttlichen Perſonen unter ſich, oder wie man zu ſagen pfleget, von der

ewigen

ewigen Zeugung, ſondern von der Auferweckung Jeſu die Rede ſey. Das Oſterprogramma des Hrn. Prof. Heilmanns in Göttingen über dieſe Materie hat ihm damals noch nicht bekannt seyn können. (*) Der 8. Pſalm wird von Jeſu ſelbſt und in den Briefen der Apoſtel als eine Weiſſagung von Chriſto angeführet. Der Herr V. bemühet ſich zu zeigen, daß man dieſes auch aus dem Innhalt deſſelben erkennen könne. Den 16. etwas dunkeln Pſalm, der im neuen Teſtament deutlich vom Meſſia, mit Ausſchließung ſeines Vorbildes Davids, angeführet wird, gehet der Herr V. ganz durch. Er folget hiebey meiſtens dem critiſchen Collegio des Hrn. Prof. **Michaelis über die drey wichtigſten Pſalmen von Chriſto**, billiget auch einige Veränderungen deſſelben von den jetzigen Leſearten des Textes. Der 22. wird in den Evangeliſten und dem Briefe an die Ebräer, als eine Weiſſagung von Chriſto angezogen. Der Herr V. hält dafür, daß die letzten Verſe, vom 28. an, nicht mehr als Worte des Meſſias, ſondern als eine Rede des prophetiſchen Dichters ſelbſt anzuſehen ſind. Unſer Heiland betete zwar am Kreutz die Worte des 31. Pſalms: **In deine Hände befehle ich meinen Geiſt**; doch geſteht der Herr V. daß man hieraus allein nicht ſchließen könne, daß in dieſem Pſalm von Chriſto geweiſſaget ſey, ob er es gleich aus andern Grün-

(*) ſ. Gött. Anzeigen von gelehrten Sachen 68. Stück. 1763.

den glaubt. Den 40. führet Paulus von Chriſto an. Der Herr V. zeiget, daß auch der Innhalt deſſelben dieſes deutlich zu erkennen gebe. Den 45. führet der Brief an die Ebräer als einen meſſianiſchen an. Der Herr Hofprediger verſtehet ſolchen ganz allein von Chriſto und der Kirche, ſeiner Braut. Den 68 führet Paulus im Briefe an die Epheſer an. In der Erläuterung dieſes ſchweren Pſalms ſucht der Herr V. ihn durchgehends vom Meſſia auszulegen. Er füget eine neue Ueberſetzung und eine erklärende Umſchreibung hinzu. Den 27. Vers überſetzt er: **Lobet Gott, den Herrn aus dem Brunnen Iſraels**, den Meſſias, der aus dem Volk Iſrael entſproſſen iſt; und den 31: **Er, der um einige Stücke Geldes zertreten ward, zerſtreuet die Völker, die da gern kriegen.** Wir erinnern dabey, daß der Herr V. dieſe letzte Stelle in ſeiner poetiſchen Ueberſetzung nicht ſo gegeben hat, ſondern der gewöhnlichen gefolget iſt. Der 69. wird von den Evangeliſten und Apoſteln als ein von Chriſto weiſſagender angeführet, und der Innhalt ſtimmt genau damit überein. Den 102. führet der Brief an die Ebräer an. Der Herr V. nimmt an, daß in dieſem Pſalm der Meſſias rede, weil aber der 26. Vers als eine Anrede an ihn eingerichtet iſt, ſo meynt er, daß das Ende des Pſalms, von der letzten Hälfte des 25. Verſes an, als eine Antwort Gottes anzuſehen ſey. Er widerleget dabey des Hrn. **Michaelis** Aus-

legung

legung von dieſer Stelle. Der 109. wird in der Apoſtelgeſchichte und der 110. von Chriſto ſelbſt als ein prophetiſcher Pſalm von ihm angeführet. Der Herr V. giebt dem Herrn **Michaelis**, der im 1. Vers **zu dem Herrn** ſtatt **zu meinem Herrn** leſen will, Recht, ja er hält dieſe Vermuthung für eine wirkliche Wahrheit, vornämlich deswegen, weil es am Ende der Anführung dieſer Stelle in den Evangeliſten heiſſet: **wie nennet ihn denn David einen Herrn?** Der 118. wird an verſchiedenen Orten des neuen Teſtaments angeführet. Der 97. Pſalm (hier ſteht aus einem Druckfehler 96) aus welchem die Epiſtel an die Ebräer eine Stelle anzuführen ſcheint, iſt hier übergangen, weil er zu einer ganzen Folge von Pſalmen gehöret, von denen der Herr V. dafür hält, daß ſie von dem Meſſias handeln.

Die **dritte Abhandlung von den Pſalmen, welche Weiſſagungen von Chriſto enthalten, ohne als ſolche in den Schriften des neuen Teſtaments angeführet zu werden**, macht den Beſchluß dieſes Theils. Daß der 21. Pſalm meſſianiſch ſey, glaubt der Herr V. wegen der ſtarken Ausdrücke von dem Könige, deſſen darinn gedacht wird, als: **Du giebeſt ihm langes Leben immer und ewiglich.** Den 31. rechnet er dazu, wegen ſeiner beſondern Aehnlichkeit mit den Klagepſalmen des leidenden Meſſias, welcher auch ſein Gebet am Kreutz: **in deine** 2c. daraus genommen hat. Eben dieſe Aehnlichkeit und überhaupt eine Uebereinſ-

bereinſ

bereinſtimmung der Trübſale, die darinn beſchrieben werden, mit dem Leiden Jeſu, glaubet er auch im 35. zu finden. Den 47. hält der Herr V. für eine Beſchreibung der Herrlichkeit des Meſſia. Zu dieſer Claſſe zählet er auch den 61. und 67, den erſten wegen des langen Lebens, das dem darinn betenden Könige zugeſchrieben wird, **daß ſeine Jahre für und für währen, und er ewig ſitzen bleibe vor Gott;** und den letztern, weil darinn von allen Völkern geſagt wird, daß ſie, Gott danken und loben, welches, nach des Hrn. V. Meynung, damals, da alle Völker, das Volk Iſrael ausgenommen, Abgötter waren, geſagt werden konnte. Der 70. gehöret zu den meſſianiſchen, weil er ganz aus dem Ende des 40. genommen iſt. Von dem 71 iſt der Herr V. lange zweifelhaft geweſen, ob er ihn hierunter rechnen ſollte. Hauptſächlich ſind ihm die widerholten Bitten in demſelben: **Verlaß mich nicht in meinem Alter, wenn ich ſchwach und grau werde,** im Wege geſtanden. Weil er ihn aber andern meſſianiſchen Pſalmen ähnlich fand, und inſonderheit wegen der Stelle: **Du macheſt mich wieder lebendig, und holeſt mich wieder aus der Tiefe der Erde herauf,** zählet er ihn dennoch zu dieſer Claſſe, und will die oben angeführte Bitte als eine Metapher von dem Leiden Chriſti, da er vor Schmerzen und Elend alt worden, verſtehen. Die Beſchreibung des Königes in dem 72. hält der Herr V. durchgehends

zu

zu hoch für den Salomo. Den 78. erkläret er von der Ausbreitung des Evangelii unter allen Völkern. Auch den 88. hält der Herr V. den Pſalmen, die von Chriſto handeln, für ganz ähnlich, und rechnet ihn deswegen dazu. Den 89. hält er nur in ſo ferne für meſſianiſch, daß die Stelle: **Ich will dir ewiglich Samen geben** ꝛc. ſich auf die Verheiſſung, daß der Meſſias von David entſpringen ſollte, beziehet. Die Pſalmen von 93. an, bis zum 100, hält der Herr V. alle für Weiſſagungen von dem Reiche Chriſti. Endlich rechnet er noch den 132 hierher, wegen der Verheiſſung: **Daſelbſt ſoll aufgehen das Horn Davids, ich habe meinem Geſalbten eine Leuchte zugerichtet,** womit die Stelle im Gebet Zachariä Luc. 1, 69: **Und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hauſe ſeines Dieners Davids,** übereinkommt.

Die Abweſenheit des Hrn. Hofpredigers von dem Ort des Druckes hat ſonſt in dieſen beyden Theilen verſchiedene Druckfehler verurſachet.

V.

Der ſo genannte ungerechte Haushalter, als ein treuer und kluger Haushalter,

von dem Heilande — vorgeſtellet, und von der gemeinen und unrichtigen Auslegung gerettet von

Johann Chriſtoph Schiemeier, Paſt. Prim. der Stadt Tönning. Halle in Verlegung des Waiſenhauſes 1763. 5 Bogen in 8.

Der durch viele erbauliche Schriften bekannte Herr Paſtor Schiemeier behauptet hier eine zwar ſchon von einigen andern angenommene, doch von der gemeinen ganz abweichende Erklärung des Gleichniſſes vom ungerechten Haushalter. Zu den Gründen, die ihn hierzu bewogen haben, gehöret unter andern auch, daß nach der gemeinen Auslegung nicht alle Umſtände des Gleichniſſes zur Erbauung angewandt werden können, ſondern nur bloß die irdiſche Klugheit des Haushalters, da doch, wie der Herr Verfaſſer hier behauptet, in einem Gleichniß ſich alle Umſtände von Anfang bis zu Ende auf die Abſicht, warum es erzählt wird, paſſen müßten. Die Haupturſachen aber, die den Herrn V. zu ſeiner beſondern Erklärung veranlaſſet haben, ſind eines theils das Wort διαβαλλεσθαι, welches bey den griechiſchen Schriftſtellern öfter für **verläumdet werden**, als für **berüchtiget ſeyn**, gebraucht wird; und fürs andere der Anſtoß, den viele daran nehmen, daß Jeſus einen Betrüger zum Muſter der Nachahmung vorgeſtellet haben ſollte. Dasjenige, was der H. V. noch hinzuthut, iſt unſerm Bedünken nach kaum der Erwähnung würdig, daß es nämlich nach dem achten Gebot eine Pflicht ſey, die Ehre des ſo übel beſchrienen Haushalters wieder herzuſtellen,

der

der H. P. wird ſich ja erinnern, daß hier keine wirkliche Geſchichte, ſondern nur ein Gleichniß erzählet wird.

Die Erklärung des H. V. iſt alſo folgende: Der Haushalter war von ſeinem Herrn verläumdet, als ob er ihm ſeine Güter verſchwendet hätte. Daß ſein Herr bisher nichts als alle Treue von ihm erfahren hatte, ſchließet der H. V. aus der Anrede: **Wie höre ich das von dir?** Die Armuth des Haushalters muß ihm einen neuen Beweis ſeiner Uneigennützigkeit abgeben, weil er ſonſt viel geſammlet haben würde, daß er weder zu graben, noch zu betteln nöthig gehabt hätte. Er beſinnet ſich alſo auf ein Mittel der Armuth zu entgehen. Unter den Schuldnern ſeines Herrn waren zwey, die Weizen und Oelländereyen von ihm gepachtet hatten, dieſe hatten durch Unglücksfälle an ihrer Erndte großen Schaden erlitten, und waren alſo unfähig den ganzen Pacht abzutragen. Der Haushalter ſchließet alſo mit ihnen einen billigen Vergleich, und hoffet, daß ſie dagegen zu einiger Vergeltung ſeines Mitleidens, da er ſie, wie der H. V. ſagt, nicht mit Weib und Kindern ruiniren wollen, ihn in ihre Häuſer aufnehmen werden. Den 8. Vers überſetzt der Herr V. alſo: **Und der Herr lobete den Haushalter,** τῆς ἀδικίας, der fremden Güter, die nicht ſein und alſo nicht ſeine rechte Güter waren; oder auch (denn der H. V. hat hier drey Auswege) der irdiſchen Güter, die gegen die himmliſche geachtet, keine

wahre Güter ſind; oder endlich ironiſch den als unrecht angegebenen vermeynten ungerechten Haushalter; er lobete ihn, das iſt, er behielt ihn in ſeinem Dienſt, weil er klüglich, nicht argliſtig, ſondern der wahren Klugheit gemäß und treu gehandelt hatte, denn die Kinder dieſer Welt, das iſt, Leute in weltlichen Bedienungen und Geſchäften handeln in ihren irdiſchen Verrichtungen oft klüger als die Gläubigen im geiſtlichen.

Wenn wir unpartheyiſch reden ſollen, ſo kommt uns dieſe neue Erklärung ſo gar gezwungen und ſeltſam vor, daß wir uns auf den H. Verfaſſer ſelbſt, ſo ſehr er auch von Richtigkeit derſelben eingenommen zu ſeyn ſcheinet, berufen können, ob er ſie der ſo ungezwungenen und leichten gemeinen vorgezogen haben würde, wenn dieſes Gleichniß in irgend einer andern Schrift als dem Evangelio erzählt wäre, und ihn nicht hier offenbar bloß die Vorſtellung, daß es unſerm Heilande unanſtändig ſey, einen Betrüger zum Muſter vorzuſtellen bewogen hätte. Wir wollen von vielem, was ſich wider ſeine Erklärung ſagen ließe, nur einiges anmerken.

Daß alle Umſtände eines Gleichniſſes ſich auf die Sache, in Abſicht deren das Gleichniß erzählt wird, paſſen müſſen, hat der H. V. zwar geſagt, aber nicht bewieſen. Vielleicht ſind ſehr wenige von dieſer Art. Das Gleichniß Matth. 20, das vom verlohrnen Sohn, reichen Mann und andere mehr, gehören wohl nicht darunter,

wir

wir können auch die Nothwendigkeit dieſer vermeynten Regel gar nicht einſehen, und glauben nicht, daß ein Fabeln- oder Parabelnſchreiber dieſelbe beobachtet hat. Ob διαβαλλειν meiſtens **verläumden** heiße, darum brauchen wir uns gar nicht einzulaſſen, es iſt genug, daß es nach des H. V. eigenem Geſtändniſſe auch **anklagen** bedeutet, und die Folge lehret, wie es an dieſer Stelle überſetzt werden ſoll. Die Anrede **wie höre ich das von dir?** beweiſet eben ſo wenig eine beſonders gute Meynung des Herrn von dem Haushalter, als ſeine Armuth, ſeine Treue, es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß ein Betrüger zugleich ein Verſchwender ſey, und daß der Haushalter von dieſer Art geweſen, und ſeines Herrn Güter durchgebracht habe, wird noch ausdrücklich durch das Wort διασκορπιζων angezeiget. Nicht die unerlaubte Begierde nach fremden Gütern, wie der H. V. meynet, ſondern die Kargheit iſt der Verſchwendung entgegen. Was für ſonderbare Zuſätze der H. V. bey dem Verfahren des Haushalters gegen die Schuldner ſeines Herrn hat machen müſſen, ſieht man ohne unſer Erinnern. Er iſt genöthiget geweſen, die Schuldner zu Pachtern von Oel und Weizenländereyen zu machen, die an dieſen Ländereyen großen Schaden erlitten hätten, wovon keine Spur im Text zu finden iſt, und doch nothwendig hätte ſeyn müſſen, wenn die Abſicht Chriſti geweſen wäre, den Haushalter als ein Muſter der Treue vorzuſtellen.

Aller dieſer Zuſätze ungeachtet, will die Erzählung zu der Abſicht des H. V. doch noch nicht paſſen, denn wer hatte dem Haushalter das Recht gegeben, den Pachtern eigenmächtig ſo viel nachzulaſſen? Ein ſolches zumal ſo eigennützigeś Mitleiden und Verſchenken fremder Güter iſt ſchon eine Untreue. Der Grund, den der H. V. hier noch anführt, daß der Haushalter ſich für einer Unterſuchung ſeiner Sache nicht gefürchtet haben müſſe, weil er ſich in der Nähe bey den Schuldnern ſeines Herrn aufzuhalten gedachte, iſt ſehr ſchwach, ſein Herr hatte ihm ja nichts weiter als die Abſetzung gedrohet. Wenn man aus ſo kleinen Umſtänden Schlüſſe ziehen ſoll, ſo kann man vielmehr ſchließen, daß er ſich bewußt war, ſeine Untreue würde an den Tag kommen, weil er von ſeiner Abſetzung ſo gewiß geweſen iſt. Hernach kann man auch aus dem ταχεως im 6. Verſe vermuthen, daß der Haushalter keinen redlichen Contract machen, ſondern einen Betrug ſpielen wollen, dabey Eilfertigkeit nöthig war. Οικονομος της αδικιας, kann hier nach dem Zuſammenhang und Sprachgebrauch unmöglich etwas anders, als ungerechter Haushalter, bedeuten. Von himmliſchen Gütern iſt hier nicht die Rede, alſo können die Güter, die der Haushalter zu verwalten hatte, hier nicht im Gegenſatz derſelben unrechte genannt werden, wie hernach im 9. Verſe geſchiehet. Der Zuſammenhang muß uns allezeit den wahren Verſtand eines Wortes, das mehrerley Bedeutung hat, lehren, wovon

der

der H. V. in den zweyen Verſen, die unmittelbar auf dieſes Gleichniß folgen, eine Probe ſehen kann, da αδικος einmal **ungerecht** und einmal **unrecht** heißt. Daß aber fremde Güter, die nicht mein eigen ſind, αδικια genannt werden können, davon wird der H. V. in keinem Schriftſteller ein Beyſpiel finden. Ironiſch kann es hier deswegen nicht zu verſtehen ſeyn, weil hier nicht der Herr des Haushalters, ſondern der Erzähler des Gleichniſſes unſer Heiland redet. Daß der Herr ſeine Güter mit Unrecht erworben hatte und ſie alſo deswegen αδικια genannt würden, welche Ausflucht dem H. V. noch am Ende ſeiner Schrift beygefallen iſt, iſt ſo offenbar gezwungen, daß es jedem in die Augen fallen muß. Auf welche Weiſe die Güter des Herrn erworben waren, gehört hier ſo gar nicht her, daß es von der Weisheit unſers Heilandes nicht zu vermuthen iſt, daß er ſo etwas fremdes hier einmiſchen ſollte. Kein Schriftſteller würde ſo erzählen. Φρονιμως heißt klug im allgemeinen Verſtande, und kann ſo gar auch liſtig im beſondern heiſſen, folglich iſt hier gar keine wahre Weisheit zu verſtehen nöthig. Wir wiſſen nicht, warum der H. V. hier faſt durchgängig das Wort σωφρονως anführet, da doch Φρονιμως im Texte ſteht.

Der H. V. hat ſeiner Erklärung eine derſelben gemäß abgefaßte Umſchreibung, und einige aus dem Gleichniß vom ungerechten Haushalter gezogene erbauliche Lehren, wider deren Nutzen und Richtigkeit niemand etwas einzuwenden ha-

ben wird, beygefügt. Den Beſchluß machen einige ihm zugeſchickte Einwürfe mit ſeiner Beantwortung. Dieſe enthalten theils etwas, von dem was wir oben erinnert haben, theils noch andere Einwendungen. Die in der zweyten Beylage ſind, wie der H. P. Schiemeier mit Recht erkennet, wichtiger als die vorhergehenden, und unſerm Bedünken nach gar nicht hinlänglich beantwortet. Der Verfaſſer derſelben erinnert unter anderm gegen den großen Anſtoß, den Herr Sch. an dem Lobe und der Nachahmung eines Betrügers nimmt, welcher der wahre Bewegungsgrund zu ſeiner Erklärung iſt, daß Gott ſelbſt Jeremia 2, 10. 11. ſeinem Volke die Götzendiener zur Nachahmung vorſtellet. Dieſes will H. Sch. deswegen nicht gelten laſſen, weil es nur als eine Beſtrafung und Beſchämung geſchähe. Allein auch in unſerm Gleichniß ſollen die letzten Worte zur Beſchämung der Gläubigen dienen, die ſich in ihrer Art von den Weltkindern an Klugheit übertreffen laſſen. Ueberhaupt ſoll man dem Guten nachahmen und es andern zur Nachfolge anpreiſen, wenn es ſich auch an dem boshafteſten Menſchen fände. Dieſes hat inſonderheit bey ſolchen Dingen, als Fleiß Aufmerkſamkeit Klugheit ꝛc. ſind, nicht die geringſte Schwierigkeit.

Der H. V. ſtützet ſich vom Anfange ſeiner Schrift bis zum Ende auf zwo Auslegungsregeln, die er beobachtet zu haben glaubet. Die erſte iſt, „das vorhergehende und nachfolgen-

gende von dem Text, den man erklären will, zu unterſuchen. Nach dieſer Regel ſchließet er, weil vorher das Gleichniß von dem verlohrnen Sohn, und nachher eine Beſtrafung des Geitzes der Phariſäer und das Gleichniß vom reichen Mann ſteht, daß hier von dem rechten und unrechten Gebrauch der irdiſchen Güter die Rede ſey. Dieſes iſt freylich unleugbar, und erhellet viel deutlicher aus den eigenen Worten Jeſu: **Machet euch Freunde mit** ꝛc. als aus den Gleichniſſen vom verlohrnen Sohn und reichen Mann, deren vornehmſter Zweck wenigſtens dieſe Abſicht nicht iſt, es beweiſet aber die Hypotheſe des H. V. nicht im geringſten. Die zweyte Regel iſt: **Man muß von dem eigentlichen Verſtande der Worte im Grundtext nicht abgehen, es zwinge uns denn eine Nothwendigkeit, ſolche in einem figürlichen und verblümten Verſtande zu nehmen.** Dieſe gehöret eben ſo wenig hieher. Heißt denn αδικος **ungerecht**, διαβαλλειν **anklagen**, φρονιμως **klug** υἱοι του κοσμου **Kinder der Welt** im verblümten und uneigentlichem Verſtande? von ἰχυω iſt hier nicht die Rede, auch in der deutſchen Ueberſetzung ſoll, **graben mag ich nicht**, nichts anders heißen, als: ich **kann** nicht, **können** und **mögen** iſt, wie bekannt in der deutſchen Sprache, ſonderlich nach der alten Redensart, einerley.

Wir hoffen übrigens der Hochachtung, die ſich der Herr Paſtor **Schiemeier** durch ſeine

übrigen Verdienſte erworben hat, dadurch nicht zuwider zu handeln, wenn wir dieſer Erklärung keinen Beyfall geben können.

VI.

Forſög i de ſkiönne og nyttige Videnſkaber &c. Verſuche in den ſchönen und nützlichen Wiſſenſchaften. Geſammlet von einer patriotiſchen Geſellſchaft. 1. Stück, 1761. 144. Seiten in 8. außer der Zuſchrift und Vorrede.

Unter den Mitteln zur Aufnahme der Wiſſenſchaften überhaupt ſind die gelehrten Geſellſchaften und Ausſetzung gewiſſer Preiſe nicht von den geringſten. Manchen großen Geiſt unterdrücken Armuth und Dunkelheit, auf ſolche Weiſe aber wird er ſeine Kräfte zu verſuchen aufgemuntert. Diejenige Geſellſchaft, die gegenwärtige Verſuche herausgegeben hat, iſt ſchon 1759. angekündiget worden, und 1761. theilte ſie zum erſtenmal die Preiſe aus. Nachdem wir unſre Leſer mit dieſer Geſellſchaft in dem vorigen Stück bekannt gemachet haben; ſo ſind wir auch ſchuldig ſie mit denen von ihr zum Druck beförderten Preißſchriften und andern eingeſandten Probeſtücken bekannt zu machen.

In dieſem erſten Bande finden ſich die beyden Abhandlungen, ſo den Preis davon getragen haben,

ben, und noch drey andere. Dieſe werden wir nur kürzlich anzeigen und uns ſoviel länger bey jenen aufhalten.

1. Preisſchrift von dem Urſprung und den Wirkungen der Schiffahrt.

Dies war die von der Geſellſchaft den Dichtern zur Ausarbeitung vorgelegte Materie, in welcher Hrn. **Chriſtian Braumann Tullin**, Rathsherrn in **Chriſtiania**, der Preis zuerkannt worden. Es gebühret dieſem Dichter billig der Vorzug vor allen däniſchen Dichtern. Unſers Wiſſens erreicht ihn keiner in der Hoheit und Stärke der Gedanken, vornämlich bey wichtigen und erhabenen Gegenſtänden. In dieſem Gedichte läſſet er aber die aus der Schifffahrt entſpringende Vortheile gar zu ſehr aus der Acht, und beſchäfftiget ſich hingegen zuviel mit der Beſchreibung des Meeres, dem Urſprung und den unangenehmen Folgen der Schiffahrt.

Zuerſt ermuntert der Dichter ſeinen in der Betrachtung des Weltgebäudes ganz vertieften Geiſt auch insbeſondere das Meer zu betrachten. „Hier„ ſagt er,“ iſt der Ort, wo Luſt und Schau„der ſich vereinigen. O welcher Schauplatz! „wie tief! wie breit! wie weit! Wie oft wird „er in neue ſchönere Scenen verändert! Nun „Berge, jetzt Thäler, denn eine Ebene. — — „Du willt,„ heißt es weiter,„ o Allmacht, dich ſelbſt „in allen Dingen zeigen. Dich ſiehet meine „Seele im Sturm, dich ſiehet ſie in der Meeres„ſtille. — „ Hierauf beſchreibt er alles angenehme,

nehme, das mit dieſer Stille verbunden iſt. „Welche Welt wird hier eröffnet; Welches gro„ße und unbekannte Gewimmel erfüllet dieſes „Meer! — Siehe, welch ein munteres Ge„ſchlecht ſich von der Tiefe herauf ſchwinget, und „in der ſtillen Luft neue Wolluſt athmet! — — „ Indem aber der Dichter dieſer angenehmen Stille recht genießen will, entſtehet plötzlich ein ſtarker Sturm. „Der helle Himmel wird, da noch „die Mittagsſonne lächelt, ſchnell in Nacht ver„wandelt. — Bald werden Alpen von himmel„an ſteigenden Wellen zuſammengewälzet; bald „werden ſie wieder mit ihren ſchäumenden Häu„ptern in den Abgrund des Meeres geſtürzet, und „gleich folgen andere größere nach, welche mit „ergrimmter Macht ſich bis zum Himmel hinauf „werfen. — — „ In dieſem Sturme, wird ein Schiff, das ſeinem Untergang nahe iſt, von den Wellen hin und wieder geworfen. Dieſes ziehet die Aufmerkſamkeit des Dichters an ſich, und hier fängt nun die Betrachtung über den Urſprung der Schifffahrt an. Der Herr Verf. unterſuchet, was die Menſchen zu der Verwegenheit könne verleitet haben, ſich ſolchergeſtalt dem Meer zu vertrauen. Er hält den Geiz für die wahre Quelle und den vornehmſten Grund zu einem ſolchen Unternehmen. Er mahlt darauf ſehr ſchön, wie mancherley Unglück die durch den Geiz immer weiter ausgebreitete Schifffahrt vielen Völkern zugezogen habe. Da er aber ſeinen forſchenden Geiſt von dieſen ſchreckensvollen Bildern

dern abwenden will, lehret ihn eine Stimme vom Himmel bedenken, daß Gott alles, auch das Böſe, zum Nutzen des Ganzen leite. Dieſe Stelle iſt eine der prächtigſten im ganzen Gedichte. „Ich“ ruft die Stimme, „führe das Ruder!“ —„Welcher Donner“ fährt der Dichter fort“ „fuhr jetzt aus einer unerſchaffenen Wolke (*) „neben den Cherubim heraus! Wie beben die „Himmel! Wie erzittert die Erde bey dieſer all„mächtigen Stimme des Gottes der Götter! — — „ Herr **Tullin** ſetzt ſeine Betrachtung über die Regierung Gottes fort, und zeiget am Ende, wie die Schifffahrt den Menſchen überhaupt, und dem däniſchen Volke inſonderheit, großen Nutzen ſchaffe.

Wider das Ganze dieſes Gedichtes und deſſen Plan iſt nichts weiter einzuwenden, als was wir oben beym Anfang unſerer Recenſion ſchon geſagt haben. In Anſehung des Ausdrucks aber finden wir verſchiedenes anzumerken nöthig, und zwar um ſoviel mehr, weil dieſes Stück der Dichtkunſt von den däniſchen Dichtern ſehr vernachläßiget wird. Hierher gehöret in dieſem Gedichte, wenn z. B. Gott **großer Er** oder **großer Du** genannt wird. Bey **Er** und **Du** iſt das Beywort **groß** nicht allein ſeltſam, ſondern es iſt auch in Abſicht auf Gott nicht ſonderlich ehrerbietig, und unſers Wiſſens ſind dieſe Ausdrücke auch in keiner anderen Sprache üblich.

Eben

(*) Unerſchaffene Wolken laſſen ſich nicht recht gedenken.

Eben das gilt auch von der Benennung: Allmächtiger Steuermann. In der Beſchreibung des Meeres finden wir auch einige ſchlechte Ausdrücke. Der Dichter nennet es unter andern eine emaillirte Fläche, einen Boden von geſchliffenem Stahl, ein Gewölbe von Azur, u. deszleichen. Einmal bedient ſich der Herr V. auch eines etwas niedrigen Bildes. Er ſagt nämlich: Die Heringe werden im Meer von den größeren Fiſchen umher gejagt; jage denn auch du, mein Geiſt, die wolluſtvollen Gedanken u. ſ. weiter. Die flüchtigen Gedanken des Menſchen mit gejagten Heringen zu vergleichen, iſt gewiß nicht erhaben. Auch den Gedanken, „daß die Vernunft ärger „ſey, als das Vieh" müßen wir anmerken; denn er iſt ganz unrichtig. Der Menſch kann wohl ärger ſeyn, als das Vieh, aber nimmer die Vernunft.

Im übrigen verdienet dieſes Gedicht allen Beyfall, nur wünſchten wir, daß ein ſolcher Dichter, wie Herr Tullin, auch einer edlen Sprache ſich befleißigen, und in ſeinen Ausdrücken eine ſorgfältigere Wahl beobachten wollte.

2. Zweytes Gedicht von der Schifffahrt.

Dieſes Gedicht iſt mit dem vorigen in Anſehung des Ganzen nicht zu vergleichen, man lieſet es aber dennoch mit vielem Vergnügen, theils, weil es voll erhabener Gedanken, und theils, weil die Sprache darinn durchgängig ſehr edel iſt. Der Verfaſſer deſſelben ſcheint indeſſen

mehr

mehr Genie zu zärtlichen und rührenden Gemälden, als zur Beſchreibung großer und wichtiger Dinge zu haben. Wenigſtens iſt die Hälfte dieſes Gedichtes mit einer zwar ſchönen, aber zu ſeinem Zweck gar nicht gehörigen Erzählung, von dem Betragen eines liebreichen Freundes und rechtſchaffenen Chriſten bey dem Anfang ſeiner Seereiſe und der nachher erfolgten Zerſcheiterung des Schiffes, angefüllet.

Die Erfindung der Schifffahrt ſchreibt der Verf. einem des Lebens überdrüßigen Wollüſtling zu. Nachdem dieſer in ſeinem Lande kein Mittel ſeine eckeln Sinne zu vergnügen mehr hat finden können, wirft er ſich ins Meer, um ſich zu erſäufen. Allein die natürliche Liebe zum Leben und der Widerwille gegen den Tod nöthigen ihn, ſich immer oben zu erhalten, und endlich treiben ihn die Wellen an das gegenſeitige Ufer. Er verſucht es nachher, auf eben demſelben Wege wieder zu ſeinen Landsleuten zu kommen, bis es ihm zuletzt gelingt; und auf ſolche Weiſe wird er der erſte Schiffer. In einem jeden anderen Gedichte, wo der Schifffahrt nur beyläufig gedacht wird, könnte dieſe Erfindung gut ſeyn, zu einem ſolchen aber, das allein davon handelt, iſt ſie unſern Bedünken nach, nicht wahrſcheinlich genug. (*) Doch unſer Dichter hält ſich

(*) Gott hat den Menſchen durch den Bau der Arche Noä ſelbſt Anleitung zur Schifffahrt gegeben, daß alſo in der Folge der Zeit gar wohl

ſich auch in dieſem erſten Theile ſeines Gedichtes, nur ſehr kurz bey dem weſentlichen der Schifffahrt auf, und man ſiehet ſchon hier ganz deutlich, daß er viel lieber zärtliche Scenen mahlt.

Nicht weit vom Anfang bedienet ſich der Verf. ſtatt „glimrende Fordeele“ (glänzende Vortheile) wie es eigentlich heiſſen ſollte, des Ausdrucks „glimre Fordeel“ welches aber unrichtig geſprochen iſt. Ein oder zweymal verſetzt er auch die Wörter ſo ſeltſam, und zwar ohne Noth, daß der Sinn ganz zweydeutig wird.

3. Preisſchrift über die vorgelegte Frage: Was für einen Einfluß hat es in die ſchönen Wiſſenſchaften, wenn aufgeklärte und geſittete Völker einander zu übertreffen ſuchen?

Gegenwärtige Abhandlung hat den Hrn. Profeſſor **Ove Guldbierg**, in **Soroe**, zum Verfaſſer. Er theilet ſie in zwey Abſchnitte ein. In dem erſten unterſucht er **den Einfluß, den es in die ſchönen Wiſſenſchaften hat, wenn aufgeklärte und geſittete Völker einander darinn zu übertreffen ſuchen;** und in dem zweyten, **was die ſchönen Wiſſenſchaften dabey gewinnen, wenn** ſol-

wohl einer oder der andere hat bewogen werden können, dieſem Beyſpiel zu folgen. Wenigſtens dünkt uns, ein Dichter könne allemal lieber den Urſprung der Schiffahrt daher leiten, als ihn, ohne hinlänglichen Grund allein, den Laſtern der Menſchen zuſchreiben.

ſolche Völker auch in den übrigen Wiſſenſchaften mit einander um den Vorzug eifern. Von dieſem zweyten Theil merken die Herausgeber in der Vorrede an, daß er nicht eigentlich zu der vorgelegten Frage gehöre, und die Verfaſſer der Bibl. d. ſch. Wiſſenſch. ſind eben dieſer Meynung. (*) Uns dünkt aber, es laſſe ſich aus der Frage nicht wohl anders vermuthen, als daß die Geſellſchaft zu wiſſen verlange, was die ſchönen Wiſſenſchaften für Vortheil davon haben, wenn aufgeklärte Völker (nicht blos darinn, ſondern überhaupt) einander übertreffen wollen. Sonſt aber hätte der Herr Verf. allerdings noch aus der Geſchichte der ſch. Wiſſenſch. beweiſen ſollen, was dieſe durch die gemeinſchaftliche Bemühung verſchiedener Völker zu allen Zeiten gewonnen haben.

Wir wenden uns nun zu der Abhandlung ſelbſt, von welcher wir unſern Leſern einen freyen Auszug mittheilen wollen.

I. Theil.

§. 1.

Die Dichtkunſt und Beredſamkeit ſind unter dem Namen der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt. Sie ſtehen in genauer Verbindung mit der Sprache, und dieſe muß zu dem Ende angenehm auszureden, reich an Wörtern, zu Bildern geſchickt und mit Redensarten verſehen ſeyn. Eine jede Unvollkommenheit in einem dieſer Stü-

(*) Bibl. d. ſch. Wiſſenſch. 10 B. 1. St. S. 105.

cke führet üble Folgen mit ſich. (*) Der aufgeklärten und geſitteten Völker Sprachen ſind zum Theil von Mängeln frey, doch fehlet ihnen noch viel zur Vollkommenheit.

Die ſchönen Wiſſenſchaften können nicht vollkommen werden, es ſey denn, daß es die Sprachen werden, dieſe aber müſſen wieder durch jene zur Vollkommenheit gelangen. Wenn ein Volk die Dichtkunſt und Beredſamkeit zu ſchätzen weiß, ſo werden geſchickte Köpfe aufgemuntert, ſich darinn hervorzuthun. Hierzu iſt aber die Verbeſſerung der Sprache nothwendig.

Die heutigen Sprachen haben ſich mit den Schönheiten der griechiſchen und lateiniſchen bereichert; warum ſollten ſie ſolches auch nicht unter einander mit ihren Bildern und Redensarten thun können. (**)

§. 2.

(*) Wenn die Sprache nur nicht arm iſt, ſo wird der Mangel einer angenehmen Ausrede wohl keine wichtige Unvollkommenheit ſeyn.

(**) Eine jede Sprache hat aber etwas eigenthümliches, das ſich nicht wohl in eine andere übertragen läſſet. Zudem iſt es ganz ein anderes, ſich einer ſchon todten Sprache zu gebrauchen, als eine noch lebende. Der Deutſche, der Engelländer, der Franzoſe und alle andere haben ſich nach den Griechen und Römern gebildet, alſo war es natürlich, daß ſie manche ihrer Redensarten annahmen. Daraus folget aber gar nicht, daß es auch ſchön ſey, wenn etwa der Franzoſe engliſche, der Engelländer wieder deutſche Redensarten in ſeine Sprache überſetzte.

§. 2.

Die heutigen Sprachen ſind nicht gleich geſchickt zu allen Arten der Dichtkunſt. Italien hat die beſten Opern, Frankreich die natürlichſten Dichter, und die Sprachen ſind zum Theil der Hauptgrund davon. Eben ſo verhält es ſich auch mit anderen Sprachen. Wenn ſich nun jedes Volk in derjenigen Art, worzu ſeine Sprache geſchickt iſt, hervorzuthun ſuchte, ſo würde man in jeder Gattung der ſchönen Wiſſenſchaften Meiſterſtücke bekommen. (*)

§. 3.

Unter den Völkern ſelbſt iſt ein Unterſchied. Die Urſache dazu ſey nun, welche ſie wolle: genug ſie ſind verſchieden. Dieſes beweiſet den Satz des vorigen §. noch mehr. Ein Volk liebet das tiefſinnige, ein anderes das muntere.

ſetzte. Wir ſehen auch gar nicht ein, daß es jemals Fälle ſollte geben können, wo die Nothwendigkeit es entſchuldigte. Man laſſe lieber einer jeden Sprache ihre eigene Redensarten und Bilder; und fehlt es einer oder der anderen an Wörtern, ſo kann man dieſe gar wohl bekommen, ohne daß es nöthig ſeyn ſollte, dieſerwegen ungewöhnliche Redensarten einzuführen.

(*) Wir ſollten doch glauben, daß ein glückliches Genie die Fehler der Sprache leicht überwinden könne. Man hat ja auch in allen Sprachen, wo die ſchönen Wiſſenſchaften in Anſehen ſind, ſolche Proben aus allen Gattungen derſelben, die gewiß nicht zu verwerfen ſind.

Dieſes will von keinen Schranken wiſſen, jenes hat Gefallen an dem mittelmäßigen. (*) Aller dieſer Völker gleichſeitige Bemühung in jeder beſondern Gattung der ſchönen Wiſſenſchaften bringet indeſſen die Vollkommenheit des Ganzen hervor.

§. 4.

Wenn alle Völker ſich um die Verbeſſerung der ſchönen Wiſſenſchaften bemühen, ſo ſucht jedes in ſeiner Sprache der Welt leſenswürdige Schriften zu liefern. Dadurch werden die Wörter beſtimmter, und die Redensarten häufiger, angenehmer und nachdrücklicher.

Es fehlet ſolchen Schriften nie an Leſern. Man lieſet ſie mit Vergnügen; man macht ſich ihre Ausdrücke eigen und theilet ſolche anderen mit. Dadurch wird nach und nach die Sprache vollkommener, und das ganze Volk bekommt einen edleren und richtigern Geſchmack.

§. 5.

Durch Aufmunterung und Belohnung werden ſehr viele bewogen, ihre Gaben zu zeigen. Sie ſtreiten mit einander um den Vorzug, und eben dieſer Streit gereicht den ſchönen Wiſſenſchaften zu großem Nutzen. Gelingt es einem oder dem andern, die erſte Stelle unter ſeinen Landsleuten zu behaupten, ſo findet er unter andern Völkern noch

(*) Vermuthlich ſoll mittelmäßig ſoviel als einfältig und natürlich ſeyn.

noch jemand, der ihm gleich iſt. Hier geht der Streit von neuem an, und der Sieg neige ſich nun, auf weſſen Seite er wolle, ſo gewinnen doch die ſchönen Wiſſenſchaften offenbar dabey.

§. 6.

Wenn große gelehrte von verſchiedenen Völkern mit einander eifern, ſo prüfet einer des andern Werke genau. Die Mißgunſt wohnet auch oft in ſolchen großen Seelen. Der Neid des einen Volkes gegen das andere ſpielt auch ſeine Rolle. Oft beweget ſie auch ein wahrer Eifer für das allgemeine Beſte, alles zu prüfen. Indeſſen ſind die Urtheile der Gelehrten eines fremden Volkes gemeiniglich ſchärfer und freyer, als diejenigen, ſo von den Landsleuten der Schriftſteller gefället werden.

Ein großer Geiſt macht ſich die ihm gegebene Erinnerungen zu Nutze, und will er auch ſich ihrer nicht bedienen, ſo nützen ſie doch oft anderen. Alles dieſes gereicht den ſchönen Wiſſenſchaften zum Vortheil.

II. Theil.

§. 1.

Wenn man die ſchönen Wiſſenſchaften verbeſſern und ihre Gränzen erweitern will, muß man die übrigen Wiſſenſchaften kennen. Hat ein Dichter dieſe Erkenntnis, ſo kann man anfangen zu hoffen, daß ſich die Dichtkunſt nicht bloß auf Krieg, Liebe, Tugend und Laſter ein-

ſchränken, ſondern ſich auch über die wichtigen Wahrheiten der chriſtlichen Lehre, Weltweisheit und Naturlehre ausbreiten werde. Hier wird er mehr und größere Schönheiten finden, als die fruchtbarſte Einbildungskraft je hervorbringen kann; Schönheiten, die, weil ſie wirklich ſind, weit ſtärker rühren. Das ſchönſte Gedicht verliert, wenn der Leſer am Ende ſagt: Wie angenehm hat der Dichter zu lügen gewußt! (*)

Die Völker müſſen alſo anfangen, die Wiſſenſchaften ſchätzen zu lernen. Sie müſſen einander darinn zu übertreffen, und die Entdeckungen und Deutlichkeit zu vermehren ſuchen. Hier kann die Beredſamkeit der Dichtkunſt wichtige Dienſte thun. Wollten diejenigen, die die Wiſſenſchaften recht kennen, ſich beſtreben, ſolche in ihren Schriften ſo deutlich, lebhaft und angenehm, als ihre Beſchaffenheit es erlaubet, vorzuſtellen, ſo könnte ein Dichter ſich ſoviel leichter mit denjenigen Wahrheiten, die in ſeinem Gedichte ausgeführet werden ſollen, verſehen.

§. 2.

Indem die Wiſſenſchaften durch die vereinten Bemühungen der Völker wachſen, wächſet auch die Erkenntniß. Die neuen Entdeckungen, die genauere Beſtimmung eines jeden Dinges erfordern

(*) Wir ſollten doch meynen, daß der Leſer über ein wirklich ſchönes Gedicht nicht deswegen, weil es entweder ganz oder zum Theil erdichtet iſt, unwillig werden werde.

fordern nothwendig, daß man nach Wörtern, ſeine Begriffe auszudrücken, und nach bequemen Redensarten, ſeine Meynung zu ſagen, forſchen muß. Im Anfang iſt dieſe Arbeit viel zu ſchwer, als daß ſie gleich ſollte vollkommen werden können, aber wenn jedes Volk ſolche in ſeiner Sprache vornimmt und geſchickte Leute öftere Verſuche anſtellen, ſo glückt es endlich.

Die Beredſamkeit kann ſolche Zeiten als ihr goldenes Alter anſehen. Sie hält es für eine ihrer wichtigſten Pflichten, von allen Sachen erhaben und ſo zu reden, daß die Begriffe aufs allergenaueſte ausgedrückt werden. (*)

Die Dichtkunſt hingegen iſt zwar weniger eingeſchränkt, doch iſt es ſehr oft eine Tugend an einem Dichter, wenn er eben ſo eigentlich und genau, als ein Weltweiſer, redet. Hierzu aber gehören wohl gewählte Wörter und richtige Redensarten.

Dichter und Redner bedienen ſich der Bilder, ſie müſſen aber beyde eine jede Sache gut einſehen, ehe ſie entweder Bilder daher nehmen, oder ſie dadurch erklären wollen. Dieſe Einſicht erlangen ſie durch die Wiſſenſchaften. Je mehr dieſe zunehmen, je mehr nehmen auch die ſchönen Wiſſenſchaften zu.

Man hat hiervon zu allen Zeiten Beyſpiele gehabt. Demoſthenes war ein Zuhörer des Pla-

(*) Das iſt noch nicht ausgemacht. Sehr oft und die meiſte Zeit ſuche ein Redner hauptſächlich nur zu gefallen.

Plato; Cicero beſaß eine Stärke in allen Wiſſenſchaften ſeiner Zeit; Virgil und Horaz waren Schüler der Weltweisheit. Nachher wurde das Licht, das dieſe große Geiſter erleuchtete, eine Zeitlang verdunkelt, bis endlich der Tag wieder anbrach, und in die ſchönen und alle andere Wiſſenſchaften neues Leben brachte. Unpartheyiſche Kenner werden unter den heutigen Dichtern ſolche finden, die den alten nicht weichen. Voltairens Henriade iſt beynahe eben ſo ſchön, als Virgils Aeneis. (*)

§. 3.

Durch die Bemühung der Völker um die Wiſſenſchaften wird eine Menge neuer Wahrheiten ans Licht gebracht, und herrſchende Irrthümer werden vom Throne geſtoßen. Nun können Dichter und Redner ſich mit der Wahrheit ſelbſt, die ſo viele Annehmlichkeiten hat, beſchäfftigen. Wenn dieſe den Innhalt einer ſchönen Schrift, eines ſchönen Gedichtes ausmachet, und ihre Anmuth ſich mit dem ſchönen und ſanften der Dichtkunſt und Beredſamkeit vereiniget, denn wird die Schönheit vollkommen. Denn iſt es ein Vergnügen wieder zu leſen, und denn verdammt das letzte Leſen nicht das erſte.

Homer wird oft ekelhaft, aber Horaz niemals. Jener ſieht im Traume, wenn dieſer wachend ſiehet. Milton iſt ein großer Dichter, nie-

(*) Bey dieſem Urtheil hat ſich der Herr Verf. vermuthlich übereilet.

niemand kann es verneinen; aber er lügt zu viel. Die Wahrheit, die er ſchildern wollte, und zum Theil ſo glücklich geſchildert hat, iſt ſo reich und herrlich, daß ſein Gedicht ein weit größeres Meiſterſtück würde geworden ſeyn, wenn er ſie vollkommen hätte ausdrücken können. Vielleicht wäre es denn kleiner, aber auch beſſer geworden. (*) Wollte doch die morgenländiſche Krankheit unſere Dichter einmal verlaßen, und wollten ſie doch einſehen lernen, daß die Schönheiten der Wahrheit größer ſind, als der Einbildung! (**)

§. 4.

Man müßte gar zu partheyiſch ſeyn, wenn man glauben wollte, daß entweder der alten oder neueren Zeiten Dichtkunſt und Beredſamkeit von dem allgemeinen menſchlichen Schickſale, der Unvollkommenheit, befreyet wären. **Homer** und **Virgil** haben ihre Verdienſte. Sie haben viel ſchönes, aber auch viele Fehler. Sie ſind vollkommene Dichter nach ihren Zeiten, aber nicht nach den unſrigen. Ihre Heldengedichte ſind nach der Erkenntnis und den Begriffen, die

(*) Dieſe Gedanken haben eine beſondere Schrift unter dem Titel: Gedanken über Miltons Gedicht und die ſo genannte heilige Dichtkunſt, veranlaſſet, von welcher wir unſern Leſern eheſtens Nachricht geben wollen.

(**) Ein Wunſch, der von dem beſondern Geſchmack des Hrn. Profeſſors zeuget.

die Menſchen damals hatten, ſehr wohl eingerichtet, aber desfalls ſtimmen ſie nicht mit unſerm jetzigen Zuſtand überein. (*) Man kann alſo nicht allerdings zugeben, daß ſie Muſter ſind, nach denen man ſich in allen Stücken richten, aber nie ſie zu übertreffen denken müſſe. (**) Wir leſen ſie in unſern jungen Jahren, da wir nicht urtheilen, ſondern nur empfinden. Dieß drückt ſich uns ſo tief ein, daß wir ſie nachher als vollkommene Schönheiten betrachten. (***)

Die ſchönen Wiſſenſchaften werden es kaum weiter bringen, als **Homer** es gebracht hat, wenn die Vernunft nicht auch über ſie, eben wie über andere Wiſſenſchaften, ein Recht bekommt. Es iſt hierzu kein beſſeres Mittel, als wenn man in

(*) Der Herr Prof. wird doch nimmer wollen, daß ein Dichter die Denkungsart ſeiner Nachkommen annehmen ſoll. Das würde ihn ja ſeinen Zeitgenoſſen zum Gelächter bloß ſtellen. Im übrigen ſind dieſe Dichter, und inſonderheit Homer, nun in ſo langer Zeit die Bewunderung und das Vergnügen ſo vieler vernünftigen Leſer geweſen, daß ſolches ſchon zu einem ziemlichen Beweiſe für ihre Schönheit dienen kann.

(**) Wenn jemand glaubt, ſie erreichen oder übertreffen zu können, ſo wird ihm ja wohl niemand wehren, es zu verſuchen. Allein noch iſt ſolches nicht geſchehen.

(***) Wir wollen uns in Anſehung dieſes Satzes bloß auf dasjenige beziehen, was die Verf. der Bibl. d. ſch. Wiſſenſch. im 1 St. des 10. Bandes S. 117. davon ſagen.

in der Dichtkunſt und Beredſamkeit eine beſondere Wiſſenſchaft aufrichtet. Dieſe würde das ſchöne unterſuchen und entdecken können. Dieſer käme es zu, dasjenige Gemälde zu nennen, das man jungen Leuten zur Nachahmung vorſtellen müßte, das ihre Empfindungen rege machen und ihnen nachher zum Geſetz dienen könnte. Dieſe würde uns theils beredt, theils dichteriſch denken lehren, und ſie würde zeigen, wie weit ſich die Beredſamkeit des wirklichen bedienen könne, und die Dichtkunſt ſich bis auf das möglichſte ausdehnen dürfe.

Es iſt damit ſchon ein glücklicher Anfang gemacht worden. Der gründliche **Batteux**, der tiefſinnige **Pope**, der ſinnreiche **Boileau** haben ſich ein ewiges Verdienſt um die ſchönen Wiſſenſchaften erworben. Wollte man nun nur weiter gehen! (*) freylich werden hierzu viele und verſchiedene Arbeiter erfodert, aber wir haben auch zum voraus angenommen, daß aufgeklärte und geſittete Völker ſich in den Wiſſenſchaften hervor zu thun ſuchen. — — —

Und hiermit endiget denn der Herr Verfaſſer ſeine Abhandlung, von welcher die Herausgeber ſagen, daß ſie derſelben entweder den Preis hät-

ten

*) Die Verfaſſer der hieſigen gel. Zeit. ſagen bey Gelegenheit dieſer Schrift, in dem 1 Blatt des Jahres 1762, daß das über dieſe drey gelehrte gefällete Urtheil ihnen ſehr fremd vorkomme. Wir wünſchten, daß es ihnen gefallen hätte, ſich deutlicher darüber zu erklären. Uns dünkt dieſe Stelle nicht fremd.

ten zuerkennen, oder ihn noch weiter ausſetzen müſſen.

Sonſt gebühret dieſer Abhandlung der Ruhm, daß ſie wohl geſchrieben iſt, nur kommen hier und da einige unnöthige Wiederholungen vor.

4. **Einige Betrachtungen über die Zeit.**

Dieſe Betrachtungen ſcheinen durch die Nachtgedanken des berühmten **Youngs**, aus welchen viele Stellen angeführet ſind, entſtanden zu ſeyn. Der Verfaſſer tadelt den Mißbrauch und die üble Anwendung der Zeit, und glaubt, daß die Alten ſie beſſer angewandt haben, als die neueren. Er führet zum Beweiſe den Solon, Diogenes, und andere an, welche keine Zeit ungenützt haben vorbey ſtreichen laſſen. (*)

Daß die Rache eine Urſache zur übeln Anwendung der Zeit ſey, dünkt uns ein etwas ſeltſamer Gedanke. Worüber will man ſich denn rächen? Es hängt ja von unſerm Willen ab, ob wir die Zeit wohl oder übel anwenden wollen. Die wahre Urſache zu dem letzteren iſt wohl die Luſt der meiſten Menſchen an flüchtigen Vergnügungen, der Widerwille gegen alles, wozu Mü-

he

(*) Es iſt was gewöhnliches, daß man bey Vergleichung der alten mit den neuern jene bloß nach einigen wenigen großen Männern, dieſe hingegen nach dem ganzen Haufen beurtheilet. Kein Wunder, daß alsdenn die erſten den Vorzug bekommen. Wollte man aber unpartheyiſch ſeyn, und es hier ſo wie dort machen, man würde alsdenn kaum einigen Unterſchied finden.

he und Nachdenken erfodert wird, und die wenige Achtſamkeit auf das Zukünftige.

5. Die neue Edda oder Gylfens zweyte Reiſe.

Dieſe kleine Schrift iſt eine Nachahmung der isländiſchen Edden. (*) Gylfe, ein König in Norden, beſchließet eine Reiſe nach Asgaard oder der Wohnung der Götter zu thun, wird aber von einem Geiſte weggeführet, der ihn zuletzt in eine Welt bringet, deren Bewohner den Menſchen ſehr ähnlich ſind. Hier befiehlt er ihm, auf alles genau Acht zu geben, und damit endiget ſich die Erzählung. Es iſt alſo glaublich, daß der Verfaſſer ſie weiter hat fortſetzen wollen, weil das wichtigſte der Reiſe noch zurück iſt. Wir finden hauptſächlich nur dabey zu erinnern, daß der erſten Reiſe des Königes gar keine Erwähnung geſchiehet, und man alſo faſt denken ſollte, es wäre vorhin noch keine geſchehen, da doch der Verf. ſolches nicht nur ſelbſt auf dem Titel zu erkennen giebt, ſondern es auch aus der alten Edda bekannt iſt.

Zum Beſchluß wollen wir noch die beyden Materien anzeigen, für deren Ausarbeitung die Ge-

(*) Unſern Leſern wird zum Theil aus des Prof. Mallets Monumens de la mythologie & de la poëſie des celtes ſchon etwas von dieſen isländiſchen Edden bekannt ſeyn. Wir haben auch in dem 21. Stück unſerer Nachrichten bey der Anzeige gedachter Schrift eines und das andere daraus angeführet.

Geſellſchaft aufs neue die Preiſe ausgeſetzt hat. Den Dichtern iſt die Vortreflichkeit der Schöpfung in der Ordnung und dem Zuſammenhang der erſchaffenen Dinge, und den Rednern die beſte Weiſe, wie eine Sprache bearbeitet werden könne, vorgeleget. Auch hat die Geſellſchaft verſprochen, in dem 2 Theil dieſer Verſuche eine wohl gerathene däniſche Ueberſetzung von Voltairens Merope mit abdrucken zu laſſen.

VII.

Otho Fried. Müllers Efterretning om Suampe. Nachricht von Schwämmen, inſonderheit den ſchmackhaften Pilzen des Röhrſchwammes K. 1763. 4. 9. Bog. 2. Kupfer.

Die Schwämme machen einen beſondern, von unwiſſenden gering geachteten, von aufmerkſamen bewunderten Theil der Werke Gottes aus. Der Boden dicker Wälder, der im Schatten der Bäume gleichſam begraben, und von ewigem dürrem Laube bedeckt, zu Hervorbringung einiger Pflanzen unfähig iſt, trägt gleichwohl, damit ja nichts in der Natur ungebraucht bliebe, dieſes merkwürdige Gewächs, und ſtellt uns, wenn die Pracht der Blumen nun faſt vorüber iſt, einen neuen Flor dar, der zwar die Sinne weniger witzet, aber deſtomehr den Verſtand beſchäfftigt

tigt und vergnüget. So iſt alles in der Welt ihres Urhebers würdig, und was gering und unnütz ſcheinet, wird bey genauerer Betrachtung ein vorzüglicher Gegenſtand unſrer Bewunderung und eine Gelegenheit zur Verherrlichung des Schöpfers. Der H. V. dieſer Schrift hat einen großen und rühmlichen Fleiß auf die Unterſuchung dieſes vor andern noch unbearbeiteten Theils der Natur gewendet, und verdienet in mehr als einer Abſicht den Beyfall ſeiner Landsleute. Er macht den Anfang mit einigen allgemeinen Anmerkungen über die Natur der Schwämme. Es ſollte billig keines Erinnerns brauchen, daß ſie nicht aus einer ungefähren Vermiſchung, ſondern wie alle andere organiſirte Dinge, nur aus ihrem eigenen von Gott unmittelbar erſchaffenen Samen entſtehen. Denn wie kann eine ihm künſtliche abgemeßene Bildung einen Augenblick daran zweifeln laßen? Ihr bereits bekannter Nutzen iſt mannichfaltig, und wie viel mag noch verborgen ſeyn. Einige dienen zur Speiſe, andere das Ungeziefer zu vertreiben, andere zur Farbe. Der Gebrauch des Zunderſchwammes iſt bekannt genug, an einigen Orten ſoll er ſo gar zur Kleidung zubereitet werden; ſein wichtigſter Nutzen die Pulsadern zu heilen iſt vor kurzem in Frankreich erfunden worden. Vom Leimſchwamm hat der H. V. eine eigene Nachricht in den ſchwediſchen Abhandlungen 1762. gegeben. So wie überhaupt die Menſchen nicht nachläßig ſind, ſich die Geſchöpfe

wohl ſchmecken zu laßen, aber an die Wunder der Kunſt und den Schöpfer wenig denken; ſo ſind auch die ſchmackhafteſten Schwämme von uralten Zeiten her bekannt genug geweſen, ja die alten betrachteten ſie bloß in dieſer Hinſicht, und theilten ſie in eßbare und ſchädliche ab. In den nordiſchen Ländern ſind ſie bis jetzt auch zum eſſen wenig genützt worden. Die Pilze, ſo in andern Reichen eine gemeine Speiſe ſind, hat man bloß den Schnecken und Käfern überlaßen, und ſie ſind, ſo viel der H. V. weiß, zuerſt auf der Tafel der Frau Gräfinn von **Schulin** aufgetragen worden. Er hat daher eine umſtändliche Beſchreibung dieſer Schwämme und ihrer Zubereitung gegeben. Sie gehören zu dem Geſchlechte, das bey den neuern Boletus heißt, welcher Name aber bey den alten eine ganz andere Art angezeigt haben muß. Der berühmte **Linne** bezeichnet ſie dadurch, daß ſie löchericht ſind, unſer Verf. will ſie lieber röhricht nennen, weil ihre Oeffnungen mehr Röhren als bloße pori ſind. **Gleditſch** vermengt ſie, nach ſeiner Gewohnheit, aus verſchiedenen Arten eine zu machen, mit dem Stachelſchwamm, deren Unterſchied der V. deutlich angiebt, und zugleich wider **Linnen** und andere behauptet, daß niemals einerley Art Schwämme beydes aus Holz und Erde hervorkommt. Sie haben Wurzeln, die Samentheile aber, welche einige Naturkündiger geſehen haben wollen, hat der V. ſo wenig bey dieſen wie bey andern, aller angewandten Mühe unerach-

unerachtet, erblicken können, obwohl kein Zweifel iſt, daß alle durch ihren Staub ihren Samen ausſtreuen. Die Pilze ſind in der beſten Reife, wenn der Hut unten grau iſt, und man noch keine Oeffnungen ſieht. Sie geben ſowohl gekocht als in Eßig eingemacht eine angenehme Speiſe.

Die muntere Schreibart, deren d. V. ſich bedienet hat, macht, daß man ſeine Schrift mit deſto mehrern Vergnügen ließt. Unter den eingeſtreuten philoſophiſchen und moraliſchen Gedanken, finden wir auch mehrmals den bekannten **Popiſchen** von der Kette der Dinge. Uns dünkt dieſer ſo gemein gewordene Satz, mehr ein Einfall eines Dichters, als eine Wahrheit zu ſeyn. Wenn man weiter damit nichts ſagen wollte, als daß Gott alle mögliche Arten von Dingen geſchaffen hat, todte und lebendige, vernünftige und thieriſche, ſo wäre nichts dawider einzuwenden. Wenn man aber von einem Leiter der Dinge, vom unvollkommenſten bis zum Schöpfer ſelbſt, und folglich von unzähligen höhern Geiſterarten redet, wenn man die verſchiedenen Arten der Dinge in eine Kette bringt, und z. B. das klügſte Thier und den dümmſten Menſchen mit einander verbindet, welches wirklich die Meynung **Popens** und ſeiner meiſten Nachfolger iſt, darunter wir jedoch unſern H. V. nicht zählen können, ſo iſt wohl nichts falſcher, nichts die Menſchheit erniedrigender *) Lebendige und todte

*) Niemand iſt hierinn wohl weiter gegangen als H. Sulzer in ſeinen moral. Betracht. über

te Dinge, Vernünftige und Thiere, ſind lauter verſchiedene Arten, die nicht zuſammenhängen, jede Art aber iſt einerley, und zwiſchen den klügſten Affen und einfältigſten Menſchen ein weſentlicher großer gänzlicher Unterſchied. Was meynet man aber doch mit den vorgegebenen hohen Geiſterarten? Will man etwa dadurch den Schöpfer mit den Geſchöpfen in eine Claſſe bringen? Weiß man nicht, daß zwiſchen ihm und allen erſchaffenen Dingen ein weſentlicher Unterſchied, daß auch das allervollkommenſte Geſchöpf unendlich weit vom ſelbſtſtändigen entfernet iſt? Was ſoll denn die Leiter von Weſen zwiſchen ihm und uns? Kann ſie den unendlichen Abſtand ausfüllen?

die Natur. Er redet von den höhern Geiſtergeſchlechten nicht anders, als ob er eine Offenbarung davon gehabt hätte, und will den Menſchen kaum ein wenig über die Thiere erheben. Das heißt die Demuth am unrechten Orte angewendet. Es wäre leicht das übertriebene und falſche ſeinen Gedanken zu zeigen, wenn hier der Ort dazu wäre. Sie fallen ohnehin von ſelbſt weg, ſobald man nur erwäget, daß zwiſchen Schöpfer und Geſchöpfe allemal ein unendlicher Unterſchied oder wie H. S. in gegenſeitiger Meynung ſagt, ein unendlicher Raum bleibt, der weder ausgefüllt iſt noch ſeyn kann.

VIII.

O. F. *Mülleri* Fauna inſectorum Fridrichsdalina, novis pluribus ſpeciebus additis. Lipſiæ in off. Gleditſchii 1764. 7 Bog. in groß 8.

Der H. V. deſſen wir ſo eben rühmlichſt zu gedenken Gelegenheit gehabt, liefert hier ein Verzeichniß der Inſecten, die er in der Gegend um Friedrichsthal, einem angenehmen in Seeland gelegenen Luſtſchloße der Frau Gräf. v. Schulin geſammlet hat. Er hat ſolches dem jungen Grafen dieſes Namens, einem Herrn von großer Hoffnung, mit dem er ſich anjetzt zu Leipzig aufhält, zugeſchrieben. Es iſt nach dem **Linneiſchen** Lehrbuche eingerichtet, aber eine Vergleichung mit des Geofroi hiſtoire des inſectes vorgeſetzt. Wir zählen über 100 Gattungen die beym **Linne** nicht zu finden ſind. Wenn der H. V. wie wir wünſchen und hoffen, nach geendigten Reiſen, ſein Vaterland wieder ſiehet, haben wir noch mehrere nützliche Bemühungen in der Naturgeſchichte deſſelben von ihm zu erwarten.

IX.

Cenie, Comoedie i fem Acter &c. **Cenie**, ein Schauſpiel in fünf Handlungen, aus

 dem

dem Franzöſiſchen der Frau d'Happon=wurt de Grafigny. Kopenhagen 1763, bey Nic. Möller. 127 Seiten in 8. mit der Zu=ſchrift und Vorrede.

Der Ueberſetzer dieſes Schauſpieles iſt Herr Hoyer, ein Sohn des königlichen Generalkriegscommiſſärs dieſes Namens. Er hat es zum Gebrauch des hieſigen Schauplatzes beſtimmet, auf welchem es auch ſchon zu verſchiedenen malen mit Beyfall aufgeführet worden. Die Ueberſetzung iſt, überhaupt betrachtet, ſehr gut gerathen, nur einige wenige Fehler ſind uns bey der Vergleichung mit dem Original vorgekommen, wovon wir die wichtigſten anzeigen wollen.

In der 1. Scene der 1 Handlung ſagt **Mericourt** im Franzöſiſchen: Mon Oncle s'eſt emparé de moi au ſortir de ma chaiſe, — und im Däniſchen: Min Morbroder har bemægtiget ſig min Perſon, lige fra det jeg ſteg af Vognen, (Mein Oheim hat ſich meiner Perſon bemächtiget ꝛc.) Uns dünkt dieſe Redensart für die däniſche Sprache gar zu franzöſiſch. S. 55. hätte Prevention wohl Fordon (Vorurtheil) und nicht Overilelſe (Uebereilung) gegeben werden ſollen. S. 64. ſagt **Orphiſe**: Agter Jat giœre Bevægelſer? (Wollt ihr Bewegungen machen?) Auch hier hat man ſich unſers Bedünkens zu genau an das Franzöſiſche Demarches gebunden. Solche franzöſiſche Redensarten ſind uns um ſo vielmehr fremd geweſen, da der Herr

B. ſie ſonſt oft an andern Orten mit däniſchen verwechſelt hat. La *gloire* eſt la recompenſe de la vertu in der 1. Scene der 4 Handlung, und gleich darauf: Quelle *gloire*! iſt beyde male durch Berömmelſe (Ruhm) überſetzt worden, da es doch wohl lieber Aere (Ehre) hätte heißen ſollen. S. 95. iſt l'impoſture durch Bagvaskelſe (Verläumdung) gegeben; es wäre aber nicht nur der Sprache nach richtiger, ſondern auch der Geſchichte gemäßer geweſen, wenn man **Lügen** oder **Betrug** gebrauchet hätte. Im Original ſagt **Dorimond** in der 3 Scene der 4 Handlung: Informée de l'extreme miſere — *je l'en tirai* pour vous ſervir de gouvernante. Dieſes je l'en tirai iſt in der Ueberſetzung ausgelaſſen. Zwar heißet es da: Underettet — *tog jeg* og ſatte hende &c. (nahm ich und machte ſie;) allein „einen dem Elend entreiſſen“ kann unmöglich blos dadurch angezeiget werden. S. 108. wird l'heroisme durch heroisk Kiækhed (heroiſche Keckheit oder Kühnheit) überſetzet: wäre es aber nicht beſſer geweſen, ſich hier des Wortes Heltemod zu bedienen? Die letzten Worte des Schauſpieles: Jouiſſez du Bonheur &c. hätten eigentlich „Genießet die Frucht der Glückſeligkeit“ und nicht „Genißet die Glückſeligkeit“ gegeben werden ſollen.

Wir finden ſonſt, daß Herr **Hoyer** votre ſecret und mon ſecret allemal Eders und min Hemmelighed überſetzet hat. Nun macht zwar die däniſche Sprache zwiſchen **Geheimniß** und

Heimlichkeit keinen Unterſchied, ſondern zeigt beydes durch Hemmelighed an: allein dieſes Wort iſt durch den Mißbrauch ſchon zweydeutig geworden, und aus dieſem Grunde dünkt uns, hätte der Herr V. lieber theils denne Hemmelighed ſagen, und theils ſich einer kurzen Umſchreibung bedienen ſollen. Alsdenn wäre aller Anſtoß, der etwa und beſonders S. 86. und 123. leicht genommen werden könnte, vermieden worden. *)

Ein paar Druckfehler müſſen wir auch noch anmerken. S. 90. ſoll es ſtatt forlad ikke Jeres Ven i & Oyeblik. — heiſſen: forlad ikke Jeres Ven. Jet Oyeblik; — und S. 117. anſtatt *Min* Gavmildhed und *din* Föielighed muß *din* Gavmildhed und *min* Föielighed geleſen werden.

Sonſt iſt es bey dieſer ſo wie bey anderen Ueberſetzungen franzöſiſcher Luſtſpiele ein allgemeiner Fehler, daß man Vous und Votre im däni-

(*) Es iſt zwar faſt keinem Schriftſteller möglich, ſeine Worte ſo genau abzuwägen, daß nicht gewiſſe Leute einem und dem anderen einen doppelten Sinn ſollten beylegen können. Man muß aber billig bey Schauſpielen, die öffentlich und zwar vor einem Parterre aufgeführet werden, das ſo ſehr geneigt iſt, bey zweydeutigen, ja oft bey unanſtändigen Reden, nicht nur ein unmäßiges Gelächter anzufangen, ſondern gar durch Händeklatſchen ſeinen Beyfall zu erkennen zu geben, ſo behutſam, als nur immer möglich, ſeyn.

däniſchen beybehält, da doch im gemeinen Leben kein wohlgeſitteter Däne J, Eder, ſondern De, Dem, wie der Deutſche Sie und Ihnen, ſagt. Warum ſoll denn dieſe Sprache noch auf der Bühne gebräuchlich ſeyn? und zwar ſo gebräuchlich, daß Diener alſo zu ihren Herren reden.

Zum Beſchluſſe wollen wir noch einiges aus der Vorrede des Herrn Prof. Schneedorfs zu dieſem Schauſpiele anführen. Er ſpricht zuerſt von der Ueberſetzung. „Sie iſt, (ſagt er) „richtig, rein und ſo ungezwungen, als die Schön„heit des Originals es erlaubet hat; denn ein „Verfaſſer darf große Schönheiten nicht bloß „deswegen aufopfern, weil ſie in der Sprache, „in welche er überſetzt, ohne Zwang nicht errei„chet werden können. — Will man die Spra„che dieſer Ueberſetzung franzöſiſch-däniſch nen„nen, ſo räume man doch auch ein, daß dieſes „eben ſo viel beſſer ſey, denn das gemeine Däni„ſche, als **Orphiſens** und der **Cenie** Unterre„dungen ſchöner ſind, denn **Heinrichs** und **Per„nillens**.„ (*) So gerne wir den Vorzug des gegenwärtigen Schauſpieles vor vielen hieſigen einräumen, ſo wenig können wir in Anſehung der Sprache des Hrn. Profeſſors Meynung ſeyn. Einmal halten wir es gar nicht für ſchön, wenn man die däniſche Sprache mit franzöſiſchen Redensarten anfüllet, und zweytens dünkt uns auch nicht, daß beyde Sprachen ſo gar viele

(*) In einigen Hollbergiſchen Schauſpielen.

Aehnlichkeit mit einander haben, wie Hr. Schnee-dorf zu glauben ſcheinet.

Hierauf werden einige Betrachtungen über diejenige Gattung der Schauſpiele, zu welcher die Cenie gehöret, angeſtellet; eine Gattung, die der Denkungsart und dem Gemüthe der Dänen inſonderheit angemeſſen zu ſeyn ſcheinet. „Sie „ſind nicht rauh genug, ſich an blutigen Scenen „zu beluſtigen, und ein gewiſſer natürlicher Ernſt „ſcheint anzuzeigen, daß ſie auch an lächerlichen „Aufzügen kein Vergnügen finden. — Ein „Schauſpiel, das eine bürgerliche Tugend vor-„ſtellet, die auf eine erhabene und rührende Wei-„ſe ausgeübet, und durch einen glücklichen Erfolg „gekrönet wird, würde nach allem, was man „mit einiger Gewißheit von ihrem Caracter ſa-„gen kann, ſie weit mehr einnehmen, als ein un-„glücklicher Held oder verzweifelter Miſſethäter, „ein lächerlicher Stutzer oder verliebter Narr. „— (*) Eine jede rührende Handlung iſt zum „Schauſpiel bequem. Der menſchlichen Leiden-„ſchaften ſind viele, und man kann ſie, ohne von „der Natur abzuweichen, auf mancherley Wei-„ſe vermiſchen. — Sollte ein außerordentliches „Beyſpiel der Freundſchaft, eines guten Haus-„vaters Freude, eine gerettete Unſchuld, eine ver-„ſuchte und endlich belohnte Tugend nicht rüh-„rend genug ſeyn, um auf der Bühne eine an-

„ge-

(*) Man ſiehet wohl, daß hier bloß von dem ver-nünftigen Theil des däniſchen Volkes die Re-de iſt.

„genehme Abwechſelung zu verurſachen? — Das „Gelächter der Zuſchauer kann gar nicht zum „Beweiſe von der Schönheit einer Handlung „dienen. Eine ſtille Bewunderung und ein an„genehmes Entzücken, ohne Veranlaßung einer „allgemeinen Unordnung und Bewegung im Par„terre, iſt bey witzigen und geſitteten Völkern der „größte Beyfall, den ein Schauſpiel erhalten „kann. ꝛc.„

Wir wünſchen, daß gewiſſe Liebhaber der hieſigen Schaubühne den letzten Gedanken dieſes gründlichen Gelehrten wohl erwägen wollten.

X.

Cenie, ſkreven paa franſk &c. Cenie. Aus dem franzöſiſchen der Frau d'Happoncourt de Graſigny, aufs neue in altes däniſch überſetzt. Kopenhagen bey der Wittwe Lillien 1764. 84. Seiten in 8.

Wir haben unſern Leſern Hrn. Hoyers Uebersetzung der Cenie ſchon angezeiget. Jetzt iſt wieder eine zum Vorſchein gekommen, welche von der Jungfer Biehl, einer Tochter des Hrn. Secretaire und Schloßverwalter Biehls, herrühret. Auf dem Titel heißet es, die Ueberſetzung ſey in altem däniſch geſchrieben, womit die Verfaſſerinn vermuthlich andeuten will, daß ſie die Sprache jener Ueberſetzung nicht für rein hal-

halte. Wir haben ſelbſt bey deren Recenſion angemerket, daß einige franzöſiſche Redensarten gar zu wörtlich ins Däniſche übertragen worden; allein man kann ſie doch immer noch unter die guten Ueberſetzungen zählen, obgleich die gegenwärtige in dieſem Stücke einen Vorzug vor ihr hat. Herr Hoyer hat ſich manchmal zu genau an die Sprache ſeines Originals gebunden, da hingegen die Jfr. Biehl mehr ihr Augenmerk auf die Sprache der Ueberſetzung gerichtet hat; und dieſes ſollte billig von allen Ueberſetzern beobachtet werden. Dabey aber müſſen ſie ſich ſorgfältig hüten, daß ſie des wahren Sinnes ihrer Urſchrift nicht verfehlen. Nun iſt zwar unſere Ueberſetzerinn in dieſen Fehler eben nicht gefallen, ihre Sprache iſt aber manchmal ein wenig zu niedrig gerathen. Indeſſen iſt es zum Glücke hauptſächlich nur in den Reden der Magd geſchehen, wo man es noch am erſten dulden kann. Vielleicht hat auch die Verfaſſerinn geglaubet, dieſe dadurch Leuten von ſolchem Stande ähnlicher zu machen.

Bey der Vergleichung mit dem Original haben wir einige Fehler gefunden, wovon die wichtigſten folgende ſind. In der letzten Scene des 1. Acts iſt il ne nous reſte rien à dire ganz unrichtig durch behöver jeg at ſige mere til min Undſkyldning (habe ich nöthig mehr zu meiner Entſchuldigung zu ſagen) gegeben. (*) Das faire

(*) Herr Hoyer hat dieſe Stelle auch nicht richtig überſetzet, welches wir vielleicht bey der

faire des demarches in der 2. Scene des 2. Acts, kann auch nicht at ſöge Udvege (Auswege ſuchen) heißen. Clerval giebt in dem vorhergehenden zu verſtehen, daß ſein Oheim ihm ſeine Tochter eben ſo gern als ſeinem Bruder vermählen werde, die Frage der Orphiſe hätte alſo wohl lauten ſollen: Wie? ſind ſie geſonnen mit ihm (dem Oheim) davon zu reden? Sie meynet nämlich, wie ſie nachher auch ſagt, daß ſolches nur Unruhe in der Familie erregen würde und die müſſe Clerval zu vermeiden ſuchen. In eben dieſer Scene iſt menagés ſon cœur & ſes bontés nicht richtig durch ſög at vinde hans fromme hierte (ſuchen ſie ſein gutes Herz zu gewinnen) gegeben, und eben ſo wenig ſollte auch in der 3 Scene dieſes Acts intrigans durch Kieltringer überſetzet worden ſeyn. S. 75. und 77 in der Ueberſetzung finden wir at lyſe i Kuld og Kiön wo es im Original adoption und adopter heiſſet. Dieſe däniſche Redensart iſt aber unſers Wiſſens im gemeinen Leben gar nicht, ſondern bloß in rechtlichen Handlungen und vor Gericht gewöhnlich.

Sonſt iſt die Verfaſſerinn der hier faſt allgemein angenommenen Weiſe in Anſehung der wörtlichen Ueberſetzung des Vous und Votre nicht gefolget, ſondern hat dafür De und Deres gebrauchet. Ueberhaupt verdienet auch die ganze Ueberſetzung ſehr vielen Beyfall.

XI.

Recenſion ſeiner Cenie anzuzeigen vergeſſen haben.

XI.

De Forelskede Philoſopher &c. **Die verliebten Philoſophen, ein Schauſpiel aus dem Franzoſiſchen des Herrn Destouches überſetzt von F. von L. Soroe, bey J. Lindgreen 1761. 11. Bogen in 8.**

Es iſt dieſes Luſtſpiel unſers Wiſſens noch nicht auf dem hieſigen Schauplatz vorgeſtellet worden, und wir möchten faſt wünſchen, daß es nie geſchehe. Der Innhalt deſſelben iſt nicht ſonderlich moraliſch; ein Fehler, den verſchiedene Schauſpiele des Destouches haben. Vernünftige und rechtſchaffene Leute werden hier von einer lächerlichen Seite vorgeſtellet, Thoren aber und niederträchtige ſind glücklich, wenigſtens in ſo weit, als die menſchliche Glückſeligkeit in der Erfüllung unſerer Wünſche beſtehet. Iſt denn das ſchon genug, wenn ein theatraliſcher Dichter allein ſchlüpfrige Reden und unkeuſche Sitten zu vermeiden ſuchet? Müſſen nicht auch die Charactere, muß nicht die Handlung eines Stückes in aller Betrachtung moraliſch ſeyn? Unſers Bedünkens ſtößet Destouches, ſo ſorgfältig er das erſte zu beobachten ſcheinet, und ſo berühmt er auch wegen ſeiner ſtrengen Tugend iſt, dennoch oft wider das letzte an.

Was ſonſt unſere Ueberſetzung betrifft, deren Verfaſſer der Herr Conferenzrath und Amtmann Frie-

Friederich von Löwenörn iſt, ſo können diejenigen, die die Sprache des Originals nicht verſtehen, damit zufrieden ſeyn; denn die darinn vorkommende verſchiedene Fehler ſchaden dem ganzen Sinn deſſelben eben nicht. Vielleicht mag wohl der Herr Ueberſetzer ſeiner übrigen Geſchäffte wegen zu ſehr geeilet haben. Wenigſtens ſcheinet die Menge der ſowohl angezeigten als unangezeigten Druckfehler dieſes in etwas zu beſtätigen.

Zu den wichtigſten Fehlern rechnen wir vornämlich, daß in der 2 Scene des 1. Acts 12 Verſe des Originals, aus denen die große Liebe des Damis zur Philoſophie und Moral, und ſeine Verachtung aller andern Gelehrſamkeit erhellet, ausgelaßen ſind, die doch deſſentwegen billig hätten beybehalten werden ſollen. Ebenfalls ſind in der 4 Scene dieſe 2 Verſe:

Je ſai qu'avec mon peré, autant que je voudrai,
Selon ma volonté je me gouvernerai.

übergangen. In der 2 Scene des 2. Acts ſagt Polemon im franzöſiſchen: Tout franc, il a raiſon; dieſes il a raiſon aber iſt im däniſchen weggeworfen. In der 7 Scene iſt

„Il n'a pas, comme vous, l'air grave, ſingulier.„

ohne die geringſte Urſache und mit Unrrcht ausgelaſſen. Noch viel weniger aber hätte man des Clitanders „Oh! je n'en doute point„am Ende der 5 Scene des 3. Actes übergehen, und ihn

ſtatt

ſtatt deſſen dasjenige ſagen laſſen ſollen, was beym Destouches die Clarine ſagt.

Dahingegen iſt ein paar mal unnöthigerweiſe etwas hinzugefüget, das ſich im Original nicht findet. Z. B. S. 47 denne artige Höflighed, denne Advarſel (dieſe artige Höflichkeit, dieſe Erinnerung;) im franzöſiſchen ſtehet nur cet avis. S. 26. ſagt Leander: Jeg ſkal, ſom Fröken, tiene dem (Ich will Ihnen, als Fräulein, dienen,) und im Original ſagt er nur: Je vais, vous ſervir.

Wir haben zwar auch ſehr viele franzöſiſche Wortfügungen gefunden, allein es würde zu weitläuftig werden, ſie alle anzuführen; es mag alſo bey dieſen beyden bleiben. S. 27. läßet der Hr. Ueberſetzer den Leander ſagen: Men om Artenice, hör engang, kom her, &c. und S. 126. den Danis: Ferdig at tabe Forſtanden, jeg roſte min Fornuft. Ein Däne würde ſich wohl ſchwerlich ſo ausgedrückt haben.

Uebrigens hat der Herr Verf. zwar anſtatt Paris in der Ueberſetzung immer Kopenhagen gebraucht, wir wünſchten aber, daß er auch hätte bedenken wollen, daß ein Däne von ſeinen Nachbaren, den Deutſchen und Schweden, nicht eben das ſagen kann, was Destouches den Leander, als einen Franzoſen, in der 2 Scene des 4. Actes von den Engelländern ſagen läſſet.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Dritten Bandes Fünftes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1765.

Innhalt.

Bücheranzeigen.

I. Kort Underrettning om Ager-Dyrkning.
II. Bredals Singſpiele.
III. Programma in exitum *J. L.* de *Holſtein.*
IV. Prüsſkrifter.
V. *Wegner* om en guddommelig Forlöſor.
VI. Tullins däniſche Gedichte.
VII. Schiermanns Overſatt Poëſie.
VIII. Bugge om en guddommelig Forlöſer.
IX. Tändeleyen und Erzählungen.

I.

Kort Underretning om Ager-Dyrkning. cet. oder Kurzer Unterricht von dem Ackerbau, und demjenigen, was ſonſt zur Landwirthſchaft überall in Dännemark, inſonderheit aber in Seeland und Fühnen, gehöret, geſammlet durch vieljährige Uebung und Erfahrung. Zweyte und nunmehro vermehrte Auflage. Kopenhagen, 1762. in 8. $9\frac{1}{2}$ Bogen.

Unter unſeren neuern Schriften, die von der Landwirthſchaft handeln, verdienet gewiß dieſe kleine Schrift mehr bekannt gemacht zu werden, da ſie unſere Däniſche Landwirthſchaft, wie ſie iſt, erkläret, und verſchiedene Erinnerungen von Verbeßerungen, die mehrentheils entweder faſt allgemein vorher bekannt, aber öfters verabſäumet, oder hie und da als neue geprüfet und gut befunden worden, nach ihrem gegenwärtigem Zuſtande einſchärfet. Es iſt nicht immer ein ungegründetes Vorurtheil, wenn ein Landmann, der von ſeiner Wirthſchaft ſich ernähren ſoll, Verbeßerungen ſcheuet, die unter einem milderen Himmelsſtrich, und in einem beſſeren Boden gut gelingen, oder auch ganz neu ſind.

Die Landwirthſchaft iſt eine gar zu concretiniſche Beſchäfftigung, als daß er nicht billig einem mißlichen, und ihm in ſo fern nachtheiligen Erfolg von dem, was er noch nicht im großen verſuchet hat, und wovon der ſcharfſinnigſte ſehr ſelten alle Folgen einſehen kann, beſorgen muß; allein wenn er einen erfahrnen und vernünftigen Nachbar ſprechen höret, kann und muß er ihm glauben. Aber nicht nur demjenigen, der ſchon Landwirthſchaft treibet, ſondern auch vielen andern, iſt ein ſolches Werk ſehr ſchätzbar. Wie ſehr muß es nicht denjenigen, die ſelbſt einmal in Dännemark Landwirthe zu werden gedenken (ſie mögen gelehrte oder ungelehrte ſeyn) angelegen ſeyn, von der Däniſchen Landwirthſchaft eine vorläufige Erkenntniß zu haben! und eben für ſolche iſt dieſe Schrift. Ja, es wäre wohl zu wünſchen, daß ein ähnlicher Catechismus für die Bauerknaben könnte abgefaſſet und in ihren Schulen eingeführet werden. Auch ſolchen Männern, die mit der Regierung der Länder zu thun haben, und die Verbeſſerung der Staatswirthſchaft, welche immer mit der Verbeſſerung der Landwirthſchaft anfänget, ſich angelegen ſeyn laßen, würde eine völlige Nachricht von der Landwirthſchaft ihres Landes beſonders nützlich ſeyn. Wie kann man wohl auf Verbeſſerungen fallen, oder ſie, wie es ſich gehöret, ausführen, ohne die Landwirthſchaft des Landes ſelbſt zu kennen, und zu wißen, was ſchon da iſt, warum es ſo iſt, was nur allgemeiner werden darf, was ohne weitere

Umſtän-

Umſtände gleich ausgeführet werden kann, was da fehlet, und warum es nicht bisher hat ſtatt finden können, da nicht immer die Unwißenheit, oder der Unwille allein Schuld daran ſind! Gegenwärtige Einleitung würde ihnen zwar in den meiſten Stücken zu concretiniſch und in anderen zu kurz, doch nicht von geringem Nutzen ſeyn; zumal da es uns jetzt nicht an anderen guten oekonomiſchen Schriften fehlet, welche die Lücken ausfüllen können, und man ohnehin auch ſelbſt denken und nichts ganz vollkommener erwarten muß. Unterdeſſen wünſchen wir, daß dieſe kleine Abhandlung eben ſo erfahrne Leute veranlaßen möge, auf dieſer Bahn zu bleiben, und dem Vaterlande mit kleineren oder vollſtändigeren, praktiſchen oder politiſchen Schriften dieſer Art zu dienen.

In dem 1ſten **Hauptſtück** erkläret unſer Verfaſſer die alte Eintheilung des Bodens in Dännemark noch **Tonnen Hart-Korn.** Man hat nämlich durch die Landmeßung, die im Jahre 1689. zu Ende gebracht worden, 1) den Boden überhaupt nach ſeiner Güte in 4 Hauptarten gebracht; 2) denſelben an einem jeden Orte darnach geſchätzet; 3) das Land nach der darinnen möglichen Ausſaat vertheilet, ſo, daß zur nämlichen Ausſaat mehr Land vom ſchlechten, weniger aber von dem beſſeren Boden gerechnet worden, da man auf jenem dünner wie auf dieſem ſäen müßte; 4) ein willkürlicher Maas angenommen, welches man eine Tonne Hart-Korn genannt;

welche 5) drey Tonnen Ausſaat, eine Art von Getreide in die andere gerechnet, halten ſollte; 6) auf dem beſten Boden hat man zu einer Tonne Ausſaat auf dieſe Art 14000 gevierte Ellen gerechnet, daß alſo hier eine Tonne Hart-Korn (3+14000=) 42000 gevierte Ellen machet; 7) dem nächſten Boden, oder dem Boden von der zweyten Art, die Hälfte der vorigen Maaße noch hinzugeleget, daß alſo hier eine Tonne Hart-Korn (3+14000 +3+7000 =) 63000 gevierte Ellen machet; 8) dem Boden von der dritten Art dieſe vorige Zugabe noch einmal zugethan, daß alſo hier eine Tonne Hart-Korn (3+14000 +3+7000 +3+7000 = 6+7000 =) 84000 gevierte Ellen machet; und endlich 9) dem Boden von der vierten oder ſchlechteſten Art die vorhergehende Zugabe noch einmal zugerechnet, daß alſo hier eine Tonne Hart-Korn (3+14000+ 6+7000 + 6+7000 = 12+7000 =) 126000 gevierte Ellen machet. Der Verf. giebt ſonſt zu, daß der Boden an dieſem oder jenem Orte damals wohl ſchlechter möge angegeben worden ſeyn, als er wirklich geweſen, oder nach der Zeit viel verändert worden, daß alſo wohl eine beſſere und mit unſeren jetzigen Einſichten mehr übereinſtimmende Eintheilung ſehr zu wünſchen wäre, und erwähnet zuletzt nach einiger anderer mehr unbeſtimmter Eintheilungen in Jütland, wornach Abgaben vom Heu-Boden, Wald- und Mühlen-Gerechtigkeiten entrichtet werden. — Wir meinen im übrigen durch obige Erklärung

gezei-

gezeiget zu haben, wie ungegründet zuweilen Auswärtige, die vielleicht nicht Gelegenheit gehabt haben, beßer unterrichtet zu werden, von dieſer Eintheilung ſagen, „daß man in den Nordiſchen „Staaten ganz und gar keine Ackermaas nach „einer gewiſſen Ruthenzahl habe, ſondern die „Größe eines Stück Feldes nach Tonnen oder „Scheffel Getreides, welches einer dicker ein an„derer dünner ſäet, und wovon eine Art dicker „eine andere dünner geſäet werden muß, aus„rechne.„

Das zweyte Hauptſtück handelt von den **Pflügen**, und deſſen gehöriger Zeit und Tiefe, die der Verf. nach den Getreidarten und nach den vorher erwähnten Arten von Boden zu 8 bis 5 Zoll gerechnet.

In dem **3ten Hauptſtück** wird von dem **Säen**, und was dahin gehöret, der übrigen Zubereitung der Erde durch Brache, Düngung, Eggen, Walzen oder Rollen, dem Säen ſelbſt, Mähen, Einerndten, Dreſchen, und Aufbewahren der Früchte, geredet. Insbeſondere handelt der Verf. von dem Rocken, Buchweizen, oder Heidekorn, Gerſten, Haber, Wicken, Erbſen, Kümmel, und Senf. Dieſes Hauptſtück iſt eine Sammlung von ſehr vielen praktiſchen Anmerkungen; es iſt aber mit dem vorigen ſo genau verbunden, daß vieles, was zum vorigen gehöret, auch hier wieder vorkömmt.

Das 4te Hauptſtück handelt die Behandlung der **Wieſen** ab, wo vorläufig von der Aus-

tilgung der Feinde der Wieſen, der Maulwürfe Erwähnung geſchiehet, welches den Verf. auch auf die Sperlinge führet, die dem Getreide eben ſo ſehr ſchaden. Er will, daß die Landleute durch den Abkauf ermuntert werden ſollen, ſie auszurotten. Hierauf kömmt er zur Sache ſelbſt, und erkläret das Abhauen, Abkrocknen, Einfahren, Aufbewahren und die ordentliche Anwendung des Heues, die gehörige Art Dünger eines jeden Bodens und die Ausgrabung der Moräſte. Hier aber hätten wir wohl etwas von dem möglichen Anbau der künſtlichen Wieſen nach unſerer heutigen noch fortdaurenden Feld- und Acker-Gemeinſchaft zu finden gewünſchet.

Das 5te Hauptſtück betrachtet die Düngung, Einrichtung der Miſtgruben, ſorgfältige Sammlung des Düngers, verſchiedene Nutzbarkeit verſchiedener Arten von Dünger, Zubereitung deſſelben, ihre Verhältniße zum Boden, Nutzen und Einpflügung. An ſtatt des Vorſchlags, das von dem Miſthaufen ablaufende Waßer auf die benachbarte Aecker abzuleiten, wollten wir lieber anrathen, es in eine bequeme Höhlung zu ſammlen und die Düngung damit öfters zu begieſen, wodurch die Gährung und die Kraft der Düngung um ein merkliches vermehret wird.

Das 6te Hauptſtück betrachtet die Baukunſt auf dem Lande. Von dieſer Materie würde man kaum eine ſo vollſtändige Abhandlung in einem ſo kleinen Werke erwarten. Wir hätten indeſ-

indeſſen gewünſchet, das der Verf. ſtatt der thönernen Gebäude die Anbauung ſteinerner angerathen, und gleichfalls dazu Anleitung gegeben hätte.

Das 7te Hauptſtück handelt von **Zäunen**, und

Das 8te von Gärten, wo auch von Baumſchulen, und von dem Anbau verſchiedener Gartengewächſe und Futterkräuter Nachricht gegeben wird. Es iſt mehr dem Mangel abgeſonderter Felder, daß die meiſten der Letzten in den Gärten, und nicht in offenem Felde angebauet werden, zuzuſchreiben, als weil ſie eigentlich zum Gartenbau gehören.

Das 9te Hauptſtück handelt vom **Holz- und Waldbau.**

Das 10te vom Torfe.

Das 11te von dem Holzſchlagen, und dem Gebrauch und der Nutzung des Holzes.

Das 12te von der Viehzucht.

Das 13te von den Bienen, und

Das 14te von etlichen Handwerkern, die noch außer denen, die das Geſetz erlaubet, auf dem Lande ſeyn ſollten. Hieher rechnet der Verfaſſer: Zimmerleute, Mäurer, Dächer, Tiſchler, Weber und Strumpfwirker, und ſolche, die das Gartenweſen verſtehen. Es wäre, ſagt er, unordentlich, wenn der Landmann die mehreſten von dieſen Leuten immer von der Stadt mit großen Koſten holen müßte; und da die Bauern dieſe Handwerke zum Theil ſelbſt wiſſen ſollten,

wäre es wohl zu wünſchen, daß ſie Leute in ihren Dörfern hätten, bey denen ſie ſich Raths erholen könnten. Um es nun möglich zu machen, thut er den Vorſchlag: es ſollte ein jeder Herr, der ein Landgut hat, einen oder zween Knaben in die Lehre geben, und ſie denn ein halb Jahr ehe ſie loß gelaßen würden, nach Hauſe rufen, daß ſie da andere wieder unterrichteten. — Wäre es nicht beßer, wenn ſie ſich in ihrem eigenem Dorfe häuslich niederlaßen würden?

Das 15te Hauptſtück enthält eine Menge Regeln von einer ordentlichen Landwirthſchaft, und in

Dem 16ten wird von dem Geſinde geredet; ihre nöthige Anzahl, Haltung, Lohn, Arbeit, und deren vernünftige und ſorgfältige Vertheilung, wenn verſchiedene Verrichtungen zugleich geſchehen ſollen, wird alles nach dem Däniſchen Gebrauche beſtimmet und erkläret.

Das 17te Hauptſtück, welches uns aber ein wenig zu kurz dünket, handelt von dem Hopfen.

Das 18te von der Fiſcherey in Teichen oder Weihern und in Torfgraben, und

Das 19te iſt eine kleine Sammlung von Hausmitteln wieder verſchiedene Krankheiten und Zufälle der Pferde und Schaafe, des Horn- und Federviehes. Wir bedauren, daß dieſe nützliche Sammlung gar zu klein iſt, und bloß einige wenige, obgleich die gewöhnlichſte Krankheiten des Viehes abhandelt. Ein erfahrner und vernünftiger Vieharzt wäre dem Landmann, ſonder

Zwei-

Zweifel, eben ſo lieb, und noch lieber, wie einer, der ihm ſelbſt im Fall der Noth helfen könnte; daher ſollten wir glauben, daß ein ſolcher allerdings unter denen im 14ten Hauptſtück erwähnten nöthigen Leuten eine Stelle verdiene, ob wir gleich nicht eigentlich wollten, daß er ſeine Wiſſenſchaft gar zu handwerksmäßig verſtehen ſollte.

Ein kurzer Anhang beſchließet das Werk, mit der Erklärung der beſonderen Wirthſchaft eines Bauergutes auf **der Heide**, bey welcher Gelegenheit noch vieles, was eigentlich zum 15ten Hauptſt. gehöret, vorkömmt. Wir können aber nicht des Verfaſſers Meinung beypflichten, daß die geringere Landleute der Wirthſchaft der Bauern, wo es eben keine Fiſcherey giebt, nachtheilig ſind. Eines ſolchen kleinen Kötheners (wie er in einigen Ländern genannt wird) Einkommen würde, wenn man ihm alles was er hat, ſeinen kleinen Garten, ſeine wenige Weide, zu einem gewißen Stück Feldes anſchlüge, ein gar weniges in Vergleichung der Dienſte betragen, die er den Bauern leiſtet, welcher doch dadurch einen Arbeiter, wenn er ihn gebrauchet, haben kann, ohne ihn das ganze Jahr hindurch zu halten. Zu dem ſind ſie die bequemſten zu den im 14ten Hauptſt. erwähnten Handwerkern.

Die Menge der ſehr nützlichen Regeln und Anmerkungen, über unſere Däniſche Landwirthſchaft, die dieſe kleine Schrift enthält, erſetzet und entſchuldiget bey einem Däniſchen Landwirthe gar leicht den Mangel der Ordnung, den

man ſowohl in der ganzen Eintheilung ſelbſt, als auch in einem jeden Hauptſtücke, findet, in den Anmerkungen oft da vorkommen, wo man ſie eben nicht erwartet. Wenn z. B. im 16ten Hauptſt. vom Geſinde geſprochen wird, vermuthet man wohl nicht ſogleich Regeln von der beſten Weiſe, Butter, Fleiſch, Kraut und andere Gewächſe aufzubewahren, oder wie die Diſteln am beſten ausgerottet werden können.

II.

Vier kleine Däniſche Singſpiele, von Niels Krog Bredal.

1. **Der zweifelhafte Hirt**, oder die mißliche Probe, ein Zwiſchenſpiel, Kopenhagen 1758. bey N. Möller 2½ Bogen in 8. Thyrſis der Held dieſes Singſpiels kann ſich nicht überreden, daß ihn ſeine Geliebte wieder liebet, ohnerachtet ſie ihm ſolches deutlich genug zu verſtehen giebt. Er geht endlich ſo weit, daß er ſeinen Freund Damon ihr in ſeiner Gegenwart einen Leibesantrag thun läßt, und ſie durch ſein zweifelhaftes und kaltſinniges Bezeugen ſelbſt nöthiget dieſen Antrag anzunehmen.

2. **Der Einſiedler**, auf des Königs Geburtstag 1758. aufgeführt. 3 Bogen.

Dieſes Singſpiel iſt ſchön und poetiſch, und hat einen merklichen Vorzug vor den übrigen.

gen. Philedor der Einſiedler iſt der Welt und Menſchen überdrüßig, und will ſein Leben in einer Wildniß zubringen. Sein Freund Licander, kann ihn nicht von dieſen Gedanken abbringen. Seines Freundes Schweſter aber macht ihn zuerſt in ſeinem Entſchluſſe wankend, und die Nachricht von einem glückſeligen Lande wo ein friedfertiger und geſegneter König herrſcht, vertreibet ihn endlich ganz.

3. **Der glückliche Werber.** Ein Zwiſchenſpiel, 2 Bogen. Proculus, die Hauptperſon, war zwölf Jahre im Kriege geweſen; Unterdeſſen hatten ſeine Anverwandten keine Nachricht von ihm gehabt. Seiner verlobten Braut Livia Vater will ſie an einen andern verheyrathen. Sie entfliehet in Mannskleidern, und wird vom Proculus zum Soldaten geworben. Ihr Bruder und des Proculus Schweſter reiſen mit einander uns beyde zu beſuchen. Endlich erkennen ſie ſich alle. Die Wahrſcheinlichkeit iſt hier nicht in allen Stücken beobachtet. Woher kommt z. B. die heftige Liebe des Proculus und der Livia, da ſie doch in ihrer zarten Kindheit mit ihm verlobt war, und ſie ſeit der Zeit nichts von einander erfahren hatten? Warum erkennet ſie ihren Bräutigam nicht, da ihn doch ſeine Schweſter und ihr Bruder kennen? Wie iſt es möglich, daß ſie ſogar ihren Bruder und des Proculus Schweſter, die ſie doch beyde erſt für kurze Zeit geſehen hatte, nicht erkennet?

4. **Der Liebhaber nach der Mode**, oder, die romanenhafte Jungfer, 1758. 2 Bogen.

Der Innhalt ſtellet einen alten Wittwer vor, der ſich wieder verheyrathet und von ſeiner Braut zu allerley lächerlichen Unternehmungen nöthigen läßt.

Wir haben von H. **Bredals** Dichtungsart ſchon ehemals zu reden Gelegenheit gehabt.

III.

Curſus vitæ Holſteinianæ ad exemplum pietatis & ſapientiæ magni Danielis feliciter peractus, ſive funebre Programma in exitum Illuſtriſſimi - - *Joh. Ludovici de Holſtein*, Equitis ordinis Elephantini - - Patroni regiæ Univerſitatis Hafnienſis. Hafniæ 1763. typis N. C. Höpfneri. 12½ Bogen in Fol.

Dieſes Programma, auf welchem, wie gewöhnlich, der Name des damaligen Rectors der Univerſität ſtehet, rühret von dem Hr. Juſtizrath und Profeſſor Munthe her, er erzählet in einer zierlichen lateiniſchen Schreibart den umſtändlichen Lebenslauf des hochſeligen Hr. Grafen von Holſtein, woraus wir hier das vornehmſte, was ſeinen Character und beſondere Umſtände betrift, bemerken wollen, mit Vorbeygehung derjenigen Lebensumſtände deſſelben, die ſchon im erſten Bande unſerer **Nachrichten** S. 239. angeführt ſind.

Der

Der Herr Graf iſt den 7 Sept. 1694. zu Lübz in dem Herzogthum Mecklenburg aus dem alten adelichen Geſchlecht der Holſteine gebohren. Sein Vater, **Johann Georg v. Holſtein**, des Elephantenordens Ritter und geheimer Rath im königlichen Conſeil, war ein Miniſter, deſſen Verdienſte, und inſonderheit ſeine Bemühung die Gottesfurcht auszubreiten, im geſegneten Andenken ſind. In Anſehung der Reiſen des ſel. Hrn. Grafen, ſeines ſtudirens, davon ſchon 1713. der berühmte **Joh. Alb. Fabricius**, in deſſen Hauſe er zu **Hamburg** den Wiſſenſchaften oblag, in der Zuſchrift ſeiner Biographia Antiquaria an ſeinen H. Vater die rühmlichſten Zeugniſſe ablegte, und der hohen Aemter, zu welchen ihn die Gnade dreyer Könige nach und nach erhoben, verweiſen wir, wie ſchon gedacht, unſere Leſer auf den Lebenslauf im erſten Bande dieſer Nachrichten.

In allen ſeinen wichtigen Verrichtungen bewies der hochſel. H. Graf eine unabläſſige Arbeitſamkeit, tiefe Einſicht, und groſſe Gütigkeit auch gegen die allergeringſten. Seine Wachſamkeit zeigte ſich inſonderheit auch nach ſeines ruhmwürdigen Vaters Beyſpiel in der Beförderung alles deſſen, was zum Bau des Reichs Gottes dienen konnte. Die Univerſität rechnet ihn, der ungemeinen Sorgfalt wegen, damit er alle ihre Rechte ungekränkt zu erhalten und ihr beſtes zu befördern ſuchte, unter ihre verdienteſten Patrone. Was für ein Vertrauen

der

der hochſelige König **Chriſtian** VI. in ihn geſetzet, erhellet aus vielen vertrauten eigenhändigen Briefen, die er an ihn geſchrieben, und aus den wichtigen Commiſſionen, die er ihm bey verſchiedenen Gelegenheiten aufgetragen; ſo richtete er auf königlichen Befehl 1733 die Landmiliz von neuem ein, und legte hernach die Streitigkeiten, die in Anſehung des damals ſo genannten Pietiſmi und anderer Umſtände, zwiſchen den Predigern und ſonſt entſtanden waren, glücklich bey. Wie viel Gnade unſer jetziger König für ihn gehabt, iſt jedermann bekannt.

Der ſel. H. Graf blieb bis in ſein vierzigſtes Jahr unverheyrathet, da er ſich mit **Hedewig Wind**, deren Vater **Chriſtian Wind**, königl. Etatsrath und Amtmann zu **Antvorſkov** geweſen war, vermählte. Mit dieſer Gemahlinn lebte er in der liebreichſten Ehe, und hielt ihren 3 Jul. 1756. erfolgten Todestag jährlich als einen Faſttag, welches er auch an ſeines Vaters, und ſeiner Stiefmutter **Charlotten Amalien von Pleſſen**, deren beſondere Liebe der ſel. H. Graf ſich erworben hatte, Todestage zu beobachten pflegte. Von den drey gräflichen Kindern, die ſeine Gemahlinn ihm hinterlaſſen, hat er ſechs Enkel geſehen. In ſeinem Privatwandel ieuchtete vornämlich der Grund aller Tugenden, eine eifrige und wahre Gottesfurcht hervor, der der ſel. Hr. Graf von ſeiner Jugend an ergeben war. Er ließ keinen Tag vorbey gehen, da er nicht einigemal ſich im Gebet

bet zu Gott gewandt hätte, welches inſonderheit bey allen wichtigen Angelegenheiten geſchahe. Des Morgens und Abends hielt er mit ſeinem ganzen Hauſe eine Betſtunde, und wohnte an den Sonn- und Feſttagen, meiſtens ſo wohl Vor- als Nachmittag, den Predigten bey, deren Innhalt er aufzuſchreiben gewohnt war. Gegen ſeine Angehörigen, von denen ihm ſein geliebter Bruder H. **Carl von Holſtein**, des Elephantenordens Ritter und Oberſecretair bey dem Seeetat, wenige Tage nach ſeinem Tode folgte, war er liebreich, und gegen alle und jede freundlich und gütig, von allem Stolz weit entfernet. Seine unter Perſonen ſolches Standes, seldene Gelehrſamkeit verdienet denſelben zum Muſter angeprieſen zu werden. Alle Zeit, die er allein und ohne Geſchäfte war, brachte er bey ſeiner auserleſenen Bibliotheck, darunter ſich eine vortrefliche Bibelſammlung befindet, zu, welche er zu dem Ende größtentheils auf ſeinem Sommeraufenthalt zu **Lethraburg** hatte, und deren Catalogum er eigenhändig verfaſſet hat. Eben daſelbſt hat er einen botaniſchen Garten anlegen, und in den Alleen die Bildſäulen aller Däniſchen und anderer Könige, mit ihren Namen und Thaten, nach der Ordnung der Geſchichte, aufſtellen laſſen. Der ſel. H. Graf hat auch, ohnerachtet ſeiner überhäuften Geſchäfte, ſeines Vaters Lebensbeſchreibung, und ſeine eigene, bis 1727. beyde in franzöſiſcher Sprache, und eine Däniſche Ueberſetzung des ganzen **Tacitus** im Manu-

nuſcript hinterlaſſen. Die Philoſophie, die Geſchichte mit den ihr verwandten Wiſſenſchaften, als der Erdbeſchreibung ꝛc. (wobey wir beyläufig erinnern, daß der H. Graf eine ſehr große Sammlung von Landcharten beſaß) die Rechte, und vornämlich auch die Theologie, waren die Wiſſenſchaften, in welchen er inſonderheit eine groſſe Einſicht erlangt hatte. Noch nach ſeinem dreyſſigſten Jahre lernte er die griechiſche Sprache, damit er das neue Teſtament im Grundtext leſen könnte. Er unterhielt mit verſchiedenen auswärtigen Gelehrten, als: **Fabricio**, **Mosheim**, **Geſner** ꝛc. einen Briefwechſel.

Neben ſeiner großen Neigung zu den Wiſſenſchaften fand der ſel. H. Graf auch in den letzten Jahren ſeines Lebens am Bauen ein Vergnügen. Unter denen prächtigen Gebäuden, die er zu **Lethraburg** und **Kopenhagen** aufgeführet, verdienet auch die über 2000 Schritt lange Allee, von **Rothſchild** nach **Lethraburg**, angemerket zu werden.

Seine Geſundheit war ſtark und dauerhaft, ohnerachtet er in ſeiner Jugend zur Schwindſucht geneigt ſchien, welches auch inſonderheit der Mäßigkeit und Ordnung ſeiner Lebensart zuzuſchreiben iſt. Den 26. Jan. des obangezeigten Jahres überfiel ihn ſeine letzte und tödtliche Krankheit, welche ein hitziges Bruſtfieber war. Er ſtarb den 29 Jan. unter dem Zuſpruch des H. Biſchoffs **Harboe** und Hofpredigers **Quiſt**,

und behielt auch bey der Annäherung des Todes dieſelbe Ruhe des Gemüths und Standhaftigkeit, die er in ſeiner ganzen Krankheit bewieſen hatte.

Die Vergleichung mit dem Propheten **Daniel**, von welcher im Titel Erwähnung geſchicht, und die auch in dem Programma ſelbſt nicht aus der Acht gelaſſen wird, rühret von dem Text her, den der H. Graf ſelbſt zu ſeiner Leichenrede erwählet hat, nämlich die letzten Worte im **Daniel** Cap. 12, v. 13.

IV.

Prüsſkrifter efter &c Preisſchriften, nach der Einladung eines Patrioten, im Jahr 1761. Soröe 1763. bey Joh. Lindgreen, der Ritteracademie Buchdruckern. 216. Seiten in 8. auſſer der Vorrede.

Dieſe Schriften ſind Früchte der Großmuth eines Mannes, der durch ſeine Bemühung um die Wiſſenſchaften ſich einen wahren Ruhm erwirbt. Seine Beſcheidenheit, da er ſich nicht genannt, und, ſo viel möglich, geſucht hat, verborgen zu bleiben, macht ihm noch mehr Ehre, und er genießt eben dadurch das Vergnügen, das dem Bewußtſeyn guter Thaten folget, in ſo viel größerem Maaße.

Der von ihm vor zwey Jahren verheiſſene Preis von 50 Thalern war der beſten Abhand-

lung über jede der folgenden Fragen beſtimmet, nämlich:

1.) Warum war uns eigentlich ein göttlicher Erlöſer nothwendig?

2.) Worinn beſtehen die Vorzüge und Mängel der däniſchen Sprache in Abſicht auf die franzöſiſche und deutſche?

3.) In wie weit dürfen und können Eltern ihrer Kinder äuſſerliche Glückſeligkeit in einem Staate beſtimmen?

4.) Iſt derjenige Staat der glücklichſte, in dem man von der öffentlichen Haushaltung ungehindert ſchreibt, oder derjenige, wo man nicht davon ſchreiben darf?

Ueber die erſte Materie ſind 36 Abhandlungen eingeſandt worden, von denen diejenige, die den Preis bekommen hat, die erſte in dem vor uns habenden Bande iſt; über die zweyte Materie iſt nur eine Schrift zum Vorſchein gekommen, welcher aber, weil ſie die einzige war, der Preis nicht zuerkannt worden; (*) die dritte Frage hat 2 Schriften veranlaſſet, wovon die Preisſchrift die zweyte dieſes Bandes iſt; von der vierten Materie hat niemand ſchreiben wollen.

Es

(*) Dieſe Schrift iſt indeſſen doch gedruckt worden, und leſenswürdig, wir werden ſie unſern Leſern nächſtens anzeigen.

Es fährt indeſſen dieſer wahre Patriot in ſeinem rühmlichen Unternehmen fort, und hat wieder eben ſo viele und eben dieſelbe Preiſe ausgeſetzt. Die vorgelegten Fragen ſind dieſe:

1.) Was für merkwürdiges und für die Religion und ihre Lehrer wichtiges findet man in der Art der Beweiſe, deren ſich Chriſtus und die Apoſtel bey Beſtätigung der heiligen Wahrheiten bedienet haben?

2.) Wie können Handels- See- und Realſchulen mit wenigen Koſten und am nützlichſten in verſchiedenen Städten Dännemarks und Norwegens angeleget werden?

3.) Auf welche Weiſe kann man eine Hauptwaſſerader am ſicherſten finden, ihre Tiefe in der Erde erkennen und ſie von den Seitenadern unterſcheiden? Auf wie vielerley Weiſe kann man Waſſer von einem niedrigen nach einem höheren Orte leiten, und wie kann ſolches am beſten und am wenigſten koſtbar geſchehen?

4.) Sind jemals in Dännemark eigentlich ſo genannte Reichsſtände von Canut dem Großen an, bis auf Chriſtoph den Zweyten, und wie viele, geweſen? In wie weit haben ſie alle,

le, oder jeder beſonders, Antheil an der Regierung gehabt.

Die Abhandlungen müſſen däniſch geſchrieben und vor dem 1 October 1764. eingekommen ſeyn. Die Beurtheilung derſelben iſt einer Geſellſchaft gelehrter Männer, welche auch den gegenwärtigen Band herausgegeben hat, überlaſſen.

Nach dieſer Einleitung wollen wir nun die Preisſchriften ſelbſt vor uns nehmen.

Den Troens Hemmelighed om en Guddommelig Forlöſere &c: d. i. Das Geheimniß des Glaubens von einem Göttlichen Erlöſer betrachtet in Anſehung der Urſachen, die einen ſolchen Erlöſer für uns nöthig gemacht haben, von Friedrich Chriſtian Früs, Hauptprediger zu Hiarup und Wandrup. Nachdem der H. V. in einer kurzen vorangeſchickten Einleitung die **Wichtigkeit** der Lehre von einem göttlichen Erlöſer gezeiget, ſchreitet er S. 8. zur Abhandlung ſelbſt.

Er betrachtet die **Nothwendigkeit** eines **göttlichen Erlöſers**, ſowohl auf Seiten des Menſchen, als auf Seiten Gottes. Jene nennt er eine **Dringende**, dieſe aber eine **Bewegende**. Die erſte leitet er I. vom 3 bis 14. §. von der **Sünde** folgendergeſtallt her: Die Sünde der Menſchen iſt eine Beſchaffenheit bey ihnen, ſowohl innerlich als äußerlich, welche wieder den im Geſetze geoffenbarten Willen Gottes ſtreitet. § 4. Gott, als Schöpfer und Erhalter iſt zugleich der nächſte Eigenthums, Herr und

und oberſte Beherrſcher der Menſchen §. 5. Aus dieſer Oberherrſchaft Gottes fließt neben andern Majeſtätiſchen Rechten auch die Macht den Menſchen Geſetze zu geben, und ſie zum Gehorſam unter gebührender Strafe im Fall der Uebertretung zu verbinden. §. 6. Die Ehre Gottes verbindet ihn ſeine Rechte in der That zu offenbaren, und an den vernünſtigen Geſchöpfen auszuüben, damit ſie ſo wohl ſeine Oberherrſchaft, als auch ihren pflichtmäßigen Gehorſam und Unterwürfigkeit einſehen und erkennen mögen. § 7. Die Menſchen übertreten alle insgeſamt das Geſetz Gottes, ſind folglich ſtrafwürdige Sünder. §. 8. Gott verbindet mit der Uebertretung ſeiner Gebote nicht allein **natürliche**, ſondern auch **willkührliche** Strafen, welches letztere wir insbeſondere aus der heiligen Schrift lernen. §. 9. Feſtgeſetzte und beſtimmte Strafen werden ſeiner Gerechtigkeit wegen nach der Größe der Uebertretung, eingerichtet. Nun führen die göttlichen Geſetze, da ſie von einem mündlichen Weſen gegeben werden, eine **unendliche Verbindlichkeit** mit ſich, durch die Sünden alſo wird eine unendliche Verbindlichkeit übertreten, und ein unendliches Weſen beleidiget. Folglich liegt auf die Sünde eine **unendliche Schuld**, und alle Sünder ſind zu einer **unendlichen Strafe** verbunden. §. 10. Die große Unglückſeligkeit der Sünder erhellet klärer, wenn man nur etwas genauer betrachtet, wie Gott ſtrafen 1) kann, 2) muß, und 3) will.

1) **Er kann ſtrafen**, denn er iſt **allmächtig**, folglich muß die ganze Natur ihm zu Gebote ſtehen, wenn er ſtrafen will; er iſt **allwiſſend**, folglich weiß er, warum er ſtrafen will; er iſt **allweiſe**, folglich wählt er die bequemſte Zeit, Gelegenheit, und Art der Strafe; er iſt **allgegenwärtig**, folglich hält er die Schuldigen allewege gefangen, daß ſie ihm nicht entlaufen können; er iſt **unſterblich**, folglich kann er ewig ſtrafen. 2) **Er muß ſtrafen.** Seine Vollkommenheiten verbinden ihn dazu a) ſeine **Weisheit**, nach welcher er als Regent über das Anſehen ſeiner Geſetze halten muß, welches eben durch die Strafen geſchieht. b) Seine **Ehre**, zu welcher die Sünden eben durch die Strafen etwas beytragen, in ſofern der Abſcheu Gottes an der Sünde, und ſeine hohe Macht wieder die, ſo Böſes thun, dadurch bekannt gemacht wird. c) Seine **allgemeine Oberherrſchaft**, vermöge welcher ſeine Geſetze zum gemeinen Beſten der Welt abzielen, deswegen muß er die Sünde, die dieſem Zwecke zuwiderlaufen, ſtrafen. Endlich d) ſeine **Gerechtigkeit und Heiligkeit**, vermöge welcher er dem Sünder ſeinen Abſcheu an der Sünde an den Tag legen muß, welches eben durch die Strafen geſchiehet. 3) Er will ſtrafen, davon überzeugt uns die h. Schrift an ſo manchen Stellen. §. 11. Die Menſchen alſo, welche einer ſo unendlichen Strafe ſchuldig ſind, haben einen göttlichen Erlöſer höchſt vonnöthen §. 12. 13.

Um

Um dieſes näher zu erklären, leitet der H. Verfaſſer die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers, auf Seiten der Menſchen II. vom 14 bis 26 §. her, aus der **Unmöglichkeit ohne eine völlige Genugthuung erlöſet zu werden.** Wenn Gott nämlich die Sündenſchuld und Strafe vornehmen, d. i. die Sünde vergeben ſolle, müſſe er es entweder **ohne alle Bezahlung**, oder für eine **unvollkommene Bezahlung**, oder **wegen einer völligen Genugthuung** thun. §. 15, 16. Das erſte, behauptet er, ſtreitet nicht allein wieder die h. Schrift, welche ſaget, daß ohne Blutvergieſſen keine Vergebung geſchehe, ſondern auch ſo gar die bloße Vernunft könne einſehen, daß es der Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes zuwider laufe. §. 17. Der zweyte Fall, meinet er gleichfalls, könne nicht angenommen werden, weil die Gerechtigkeit Gottes eine unendliche Forderung hat, und alſo eben ſo wenig durch eine unvollkommene als gar keine Bezahlung befriediget wird. §. 18. Folglich iſt eine vollkommene Genugthuung, wodurch die Forderung Gottes auf das genaueſte abbezahlet wird, daß dem Schuldner gar keine Verbindlichkeit zu bezahlen mehr oblieget, die einzige Gott anſtändige Art und Weiſe, auf welche er die Sünde vergeben kann. §. 19, 20. Und dieſe Vergebung müſſe nichts deſtoweniger einer **pur lautern Gnade** zugeſchrieben werden, in ſofern der ewige Richter entweder ſelbſt für den Schuldner bezahlet, oder

ein hinlängliches Mittel der Bezahlung durch einen andern erfindet. §. 21, 22. Im 23, und 24. §. wird genauer beſtimmt, was nach des H. V. Meinung zu einer **vollkommenen Genugthuung** erfodert wird, nämlich theils ein **unendlicher Gehorſam**, um dem Geſetze Gottes, durch Erfüllung deſſelben, das gebührende Anſehen, welches durch die Uebertretungen geſchwächet worden, wieder zu geben, theils ein **unendliches Leiden**, um die durch die Sünden verletzte Ehre Gottes wieder herzuſtellen.

Dieſes vorausgeſetzt, fällt es dem H. Verf. nicht ſchwer III. vom 26 bis 30 §. zu zeigen, daß **weder Engel noch Menſchen, noch irgend eine andere Creatur, eine vollkommene Genugthuung leiſten können**, indem ſie als endliche Dinge weder eines unendlichen Gehorſams, noch unendlicher Strafe, fähig ſind. Bey dieſer Gelegenheit ſucht er aus der Vernunft zu beweiſen, daß der Sünder weder a) durch eine **beſtändige Reue** über die Sünde, noch b) durch einen **beſtändigen Gehorſam und Vermeidung der Sünden**, noch c) durch ein **beſtändiges Leiden** im Stande ſey, Gott zu verſöhnen. Die Reue, ſagt er, iſt ohnedem eine Pflicht des Sünders, kann folglich nicht dem Geſetze Gottes ſein verlohrnes Anſehen, noch Gott ſeine beleidigte Ehre wiedergeben. Von einer beſtändigen und eifrigen Vermeidung der Sünden, behauptet er gleichfalls, weil ſolche doch einer jeden vernünftigen Creatur

Pflicht

Pflicht ſey, ſo könne man damit nicht für die begangene Uebertretungen büßen. Was eine beſtändige und ewige Strafe betrift, ſo kann ſie, nach des H. Verf. Meinung, keine Gnugthuung auswirken, weil eine Sünde immer die andere gebieret, und dieß alſo in alle Ewigkeit fortgehet, auf unendliche neue Sünden aber nothwendig unendliche neue Strafen folgen müſſen.

Weil nun keine Creatur im Stande iſt Gott zu verſöhnen, ſo wird IV. vom 30 bis 47 §. gezeiget, **daß, und wie eine göttliche Perſon eine vollkommene Genugthuung leiſten könne.** Der H. Verf. welcher mit ſeiner Vernunft ziemlich weit gehet, geſteht zwar, daß die eigentliche **Art** und **Weiſe**, auf welche eine göttliche Perſon in dem Stand geſetzt worden, die Menſchen zu erlöſen und zu verſöhnen, nämlich die Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in einer Perſon, von der bloßen Vernunft weder erfunden noch gefaſſet werden könne. §. 33. Doch will er uns aus der Vernunft die Nothwendigkeit ſolcher Menſchwerdung, und die Uebereinſtimmung derſelben mit den göttlichen Vollkommenheiten zeigen, und das aus folgenden Gründen: 1) Eine unendliche und göttliche Perſon, an ſich betrachtet ohne Vereinigung mit der menſchlichen Natur, kann ihrer unendlichen Vollkommenheit wegen nicht das niedrige, verächtliche und ſchmerzliche, welches das zur Verſöhnung erforderliche Leiden mit ſich bringet, ausſtehen. §. 33. 2) Durch den Sün-

denfall und das Verderben des Menſchen iſt eine ſo große Trennung der Menſchen und Gottes geſchehen, daß weder Gott, ſeiner unendlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit halber, ſich dem Menſchen, noch der Menſch ſeiner Unwürdigkeit und Unreinigkeit wegen ſich Gott nahen kann noch darf. Folglich iſt es der Weisheit Gottes gemäß, daß diejenige Perſon, die beyde Partheyen wieder vereinigen will, ſo wohl wahrer Gott als wahrer Menſch ſey. §. 34. 3) Es iſt der Gerechtigkeit Gottes gemäß, daß, da die menſchliche Natur geſündiget, ebendieſelbe auch zur Genugthuung das Geſetz erfüllen, und die verdienten Strafen leiden müſſe. §. 35.

Das **Mittel**, wodurch Gott verſöhnet worden iſt, wird im 37 und 38 §. feſtgeſetzt und erläutert, nämlich ein **vollkommener Gehorſam** und ein **unendliches Leiden**, wodurch alle Schuld und Strafe der Menſchen hat gehoben, gebüßet, und weggenommen werden können, weil wenn etwas, wie der H. V. ſich ausdrücket, weggenommen wird, die Wegnahme vollkommen gebüßet, erſtattet, und bezahlet wird, ſobald etwas von gleichem Werth an der Stelle des Weggenommenen geſetzt wird. Folglich können Unvollkommenheiten, Sünden und Laſter, ſie mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen, durch entgegen und an deren ſtatt geſetzte Vollkommenheiten, Tugenden, oder andere dergleichen gültige Handlungen, mit aller ihrer Schuld gehoben und weggenommen werden. Daß nun zu einer ſol-

chen

chen Erſtattung eine **göttliche** Perſon, die zugleich **Menſch** iſt, am geſchickteſten geweſen ſey, beweiſet unſer V. §. 40 - 44 daraus, weil dieſelbe als Menſch ſich dem göttlichen Geſetze, ſowohl im Thun als Leiden, hat unterwerfen können, als Gott aber weder zu dem einen noch zu dem andern verbunden geweſen, folglich hat dieſe Perſon nach dem Geſetz freywillig ohne Verbindlichkeit und Pflicht, d. i. **verdienſtlich**, und als **Bürge** handeln können. Seine Handlungen ſind ohnehin eines Gottes, folglich unendliche, d. i. von unendlicher Kraft und Würde geweſen.

Nachdem der H. V. aus der Vernunft zu beweiſen geſucht, daß ein göttlicher Erlöſer unumgänglich nothwendig ſey, wenn die Menſchen von Schuld und Strafe befreyet werden ſollten, ſo ſchreitet er §. 47. zur **zweyten Hauptbetrachtung**, wo er die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers, auf Seiten Gottes, in Erwegung ziehet. Er zeiget weitläuftig ordentlich und deutlich, daß und wie die Rechte und Eigenſchaften Gottes, als 1) ſein **höchſtes Eigenthums-Recht** §. 53. 2) ſeine unendliche **Güte**, vermöge deren er ſich mit dem Böſen gar nicht vertragen kann, alſo wo es ihm möglich iſt, es wegnehmen muß §. 54. 3) ſeiner **Barmherzigkeit** und **Gerechtigkeit**, deren erſte dem Sünder helfen will, die andere aber wegen Uebertretung des Geſetzes Strafe fordert §. 55. 4) ſeine **allweiſe Abſicht** bey der Schöpfung des

Men-

Menſchen, welche die Ehre Gottes und die Glückſeligkeit der Menſchen iſt §. 56. 5) ſeine **unendliche Menſchenliebe** §. 59. und 6) ſeine **höchſte Würde** und **Majeſtät**, oder Offenbarung ſeiner Vollkommenheiten §. 60 - 67, ihn bewogen haben einen göttlichen Erlöſer zu ſenden, welcher iſt Jeſus Chriſtus. Die Art und Weiſe, wie der H. V. dieſes ausführet iſt eben dieſelbe, die man ſonſten in den Schriften der Gottesgelehrten findet, und jedermann ſattſam bekannt, es wäre alſo überflüßig es hier herzuſetzen. Der H. V. ſucht bey dieſer Gelegenheit zwey Einwürfe, welche die Vernunft wider einige der obenangeführten Gründe machen könnte, aus der Vernunft zu widerlegen. Der Erſte iſt: Hat die Güte und Barmherzigkeit Gottes ihn bewogen die Menſchen zu erlöſen, warum iſt er denn nicht auch bewogen worden die Engel zu erlöſen? Herr F. meinet, daß die Engel deswegen keinen Erlöſer bekommen haben, weil ſie 1) ihrer Natur nach viel edler und vollkommener als die Menſchen ſind, und alſo viel größere Kräfte die Sünde zu vermeiden gehabt haben. 2) Weil ſie von ſelbſten ohne Verführung, und zwar 3) nicht alle insgeſamt gefallen ſind. Der zweyte Einwurf wird von der ewigen Unſeligkeit einiger Menſchen genommen, welche wider die ſo ſehr gerühmte Liebe und Barmherzigkeit Gottes, und ſeinen Endzweck bey der Schöpfung zu ſtreiten ſcheint. Die ſo ſehr geprieſene Liebe Gottes, antwortet H. F. hat ſich genugſam an den

Ver-

Verdammten hier in der Gnadenzeit gezeiget, daß ſie alſo gar keine Entſchuldigung haben.

Das iſt der weſentliche Innhalt dieſer mit vielem Fleis ausgearbeiteten Preisſchrift. Es iſt in der That ſchwer über eine Abhandlung dieſer Art ſein Urtheil zu fällen. Man möchte vielleicht mehr Urſache haben zu fragen, ob dieſe Materie, die für ſich gewiß ſchwer und wichtig iſt, ſich zu einer Aufgabe ſchicke, es müßte denn in der Abſicht geſchehen, die Verfaſſer und die Leſer von der Unvollkommenheit der Einſichten und Gründe unſrer Vernunft in Glaubensſachen überzeugen zu wollen. Denn um die Kräfte des Verſtandes zu üben und ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, fehlet es nicht an andern auch theologiſchen Preißaufgaben. Wir können hierbey nicht unangezeigt laſſen, daß im vorigen Jahre in die Däniſche Gelehrte Zeitungen N. 25, eine weitläuftige, ſcharfe und gründliche Critik wider die ganze Theorie des Hrn. F. eingerücket iſt, welche nothwendig viele Zweifel bey einem aufmerkſamen und nachdenkenden Leſer erwecken mußte. So viel iſt gewiß, daß die bekannte Theorie der Theologen von einem göttlichen Erlöſer, ſo deutlich, ordentlich und gründlich, als kaum ſonſt irgendwo geſchehen iſt, vom H. F. vorgetragen, und ſo wahrſcheinlich, als nur möglich, gemacht worden ſey. Doch müßen wir nothwendig bekennen, daß H. F. mit ſeiner Vernunft zu weit gehet, indem er das große Geheimniß der Verſöhnung, welches nur aus der

h. Schrift bekannt iſt, aus der Vernunft ausfündig und begreiflich machen will. Wir bemerken nur die beyden Hauptſätze, die als Grundſäulen ſeines Lehrgebäudes angeſehen werden können, welche gewiß, ob ſie gleich von den meiſten Gottesgelehrten angenommen werden, doch eine genauere Unterſuchung verdienen, zum wenigſten noch nicht ſo ausgemacht ſind, als ſich manche einbilden. Der erſte iſt, daß **die Ehre Gottes ſein letzter Endzweck bey der Schöpfung geweſen, und Gott nothwendig als Gott, ſeines Weſens halber, von uns erkannt und verherrlichet werden wolle und müße.** Der Gedanke, daß Gott ein allgenugſames Weſen ſey, das keiner Creatur ſeiner ſelbſt halber bedarf, ſondern deswegen vielmehr vernünftige Geiſter und andere Dinge erſchaffen habe, damit Weſen ſeyn könnten, die ſeine Güte genießen und ewig glückſelig ſeyn ſollten, iſt Gott viel anſtändiger, und der Vernunft viel gemäßer, als der Gedanke, daß Gott durch einen weſentlichen Trieb nur darauf ſtets bedacht ſey, daß ſeine Vollkommenheiten, wenn es auch mit den ewigen Untergang vernünftiger Geſchöpfe geſchehen ſollte, offenbar würden.

Der andere Hauptgrund, in dem Lehrgebäude unſers Verfaſſers, auf welchem die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers vornämlich gebauet wird, iſt die **unendliche Verbindlichkeit des göttlichen Geſetzes,** und **die durch Uebertretung** deſſelben **zugezogene unend-**

liche

liche Schuld, und **Verbindlichkeit zu einer unendlichen Strafe.** Das Wort **unendlich,** iſt leicht ausgeſprochen, aber es paſſet deshalb nicht immer da, wo es gebrauchet wird. Wir wollen nicht dasjenige weitläuftig wiederholen was obgedachter Recenſent mit vieler Scharfſinnigkeit bey dieſem Satz, der viel unverſtändliches und ungereimtes enthält, ſchon erinnert hat. Wir wollen bloß der einzigen Folgerung, die daraus fließet, gedenken. Ein unendlicher Gehorſam ſoll zur Verſöhnung ſchlechterdings nothwendig ſeyn, und weil weder Engel noch Menſchen als endliche Geiſter im Stande ſind, denſelben zu leiſten, muß eine göttliche Perſon in angenommener Menſchheit es thun. Nichts-deſtoweniger weil derſelbe zur Erſtattung erfordert wird, muß der Menſch aufangs dazu verbunden geweſen ſeyn, Gott hat ihn alſo gleich anfangs zu ganz unmöglichen Dingen verbunden. Der Beweis des H. V. aus der Vernunft, ſtehet alſo auf ſchwachen Füßen. Vernünſtiger wäre es, wenn man ein ſo wichtiges und dunkles Geheimniß nur allein auf den klaren Zeugnißen der h. Schrift beruhen ließe.

2. **Preisſchrift über die Frage: In wie weit können und dürfen Eltern ohne Beeinträchtigung des Staates ihrer Nachkommen äußerliche Glückſeligkeit in demſelben beſtimmen? Von Hrn. Otto Dietrich Lütken, Hauptpredigern zu Faaburg.**

Der

Der Herr Verf. betrachtet zuerſt kürzlich, was zur Errichtung der Staaten Anlaß gegeben habe, und worinn die äußerliche Glückſeligkeit eines Menſchen in demſelben beſtehe. Die Veranlaßung zu jenem iſt vermuthlich die Befeſtigung des Wohlſtandes und der Glückſeligkeit geweſen, dieſe aber beſtehet, in ſo weit ſie nämlich äußerlich iſt, nach der Meynung der ſtaatsverſtändigen, in Vermögen, Anſehen und desgleichen. Hierauf wendet er ſich zu ſeiner Abhandlung und ſetzet drey Stücke feſt, worinn der Kinder und Nachkommen äußerliche Glückſeligkeit von den Eltern hauptſächlich beſtimmet wird, nämlich:

1.) Darinn, **daß ſie ihnen Gottesfurcht und Tugend einprägen;**

2.) **Daß ſie ſie zu einem gewiſſen Stande beſtimmen und dieſer Beſtimmung gemäß erziehen;** und

3.) **Daß ſie ihnen Güter und Vermögen nachlaßen.**

I.

In ſoweit Gottesfurcht und Tugend eines Menſchen äußerliche Glückſeligkeit ausmachen, muß der Grund dazu von den Eltern geleget werden, und die Obrigkeit iſt auch dafür zu ſorgen ſchuldig. Zu dem Ende muß der Staat den Eltern alle dazu dienliche Gewalt einräumen, und ihnen nicht nur erlauben, die Kinder zu ſtrafen, in Zuchthäuſer zu ſetzen, auf beſchwer-

liche

liche Reiſen zu ſchicken, und ſie zu enterben, ſondern ihnen auch darinnen behülflich ſeyn. (*)

2.

Die Eltern haben zwar das erſte und größte Recht ihre Kinder zu einem gewiſſen Stande zu beſtimmen, die Wohlfahrt des Staates erlaubet es aber nicht, ihnen ſolches gänzlich und allein anheim zu ſtellen. Sie ſind eines Theils nicht allemal hierzu geſchickt, und laßen ſich oft durch allerley Leidenſchaften verblenden, und zweytens würden ſie ſich dabey, wenn gleich jenes nicht wäre, dennoch dem Zweck der Geſellſchaft und dem Wohl des Staates nicht gemäß verhalten können. Dieſer bedarf einer gewiſſen Anzahl Leute zu jedem Stande, Nahrung und Handthierung, und es iſt zur Wohlfahrt eines Landes nothwendig, daß jeder Einwohner von Jugend auf ſeiner Beſtimmung gemäß erzogen werde.

Eine jede Obrigkeit, die das Wohl des Landes vor Augen hat, muß, ohne doch den Rechten der Eltern zu nahe zu treten, dahin trachten, daß 1) das Beſtreben nach höheren Ständen nicht zu allgemein, und die Erreichung größerer Aemter nicht gar zu leicht gemachet werde. Es entſtehet dadurch ein Mangel in dem geringen und ein gar zu großer Ueberfluß in dem höheren Stande. Indeſſen muß hier ein ſolches Mittel getrof-

*) Die Obrigkeit wird aber wirklich Acht haben müßen, daß bey einer ſolchen unumſchränkten Gewalt keine Ungerechtigkeit mit unterlauſe.

getroffen werden, daß man den Weg zu größeren Ehren nicht zu ſehr einſchränke, damit eines Theils nicht die geringen alle Aufmunterung verlieren, zweytens aber die großen es für eine Pflicht halten, ſich von jenen nicht übertreffen zu laßen. Vornämlich muß die Erhebung in den Adelſtand, weil ſolcher erblich iſt, nur ſelten geſchehen, auch nicht ſowohl auf Reichthümer, als vielmehr auf Verdienſte, geſehen werden. (*)

2) Müßen die Kinder inſonderheit zu dem Amte oder Gewerbe ihres Eltern angeführet werden, weil ſie gemeiniglich die beſte Einſicht in ſolche Dinge, und die größte Luſt zu demjenigen bekommen, was ſie von Kindheit an täglich ſehen und hören. Doch iſt hierbey auch auf beſondere und vorzügliche Naturgaben zu ſehen. (**)

3) Weil ein Staat nothwendig zu den beſchwerlichen und geringen Handthierungen eine zureichende Anzahl Arbeiter haben muß, ſo iſt es nöthig, daß dieſe Stände, da ſie eben kein gro=

*) Vielleicht wäre es am beſten, wenn bloß die Verdienſte, die Reichthümer hingegen gar nicht in Betrachtung kämen.

**) Dieſe Regel könnte, wenn ſie allgemein werden ſollte, vielleicht üble Folgen nach ſich ziehen. Die tägliche Erfahrung lehret genug, daß oft ein Sohn zu nichts weniger, als dem Gewerbe ſeines Vaters, geſchickt iſt. Wie mancher Soldat zeuget nicht weibiſche Söhne? wie mancher Prediger hingegen Wagehälſe? u. ſ. w. Welche Helden würden nun nicht jene und welche Lehrer dieſe werden? Und will man

großes Anſehen erlangen können, dennoch nicht der Verachtung ausgeſetzet ſeyn und, ſoviel immer möglich, von allen unnöthigen Beſchwerden befreyet werden mögen. Sollte es aber manchmal an Leuten mangeln und man genöthiget ſeyn, einigen Zwang zu gebrauchen, ſo müſſen die gelindeſte Mittel allemal vorgezogen werden und der Zwang muß überhaupt nicht zu weit gehen.

Außer dieſen Fällen aber und wo vielleicht ſonſt die Wohlfahrt des Staates noch einige Einſchränkung fordern könnte, iſt es billig, daß man den Eltern die Beſtimmung der Glückſeligkeit ihrer Kinder völlig überlaße.

3.

Für die meiſten Staaten iſt es am nützlichſten, wenn bey einigen Geſchlechtern die Güter und das Vermögen beyſammen gehalten, bey andern aber vertheilet werden, und zwar mehr oder weniger nach den Umſtänden des Staates. Die Anwendung dieſer Regel auf einen jeden Staat wird zwar manchen Schwürigkeiten unterworfen ſeyn, was aber das Däniſche Volk betrifft, ſo iſt bey ihm ſchon in den Geſetzen das rechte und beſte Mittel getroffen worden. (*)

dieſe Regel bis auf den Bauerſtand ausdehnen, und ſolchen, wie unſer Herr V. ſagt, zum Ackerbau gewiſſermaßen verbinden, ſo könnte man wohl gar aus dieſem Grunde die Leibeigenſchaft vertheidigen.

(*) Ueberhaupt hat der Herr V. in der Betrachtung dieſes Stückes ſein vornehmſtes Abſehen auf Dännemark gerichtet gehabt.

Am Ende zeigt der Herr V. noch mit wenigem, daß in Anſehung des Eheſtandes, der allerdings mit zur äußerlichen Glückſeligkeit des Menſchen gehöret, einem jeden, der zu vernünftigen Jahren gekommen iſt, die freye Wahl gebühre, und der Eltern Gewalt ſich in dieſem Stücke nicht gar zu weit erſtrecken müße.

Wir finden ſonſt in dieſer Schrift verſchiedene ſonderbare Sätze, wovon wir nur dieſe wenige bemerken wollen.

Die Wohlfahrt des Staates verſtattet nicht, daß Eltern ohne beſondere Erlaubniß ihre Kinder aus dem Lande ſchicken. Ein Philoſoph ſollte billig nicht ſo denken, denn ein ſolcher Zwang ſtreitet, wenigſtens unſerer Einſicht nach, offenbar wider das Naturrecht. Wie leicht ließe ſich aus dieſem Satz nicht die Folgerung machen, daß es den erwachſenen eben ſo wenig erlaubt ſey, aus einem Lande in das andere zu ziehen. Aber welche Pflicht kann doch wohl ohne Gewalt einen Menſchen an das Stücklein Erde, wo er zufälliger weiſe gebohren worden, gleichſam feſſeln? Daß es da und dort geſchiehet, beweiſet die Sache noch nicht.

Es werden durch die Geburt oft die feinſten Geſichtszüge vom Vater auf den Sohn immer fortgepflanzet, und es iſt daher glaublich, daß auch gewiſſe Gemüthseigenſchaften ſich eben ſo fortpflanzen. Wir laſſen dieſes an und vor ſich in ſeinem Werth, allein es iſt doch eine ganz andere

Fra-

Frage, ob auch diejenigen Eigenſchaften, die einen Menſchen zu gewiſſen Aemtern geſchickt machen, fortgepflanzet werden? Geſetzt aber auch, dieſes verhielte ſich wirklich ſo, welches doch im geringſten nicht zu erweiſen ſtehet, würde denn der Adel allein dieſe Vorzüge haben? Sind die Glieder dieſes Standes aus feinerem Stoff gebildet, als Bürger oder Bauren? In ſolchen Fällen thut die Erziehung das meiſte.

Wenn Leute von geringem Stande größer werden, erweckt ſolches bey den Großen, Verdruß, und bey den Geringen, Neid. Sind das aber Dinge, die einen Fürſten oder eine Obrigkeit abhalten können oder ſollen, Männer von Verdienſten (denn bey unverdienten iſt jenes Mißvergnügen nicht ganz ungegründet) zu befördern? Man nehme bey der Errichtung oder Verbeſſerung eines Staates die Welt immerhin ſo, wie ſie iſt, wenn man ſie ja, wie der Herr Verf. glaubt, nicht ſo nehmen kann, wie ſie ſeyn ſollte, ſo möchte es doch wohl keine der geringſten Regeln ſeyn, Verdienſte, die dem Staate in der That nützen, zu belohnen, wo man ſie findet. Vielleicht könnte es auch noch wohl bewieſen werden, daß wahre Verdienſte und Tugend weit eher Hochachtung, als Verdruß oder Neid, erreget haben.

Im übrigen verdienet dieſe Schrift geleſen zu werden. Einige Dinge, die nicht eigentlich zur Hauptſache gehören, ſind vielleicht ein wenig zu weitläuftig abgehandelt worden.

V.

Gudelige Betragtninger, ſom Gien ſvar &c. Betrachtungen als eine Antwort auf die wichtige Frage in der chriſtlichen Lehre: Warum eigentlich ein göttlicher Erlöſer für uns nothwendig war? verfaſſet und zum Druck befördert, von **Chriſtoph Wegner**, auf Wemmetoſt. Kopenhagen 1763 bey Friedr. Chriſt. Pelt, 78 Seiten in 8.

Hier haben wir wieder eine Abhandlung, welche uns die Gründe, warum der Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts eine **göttliche** Perſon ſeyn mußte, aus der Vernunft begreiflich und faßlich machen will. Wir können uns aber noch nicht überzeugen, daß dieſe Frage aus der Vernunft beantwortet werden könne. Zum wenigſten halten die gewöhnlichen Beweiſe der Gottesgelehrten, wenn ſie mit gehöriger Schärfe und Strenge unterſuchet werden, nicht Stich, welches zum Theil aus dem Schluße der vorhergehenden Recenſion der Preisſchrift des Hrn. **Friis** erhellet. Daß Gott ſeinen eingebohrnen Sohn in die Welt geſendet habe, und menſchliche Natur annehmen laßen, damit er in derſelben durch vollkommene Haltung des von den Menſchen übertretenen Geſetzes, und Duldung der von ihnen verdienten Strafen Gott verſöhnen, und den Menſchen die ewige Seeligkeit erwerben könne,

ne, iſt eine Wahrheit, die ein jeder vernünftiger Chriſt annehmen muß. Daß ein oder mehrere Menſchen nicht das ganze menſchliche Geſchlecht mit Gott verſöhnen können, iſt gleichfalls eine unläugbare Wahrheit, wie die h. Schrift es ausdrücklich ſaget. Ferner räumet die Vernunft die **Nothwendigkeit** der Sendung einer **göttlichen Perſon** zum Erlöſer und Seligmacher, **an und vor ſich** betrachtet, gar leicht ein, ſo bald ſie die h. Schrift annimmt, (denn von ſelbſt würde ſie gewiß dieſelbe nicht gefunden haben,) weil ſie weiß, daß Gott allweiſe iſt, der allezeit die beſten, nöthigſten, und nützlichſten Mittel zur Erreichung ſeines Endzwecks erwählet, folglich gewiß nicht ſeinen eingebohrnen Sohn zum Erlöſer und Verſöhner geſendet haben würde, wenn es nicht nothwendig geweſen wäre. Allein die wahren Gründe, **warum** eben eine göttliche Perſon nothwendig geweſen ſey, und warum nicht andere vollkommne Geſchöpfe, als die verderbten Menſchen, Gott verſöhnen könnten, wird wohl unſere Vernunft nicht ſo leicht entdecken. Es iſt zwar nicht zu tadeln, daß man die geoffenbarten Wahrheiten der h. Schrift mit den Wahrheiten der Vernunft zu vergleichen, und jene aus dieſen herzuleiten und begreiflich zu machen ſucht, denn durch die erkannte Uebereinſtimmung der Lehren der Schrift mit den Lehren der Vernunft wird unſere Ueberzeugung um ſo viel größer und ſtärker. Nur muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht, um alles aus der

Vernunft faßlich zu machen, lieber andere mit ſeichten Scheingründen blenden, als aus Gefühl der Gränzen und Schwachheiten ſeiner Vernunft ſeine Unwiſſenheit geſtehen, und ſeine Vernunft der h. Schrift unterwerfen will.

Der Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift, hat, wie er in der Vorrede ſagt, nicht für gelehrte und ſtudierende, ſondern vielmehr für Layen, und einfältige Leute, zum Unterricht und zur Erbauung, welche leztere er zum Hauptzweck ſeiner Betrachtungen machet, geſchrieben, folglich wenn gleich nicht alle ſeine Beweiſe mit der Gründlichkeit, Richtigkeit und Genauigkeit, die ſonſten erfordert wird, geführet werden, ſo läßt ſich doch der Herr Verfaſſer entſchuldigen, in ſofern übrigens die Erbauung reichlich befördert wird. So viel können wir überhaupt ſagen, daß Herr W. ſeiner Hauptabſicht gemäß gehandelt, d. i. erbaulich geſchrieben habe. Weil er aber doch zugleich zum Unterricht geſchrieben, und auch einfältige Leute und Layen nicht mit unrichtigen und ſeichten Beweiſen abgeſpeiſet werden müßen, ſo verdienen dieſelben auch in einem ſonſt erbaulichen Buche unterſuchet und geprüfet zu werden.

Es werden von dem Herrn W. fünf Gründe, um die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers darzuthun, angebracht, und einem jeden aus denſelben geführten Beweiſe iſt eine erbauliche Nutzanwendung beygefüget.

Der erſte Grund der Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers, wird S. 15. folgendergeſtalt vorge-

vorgetragen: „Weil Gott als eine göttliche und „unendliche Perſon, durch des menſchlichen Ge„ſchlechts Ungehorſam und Uebertretung beleidi„get und erzürnet worden war, ſo mußte eine „göttliche Perſon ihn wieder zufrieden ſtellen. „Denn es mußte eine Gleichheit ſeyn zwiſchen „demjenigen, der erzürnet und beleidiget war, „und demjenigen, der den Beleidigten wieder zu„frieden ſtellen ſollte, woſern die Genugthuung „oder Befriedigung etwas gelten ſollte.„ Einem recht nachdenkenden Leſer wird die Folge dieſes Beweiſes alſobald zweifelhaft und verdächtig vorkommen, und zu folgenden Fragen Anlaß geben: Warum ſoll eben die genugthuende oder verſöhnende Perſon von gleicher Würde und Beſchaffenheit mit der Beleidigten ſeyn? Haben wir nicht in der Erfahrung Beyſpiele des Gegentheils? Kommt es nicht bey der Genugthuung vornämlich auf die Erſtattung und Wegräumung des verurſachten Schadens an, und nicht ſowohl auf die Gleichheit des Beleidigten und Genugthuenden in Anſehung der Würde? Und gewiß die Ungleichheit allein und überhaupt genommen, wenn man nicht beſondere Eigenſchaften feſtſetzt, die der Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts haben muß, bey niemand aber als bey einer unendlichen Perſon gefunden werden, kann kein gültiger Beweis der Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers ſeyn, deswegen auch unſer V. in der weiteren Ausführung ſeines Beweiſes folgende Eigenſchaften eines Erlöſers annimmt:

1) **Er muß ohne Sünde ſeyn**; denn, wie Herr W. ſagt, wer ſelbſt in Schuld bey Gott ſtehet, und nicht für ſich bezahlen kann, wie ſollte der für andere bezahlen können. 2) **Der Erlöſer der Menſchen muß frey von aller Verbindlichkeit, ja der Herr des Geſetzes ſelbſt ſeyn**, und zwar deswegen, weil derjenige, der ſelbſt zur Haltung des Geſetzes verbunden iſt, ſich und andern nichts dadurch erwerben kann. 3) **Er muß einen unendlichen Verſtand haben**, um alles dasjenige zu wiſſen, wodurch das Erlöſungswerk befördert, und wodurch es gehindert werden könnte. Da nun weder Menſchen, noch Engel, noch irgend andere Creaturen alle dieſe Eigenſchaften haben, ſo ſchließet der Herr V. daraus, daß der Erlöſer nothwendig Gott ſeyn mußte. Allein die beyden letzteren Eigenſchaften eines Erlöſers verdienten wohl mit ihren Beweiſen genauer unterſuchet zu werden; denn in Anſehung der zweyten müßte noch erſt deutlich und gründlich erwieſen werden, daß es gänzlich unmöglich ſey, daß ein endlicher Geiſt, der in ſeiner anerſchaffenen Heiligkeit beharret, außer demjenigen Gehorſam, den er als eine vernünftige Creatur ſeinem Schöpfer ſchuldig iſt, gewiſſe von Gott verordnete Handlungen vornähme, wodurch Gott mit andern gefallenen Geiſtern verſöhnet und befriediget würde. Und was die dritte Haupteigenſchaft eines Erlöſers, nämlich die Allwiſſenheit, betrifft, ſo iſt die erforderte Erkenntniß aller, ſowohl Beförderungs- als Hinderungs-

mit-

mittel der Erlöſung, bey weiten noch nicht die Allwiſſenheit, und ohnedem konnte es genung ſeyn, wenn ſolche Erkenntniß bey demjenigen zu finden wäre, der das Mittel und die Art und Weiſe der Erlöſung verordnet und beſtimmet hätte.

Der **zweyte** Grund, warum der Erlöſer Gott ſeyn müßte, welcher S. 27 bis 28 vorgetragen und erläutert wird, iſt folgender: **Weil ſeine Genugthuung unendlich ſeyn, und eine unendliche Gültigkeit haben müßte.** Hier wird uns der Begriff der Genugthuung für die Sünde gegeben, daß ſie nämlich beſtehe in der Erſtattung des unbeſchreiblichen Schadens, welchen die Sünde in der Welt verurſachet hat, welcher doppelt iſt, theils, daß das Böſe, welches ſtrafwürdig iſt, begangen worden, theils die vollkommene Heiligkeit untergegangen und unterlaſſen worden iſt. Hieraus wird die Nothwendigkeit des **leidenden** und **thuenden Gehorſams** gezogen, und ausdrücklich behauptet, weil nichts vor Gott gelten kann, als was unendlich iſt, alle Tugenden aber, Handlungen und Leiden der Creaturen, ſie mögen auch noch ſo vollkommen ſeyn, und was irgend ſonſt ſich in der Welt denken läſt, endliche Dinge ſind, ſo mußte folglich die erlöſende oder verſöhnende Perſon wahrer Gott ſeyn, um durch dieſe Beſchaffenheit ihren Handlungen und Leiden einen unendlichen Werth zu verſchaffen. Allein hier könnte gefraget werden; Iſt es allgemein und uneingeſchränkt

ſchränkt wahr, daß nichts, als was unendlich iſt, vor Gott gelten könne? Würde Adams Gehorſam im Paradies nicht für ihn und alle ſeine Nachkommen vor Gott gegolten haben? Und war dieſer Gehorſam nicht endlich? Gilt nicht die Heiligkeit der guten Engel vor Gott? Und iſt dieſe nicht endlich. Hr. W. gebraucht das Wort **unendlich** ſehr oft in ſeiner Abhandlung, ohne demſelben eine gewiſſe beſtimmte Bedeutung zu geben, welches faſt ein allgemeiner Fehler bey den Schriftſtellern in der gegenwärtigen Materie iſt. Er behauptet mit Recht, daß die Genugthuung vollkommen ſeyn, und eine unendliche Gültigkeit haben müßte, d. i. wie er ſich S. 28 erkläret, vor dem unendlichen Gott gelten, und zwar für alle Menſchen in alle Ewigkeit; wenn er aber ferner daraus ſchließet, daß ſie, um dieſe Gültigkeit zu haben, in ſich **unendlich** ſeyn, d. i. wie aus oben angeführter Stelle des Hrn. V. genugſam erhellet, in Handlungen und Leiden, die keine Grenzen haben, und im ſtrengen Verſtande unendlich ſind, beſtehen müßte, ſo müſſen wir geſtehen, daß wir die Folge nicht einſehen. Uebrigens wird die Vollgültigkeit des Leidens und Todes unſers Heilandes, und die Unzulänglichkeit ſo wohl anderer irrdiſcher Dinge, als auch der Opfer im A. T. in ſofern ſie an und vor ſich, ohne Abſicht auf den künftigen Meßiam betrachtet werden, aus der h. Schrift ganz erbaulich und lehrreich erwieſen.

Der

Der **dritte** Grund der Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers iſt S. 39. **Weil die Macht und Gewalt unſerer geiſtlichen Feinde über uns nicht ohne eine unendliche Macht, welche nur bey einem göttlichen Erlöſer gefunden wird, abgeſchaffet werden konnte.** Teufel, Sünde, Tod und Hölle werden als unſere geiſtliche Feinde angeführet, ihre Macht, die ſie über uns durch den Sündenfall bekommen haben, aus der h. Schrift gezeiget, und der herrliche Sieg Chriſti über dieſe Feinde aus ſchönen Sprüchen bewieſen.

Der **vierte** Grund wird S. 51. alſo von dem Hrn. W. ausgedruckt: **Weil unſere vollkommene Freyheit und Rettung von unſern geiſtlichen Feinden nicht ohne einen göttlichen Erlöſer erworben werden konnte.** Dieſer Grund muß einem jeden Leſer beym erſten Augenſchein nothwendig als einerley mit dem vorhergehenden vorkommen. Allein bey Durchleſung der Ausführung des Beweiſes wird man finden, daß Hr. W. hier ſein Abſehen auf die **vollendete Seligkeit**, oder jenes ewige Leben gehabt, welches er der von dem Erlöſer zu leiſtenden vollkommenen Haltung des Geſetzes, als der erwerbenden Urſache, zuſchreibet. Der Beweis wird alſo ausgeführt. Das ewige Leben, als ein unendliches Gut, kann nicht ohne unendliche Handlungen erlanget werden. Sollten alſo die gefallenen Menſchen die ewige Seligkeit erlangen, ſo gehörete eine göttliche Perſon dazu,

welche an der Menſchen Statt einen unendlichen Gehorſam leiſten konnte. Allein hier muß weiter bewieſen werden, daß unendliche Handlungen zur Erlangung des ewigen Lebens erfordert werden. Würde Adam nicht, wenn er ſeine Probe ausgeſtanden hätte, durch die Haltung des Geſetzes, welche ganz gewiß lauter endliche Handlungen in ſich begriffen hätte, das ewige Leben erhalten haben? Haben nicht die guten Engel durch die Haltung des göttlichen Geſetzes, welche gleichfalls aus lauter endlichen Handlungen beſtanden, eine vollendete Seligkeit erlanget? Fordert man von dem Erlöſer, welcher der Menſchen Stelle vertreten, einen im ſtrengen Verſtande unendlichen Gehorſam, ſo kann allezeit die Frage aufgeworfen werden: Sind dann nicht alſo die Menſchen gleich Anfangs zu einem unendlichen Gehorſam verbunden geweſen, weil ihr Bürge denſelben hat leiſten müſſen? Iſt nicht ein im ſtrengen Verſtande unendlicher Gehorſam bey endlichen Geiſtern unmöglich? Hat Gott dann die Menſchen gleich anfangs zu unmöglichen Dingen verbunden?

Aus dieſem allen erhellet genugſam, daß die von dem Hr. W. aus der Vernunft geführte Gründe der **Nothwendigkeit** eines göttlichen Erlöſers, noch nicht ſo ausgemacht ſind, wie ſich die meiſten Gottesgelehrten einbilden, und vielleicht wird die Urſache, warum unſer Erlöſer eine göttliche Perſon ſeyn mußte, ein Geheim-

niß

niß bleiben, das erſt in jener Ewigkeit aufgedecket wird.

Was den fünften Grund S. 63 betrift, **daß nämlich Gottes Rath zu unſerer Seligkeit, welcher einen göttlichen Erlöſer im A. T. verſprochen und bezeichnet hatte, unveränderlich ſey**, ſo kann dies nicht eigentlich ein Grund der Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers genennet werden. Denn weil ein göttlicher Erlöſer vonnöthen geweſen, deswegen hat Gott ihn nicht allein im A. T. vorherbezeichnet und verſprochen, ſondern auch wirklich in der Fülle der Zeit gegeben. Die Unveränderlichkeit des Rathſchluſſes Gottes und die Vorherbeſtimmung und Verkündigung eines göttlichen Erlöſers kann folglich wohl der Grund der wirklichen Sendung deſſelben, nicht aber der Nothwendigkeit deſſelben an ſich betrachtet genennet werden. Die von dem Hr. W. aus dem A. T. angeführten Stellen, woraus die Göttlichkeit des Meßias erhellet, ſind allzu bekannt, als daß wir ſie hier anführen dürfen. Zum Schluſſe wollen wir nur noch zwey von dem Hr. W. begangene Fehler bemerken, erſtlich, daß er ein Wort und daſſelbe öfters ohne Noth wiederholet, welches den Leſern nothwendig verdrießlich fallen muß. Zweytens, daß er ohne Noth lateiniſche und franzöſiſche Wörter, als präſtiren, lädiren, Satisfaction, Pardon, Damna und dergleichen untermiſchet, welcher Fehler anjetzo um ſo viel weniger ſich entſchuldigen läſt, weil es ſo

wohl

wohl leicht als gebräuchlich geworden, die Sprache in der man ſchreibt, rein, ohne fremde Wörter darein zu miſchen, zu ſchreiben.

VI.

Tullins däniſche Gedichte.

Unter allen däniſchen Dichtern behauptet der Herr Rathsherr **Tullin** in **Chriſtiania** noch immer den erſten Rang. Wir haben ſeiner ſchon bey Gelegenheit ſeines ſchönen Preisgedichtes über die Schiffahrt gedacht, und wir können es nicht länger unterlaſſen, ſeine übrigen Gedichte, deren wir leider! nur wenige haben, unſern Leſern bekannt zu machen. Sie ſind zwar ſchon ſeit einigen Jahren ſtückweiſe, bey verſchiedener Veranlaſſung, heraus gekommen, im vorigen 1763. Jahre aber hat der Buchdrucker **L. N. Svare**, von allen eine neue Ausgabe in 4, jedoch ohne Wiſſen des Hrn. Verfaſſers, beſorget. Sie betragen zuſammen 11 Bogen.

Ein Mäytag.

Dieſes Leſenswürdige Gedichte iſt ſchon durch das 52 St. des nordiſchen Aufſehers in Deutſchland bekannt geworden. Daß es eigentlich, eben ſo wie die folgenden Gedichte, nur ein Gelegenheitsgedichte iſt, das vermindert ſeinen Werth im geringſten nicht. Mehr als die Hälfte deſſelben iſt eine vortrefliche Beſchreibung ei-

eines ſchönen Tages im May, und erſt am Ende erwähnet der Dichter der Hochzeit ſeines Freundes. Wir gedenken hier nur desjenigen Theiles, der zu unſerm Zweck dienet; und davon iſt der Entwurf dieſer: Herr Tullin reiſet aus Verdruß über die moraliſchen Uebel der Stadt aufs Land, wo er vergnügter zu ſeyn hoffet. Hier wirft er ſich auf einem angenehmen Hügel nieder, und bewundert die Pracht der Natur in der Schönheit des Frühlings, und voll von dieſer Bewunderung wird er über die Güte und Allmacht Gottes lebhaft gerühret, und zur Dankbarkeit bewogen. (*)

Das ganze Gedicht iſt voll ſchöner und erhabener Stellen, es ſey, wenn der Dichter über die

(*) Der Hr. Hofpred. Cramer ſagt zwar, wie er den Entwurf dieſes Gedichtes im nord. Auff. anzeiget, daß der Dichter aus Kopenhagen nach Norwegen gereiſet ſey; allein uns dünkt nicht, daß man dieſes aus dem Gedichte wahrnehmen könne. Die erſte Ausgabe, die uns zu Händen gekommen iſt, iſt von 1759. Der Hr. Hofpred. muß aber, wie wir aus andern Umſtänden ſchließen, noch eine ältere gehabt haben. Indeſſen ſollten wir doch nicht glauben, daß eben nur dieſe Stelle, die obiges anzeiget, in jener weggelaſſen oder verändert worden wäre. Daß er eine norwegiſche Gegend vor Augen gehabt habe, erhellet allerdings aus verſchiedenen Beſchreibungen; es giebt aber in Norwegen auch Städte, bey denen alles, was der Dichter ſaget, ſtatt finden kann.

die Laſter und Unvollkommenheiten der Stadt zürnet, oder wenn er die Schönheit der Erde bewundert. „Meine Muſe, (hebt er an) laß „uns aus dieſem melancholiſchen Gefängniß flie„hen, wo die Wünſche täglich unter Drang„ſalen ſterben und gebohren werden, um wieder „zu ſterben, wo man die Tugenden gegen Gold „wäget; wo die Armuth der größte Fehler (*) „iſt, und der Reichthum den Thoren klug, ehr„würdig, edel, ſinnreich, und witzig machet; — „wo die Sonne den Morgen auf geſchloſſene Au„genlieder malet; — wo ſelbſt die Weisheit den „Geſetzen des Thoren unterworfen iſt; — wo „Verheiſſungen bloße Bewegungen der Zunge „ſind, und Tugenden nur gerühmet werden, „um ſie in Verſuchung zu führen. — u. ſ. w.„

Weil Hr. Cramer die ſchönſten Stellen dieſes Gedichtes in ſeinem angenehmen und überall bekannten Wochenblatte überſetzet hat, ſo wollen wir den übrigen Innhalt nur noch kürzlich anzeigen.

Nachdem der Dichter die Unruhe der Stadt beſchrieben hat, beſinget er die Anmuth und Schönheit des Frühlings auf dem Lande. Er wird von einem ſchönen Gegenſtande zum andern

hin-

(*) Im Original ſtehet zwar Laſt, allein das bedeutet im Däniſchen auch oft Fehler, und hier kann es unſers Bedünkens, des Zuſammenhanges wegen, nicht wohl eine Laſt, wie es in nur gedachter Wochenſchrift überſetzet worden, anzeigen.

hingeriſſen. Er hört den Geſang der Vögel, und preiſet ſie glücklich, weil ſie ohne Sorgen ſind. Die Lerche nimmt ihn inſonderheit ein. „Hier (ſagt er) floß ein Strohm von Tönen in „die Luft und ins Ohr. Alles, was die Seele „rühren kann, hörte ich in dieſem Geſange.„ Und nun erheben alle dieſe reizende Gegenſtände ſeine Seele zu dem Schöpfer derſelben. Wir halten dieſen Theil des Gedichtes für den ſchönſten, wie denn Hr. T. überhaupt in ſeinen Geſängen am erhabenſten iſt, wenn er von Gott oder von großen Dingen redet.

„In dieſem Augenblick flog meine Seele, „mit heiligem Feuer in jedweder ihrer Kräfte, (*) „hinauf zu - - wie ſoll ich dich nennen? Na„menloſes Weſen! — Unerſchaffener Schö„pfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unendlich „iſt! — Du biſt alles, und alles in dir; über„all zeigen ſich deine Fußtapfen. — Du ma„cheſt den Sommer, den Winter, den Herbſt, „zu Predigern deiner Macht und Ehre; aber „der Frühling? — — O Schöpfer, der iſt „eitel Stimme! (**) Er ſpricht mit Millio-

(*) Der Hr. Hofpred. C. überſetzet i hver en Ævne, in jedem Gefilde, wozu ihn wohl die Uebereinſtimmung das Ævne mit Ebene, da er es vielleicht nicht genau angeſehen, verleitet haben mag.

(**) In oftgedachtem Stück des nord. Auff. ſtehet: Er iſt ganz Ruhm; im Original heißet es aber; Er iſt eitel Stimme (idel Röſt),

„nen Zungen. — Er iſt am meiſten unter al„len dir ähnlich. — Er iſt beynahe du ſelbſt. „(*) u. ſ. w.„

Wir würden uns glücklich ſchätzen, wenn wir viele Gedichte von dieſer Gattung mitzutheilen fähig wären. Einige fehlerhafte Stellen, deren auch der Hr. Hofpred. **Cramer** verſchiedene angemerket hat, haben wir gefunden, und hauptſächlich ſind es folgende:

In der 5 Strophe: Dievlen er kun Pöblens *Rüs* (der Teufel iſt nur des Pöbels **Ruthe**), und hans Hierte önsker, han var *radbrækket* (ſein Herz wünſchet, daß er **gerädert** ſeyn möge).

In der 11 Strophe: Solens brudte Straaler, ſom i tuſind *Chriſtalſpeile*, ſpilled paa Bölgerne (die gebrochene Stralen der Sonne ſpielten auf den Wellen, wie in tauſend **Chriſtallſpiegeln**).

In der 17 Strophe: See, hvor vi elſke, *vi*, *vi*, *vi*, (ſeht, wie wir lieben, **wir**, **wir**, **wir**).

In der 22 Strophe: födde Muſicant (gebohrner Muſicus), und lille ſöde Flöteniſt (kleiner ſüſſer Flöteniſt).

Hieher gehöret auch ſkatteret, ſtafferet, careſſérte, intonérte, und inſonderheit das Dirlirlili, beym Geſang der Lerche.

Alle

welches auch mit den übrigen Gedanken beſſer übereinkommt.

(*) Dieſe Vergleichung iſt wohl zu kühn.

Alle dieſe Ausdrücke ſind theils nicht erhaben genug, und theils ſind es, ſo wie das in der 22. Strophe angebrachte Echo, bloße Spiele, die eines ſo ſchönen Gedichtes ganz unwürdig ſind. Wir haben ſchon vorhin (*) geſagt, daß Hr. **Tullin** das edle in der Sprache gar zu ſehr aus der Acht laſſe, und wir befürchten immer, daß ſein Beyſpiel einen Einfluß auf geringere Dichter haben möge. (**)

Eine Bittſchrift des weiblichen Geſchlechts an das Gericht der Vernunft.

Dieſes iſt ein ſcherzhaftes Hochzeitgedicht, das zwar verſchiedene artige und angenehme Gedanken hat, mit dem vorhergehenden aber doch in gar keine Vergleichung kommt.

Gedanken bey dem Bette einer ſterbenden Schweſter.

Hr. **Tullin** erzählet in dieſem Gedichte, welches eines von ſeinem ſchönſten iſt, ſeine Gedanken und Empfindungen bey dem Sterbebette ſeiner Schweſter. „Ich dachte„ ſagt er„ was „ich oft, aber nie zu oft, gedacht habe, wenn „die Sinne meine Seele zu den Lüſten hinab „ſenkten: Baue immerhin mit marmornen Ge-

(*) Bey Recenſion ſeiner Preisſchrift.

(**) In mehrerwähntem nordiſchen Auſſ. wird auch, als ein Fehler, angemerket, daß über die Strophe, welche Hr. T. ſeinen Freund Menalcas ſingen läſſet, die Melodie derſelben ſtehe; in den neueren Ausgaben des Gedichtes iſt dieſes aber weggethan.

„danken auf dem Stumpf der Hofnung, aber „ſiehe, nach dir bleibet nichts zurück, als Seele „und Schatten. O Seele, ich nenne dich, „und zittere bey deinem Namen, — du Geiſt „vom Geiſte der Geiſter, der nach dem Staube „noch ſeyn wird, und denn, wenn alles verloh- „ren iſt, Ruhe erwartet. —„

„Wohlan ihr, die ihr euch frey glaubet, ge- „zwungene Sclaven der Vernunft, (*) die ihr „von Witz taumelt und immer rufet, daß ihr „frey denket: kommet her, laſſet uns denken; — „und ernſthaft denken! — Folge mir, Ver- „nunft, zum Lager jenes Kranken, da können „wir frey denken. — Da iſt die Seele von den „Feſſeln des Blutes und der Sinne entlediget; „ihre Ausſicht wird frey, ſie wird ein wahrer „Freydenker. Sie überdenkt, — wie viele „Flecken ſie noch vom Staube an ſich trägt. „Sie will wieder glückſelig werden, und ſucht „alſo, zu ihrem erſten Urſprung zu gelangen; „aber ach, es donnert, und die Heiligkeit ver- „ſagt ihr ihren Schutz. Weggedonnert von „Gott fällt die Seele taumelnd wieder hinab zur „Erde. — —„

Darauf beſchreibt Hr. Tullin die ganze Unruhe der Seele, und ihre Verzweifelung, wie ſie nirgends Ruhe finden kann. Doch mitten in dieſer troſtloſen Angſt „ſieht ſie, — o meine „See-

(*) Wir wiſſen nicht, was der Hr. Verf. eigentlich durch gezwungene Sclaven der Vernunft anzeigen will.

„Seele „ruft der Dichter aus„ laß dieſes Ge„ſicht dich rühren; es beuge ſich die ganze Na„tur! — Sie ſiehet auf jenem Berge ein Creuz, „einen blutigen Leichnam; — einen Gott für „die Welt bluten, und (o großes Geſicht!) die „Ewigkeit ſterben! (*) — Am Gipfel hiengen „die zerbrochene Pfeile des Todes, und zu den „Füſſen lag die Verdammung hingeworfen. — „Hier ſank die Seele aufgeheitert ans Creuz nie„der, und umfieng dieſe Säule der Hoffnung. — „Und nun ſinkeſt du hin, Vernunft, die du „vorher ſo frey dachteſt, vielleicht führte ich „dich zu weit von der Erde ab, aber ſoll dein „dunkler Schein einſt zu einem größern Lichte „werden, ſo gehe aus von dem Getüm„mel der Welt, und rede oft mit den „Kranken. —„

Es iſt unnöthig, daß wir uns bemühen, die Hoheit und Lebhaftigkeit dieſer Gedanken recht zu zeigen; Leſer von gutem Geſchmacke werden ſie ſchon ſelbſt erkennen.

Unter diejenigen Ausdrücke, welche uns in dieſem Gedicht ſchlecht dünken, zählen wir vornämlich: Daß das Getümmel der Welt hier und da Verdens ſviir og ſværm genennet wird; ferner: Kiödets Maſke er paa de törre Been afſkavet (die Larve des Fleiſches iſt von den dürren Gebeinen abgeſchabet) in der 6 Strophe; und

(*) Die Ewigkeit ſtirbt, iſt ſonſt wohl nicht der richtigſte Gedanke.

Sielen ſtikked Jeſu Blod (die Seele leckte Jeſu Blut) in der 12 Strophe.

Thränenvolle Erinnerung an eine geliebte Schweſter.

Gedanken, die bloß denjenigen Todesfall betreffen, der das jetzt angezeigte Gedicht veranlaſſet hat.

Gedanken von der Macht des Todes über die Tugend.

Hier klagt der Hr. Verf. über den Tod ſeiner Schweſter und iſt unzufrieden darüber, daß auch tugendhafte dies harte Schickſal erfahren müſſen. Die Gerechtigkeit ſtellet ihn deswegen zur Rede, wird aber von dem Tode, der ſich allein die Macht über das Leben des Menſchen zuſchreibet, unterbrochen. Jene beantwortet ſolches, und ſuchet darauf den klagenden Dichter zu tröſten.

Dieſes Gedicht iſt wohl das ſchlechteſte in der ganzen Sammlung. Es hat überhaupt, und inſonderheit in der Unterredung des Todes mit der Gerechtigkeit, ſehr viel niedriges.

Süßigkeit in der Bitterkeit; das Leben in dem Tode.

Das iſt nun wiederum ein Gedicht voll der erhabenſten Gedanken. Der Tod wird darinnen theils, als etwas fürchterliches, für die bloße Vernunft, und theils, als etwas troſtreiches, für den Chriſten, betrachtet.

„Gebohren werden und ſterben, welche wich„tige Minuten! Die beiden Pole, um welche

„das

„das Leben ſich drehet. Einer eröfnet, der an„dere beſchlieſſet die Scene, und dieſer zeiget, „wie jener genennet werden müſſe. — Ster„ben; o geringes Wort! o Gedanke, voller Fol„gen! — Wie groß und wie wichtig iſt dieſer „letzte Period des Lebens! — Die Vernunft „kann den Tod unmöglich mit Gleichgültigkeit „kommen ſehen. Eine Trennung zwiſchen Geiſt „und Cörper muß ſie rühren. — Iſt Sterben „weiter nichts, denn zu Leben aufhören? — „Iſt Tod und Vernichtung einerley; und iſt der „menſchlichen Seele kein größerer Kreis, „als dieſes Leben, beſchieden, — ſo handelt „derjenige am klügſten, der es bald zu endigen „trachtet, und der am allerleichtſinnigſten an den „Tod gedenket. — Wenn aber der Tod derjeni„ge Punkt iſt, der die Seele zur Freude oder „Quaal, und zu einer Ewigkeit, die nicht ge„zählet, nicht gedacht werden kann, beſtimmet: „ſo iſt der ärger, denn ein Vieh, der leichtſin„nig ſtirbt. —„

Im zweyten Theil des Gedichtes zeiget darauf der Hr. Verf. daß wir, weil uns die Vernunft keinen beruhigenden Troſt wider die Schrecken des Todes geben könne, einen andern ſuchen müßten. Dasjenige, was uns im Leben am meiſten tröſten kann, nämlich: Daß der Sohn Gottes für uns geſtorben iſt, giebt uns auch im Tode den größten Troſt, und dadurch geſtärkt, kann der Chriſt dem Tode lächelnd entgegen gehen.

Gedanken über die Zukunft.

Ein kleines Gedicht, das eines Tullins würdig iſt. Es dünkt uns faſt das ſchönſte von allen zu ſeyn: ein großer Gegenſtand, ſtarke Gedanken, und edle Ausdrücke!

Der Dichter erwacht voll Furcht und Schrecken aus einem Traum, von dem ſeine Seele ermüdet worden war. „Mich dünkte, (ſagt er) „daß ich plötzlich auf eine Ebene kam, wo alles „ſtille und ruhig war; die ganze Natur ſchien „eine Wohnung des Schlafes. — Ich ſchauete „umher, aber ich fand niemand, außer mir. — „Die Sterne ſchimmerten auf eine ungewohnte „Weiſe, gleich dem letzten Schein eines Lichtes, „wenn die Flamme aufgehöret hat. Meine „Seele genoß einſam ihre Freude, — und wollte mit einem Seufzer empor zum Schöpfer flügen; aber ſie ſank ohnmächtig hin. —„ Jedes himmliſche Licht, erzählet der Dichter weiter, ward finſter; die Erde ſtand im Feuer, und allenthalben war Schrecken und Angſt. Die Donnerſtimme der letzten Poſaune erſchallet, und rufet die Menſchen zum Gericht. „Jeder „Menſch, jedes erſchaffene Weſen erwachte; der „zerſtreuete Staub ward wieder zum Cörper. — „Eine Schaar von Seelen kam, und jede gieng „in ihre neu erbauete Wohnung. —„

Nun war denn das ganze menſchliche Geſchlecht an einem Orte verſammlet, und alles war voll Furcht und Erwartung. Fürſten fielen weinend ihren Sclaven um den Hals, und Se-

cken waren da beyſammen, aber ſie erregten keinen Streit unter ſich. Der Erlöſer der Menſchen erſcheinet jetzt, als ihr Richter, voll gerechten Zorns und in göttlicher Majeſtät. „Der Glanz „ſeines Angeſichtes war herrlicher, denn der „Glanz von tauſend Sonnen, und der Regen„bogen war zu einem Kranze um ſein Haupt „geflochten. Seine ſtarke Hand öfnete das Ge„ſetzbuch. — Jeder ſeiner Blicke war ein Bote „des Todes. —„ Er ſpricht das Urtheil über die Gottloſen aus; ihre Verzweifelung, ihr Geſchrey, und ihre Klagen bewegen ihn nicht zum Mitleiden. „Er winkete, und gleich kamen „alle Plagen hervor, und hinter ihnen zuletzt „kam die Ewigkeit. —„

Ueber allen dieſen Jammer, erwacht der Dichter aber ſeine Seele verlieret ſich nun in Gedanken darüber, daß ſie ſolche erſchreckliche Dinge einſt wachend anſehen ſolle. Er erzittert, da er bedenket, daß Engel, daß Teufel einen jeden ſeiner ſündlichen Gedanken hören werden; allein er nimmt ſeine Zuflucht zu dem großen Richter ſelbſt. „Laß, o „Gott, deines Grimmes Donnerſtimme nie in „mein Ohr ſchallen; laß mich für deinem Ge„richt, für deiner Rache erbeben, aber ſenke ei„nen Gnadenblick von deinem Throne herab in „meinen Buſen. Zeige mir mein blutiges Ur„theil, aber zeige es mir zerriſſen! —„

Am Ende ſucht Hr. T. die Menſchen aus ihrem Schlaf zu ermuntern, damit (ſagt er) nicht die Paſaune des Gerichts ſie dort zu ſpät

auf-

aufwecken möge. „Werdet einmal Philoſo„phen! Sehet jede Zeile in dem Buche der Zei„ten voll vergeſſener Namen! Wo iſt Menander „nun? . . Dort ruhet ſein Staub. O Liſ„ſabon, du wareſt . . du wareſt einſt, aber „Gott richtete dich; und nun biſt du meinem „Traume ähnlich!„ (*)

Wir ſind verſichert, daß unſere Leſer mit unſerer Weitläuftigkeit in Anſehung dieſes Gedichtes nicht mißvergnügt ſind. Sie werden eben ſo wenig müde werden, ſchöne Gedanken zu leſen, als wir es geworden ſind, ſie abzuſchreiben. der einzige Vers: Skal du ved Luft og Tid forraadnes *kiere Krop*? (ſollt du durch die Luft und Zeit verweſen, **lieber Leib**?) dünkt uns, in Vergleichung mit den übrigen, nicht ſchön genug.

Uebrigens wünſchen wir, daß uns dieſer würdige Dichter noch oft Anlaß geben möge, ſeiner zu erwähnen. Wir hätten es ſonſt nicht gewaget, dieſe Gedichte, weil ſie, wie wir ſchon oben bemerket haben, bloß den gewöhnlichſten Gelegenheiten gewiedmet ſind, hier anzuzeigen, wenn nicht der beſte Dichter Dännemarks es verdienete, daß auch Deutſchland ihn genauer kennen lernet.

Over-

(*) Dieſe Verſe ſcheinen uns mit dem Ganzen des Gedichtes nicht recht zuſammen zu hangen. Wir glauben daher faſt, daß ſie auf irgend eine Geſchichte zielen, durch die etwa das Gedicht veranlaſſet worden.

VII.

Overſatt Poëſie &c.
Ueberſetzungen für Dichter und Kunſtrichter. in 8.

Dieſes iſt der Titel einer Schrift, die ſtückweiſe herauskommen ſoll. Sie iſt von dem Verfaſſer, Herrn H. Schiermann, der Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Geſchmacks zugeſchrieben, und in der Vorrede zeiget er ſein Vorhaben an, nämlich: diejenigen Gedichte, die von der Dichtkunſt, Critik, und den ſchönen Wiſſenſchaften handeln, in die däniſche Sprache zu überſetzen. Seine Abſicht iſt rühmlich. Er will dadurch angehenden Dichtern zu Hülfe kommen, damit ſie Natur und Kunſt auf eine glückliche Weiſe vereinigen lernen. Man hat in der Däniſchen Sprache noch kein ſolches Gedicht aufzuweiſen, folglich iſt des Herrn Verfaſſers Bemühung um ſoviel mehr zu loben. **Pope, Buckingham, Roscomon, Boileau, Horaz**, ſind die Dichter, deren Gedichte von dieſer Gattung er zu überſetzen geſonnen iſt, welche er aber um deswillen nicht auf einmal in den Druck geben will, weil ihm eines Theils der Geſchmack ſeiner Landesleute in dieſem Stücke noch nicht recht bekannt iſt, und zweytens Bücher überhaupt hier ſehr wenig abgehen. Wir wünſchen indeſſen aufrichtig, daß ſeine lobenswürdige Bemü-

mühung weder dadurch noch durch irgend eine andere Verhinderung unterbrochen werden möge.

Erſtes Stück. Der Tempel des Gerüchts, von Alexander Pope Esqu. 32. Seiten.

Mit dieſem Gedichte hat der Herr Verf. den Anfang gemachet und ſeine Ueberſetzung verdienet allen Beyfall. Er iſt nicht nur beyder Sprachen mächtig, ſondern auch ein Dichter (zwey Eigenſchaften, die einem Ueberſetzer ſehr nothwendig ſind) und wir getrauen uns, aus dieſer erſten Probe, unſern Landesleuten zum voraus zu verſprechen, daß ſie von ihm lauter gute und getreue Ueberſetzungen zu erwarten haben.

Gegenwärtiges Gedicht gehöret in ſoweit zu ſeinem Zweck, weil **Pope** darinn die Dichter lehret, auf welchem Wege ſie am ſicherſten zur Unſterblichkeit gelangen können. Indeſſen müſſen wir doch geſtehen, daß es uns beſſer gedünkt haben würde, wenn er dieſes Dichters Verſuch über die Critik zuerſt überſetzet hätte. Doch, er verſpricht in oben angezeigter Vorrede, daß erwähntes Gedicht ſein 2tes Stück ſeyn ſoll; man muß ſich alſo bis dahin gedulden.

Im übrigen iſt dieſes Gedicht, wie **Popens** ſämmtliche Schriften, ſchon ſo bekannt, daß wir deſſen Jnnhalt nicht anzuzeigen bedürfen, ſondern aus der Ueberſetzung nur einige Stellen, die uns inſonderheit nicht richtig geſchienen haben, anmerken wollen.

S. 3

S. 3. finden wir: Og ſom en Bölges Knur, der *vaſker* Breddene (wie das Gemurmel einer Welle, die den Strand wäſchet.) Dieſer Vers dünkt uns etwas unedel. Im Original heißet es viel ſchöner: Or billows murm'ring on the hollow ſhore.

S. 6. heißet es in der Ueberſetzung: Og Biergets halve Deel blev Byens Muur og Fryd (und der halbe Theil des Berges wurde die Mauer und Freude der Stadt;) im Original aber: And half the mountain rolls into a wall. Unſers Bedünkens iſt die Mauer und Freude der Stadt eine etwas ſeltſame Verbindung.

S. 9. iſt in dem Verſe: Paa blodbefarvede og grove Jernpiller, eine Sylbe zu wenig.

S. 11. — Ved hver af Portene i hvide Klæder ſtode,
Hiſtoriſkrivere, *dog ikkun lutter gode*,
Derover Tiden ſtod med en omkaſter Lee,
Og med & Baand, ſom bandt ham begge Vingerne.

(An jedem Thore ſtanden Geſchichtſchreiber, doch nur lauter gute, in weißen Kleidern; darüber ſtand die Zeit mit einer umgekehrten Senſe, und mit einem Bande, das ihre beyde Flügel band.)

Dieſe Verſe heiſſen in der Urſchrift:

Full in the paſſage of each ſpacious gate,
The *ſage* Hiſtorians in white garments wait;
Grav'd o'er their ſeats the form of Time was found,

His

His ſcythe revers'd, and both his pinions bound.

Sollte nicht ſage hier bloß ein allgemeines Beywort der Geſchichtſchreiber ſeyn? oder ſollte Pope, wie der Herr Ueberſetzer glaubet, damit haben ſagen wollen, daß nur gute da geſtanden wären? Der letzte dieſer 4 Verſe: Og med & Baand &c. iſt gar nicht ſchön.

Uebrigens müſſen wir hierbey bemerken, daß Herr Sch. ſich gar nicht ſclaviſch an jeglichen Ausdruck ſeines Originals gebunden habe. Er hat ſich, als ein guter Dichter, dieſe Freyheit mit allem Rechte nehmen können, und wir würden auch eben deßwegen nichts bey obigen und anderen Verſen zu erinnern haben, wenn wir nicht dafür hielten, daß ſie im engliſchen ſchöner und richtiger gegeben wären, denn im Däniſchen.

Auf eben derſelben Seite hat der Herr Verf. ſtatt Lybien, dem Sylbenmaaße zu gefallen, Lybjen geſetzet, welches aber ein wenig rauh lautet. (*)

Auf der 17. S. iſt imperial ſeat durch Keyſerindle-Sæde gegeben; wäre aber Keyſerlige oder Kongelige Sæde nicht beſſer geweſen?

S. 27. Statt bred, breder, bredeſt, heißet es in der Urſchrift viel ſchöner: wide, and more wide.

In

(*) Vielleicht kann es damit entſchuldiget werden, daß Pope ſich ebenfalls dieſer Abkürzung bedienet hat.

In dem letzten Verſe des Gedichtes hat das hebreve vermuthlich dem Reim auf dem vorhergehenden leve ſeinen Urſprung zu danken, denn wir glauben nicht, daß der Verf. außer dem dieſes Wort gebrauchet haben würde.

VIII.

Svar paa det ſpörsmaal, hvorfor en guddommelig Forlöſer egentlig var fornöden for os &c. D. i. Antwort auf die Frage: Warum ein göttlicher Erlöſer eigentlich für uns nothwendig geweſen, verfaſſet von **Sören Bugge**, Prediger zu Holt in Chriſtianſand. Kopenhagen 1763. Bey Joh. Gottlob Gothe. 72 Seiten in 8.

Dieſe Abhandlung iſt eine von den Fünffen, welchen die Herausgeber der Preisſchrift des Herrn **Friis** in der Vorrede den Vorzug vor den vielen andern eingekommenen geben, und zugleich wünſchen, daß die Verfaſſer ſie zum Druck befördern möchten, weswegen auch der Verfaſſer der gegenwärtigen, wie er in der Vorrede ſagt, ſich verbunden geachtet, ihrem Verlangen nachzukommen.

Dieſe kleine Schrift giebt zwar in Anſehung der Ordnung, Gründlichkeit und weitläuftigen Ausführung der Preisſchrift des Herrn Friis vieles nach. H. Friis, welcher die Gründe der

Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers aus der **Vernunft** ſehr **philoſophiſch** anführet, und ſo wahrſcheinlich, als immer möglich, machet, hat auch inſofern der Abſicht der Aufgabe gemäßer gehandelt; allein unſer gegenwärtiger Verfaſſer, welcher die Sache mehr auf der h. Schrift, als der Vernunft gründet, und ſeine Vernunft in gehörigen Schranken zu halten ſuchet, iſt in dieſer Abſicht gewiß jenem vorzuziehen. Nichtsdeſtoweniger kommen hie und da einige Sätze und Gründe vor, die der Herr B. mit andern ohne weitere Unterſuchung angenommen hat, und die doch wohl noch nicht ausgemacht ſind. Die **Schreibart** iſt **erbaulich**, **rührend** und manchmal ſehr **feurig**, weswegen ſich auch dieſe Schrift mit Vergnügen durchleſen läßt, nur wäre zu wünſchen, daß die Sprache etwas flieſſender und leichter, und die Perioden nicht zu lang wären.

In der **Einleitung** ſagt Herr B. es wären zwey **Wege**, auf welchen man zeigen könne, daß ein göttlicher Erlöſer **vonnöthen** geweſen wäre, nämlich **erſtlich** die Gründe anzuzeigen, auf welchen die Göttlichkeit der h. Schrift ſich unumſtößlich gründet, denn wenn ſelbige feſtgeſetzt wäre, ſey die h. Schrift in der Sache eines göttlichen Erlöſers ſo deutlich, daß das Ziel damit erreichet wäre; oder **zweytens** zu zeigen, daß man durch Hülfe des geoffenbarten Wortes **vernünftig** urtheilen könne, daß uns ein göttlicher Erlöſer nöthig geweſen ſey. Herr B.

hat den letzten Weg erwählet, theils, weil er dadurch der Abſicht der Frage näher zu kommen meinet, theils weil es nicht an Schriften in der Däniſchen Sprache fehlet, die die Göttlichkeit der heiligen Schrift aus unumſtößlichen Gründen darthun.

Es wird S. 10. mit Recht behauptet, daß die Vernunft das Geheimniß der Göttlichkeit eines Erlöſers nie von ſelbſten erkennen noch einſehen könne, zugleich aber auch ganz richtig gezeiget, daß und wie die Vernunft uns zu dem geoffenbarten Worte Gottes leiten könne. Daß nämlich ein höchſtes Weſen ſey, welches alle herrliche Eigenſchaften und Vollkommenheiten hat, erkennen wir aus der **Betrachtung** der **erſchaffenen Dinge**; daß der Menſch als ein vernünftiges Geſchöpf dieſem Weſen alle Ehre, Anbetung, und Gehorſam ſchuldig ſey, fühlen wir vermöge des **Geſetzes** der **Natur**; und daß es uns ſowohl an Licht als Luſt und Willen unſere Schuldigkeit in Acht zu nehmen, fehle, ſagt uns unſer **Gewiſſen**. Ferner begreift die Vernunft gar leicht, daß Gott als ein allweiſes und gütiges Weſen den Menſchen nicht mit einem ſolchen verderbten Verſtand und Willen habe erſchaffen können. Folglich muß der Menſch aus ſeiner urſprünglichen Vollkommenheit gefallen ſeyn. Wie aber und wodurch dieß geſchehen ſey, dieß können wir auf keine andere Weiſe erfahren, als entweder durch eine **Nachricht** von den erſten Menſchen ſelbſt, ſo lange dieſelbe zu-

verläßig ſeyn konnte; oder durch eine **Schrift**, welche die höchſte Gerechtigkeit beſorgen mußte, um die Menſchen von ihrem Elend, und dem Zorne Gottes über die Sünde zu überzeugen. Ferner müßte die Liebe und Güte Gottes den gefallenen Menſchen ein Mittel mittheilen, wodurch ihnen wieder geholfen werden konnte, welches die Vernunft nie ausfindig machen kann.

Herr B. macht die richtige **Anmerkung**, daß aus den vielen **ungleichen** und ſich ſelbſt **widerſprechenden** Wegen, auf welchen verſchiedene **gleich vernünftige** Leute Gott zu dienen geſucht haben, und aus der in allen oder den meiſten befindlichen **Begierde** nach einem höhern Gute, welche nicht durch die größte Herrlichkeit der Welt geſtillet werden kann, genugſam erhelle, daß ein **Licht** und eine **Begierde** in der Seele ſey, ſo mit Finſterniß, Nebel und Dünſten umgeben iſt, daß ſie nicht recht durchbrechen kann, das Wahre zu ſehen und zu begehren, und folglich eines klăreren und mächtigeren Lichtes von außen bedarf, welches wir die **göttliche Offenbarung** nennen. Er zeiget zugleich bey dieſer Gelegenheit, daß es um ſo viel unvernünftiger ſey, die göttlichen Geheimniße aus dem Grunde zu leugnen, weil man ſie nicht mit der Vernunft ausfindig machen oder begreifen könne, da die nachdenkende Vernunft ſelbſt ihre Mängel und Gränzen erkennet, und folglich die Nothwendigkeit einer höheren Offenbarung einſehen kann.

Der Plan, den der Herr V. bey dem Erweis der **Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers** erwählet, iſt folgender. Er betrachtet ſie theils **auf Gottes Seiten**, theils auf Seiten **des Menſchen.**

In Anſehung Gottes leitet er oberwähnte Nothwendigkeit

I. daraus her: **Daß zufolge der Eigenſchaften und des Weſens Gottes niemand anders als eine göttliche Perſon der Erlöſer der Menſchen ſeyn könne.** Dieſes wird auf verſchiedene Art ausgeführet.

Erſtlich wird die **Unzulänglichkeit einer Creatur** zur Erlöſung der Menſchen S. 22, 23, 24 folgendergeſtalt gezeiget: „Die vollkommene Gerechtigkeit, welche nicht die Menſchen ſtrafen wollte, ohne ihnen Hülfe anzubieten, (ſintemal die Barmherzigkeit Gottes nicht zugeben konnte, daß ſie ewig umkämen) aber dabey für die geringſte Sünde Strafe fordert, mußte einen **Bürgen** haben, an welchem die Sünde konnte geſtrafet werden, nämlich einen ſolchen, der leiden, Angſt fühlen, und der Verdammten Pein, den Tod und mehreres für die Menſchen, und an ihrer ſtatt, ausſtehen konnte, folglich einen **Menſchen**, der ihre Natur hätte, an ihrer ſtatt ſeyn, und ein Gefühl der Strafe haben könnte. Dieſer Menſch ſollte für alle Arten Sünden aller und jeder Menſchen genugthun, folglich ſelbſt **frey von aller Sünde** ſeyn, ſonſten läge er ſelbſt unter dem Urtheil, bedürfte ſelbſt einer Verſöh-

nung, und wäre ein Abſcheu in Gottes Augen. Der Verſöhner ſollte zugleich **willig** alle die harten Leiden, die gefühlet werden ſollten, auf ſich nehmen, ſonſten könnte die Gerechtigkeit weder fordern noch zulaßen, daß er für andere litte. Der Erlöſer müßte **eigenthümlicher Herr über ſein Leben** ſeyn, welches er aufopfern wollte, nicht nöthig haben es für ſich ſelbſt aufzuopfern, noch ſelbſt dem Geſetze, als andere Geſchöpfe unterworfen ſeyn, ſondern ſich freywillig demſelben unterwerfen. Er müßte **Kraft** haben, einen vollkommenen Gehorſam ohne Sünde in allem, was gethan und gelitten werden ſollte, zu beweiſen, damit er nicht darinn ſtecken bliebe, ſondern alles überwinden könnte.„ Dies ſind die vom Herrn B. angeführte erforderliche Eigenſchaften des Erlöſers, die bey niemand, als bey einer göttlichen Perſon, gefunden werden, wie ſolches S. 24. gezeiget wird.

Zweytens behauptet Herr B. S. 28, daß der Erlöſer deswegen eine göttliche Perſon ſeyn mußte, **weil die Ehre der Erlöſung nicht geringer iſt, als die Ehre der Schöpfung, und Gott ſeine Ehre niemand andern, außer ſich geben kann**, insbeſondere, da die Menſchen durch die Erlöſung ein **Eigenthum** desjenigen, der ſie löſet, werden müßen. Dieſer Beweis aber wird bey einer ſcharfen Beurtheilung nicht Stich halten. Denn daraus, daß die Ehre der Erlöſung Gotte nothwendig zukommen müße, folget weiter nichts, als daß Gott

ſelbſt

ſelbſt das **Mittel** der Erlöſung ausfindig machen, und die erlöſende Perſon beſtimmen müßte, nicht aber, daß ſie nothwendig eine **beſondere** göttliche Perſon ſeyn müßte. Ohnedem bekömmt nicht allezeit die befreyende oder erlöſende Perſon ein eigenthümliches Recht über die Erlöſeten, wenn ihr nämlich das Werk der Erlöſung von einem andern aufgetragen und anvertrauet worden iſt, daß ſie es alſo nicht in ihrem eigenen, ſondern vielmehr fremden Namen beſorget und vollführet.

Wir müßen bey dieſer Gelegenheit nicht vergeſſen des Gedankens Erwähnung zu thun, den der H. V. S. 27. äußert, daß nämlich Gott die Menſchen nicht erſchaffen haben würde, wenn nicht Chriſtus von Ewigkeit ſich zum Bürgen dargeboten hätte. Er ſucht ſolches aus denen Sprüchen der h. Schrift, die da ſagen, daß alle Dinge **durch Chriſtum** (d. i. ſeinethalben, oder ſeiner Bürgſchaft halber) erſchaffen ſeyn, zu beweiſen. Wir verwerfen dieſen Gedanken nicht, nur fällt uns hierbey die Frage ein: Warum iſt Gott bey ſeinem Vorſatz, die Engel zu erſchaffen, geblieben, ob er gleich vorausgeſehen, daß viele Tauſende von ihnen fallen würden, und er ihnen doch keinen Erlöſer gegeben hat? Ohnedem hat das Wörtlein **durch**, welches in ſelbiger oder ähnlicher Materie auch vom h. Geiſt gebraucht wird, nicht nothwendig obige Bemerkung, daß man alſo wohl fragen könnte, ob H. V. ſeine Meinung in der h. Schrift geſunder,

oder ob er nicht vielmehr, um ſeiner Meinung ein Anſehen zu geben, den angeführten Sprüchen obige Bemerkung gegeben habe.

II. Beweiſet der H. V. die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers auf Seiten Gottes, aus dem letzten **Endzweck Gottes** in allen ſeinen Handlungen, nämlich ſeiner **Ehre**, welche ſich nie beſſer, als in der Perſon eines göttlichen Erlöſers zeigen konnte. Wir wollen uns hier nicht bey Beurtheilung der faſt allgemein angenommenen Meinung von dem letzten Endzweck Gottes aufhalten, weil wir unſere Gedanken davon bey verſchiedenen Gelegenheiten, z. E. in der Recenſion der Preisſchrift des H. Friis, ſchon gezeiget haben, ſondern vielmehr zum Ruhme unſers Verfaſſers ſagen, daß er von den Strahlen der göttlichen Vollkommenheiten Gottes in dem Werke der Erlöſung durchdrungen, ſehr prächtig und ins Feuer der Begeiſterung die **Güte, Gnade, Barmherzigkeit, Allmacht, Weisheit, Heiligkeit**, und **Gerechtigkeit Gottes**, ſo, wie ſie ſich in dem großem Werke der Verſöhnung gezeiget haben, S. 29 bis 39 überaus lebhaft abmahlet.

Auf Seiten der Menſchen betrachtet er die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers alſo, daß er erſtlich beweiſet, **daß eine ſolche vollkommene Erlöſung einzig und allein im Stande ſey, die Menſchen zu tröſten.** Es wird nämlich S. 40 bis 50 aller Troſt, welcher

chen aus der Lehre von einem ſo **erhabenen Erlöſer**, der **Gott** iſt, und deſſen **Eigenthum** wir durch die Erlöſung geworden ſind, gezogen werden kann, erbaulich und rührend geſchildert.

Zweytens wird S. 50 bis 56, die **Größe unſeres Elendes** aus dem Leiden Chriſti, da es Gott ſeinen eigenen Sohn gekoſtet hat, und dieſer in angenommener Menſchheit ſo viel hat ausſtehen müſſen, richtig gezeiget, und daraus ſehr lebhaft die Folge gezogen, daß je größer das Elend iſt, wovon wir durch den Tod des Sohnes Gottes ſind erlöſet worden, deſto **lebhafter** der **Geſchmack** an unſerer Seligkeit, und deſto **gewiſſer** unſere **Hoffnung** mehrerer Wohlthaten ſeyn müße.

Endlich zeiget Herr B. drittens, daß das **Erkenntnis und Gefühl unſerer Unwürdigkeit**, welches zur **Verherrlichung** Gottes nothwendig erfordert wird, nie beſſer befördert werden könne, als durch Betrachtung der ſo großen Wohlthat, die uns in dem Werke der Erlöſung wiederfahren iſt.

Dies iſt der Innhalt dieſer kleinen Schrift, welche ihrer lehrreichen, rührenden und erbaulichen Beſchaffenheit halber den Vorzug verdienet, welchen ihr die Herausgeber der Preisſchrift des Hrn. Friis zuerkannt haben.

IX.

Tåndeleyen und Erzählungen.

Jena, bey Georg Michael Marggraf, 1763. 4. Bogen 8.

Wenn dieſe 4 Bogen wie es ſcheinet, Nachahmungen der vorangeführten gerſtenbergiſchen Tåndeleyen ſind, ſo ſind ſie wenigſtens nicht mißlungen. Wir gedenken derſelben um ihres geſchickten Verfaſſers willen, der ein Holſteiner iſt, und ſich unter der Zueignungsſchrift an den Königl. Kammerherrn, Grafen **Friedrich Ludwig von Moltke**, genennt hat. Er iſt Herr **Matthias Claudius**, ein Sohn des Herrn Paſtor Claudius zu Reinfeld im Plöniſchen. Die jeztgedachte kurze und empfindungvolle Zueignungsſchrift iſt folgende:

O Graf, Sieh hier, was eine Muſe mich
An einem Bach im ſtillen Grunde lehrte.
Jüngſt war ſie ganz beſtürzt, und nannt und rühmte Dich,
Und ſprach verſchämt zu mir, daß ichs nur eben hörte:
Ich ſollte dir die kleinen Lieder weyhn
Und floh, im nahen dunklen Hayn
Die rothe Wange abzukühlen.
O! wenn die Lieder Dir gefielen
Wie würde ſich die ſcheue Muſe freun!

Wir

Wir wollen unſern Leſern erſtlich einige Proben von den ſogenannten Tändeleyen, welche die kleinſte Rubricke dieſer Schrift ſind, herſetzen, und nachhero auch etwas von den Erzählungen ſagen:

An eine Quelle.

Du kleine grün umwachſne Quelle,
An der ich Chloe jüngſt geſehn,
Dein Waſſer war ſo ſtill, ſo helle,
Und Chloens Bild darin ſo ſchön.
O, wenn ſie ſich nochmal am Ufer ſehen läſt,
So halte du ihr ſchönes Bildniß veſt.
Ich ſchleiche dann voll Liebe einſam hin,
Dem Bilde mein Gefühl zu klagen,
Denn, wenn ich bey ihr ſelber bin,
Dann, ach! dann kann ich ihr nichts ſagen.

Die Runzeln.

Die ehrwürdige Climene mit den grauen Augenliedern war unter einer Eiche eingeſchlafen, und wieß der Dryade ihr altes runzlichtes Geſicht. Eine Menge Liebesgötter hatte ſich darauf verſammlet, und ſtund in einem Kreiſe. Zwiſchen jedem Liebesgott war ein Bogen, den jedweder mit einem Flügel hielt. Dann tanzte der ganze Kreis herum und lachte,
Doch plötzlich trat mit einem Bein
Ein Gott in eine Runzel ein,
Und fiel, und brach ſein Bein.

Wie erſchracken die Liebesgötter; wie ſchleunig wurde der lachende Kreis getrennt! Ein jeder lief beſtürzt mit ſeinem Bogen davon, und ſahe von der äußerſten Gränze des Geſichts den Unglücklichen liegen. Neben ihm lag ſein Köcher, aus welchem einige Pfeile gefallen waren. Er ſchüttelte traurig ſeine Flügel und ſchrie um Hülfe. Keiner durfte ſich wieder auf das Geſicht wagen, endlich nahmen ſie ihre Bögen, und legten ſie vor einander auf das Geſicht nach ihm hin, und zween Liebesgötter giengen auf den Bögen zu ihm, und halfen ihm ſo vom Geſichte.

Nun ſcheuen ſie die runzelichten Schönen,
Und denken an das Unglück auf Climenen,
Als einer in die Runzeln trat,
Und ſcherzen nur auf ſolchen Wangen,
Auf ſolcher Bruſt, als mein Verlangen,
Als meine Chloe hat.

Man wird aus dieſen Proben ohne Zweifel überführt werden, daß der Verfaſſer die Gabe beſitze, einen Gedanken merkwürdig und nach ſeinen Abſichten empfindlicher zu machen. Eine Gabe, die denen ſo oft mangelt, welche mit Vorſatz ſcherzen wollen. Dieſes iſt jedoch überhaupt nicht ſo ſehr von ſeinen Erzählungen, als von den Tändeleyen zu verſtehen. In jenen finden wir hie und da eine Art von Weitläuftigkeit, die der Natur der Erzählung zuwider iſt,

und

und ſie minder merkwürdig macht. Doch giebt es auch ſchöne Stellen, die jeden Leſer intereſſiren müſſen. Indeſſen werden z. B. folgende Strophen aus dem kleinen Stücke S. 58.

An meinen Vater,

betittelt, nicht rühren:

O du, an den ich ohne Sünden
Nicht kalt und fühllos denken kann!
Du = = hier kann ich es nur empfinden,
Du . . o du alter lieber Mann!

Mein Vater (ſiehe dieſe Zähre
Sie fiel, als ich den Namen ſchrieb)
Ich habe Dich ſo lieb, o höre = =
Ich habe Dich ſo herzlich lieb.

Nie will ich etwas unternehmen.
Was wider deinen Willen iſt.
Und wärs mein Glück, nicht unternehmen
Wenns wider deinen Willen iſt.

Und ſchließt ſich einſt in ſanftem Schlummer
Dein Aug von Freudenthränen roth;
Klag ich dem Himmel meinen Kummer,
Und jammre über Deinen Tod.

Und knie an Deinem Sarge nieder
Und weine auf Dein tod Geſicht,

Und

Und ſeufze: Ach erwache wieder!
Mein Vater . . ach, verlaß mich nicht!

Nein ich kann Dich nicht ſterben ſehen,
Ich wäre noch, und Du nicht mehr!
Ich will es mir von Gott erflehen,
Ich geh zum Himmel vor Dich her.

Und ſags, von Freuden eingenommen,
Dem freundſchaftlichen Himmel an.
Mein Vater wird nun auch bald kommen,
Ein alter, lieber, frommer Mann.

Fortgeſetzte
Nachrichten
von dem
Zuſtande
der
Wiſſenſchaften
und Künſte
in den
Königl. Däniſchen Reichen
und Ländern.

Dritten Bandes Sechstes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1765.

Inhalt.

Bücheranzeige.

I. Ewald om en guddommelig Forlöſer.

II. I. H. Krarup de omnipræſentia divina.

III. Schlegels Afhandling.

IV. Klopſtockinn Schriften.

V. Munthe Critica Novi Teſtamenti.

VI. Danmarks og Norges Oeconomiske Magazin.

VII. Der nordiſche Auſſeher von J. A. Cramer.

VIII. Debes und Torfäus von Färoe.

Die verbeſſerte Druckfehler dieſes dritten Bandes.

Seite	Zeile
4	4 Arten
49	18 von ihren Göttern
59	10 als ſie von einem Dänen faſt nur ꝛc.
100	3 Bände
106	23 ſey, ſtatt wäre
107	19 an ihnen gezeiget
136	8 93 ſtatt 9
143	5 ungewöhnliche
148	2 Lehrling und Lehrer
197	16 Veranſtaltung
223	9 unausgetrocknete
230	27 welches
239	7 dieſen
255	16 in Fünen
275	2 Lundius
288	letzte müſſe
298	7 Freudenlund
304	8 Muth ſtatt Macht
315	11 muß das Comma weggethan werden
320	15 nicht geſagt
322	1 u. ſ. w. Schinmeier
323	6 vor
323	13 ſo viel
325	6 darinn
350	letzte reitzet für witzet
351	19 einen ihre ſtatt eine ihm
356	2 Happoncourt
358	14 u. ſ. w. et ſtatt &

Seite	Zeile
363	3 Udvege
368	1 Concretiviſch
—	2 einen
370	muß mehrmals ſtatt des Multiplica- tions das Additions zeichen ſtehen
376	2 indem ſtatt in den
377	20 aus ſtatt uns
387	22 unendlichen
389	7 wegnehmen
405	5 weil ſtatt wie
—	20 vollkommnere
409	8 mußte
410	14. 23 mußte
413	24 einerley ſtatt ein Wort und daſſelbe
422	2 Slikked
431	12 Rothe
436	6. 11 mußte
—	24 andere wird ausgeſtrichen
437	2. 4 müſſe
438	17 göttlichen wird ausgeſtrichen
—	19 im ſtatt ins
443	3 wen ſtatt indeſſen
—	6 ? ſtatt :

I.

Svar paa det Spörsmaal: hvorfor var en guddommelig Forlöser etc. D. i. Antwort auf die Frage: warum ein göttlicher Erlöſer für das menſchliche Geſchlecht nothwendig geweſen iſt, von Johannes Ewald. Koppenhagen. 1764. Gedruckt bey L. L. Heyden. 6 Bogen in 8.

Dies iſt die vierte Abhandlung, welche über dieſe Preismaterie ausgekommen iſt, und welche ſich dadurch von den vorigen unterſcheidet, daß ſie vorzüglich polemiſch iſt, und ſich mit Beantwortung der Einwürfe wider die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſ rs beſchäftiget. Man wird aber in dieſer Abhandlung, wie in den vorigen, finden, daß obgedachte Nothwendigkeit aus der Vernunft hergeleitet wird, und zwar aus ſolchen Hauptgründen, von deren Wahrheit die Vernunft noch nicht völlig überzeugt iſt, die man aber gewohnt iſt, ohne gehörige Unterſuchung anzu-

nehmen, weil ſie durch die Länge der Zeit und die Menge der Gelehrten, die dieſelben behaupten, endlich ſind autoriſiret worden.

Im I. §. wird die Frage: ob es möglich und nothwendig ſey, daß eine göttliche Perſon der Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts ſey, als eine von der Vernunft dreiſt und verwegen aufgeworfene Frage vorgeſtellet; da es doch nicht allein an ſich erlaubt iſt, nach den Urſachen und Gründen der Dinge zu fragen, und die Vernunft nur alsdann erſt verwegen zu nennen iſt, wenn ſie, nachdem ſie alle ihre Kräfte vergeblich angeſtrenget, um dasjenige einzuſehen, was ſie aus allen Umſtänden ſchließen kann, daß Gott ſich es vorbehalten, und vor den Menſchen verborgen wißen wolle, nichts deſtoweniger (lieber, als ihre Unwiſſenheit und Grenzen zugeſtehen) grübeln, ja elende und ſchlechte Gründe angeben will; Sondern der Verfaßer giebt ſich ja auch ſelbſten in ſeiner Abhandlung Mühe obige Frage zu beantworten, daß alſo der Vorwurf auf ihn ſelbſt zurückfällt. Er ſagt aber auch dabey, daß es noch, dumdreiſter und frecher ſey, wenn man behaupten will, daß Chriſtus unſer Erlöſer bloßer Menſch geweſen, oder zum wenigſten habe ſeyn können.

Im 2ten §. redet H. E. von der Uebereinſtimmung und dem Unterſchied zwiſchen der Vernunft und der Offenbarung, und um dieſes zu erläutern, nimmt er ein Beyſpiel von der Sonne und dem Mond an, woraus er ſehr

viel

viel macht. Es wundert uns aber, daß er bey dieſer Gelegenheit ſagt, daß man aus der **eingepflanzten** natürlichen Theologie (Theologia naturali inſita) wißen, daß ein Gott ſey. Uns dünkt, er hätte beſſer gethan, wenn er geſagt hätte: aus der **erworbenen** (Theologia naturali acquiſita) denn glaubt er, daß dem Menſchen eine **wirkliche Kenntniß** oder **wirkliche Begriffe von Gott** angebohren und eingepflanzt ſeyn, ſo iſt dies eine Meynung, die zwar von vielen angenommen wird, aber ſich nie beweiſen läßt.

Er redet auch in dieſem §. von den **Geheimniſſen**, die er in **begreifliche** und **unbegreifliche**, eintheilt. Durch die **begreifliche**, die er myſteria indeprehenſibilia nennt, verſtehet er ſolche Dinge, die von der Vernunft zwar nie erfunden werden können, deren **Art der Möglichkeit** aber und **Urſachen** von der aus der Offenbarung aufgeklärten Vernunft eingeſehen werden können. Durch die **unbegreiflichen** Geheimniße (myſteria incomprehenſibilia) verſteht er ſolche Dinge, deren Art und Weiſe, auf welche ſie möglich ſind, weder von der **natürlichen** noch **aufgeklärten Vernunft** begriffen werden kann, obgleich ihre Möglichkeit an ſich betrachtet in ſo fern deutlich gefaßet werden kann, als ſie nichts ſtreitiges wider die einmal von der Vernunft angenommene Grundwahrheiten enthalten.

Bey dieſer Gelegenheit müßen wir bemerken, daß der H. E. den Wörtern **faßen** und **begreif-**

ſen verſchiedene Bedeutungen giebt, welche wir aber nicht für gegründet halten. So ſagt er S. 9. „Unter den **unbegreiflichen**, aber bey „weiten **nicht unfaßlichen Geheimnißen**, „welche unſere Offenbarung enthält, iſt das Ge„heimniß von einem göttlichen Erlöſer wohl das „wichtigſte„ und aus verſchiedenen Stellen in dieſer Schrift iſt es klar, daß er durch **unfaßlich** dasjenige verſteht, was andern klaren und gewiſſen Grundwahrheiten der Vernunft widerſpricht. Allein wozu nützt es, Wörtern, die ſonſt allezeit ein und daſſelbe bedeuten, ganz verſchiedene Bedeutungen zu geben, woraus nichts anders als Verwirrung und Dunkelheit entſtehet.

Ob nun gleich das Geheimniß eines göttlichen Erlöſers zu den unbegreiflichen gerechnet wird, ſo wird doch behauptet, daß die Vernunft einſehen könne, daß dieſes Mittel 1) **möglich** ſey; in ſo fern es keinen andern Grundwahrheiten der Vernunft widerſpricht) 2) **glaublich**; in ſo fern es alle Eigenſchaften hat, welche zur Erreichung des Zweckes, nämlich der Erlöſung erfordert werden, und 3) **nothwendig**; in ſo fern alle andere erdenkliche Mittel nicht jene erforderliche Eigenſchaften haben, folglich unmöglich ſind.

Im 3ten §. will der H. E. um der Vernunft alle Einwendungen zu benehmen, zeigen, wie weit die Vernunft ſich ſelbſt gelaßen, ohne Hülfe der Offenbarung, in der Sache unſerer Seligkeit, gehen könne. Daß nämlich ein Weſen, welches ewig, allmächtig, allwiſſend, allweiſe,

unendlich, gütig und gerecht iſt, folglich alle Vollkommenheiten beſitzt, dieſe Welt erſchaffen habe, lernen wir aus Betrachtung der Dinge in der Welt. Daß wir verderbt ſind, ſagt uns unſer Gewißen. Gott als ein allweiſes und gütiges Weſen kann uns nicht mit dieſem Verderben geſchaffen haben. Folglich iſt der Grund deſſelben entweder in uns ſelbſt, oder unſern Vorfahren. In uns alleine iſt es nicht zu finden, weil dies Verderben uns angebohren iſt, und ſich in unſerer erſten Kindheit zeiget. Folglich muß er in unſern Vorfahren liegen. Ferner zeiget die Vernunft, daß Gott ſeiner Heiligkeit halber wolle, vermöge ſeiner Almacht könne und vermöge ſeiner Gerechtigkeit müße ſein Mißfallen an der Sünde zeigen und ſie ſtrafen. Weil aber die Vernunft auch weiß, daß Gott gütig und barmherzig iſt, ſo fragt ſie: kann Gott die verderbte Natur, mit welcher wir gebohren werden, und das Böſe, daran ein anderer ſchuld iſt, an uns ſtrafen? Hieraus entſteht in unſerer Vernunft ein Streit, bis ſie uns endlich lehret, daß die unendliche Weißheit Gottes ein Mittel, wodurch ſeine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auf einmal befriediget würde, ausfindig gemacht haben müße.

Dies iſt, wie der H. V. mit Recht ſagt, die **höchſte Spitze**, die unſere natürliche, oder ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft erreichen kann, und zwar gewiß, wie er hinzuſetzt, mit genauer Noth. Denn wie viel ſind wohl derſelben, die mit ihrer **bloßen** Vernunft ſo weit gegangen ſind? und

wo ſoll man ſie finden? Ohne Zweifel unter den Heiden. Unſer Verfaßer ſollte deswegen, fals es ihm möglich geweſen wäre, einige derſelben genennet haben. Allein ſo gehts, ſeitdem wir die Offenbarung haben, dünkt es uns allezeit, daß unſere bloße Vernunft, weiter, als es in der That geſchieht, gehen könne.

Im 4ten §. wird die **Gültigkeit** der heil. Schrift, als desjenigen Buches, welches das Mittel unſerer Verſöhnung mit Gott uns an die Hand giebt, vorausgeſetzt, und zugleich der **Plan** des V. in der eigentlichen Beantwortung der vorgelegten Frage dargeleget; nämlich 1) **aus der h. Schrift die Wirklichkeit und Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers zu zeigen**, und 2) **aus der durch die Offenbarung aufgeklärten Vernunft faßlich zu machen, daß ein ſolcher möglich ſey, und die Gründe der Nothwendigkeit deſſelben anzuführen.**

Das erſte geſchicht im 5ten §. wo theils auf die bekannte Art aus den **göttlichen Namen, Eigenſchaften** und **Werken**, die Chriſto beygelegt werden, bewieſen wird, daß er **wahrer Gott** ſey; theils die Sprüche, aus welchen die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers erhellet, zu verſchiedenen **Claßen** hingeführet werden, davon die vornehmſten diejenigen ſind, worinn **weſentliche Theile** des Mittleramtes und **weſentliche Eigenſchaften** des **Mittlers** der **göttlichen Natur** in Chriſto beygeleget werden.

Im

Im 6ten und 7ten §. wird der Anfang gemacht mit dem Beweiſe der **Möglichkeit** eines göttlichen Erlöſers aus der Vernunft. Es wird nemlich der Einwurf der Socinianer: **daß es unmöglich ſey, daß Gott ſich ſelbſt verſöhnen könne,** folgendergeſtalt beantwortet: Was nicht dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes widerſpricht, iſt nicht vor Gott unmöglich; daß nun die andere Perſon in der Gottheit die menſchliche Natur angenommen habe, um in derſelben durch den thuenden und leidenden Gehorſam an der Menſchen Stelle zu treten, d. i. mit andern Worten: daß Gott ſich ſelbſt verſöhnet habe, widerſpricht nicht den göttlichen Eigenſchaften, ſondern vielmehr verherrlichet dieſelben, indem die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes dadurch aufs herrlichſte gerettet werden; Folglich iſt es nicht unmöglich. Um dies zu erläutern berufet er ſich theils auf das Exempel eines **Richters**, der aus Barmherzigkeit die Schulden auf ſich nehmen kann, die er nach ſeiner Gerechtigkeit bis auf den letzten Heller von dem Schuldner fodern ſoll; theils auf das Exempel des Locrenſiſchen Königs Zaleuci, der, da ſein Sohn ein Geſetz übertreten hatte, worauf er ſelbſt den Verluſt beyder Augen geſetzt hatte, aus Barmherzigkeit, doch ohne Nachtheil der Gerechtigkeit, ſich ſelbſten das eine Auge, und ſeinem Sohne das andere ausreißen ließ.

Im 8ten §. beantwortet H. E. einen andern Einwurf: **daß es nemlich der Gerechtig-**

keit Gottes zuwider ſey, einen unſchuldigen zu ſtrafen. Er ſagt nämlich, daß man bedenken müße 1) daß Gott Chriſtum nicht geſtraft habe, weil er ihn als einen angeſehen, der wirklich Sünde begangen; ſondern weil er die Sünden der Menſchen auf ſich genommen; 2) daß Chriſtus, was er gethan und gelitten freywillig gethan und gelitten habe; 3) daß er Herr über ſich ſelbſt und ſein Leben geweſen ſey; 4) daß er dadurch nichts von ſeinen Vollkommenheiten verlohren habe; und endlich, fügt er hinzu, vor allen Dingen, daß es ein großes Geheimniß der Gottſeligkeit ſey. Allein was dies letztere hier ſagen will, begreifen wir nicht; denn wenn man die Möglichkeit eines göttlichen Erlöſers aus der Vernunft wider diejenigen beweiſen will, die aus derſelben Einwürfe wider jene machen, ſo hat es keinen Nutzen, daß man ſich darauf beruffen will, daß es ein Geheimniß ſey.

Im 9ten §. wird der gewöhnliche Beweiß der Theologen von der Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers vorgetragen, daß nämlich Gott ſeiner Heiligkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit halber Strafe und vollkommene Bezahlung fodere, dieſe aber niemand, als eine unendliche Perſon, leiſten könne, weil die Sünden der Menſchen unendlich ſind, auf unendliche Sünden aber unendliche Strafen folgen müßen.

Der H. V. behauptet als eine ausgemachte Sache, daß die Sünden der Menſchen in einer dop-

doppelten Abſicht **unendlich** ſeyn. Erſtlich, weil wir durch die Sünde einen Bund brechen, den wir mit einem **unendlichen Weſen** gemacht haben, und der die **größte Verbindlichkeit** hat. Zweytens, weil die Sünden der Menſchen ſo viel und ſo häufig ſind.

Hier iſt abermal zu beklagen, was wir ſchon zuvor bey Gelegenheit der andern über dieſe Preismaterie ausgekommene Abhandlungen bemerket haben, daß dem Worte **unendlich** eine ſo unbeſtimmte und ſo oft veränderte Bedeutung gegeben wird; denn wenn die Sünden unendlich genannt werden, weil ihrer ſo viele ſind, daß man ſie nicht zählen kann, und weil durch dieſelben der Bund mit dem **unendlichen Weſen** gebrochen wird, ſo hat das Wort **unendlich** eine ganz andere Bedeutung, als es ſonſten hat, wenn es im ſtrengen Verſtande genommen wird, in welchem Gott unendlich genannt wird. Es ſcheinet auch, als wenn die Gottesgelehrten meinen, daß alles, was nur eine Beziehung auf ein unendliches Weſen hat, unendlich könne genannt werden, welches doch nicht angeht.

Es hat uns bey dieſer Gelegenheit noch befremden wollen, daß H. E. welcher ſonſt in verſchiedenen Stellen die Menſchen als mitleidenswürdige Geſchöpfe vorſtellet, die nicht ſelbſt an ihrem natürlichen Elend und Verderben ſchuld ſind, ſondern ihren Stammeltern dafür zu danken haben, nichts deſtoweniger S. 55. ſagt, daß mit Adam alle ſeine Nachkommen, ſo viel Millionen

auch derſelben ſind, ihren Bund mit Gott NB. muthwillig gebrochen haben, welches ſich mit dem vorigen gar nicht reimen läßt.

In eben dieſem 9ten §. werden 12. Einwürfe des Socinus wider den Satz: daß Gott die Sünde nicht ohne Strafe und Gnugthuung vergeben könne, angeführet, und aus Brochmands Syſt. Theol. wie unſer V. ſelbſt geſtehet, beantwortet, welches alles hier anzuführen und zu prüfen zu weitläuftig werden dürfte. Doch können wir nicht umhin einer Stelle zu gedenken, zumal, da viele Gottesgelehrten in ſelbigem Tone reden. In der Antwort auf den 8ten Einwurf: daß die Strafgerechtigkeit Gottes in ihm nicht weſentlich ſey, heißt es erſtlich: **Es iſt nichts unweſentliches in Gott**, und darnach: **Wenn die Strafgerechtigkeit Gottes bey ihm nicht weſentlich wäre, ſo könnten die Heiden ſie nicht aus der Natur erkennen.** Hier muß man fragen: 1) Iſt nichts unweſentliches in Gott: ſind dann alle ſeine freye Handlungen weſentlich und ſchlechterdings nothwendig in ihm? Wo bleibt denn ſeine Freyheit und freyer Wille? 2) Findet ſich nicht ein Widerſpruch zwiſchen dem erſten Stück und dem letzten? Wenn man, daß die Strafgerechtigkeit Gottes in ihm weſentlich ſey, daraus beweiſet, weil die Heiden ſie von Natur erkennen, ſo ſetzet man ja dadurch zugleich voraus, daß es Dinge in Gott gebe, die die Heiden von Natur nicht kennen, weil ſie nicht weſentlich in Gott ſind.

3) Iſt

3) Iſt es nicht auch unrichtig, was man hier voraus ſetzt, daß, was von dem freyen Willen Gottes abhängt, den Heiden aus der Natur unbekannt ſey? Gehöret die Schöpfung nicht dahin? und doch erkennen die Heiden dieſelbe aus der Vernunft.

Im 10ten §. wird die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers daraus bewieſen, daß diejenige Perſon, welche an aller Menſchen Stelle treten, und Mittler zwiſchen Gott und Menſchen ſeyn ſollte, nicht allein Macht und Kräfte, dasjenige zu leiſten, was das ganze menſchliche Geſchlecht verſprochen hatte, ſondern auch Recht haben muß, nach geleiſteter Genugthuung von Gott Gnade und Vergebung für die Menſchen zu fodern, welches beydes nur einer göttlichen Perſon beygeleget werden kann.

Um nun dieſen Beweiß, der einer genauern Unterſuchung bedarf, zu entwickeln, und zugleich dem Einwurf zu begegnen: warum nicht ein jeder Menſch für ſich eine Gnugthuung leiſten könne? ſo nimmt unſer V. im 11ten §. ſeine Zuflucht zu der bekannten Theorie, daß eines jeden Menſchen Sünde unendlich ſey, und folglich unendliche Strafe verdiene. Dieſe Unendlichkeit aber beſteht entweder in einer unendlichen innerlichen Größe, oder in einer unendlichen ewigen Dauer; jene kann nicht endlichen Geiſtern zukommen, folglich muß dieſe angenommen werden. Ewige Strafe aber und Verſöhnung kann nicht beyſammen ſtehen, insbeſondere wenn man

be-

bedenkt, daß ewige Strafen ewige Sünde mit ſich führet. Kann nun ein jeder Menſch für ſich alleine nicht die erforderliche Genugthuung leiſten, vielweniger kann es einer für alle thun.

Hier ſehen wir abermal, daß der Satz: **eine jede Sünde** (auch die kleineſte) **iſt, weil durch dieſelbe ein unendlicher Gott beleidiget wird, unendlich, und verdienet eine unendliche und ewige Strafe**, in dem Beweiß der Nothwendigkeit eines göttlichen Erlöſers aus der Vernunft zur **Hauptſtütze** dienen muß. Allein, wie die Vernunft dieſen Satz mit der Lehre von den **Stufen der Sünde und der Strafe** reimen wird, können wir gar nicht einſehen. Die Vernunft will da, wo ſie nicht kann, Gründe angeben, und geräth daher in einen Labyrinth, woraus ſie ſich nicht zu helfen weiß.

Im 12ten §. wird gezeiget, daß der Verſöhner des menſchlichen Geſchlechts nicht allein unendliche Strafe ausſtehen, ſondern auch einen vollkommenen Gehorſam, der eine unendliche Gültigkeit hat, leiſten muß, welches aber nur eine göttliche Perſon thun kann.

Im 13ten §. zeiget H. E. daß, da der Verſöhner wahrer Menſch, aber doch ohne Sünde, ſeyn mußte, die heilige Schrift, und nicht die Vernunft, die **Art** und **Weiſe**, auf welche ein ſolcher Menſch **möglich** und **wirklich** ſey, offenbare, daß nämlich der Sohn Gottes die menſchliche Natur angenommen habe. Nichts deſto-

weni-

weniger will unſer Verfaßer darthun, daß ein Menſch nach dem Sündenfall, welcher ohne Sünde iſt, und nicht zugleich entweder durch eine göttliche Verſöhnung von der Sünde befreyet, oder ſelbſt eine göttliche Perſon iſt, gar nicht von der Vernunft begriffen werden könne, folglich unmöglich ſey. Das vornehmſte von ſeinem Beweiße, gehet theils darauf, daß die h. Schrift keiner andern Art und Weiſe, wie ein Menſch ohne Sünde ſeyn könne, als der obgenannten gedenke; theils, daß, wenn ein ſolcher Menſch exiſtiren ſollte, er von Gott erſchaffen werden müſte; dies könne aber nicht angehen, weil Gott am ſiebenden Tage von ſeiner Arbeit zu ſchaffen geruhet und aufgehöret habe. Allein beyde dieſe Gründe ſind ſehr ſeichte; denn erſtlich läßt es ſich gar nicht von dem Stillſchweigen der h. Schrift auf die Unmöglichkeit der Sache ſchlieſſen. Zweitens die Ruhe und das Aufhören Gottes von dem feyerlichen Schaffen bindet ihm nicht alſo die Hände, daß er nicht bey dieſer und jener Gelegenheit, wenn ſeine Weißheit es fordert, etwas erſchaffen könne.

Endlich will H. E. einem Einfall begegnen, welchen die Vernunft haben kann, ob nicht ein Engel menſchliche Natur annehmen könne, welches er, als etwas ganz unmögliches verwirft. Sein Grund iſt, weil kein endliches Ding zwo Naturen in einem Weſen haben kann, und

weil eine jede vernünftige Creatur ihre Pflichten vor ſich hat, folglich nicht die eine die Pflichten der andern auf ſich nehmen kann. Allein 1) muß die Vernunft ſich drein finden, daß zwo ſo ungleiche Naturen, eine unendliche, die göttliche, und eine endliche, die menſchliche in einem Chriſto vereiniget ſind, warum ſoll es ihr dann ganz unmöglich vorkommen, daß zwo endliche Naturen eines Engels und eines Menſchen nach Gottes Befehl und beſonderer Regierung zu einem von ihm beſtimmten Zwecke vereiniget werden, und auf eine beſondere Art in einander wircken. Und daß H. E. meinet, der Engel höre auf Engel zu ſeyn, ſo bald er zugleich Menſch ſeyn ſollte, das folget eben ſo wenig, als daß die göttliche Natur in Chriſto aufgehöret hätte, Gott zu ſeyn, weil ſie mit der menſchlichen vereiniget wurde. 2) So lange die Vernunft nicht unendliche und unzählliche Pflichten bey einer jeden vernünftigen Creatur vor ihre eigene Perſon annimmt, ſiehet ſie nichts widerſprechendes darinn, daß ein endlicher Geiſt auſſer dem Gehorſam, den er vor ſich Gott ſchuldig iſt, gewiße von Gott vorgeſchriebene Handlungen zu anderer Geiſter Nutzen und Vortheil vornimmt und ausübet.

II. Me-

II.

Meditationes philoſophicæ notionem præſentiæ etc. D. i. Philoſophiſche Beantwortungen, welche den Begrif der Gegenwart überhaupt, und der göttlichen Allgegenwart insbeſondere, etwas zu erläutern ſcheinen, von Jens Henrich Kraarup, Decanus bey der königl. Communität. Kopenhagen, gedruckt bey J. C. und G. C. Berling. 1760. 56. Seiten in 8vo.

Wir haben dieſe Abhandlung bereits unter den Diſputationen des brokiſchen Collegiums angeführet. Sie iſt eine von denen, welche den angewandten Fleiß ihrer Verfaßer verrathen und alſo eine nähere Anzeige erfordern. Denn ſie betrift eine Materie, die vieler Dunkelheit und Verworrenheit unterworfen iſt, und ſetzet dieſelbe mit ſo vieler Mühe und Scharfſinnigkeit ins Licht, daß man ſie vielleicht anderswo nicht ſo gut aufgekläret und entwickelt finden wird.

Die Lehre von der Allgegenwart Gottes wird von den meiſten ſo dunkel und verwirrt vorgetragen, daß man nicht weiß, was man dabey denken ſoll. Gott wird zwar richtig von ihnen als ein Geiſt und einfaches Weſen beſchrieben; ſie ſcheinen aber dieſe Eigenſchaft Gottes

gänzlich zu vergeſſen, wenn ſie darnach von der Allgegenwart Gottes ſo reden, als wenn er alle Oerter in der ganzen Welt einnehme, da er doch als ein einfaches Weſen nur einen einzigen einfachen Ort einnehmen kann.

Unſer Verfaßer hat die Begriffe beßer aus einander geſeßt, und dadurch der Sache ein neues Licht gegeben.

Seine Abhandlung iſt in zwey Kapitel eingetheilt, davon das **erſte** den Begrif der **Gegenwart** überhaupt (præſentiæ in genere,) das andere aber den Begrif der göttlichen **Allgegenwart** beſtimmet und erläutert.

Man findet überall gute Erklärungen, ordentliche Eintheilungen, nöthige Diſtinctionen, und gründliche Beweiße. Wir wollen hier nur das weſentliche und vornehmſte von der Abhandlung anzeigen.

Nachem H. K. im 1. 2. u. 3. §. den Begrif des **Raums** ſowohl des **erfüllten** (ſpatii repleti) als **leeren**, (worin er der Theorie des gelehrten Hrn. Biſchofs Gunners folget) gegeben, auch im 4. §. die doppelte Bedeutung des Wortes **Ort** entwickelt, da entweder derjenige Theil des Raums, den eine Subſtanz einnimmt, welcher der **abſolute Ort** (locus abſolutus) genannt wird, oder die beſtimmte Art und Weiſe, auf welche eine Subſtanz zugleich mit andern exiſtiret, welches der **relative Ort** (locus relativus) genannt wird, darunter verſtanden wird; ſo macht er den in der Lehre von der Allgegenwart ſo nöthi-

nöthigen Unterſchied zwiſchen der **Gegenwart in Anſehung des Orts** betrachtet (præſentiam localem) und der **Gegenwart in Abſicht auf andere Subſtanzen** betrachtet (præſentiam modificatam.) Jene iſt die Beſchaffenheit einer Subſtanz, vermöge deren ſie einen gewiſſen beſtimmten abſoluten Ort einnimmt; und alsdann werden alle diejenigen Subſtanzen, welche jenen abſoluten Ort nicht einnehmen, **abweſend** genannt. Dieſe aber iſt die Beziehung (relatio) einer Subſtanz, welche aus dem möglichen **Einfluß** auf andere Subſtanzen entſtehet, und alsdann ſind in Anſehung dieſer alle diejenigen abweſend, welche nicht auf ſie wirken können §. 8.

Weil die meiſten dieſe verſchiedene Bedeutung der Worte: **Gegenwart** und **Abweſenheit**, die auch in dem gemeinen Redebrauch gegründet iſt, nicht bemerket haben, ſo haben ſie die Lehre von der Allgegenwart Gottes, welche ſie nothwendig in Anſehung des Orts (localiter) haben erkläret wiſſen wollen, ſo undeutlich und verwirrt vorgetragen.

H. K. zeiget zugleich ganz deutlich, daß der Mangel der Diſtanz, die Nähe und Berührung, d. i. die Beſchaffenheit, vermöge deren keine dritte Subſtanz zwiſchen geſetzt werden kann, gar nicht nothwendig dazu erfodert werde, wenn eine Subſtanz der andern gegenwärtig ſeyn ſoll, ſondern der Einfluß, (influxus, actio) wo nicht allezeit der wirkliche, doch zum wenigſten der

mögliche, ſey das einzige und hinlängliche Merkmal der Gegenwart. Um dieſes zu erläutern führt er einige Beyſpiele und zwar von der Sonne an, welche demjenigen Theil des Erdbodens, den ſie erleuchtet, gegenwärtig genannt wird, ſo bald ſie aber nicht mehr auf denſelben mit ihren Stralen wirket, ſo ſagt man, daß ſie abweſend ſey, ferner von der Seele, welche man ſo lange als ſie in dem Cörper wirkt, für gegenwärtig in demſelben hält, ſo bald aber ihre Wirkungen aufhören, urtheilet man, daß die Seele abweſend und der Menſch todt ſey; und endlich von einem Menſchen, der mir gegenwärtig iſt, ſo lange er auf meine Augen, Ohren oder andere Sinne wirket.

Bey dieſer Gelegenheit wird §. 10. eine Frage erörtert, über welche ſo lange und ſo ſehr geſtritten worden iſt, ob es nemlich actio indiſtans gäbe, d. i. ob **eine Subſtanz auf die andere, die entfernt iſt, und von jener nicht berühret wird, unmittelbar wirken könne.**

H. K. antwortet ganz richtig, daß, wenn man ein Weſen ſetzte, welches die Vollkommenheit beſäße, daß es, ohne Anwendung der Kraft in Berührung der Dinge, blos durch ſeinen Rathſchluß, alles, was es wollte, thun könnte, ſo wäre kein Grund, warum man die Möglichkeit eines ſolchen unmittelbaren Einflußes auf eine entfernte Subſtanz in Zweifel ziehen ſollte. Wenn aber eine Subſtanz nichts unmittelbar ohne Berüh-

rührung hervorbringen könne, ſo muß man ſolchen unmittelbaren Einfluß für unmöglich halten, welches von den endlichen Subſtanzen gilt.

Im 12. §. kommt eine ordentliche abgefaßte Tabelle von den verſchiedenen Arten der Gegenwart überhaupt vor.

Vom 13 bis 20. §. werden einige von dieſen angeführeten Arten genauer in Betrachtung gezogen, und zugleich verſchiedene von andern gemachte Eintheilungen beurtheilet und verworfen.

So verwirſt H. K. §. 15. die Eintheilung der Gegenwart in die bloße (præſentiam nudam) und die **wirkſame**, (operoſam) weil keine Gegenwart entſtehet, es ſey denn daß die eine Subſtanz auf die andere wirket. Hiebey aber müßen wir bedenken, daß der Ton, in welchem der H. V. von dem Einfluß, als dem erforderlichen Merkmal der Gegenwart ſpricht, ſich nicht allezeit gleich und übereinſtimmend zu ſeyn ſcheinet; denn im 8. §. ſagt er ausdrücklich, daß nicht allezeit der **wirkliche** Einfluß der einen Subſtanz auf die andere zur Gegenwart erfordert werde, ſondern die Möglichkeit deſſelben ofte hinreiche. Hier aber und in manchen andern Stellen ſpricht er, als wenn der wirkliche Einfluß ſtets zur Gegenwart nothwendig ſey. Und gewiß, wenn der **mögliche** Einfluß mannichmal hinlänglich iſt, ſehen wir keinen Grund, warum H. K. die gedachte Eintheilung der Gegenwart in die bloße und **wirkſame** verwirſt, da ſie vielmehr in ſeiner eigenen Theorie gegründet iſt. Der **mögliche Einfluß** wird nemlich

kraft der Erklärung der Gegenwart §. 8. erfordert; dieſer iſt nun entweder bloß **möglich**, ſo haben wir præſentiam nudam, wenn z. E. mehrere Perſonen im Finſtern ganz ſtille in einem Zimmer zuſammen ſitzen; oder **zugleich wirklich**, ſo haben wir præſentiam operoſam, wenn z. E. obige Perſonen anfangen mit einander zu ſprechen.

Im 16. §. verwirft H. K. den Unterſchied, welchen man macht zwiſchen der **ſubſtantiellen Gegenwart** (præſentiam ſubſtantialem ſ. ratione eſſentiæ) da man mit ſeiner **Subſtanz** und ſeinem **Weſen** zugegen oder gegenwärtig iſt, und der **bloß wirkenden Gegenwart** (præſentiam ratione operationis) da man bloß auf andere Dinge **wirket**, ohne bey ihnen mit ſeiner Subſtanz und ſeinem Weſen zu ſeyn. Sein Grund, warum er dieſen Unterſchied verwirft, iſt, weil es keine Gegenwart ohne Einfluß und Wirkung giebt, das Wirken und Handeln aber kommt der Subſtanz, als einer ſolchen, (qua tali) zu, folglich wenn man auf andere Dinge wirket, muß man mit ſeiner Subſtanz wirken und gegenwärtig ſeyn.

Ehe wir zum II. Kapitel ſchreiten, müßen wir noch einen Satz anführen, den der H. Verf. bey Gelegenheit der Lehre von dem **Ort** und der **Bewegung**, die er im I. Kap. §. 4. 5. 6. 7. vorträgt, veſtgeſetzet, und im II. Kap. gebrauchet, **daß** nämlich ein **willkührliches Weſen** (ens ſpontaneum) als ein ſolches **ſich nicht bewege ohne um etwas hervorzubringen oder**

zu

zu erhalten, welches nach ſeiner Vorſtellung ohne ſolche Bewegung nicht hervorgebracht oder erhalten werden kann.

Im II. Kap. zeiget H. K. erſtlich im 21. 22. und 23. § ganz richtig und gründlich, daß Gott, als ein Geiſt und einfaches Weſen einen abſoluten Ort einnimmt, der ganz einfach und untheilbar iſt; daß er aber vermöge ſeiner unendlichen Kraft aus dieſem einfachen πȣ auf eine uneingeſchränkte Art thun und hervorbringen könne, was er wolle. Darnach heißt es im 24. §. „Wenn Gott ſeinen abſoluten Ort veränderte, ſo geſchähe keine innere Veränderung in Gott, ſondern nur eine äuſſere Beziehung würde geändert. Folglich iſt die Veränderung des abſoluten Ortes d. i. die Bewegung an und vor ſich bey Gott gar nicht unmöglich, und ſeine Gegenwart in Abſicht auf den Ort (præſentia localis) iſt an und vor ſich veränderlich. Weil er aber vermöge ſeiner Allmacht auf eine uneingeſchränkte Art, bloß durch ſeine Rathſchlüſſe, aus ſeinem einfachen πȣ hervorbringen und thun kann, was er will, und kein Grund iſt, warum er ſeinen abſoluten Ort verändern ſollte, ſo iſt ſeine præſentia localis, in Beziehung auf ſeine Allmacht und Allweißheit, unveränderlich, d. i. **Gott verändert niemals ſeinen abſoluten Ort.**

Bey dieſem Satze fällt uns ein, ob man nicht Gott dadurch zu ſehr einſchränke, wenn man behauptet, daß er allezeit an ein und demſelben Orte ſey und bleibe? Es iſt freylich wahr, daß er

vermöge ſeiner Allmacht aus dieſem einfachen Orte, ohne denſelben zu verändern, thun könne, was er wolle; wie auch, daß er allweiſe ſey, und nichts ohne Grund und Urſache thue. Allein können nicht uns unbekannte Gründe Gott bewegen, ſeinen abſoluten Ort mannigmal abzuändern? Wie können wir in einem ſo zuverläßigen Tone behaupten, daß gar kein Grund ſey, warum er denſelben verändern ſollte? Nimmt man aus der Offenbarung die Erſcheinungen Gottes zu Hülfe, ſo ſcheinen dieſelben mehr die Abänderung, als die Unveränderlichkeit des abſoluten Ortes Gottes zu beſtätigen.

Wir müßen aber doch auch auf der andern Seite ſagen, daß H. K. ſich darauf beruffen könne, daß man ſich in Acht nehmen müße, daß man nicht von uns auf Gott bey dieſem Satz ſchließe. Wir halten uns mit Recht für eingeſchränkt, wenn wir uns lange an ein und demſelben Ort aufhalten müßen, weil wir an demſelben nicht allen unſern Bedürfnißen und Begierden ein Gnüge leiſten können. Dieſer Grund aber fällt bey Gott gänzlich weg. Und was die Erſcheinungen Gottes in der Schrift betrift, ſo ließen (kann H. K. ſagen) ſich dieſelben wohl erklären, ohne eine wirkliche Abänderung des abſoluten Ortes anzunehmen, da man ohnedem gewohnt ſey öfters von der eigentlichen und beym erſten Augenſchein im Sinn fallenden Bedeutungen abzugehen. Der

Leſer

Leſer mag ſelbſt weiter nachdenken und die wahrſcheinlichſte Meynung annehmen.

Im 25. §. wird die Allgegenwart Gottes, aus der **Erhaltung** bewieſen. Es werden auch **Hebenſtreit** und von **Juſti** gründlich widerlegt, welche (jener in ſeiner Phil. Prim. und dieſer in ſeiner **Betrachtung über die Allgegenwart Gottes**) die Allgegenwart aus der **Unermeßlichkeit** oder **Unendlichkeit** Gottes herleiten.

Im 26. 27. und 28. §. werden einige von den im 13. §. angeführten Arten der Gegenwart auf Gott angewendet.

So wird im 26. §. gezeiget, daß Gottes phyſiſche Gegenwart, vermöge deren er die Kräfte der erſchaffenen Dinge erhält, nicht aber die **moraliſche**, vermöge deren er durch Bewegungsgründe (deren nur die Geiſter fähig ſind) wirket, eine **Allgegenwart** ſey.

Im 28. §. beweiſet H. K. aus der Beſchaffenheit der **Erhaltung**, daß Gott allen Subſtanzen **unmittelbar** gegenwärtig ſey, ſowohl in Anſehung der Macht als der Subſtanz.

In der Anmerkung zu dieſem §. wird der Einwurf: **daß, weil Gott als ein einfaches Weſen ein einfaches πȣ einnimmt, ſo könne er nicht in Anſehung der Subſtanz allgegenwärtig ſeyn**, aus **Schuberts** Theol. Pol. beantwortet: 1) Gott ſtellet ſich (heißt es) alle Subſtanzen, auf welche er wirket, ſo deutlich und unmittelbar vor, als wenn wir eine Sache vor uns haben, die wir ſehen, hören, und be-

taſten. Wie wir nun dieſer Sache mit unſerer Subſtanz gegenwärtig ſeyn, ſo muß man gleicherweiſe von Gott ſagen, daß er in Anſehung ſeiner Subſtanz oder mit ſeiner Subſtanz (quoad ſubſtantiam) allgegenwärtig ſey. Und was die Nähe betrift, welche zur ſubſtantiellen Gegenwart erfordert wird, ſo iſt ſie (wenn ſie nicht ein dunkeles Wort ſeyn ſoll, mit welchem kein rechter Begrif verbunden wird) nichts anders, als eine Beziehung der Subſtanzen, vermöge deren die eine auf die andere unmittelbar wirket; denn wenn die Nähe von dem Einfluß getrennet, und nur als ein Mangel der Diſtanz in Anſehung des Raums vorgeſtellet wird, ſo kann ſolche nicht als ein eigentliches und beſtändiges Merkmal der Gegenwart angenommen werden, weil alsdann nur diejenigen Dinge einander gegenwärtig ſind, die ſich berühren, und Gott müßte alle Subſtanzen berühren, welches ſeiner einfachen Beſchaffenheit widerſpricht.„

Im 29. §. zeiget H. K., daß die Allgegenwart Gottes, weil ſie freye Handlungen in ſich faßet, die gar nicht nothwendig noch weſentlich ſind, keine göttliche Eigenſchaft (attributum) ſey; ob ſie gleich in Anſehung des ewigen Rathſchluſſes Gottes, auf die einmal zu erſchaffenden Dinge beſtändig zu wirken, als ein analogon modi angeſehen werden kann.

Im 30. §. wird die Frage beantwortet: ob Gott vor der Schöpfung allgegenwärtig geweſen ſey. Es heißet nämlich, daß die formelle

melle Allgegenwart, welche die eigentliche Beziehung Gottes auf die Geſchöpfe iſt, welche aus ſeinem Einfluß auf dieſelben entſtehet, vor der Schöpfung nicht Statt hatte, folglich Gott nicht beygeleget werden kann. Allein, da der Einfluß ſelbſt, (welcher das materielle von der Allgegenwart iſt) was Gott betrift, ewig und unveränderlich iſt, ſintemal alle äuſſere Handlungen Gottes an den Creaturen wegen der inneren Unveränderlichkeit deſſelben vermittelſt ſeiner ewigen Rathſchlüße ausgeübet werden, ſo kann ihm die materielle Allgegenwart vor der Schöpfung beygeleget werden. „Wir müſſen aber geſtehen, daß dieſer §. uns ziemlich dunkel und unverſtändlich vorkommt. Denn wir können uns weder darein finden, daß der Einfluß Gottes auf die Creaturen ewig und unveränderlich (ſ. §. 29.) genannt wird, noch auch, daß der Einfluß (influxus) und die daraus entſtehende Beziehung (relatio) unterſchieden werden, als wenn jener ohne dieſe ſeyn könne, daher die Diſtinction zwiſchen der materiellen und formellen Gegenwart wohl ſchwerlich Beyfall finden wird.

Der 31. §. zeiget, daß Gott in dem Raum außerhalb der Welt (ſpatiis extramundanis) nicht gegenwärtig ſey, weil daſelbſt keine Subſtanzen ſind, auf welche er wirken könne.

Der 32. und 33. §. reden von den Stuffen der Gegenwart Gottes, womit ſich dieſe Abhandlung endiget, welche, wie aus dem angeführten erhellt,

allen den Ruhm verdient, den wir ihr oben gegeben haben.

III.

Afhandling om det danske Sprogs &c. Abhandlung über die Vortheile und Mängel der däniſchen Sprache, verglichen mit der deutſchen und franzöſiſchen, von Joh. Heinr. Schlegel, Prof. bey der kopenhagener Univerſitat. Kopenhagen, 1763. bey Nicol. Möller. 90 Seiten in 8.

Es gereichet dem Hrn. Prof. als einem gebohrnen Deutſchen, in Dännemark unſtreitig zum Ruhm, daß er eine Abhandlung über die däniſche Sprache, und zwar in ſo gutem däniſch, geſchrieben hat. Man wird darin überaus wenige Stellen finden, in welchen die Richtigkeit der Schreibart nicht beobachtet worden wäre. Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift iſt, wie der Hr. Verf. in der kurzen Vorrede anzeiget, die von einem damals unbekannten Dänen (*) über dieſe Materie zur Beantwortung vorgelegte Frage geweſen. Wir haben derſelben ſchon vorläufig (**) bey Ge-

*) Dem Hrn. Juſtizrath Lichtenberg in Jütland.

(**) In dem 4 Stück dieſes Bandes unſerer Nachrichten.

Gelegenheit der Preisſchriften über die übrigen zugleich vorgelegten Fragen gedacht, und dabey bemerket, daß ſie die einzige ſey, welche über dieſe Frage zum Vorſchein gekommen iſt. Vielleicht mag dieſes auch wohl die Urſache geweſen ſeyn, weswegen ihr der Preis nicht zuerkannt worden. Hr. Schlegel macht uns am Ende der Vorrede zu einer Vergleichung zwiſchen der däniſchen und engliſchen Sprache Hoffnung; eine Schrift, die ebenfalls von vielem Nutzen ſeyn wird.

In der gegenwärtigen Abhandlung findet man allenthalben Spuren von des Hrn. Profeſſors bekannter Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit. Er merket zuförderſt an, daß ſein Unternehmen von der Beſchaffenheit ſey, daß man keine umſtändliche Abhandlungen ſodern könne. „Man verſteht (ſagt er darauf)„ unter der Sprache diejenige Sammlung von Wörtern und Redensarten, womit eine gewiſſe Anzahl Menſchen, welche man gemeiniglich in dieſer Abſicht eine **Nation** nennet, einander ihre Gedanken mittheilen. — „Die Kürze, die Anmuth, die leichte Ausrede „dieſer Wörter ſind Vorzüge von keiner groſſen „Wichtigkeit. -- Diejenigen Eigenſchaften aber, „die die Vortheile und Mängel einer Sprache beſtimmen, laſſen ſich am natürlichſten und bequemſten in **lexicaliſche** und **grammatiſche** „eintheilen. -- Unter die **lexicaliſchen** Eigenſchaf-

„ten

„ten gehören folgende Betrachtungen: Sind die „Wörter gleichſam ein natürliches Eigenthum der Nation, und haben ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung, oder ſind ſie durch eine „Vermiſchung mit anderen Sprachen entſtanden? „In welchem Verhältniß ſtehet die Anzahl der „Wörter mit den täglich vorkommenden Begriffen? Und zuletzt: Iſt ihre Bedeutung gehörig beſtimmet?„

„Bey den grammatiſchen Eigenſchaften iſt „zuerſt die Etymologie zu betrachten. Darnach „aber; Ob die Orthographie feſtgeſetzet, mit „der Ausrede übereinſtimmend, und auf gute Regeln gegründet iſt? Ob die Ausrede ſowohl „für Einheimiſche als Fremde leicht und angenehm „iſt? Und endlich: Ob ſie in einem höheren oder „geringeren Grade zur poetiſchen Harmonie „geſchickt iſt?„

„In Anſehung der erſten lexicaliſchen Eigenſchaften zeiget ſich gleich ein Vorzug der däniſchen und deutſchen Sprache vor der franzöſiſchen. Dieſe beſitzet zwar auch noch einige Ueberbleibſel von dem alten galliſchen oder celtiſchen, — „aber nur wenige gegen die Menge der fremden „Wörter. -- Die deutſche Sprache wird zwar „insgemein, und mit Recht, für eine Originalſprache gehalten, dennoch findet man in Deutſchland zwo ganz verſchiedene Sprachen, nämlich: „die Hochdeutſche und Niederdeutſche, von denen „die letzte am meiſten mit den alten ſächſiſchen „und den nordiſchen Sprachen überein kommt. --

„In

„In Dännemark ſind hingegen keine Urſachen we„der zu einer ganz neuen Sprache, wie in Frankreich, „oder ſo ſtarken Abweichungen, wie in Deutſch„land, vorhanden geweſen. -- Gleichwohl hat „ſie auch viele Veränderungen erfahren. --„

„Die Sprachen verändern ſich am meiſten in „den allergebräuchlichſten Wörtern; -- in der „Flexion; -- in der Ordnung der Zuſammenſe„tzung; -- vornämlich aber darinn, daß viele „Wörter abgeſchaffet, und andere an deren Stelle „wieder eingeführet werden. -- Die däniſche Spra„che hat zwar dieſe Veränderungen mit einer jeden „anderen gemein, deſſen aber ungeachtet iſt ſie doch, „eben ſo wie die Deutſche, eine Originalſprache. --„

Hierauf zeiget der Hr. Profeſſor in ſeinen drey Sprachen die Vortheile der beyden originalen, der däniſchen und deutſchen, vor der vermiſchten, nämlich der franzöſiſchen, und wendet ſich darnach zur Betrachtung der **Anzahl der Wörter**, und wie ſolche ſich zu den Begriffen, ſowohl im gemeinen Leben als in den Künſten und Wiſſenſchaften, verhalten. Die Wörter bringt er unter die bekannten drey Claſſen, und betrachtet davon zuerſt die **Partikeln**, bey welchen er ſich aber nicht lange verweilet, ſondern gleich die Nomina und Verba vornimmt.

„Wenn die deutſche und franzöſiſche Spra„che wortreicher befunden würde, denn die Dä„niſche, ſo wäre ſolches kein Wunder, da die „Länder, wo jene geredet wird, ſo viel vollkrei„cher ſind. — Indeſſen iſt doch dieſe in ver-

ſchiede-

„ſchiedenen Abſichten ſo reich an Wörtern, daß
„ſie den beyden anderen nichts nachgiebt, und ſie
„vielleicht gar übertrift. — Den beſten Grund
„zu dieſem Reichthum hat unläugbar diejenige
„Sprache, welche die größte Freyheit in
„der **Derivation** und **Zuſammenſetzung**
„hat. —„

Die verſchiedenen Endigungen in der däniſchen Sprache ſowohl in ihren Subſtantivis als Adjectivis (*) nebſt den Adverbiis werden darauf betrachtet, und dabey wird gewieſen, in wie weit ſie dadurch fähig werde, neue Nomina zu machen, und der Bedeutung des Stammwortes neue Begriffe hinzuzufügen (**). „Diejenigen Adjectiva (heißt es unter andern S. 25)
„welche die Materie eines Dinges anzeigen,
„als: **golden**, **eiſern**, u. ſ. w. fehlen ſowohl
„der

(*) Unter den däniſchen Adjectivis finden ſich auch einige, die ſich in laden endigen, als Sortladen (ſchwärzlich). Sie zeigen die äußere Geſtalt oder Beſchaffenheit einer Sache an, und werden gemeiniglich bey Beſchreibung eines Angeſichtes gebrauchet. Doch giebt es ihrer nicht viele.

(**) Der Hr. Prof. macht auf der 23 S. einen etwas feinen Unterſchied zwiſchen Frygthom und Frygtagtyg, welches letzte eine bloſſe Zuneigung, jenes hingegen eine Eigenſchaft anzeigen ſoll, und bemerkt dabey, daß der Deutſche für beydes das Wort furchtſam gebrauche. Allein uns dünkt, der Däne bediene ſich ſeiner beyden Wörter ſowohl in dem einen als in dem andern Fall, daß alſo dennoch der Unterſchied wegfällt.

„der däniſchen als franzöſiſchen Sprache. —
„Die Däniſche kann ſich aber in dieſem Fall ei„nes zuſammengeſetzten Subſtantivi bedienen,
„wenn die Deutſche das Adjectivum dem Sub„ſtantivo beyfügen muß, z. E. einen golde„nen Scepter nennet man kürzer: & Guldſcep„ter (*).

„Die Subſtantiva deminutiva, welche die
„deutſche Sprache in ſolchem Ueberfluß hat, feh„len den beyden andern ganz. —„

„Bey den Verbis und deren Derivation
„findet ſich in allen drey Sprachen gleicher Man„gel. Sie haben keine Frequentativa, — und
„eben ſo wenig einige verba deminutiva. —
„Doch hat man im Deutſchen etliche Subſtanti„va frequentativa und Verba deminutiva. —„

„Im Zuſammenſetzen der Wörter hat die
„däniſche und deutſche Sprache weit mehr Frey„heit und Stärke, als die Franzöſiſche, die ſich
„faſt bloß mit denjenigen behilft, die ſie aus dem
„Lateiniſchen bekommen hat. —„ Der Hr. Verf.
geht eine jede Art der Zuſammenſetzung durch,
und unterſucht alsdenn, ob im gemeinen Leben, im feineren Umgang, und in verſchiedenen Wiſſenſchaften und Künſten
eine Sprache ſich eines Vorzuges vor der andern
rühmen könne.

Ei-

(*) Eben dieſelbe Freyheit hat die deutſche
Sprache, und ſie bedienet ſich ihrer auch wirklich.
Weil hier gleich von Golde die Rede iſt, ſo wollen
wir nur Goldblech zum Beyſpiel anführen.

„Einzele Fälle (ſagt der Hr. Prof.) kommen „hier nicht in Betrachtung, als wenn man z. E. „die däniſche Sprache wegen des Wortes Gien- „boe, welches der Deutſche durch **Nachbar** „**gegen über** geben muß, vorzüglich reich nen- „nen wollte (*). Die deutſche Sprache hat „dagegen wieder andere Wörter, welche der Dä- „niſchen fehlen. (**) — Die Franzöſiſche über- „trift unſtreitig alle andere Sprachen in einem „reichen Vorrath von Wörtern zur Bezeichnung „des Gefühles, der menſchlichen Caractere, Lei- „denſchaften, und Handlungen. — Den Deut- „ſchen und Dänen fehlt es zwar nicht an guten „Wörtern zu Bezeichnung der Dinge, die zu „den ſchönen **Künſten** gehören, aber die Künſt- „ler ſind zu ſehr an die franzöſiſchen und welſchen „gewöhnet. —„

„An öconomiſchen Wörtern iſt in der dä- „niſchen Sprache eben ſo wenig ein Mangel, „als in der franzöſiſchen oder deutſchen. — Die „Kunſtwörter der mechaniſchen Verrichtungen „und

(*) Die grönländiſche Sprache iſt wohl eine der allerärmſten, und dennoch kann ſie ſich eines ſolchen Reichthums rühmen, da ſie ein ganz eigenes Wort hat, um den älteren Bruder, und wieder eines, um den jüngeren zu bezeichnen.

(**) An der franzöſiſchen Sprache dünkt uns doch dieſes ein wirklicher Mangel, daß man ſtehen, reiten, fahren, und andere im gemeinen Leben ſehr häufig vorkommende Begriffe nicht anders, denn durch Umſchreibungen, anzeigen kann.

„und Handwerke werden in Dännemark de„nen, die außer den Zünften ſind, nicht recht „bekannt, vermuthlich aber hat der größte Theil „derſelben ſeinen Urſprung aus Deutſchland. „In der alleräſteſten Handthierung der Dänen, „dem Seeweſen, iſt hingegen ihre Sprache „reicher, denn die deutſche. —„

„Unter den Wörtern, die in den Wiſſen„ſchaften gebrauchet werden, ſind inſonderheit „diejenigen zu merken, deren man ſich in der „**Rechtsgelehrſamkeit** bedienet. Den fran„zöſiſchen Rechtsgelehrten fehlen dergleichen „Wörter nicht, aber die ſonderbaren Benennun„gen und Redensarten, die ſie erwählet haben, „machen eine ganz eigene Sprache aus. — Im „däniſchen Geſetz findet man ſelten fremde, ſon„dern mehrentheils lauter einheimiſche Wörter, „in denen Nachdruck, Richtigkeit, und Kürze „iſt. — Die deutſche Sprache iſt zwar eben ſo „reich an Wörtern, aber ſie bedient ſich ihrer „nicht. —„ Aus jeder Sprache werden Beyſpiele angeführet, und alsdenn wird zur Unterſuchung der letzten lexicaliſchen Betrachtung, nämlich: Ob die Bedeutung der Wörter gehörig beſtimmet ſey? geſchritten. Hr. Schlegel bemerket, daß gute Schriften, inſonderheit aber gute Dichter in dieſem Stück vielen Nutzen ſchaffen, daß aber auch ein critiſches Wörterbuch, woran es den Dänen noch mangelt, nothwendig ſey.

Nach dieſem ſchreitet der Hr. Prof. zu den grammatiſchen Betrachtungen, als dem zweyten Theil ſeiner Schrift. Zuerſt macht er einige allgemeine Anmerkungen über die Flexion der drey Sprachen, und betrachtet darauf die Flexion der Nominum oder die Declinationes einer jeden. „Es iſt (ſagt er) kein Vortheil ei„ner Sprache, wenn ſie deren viele hat. Je „weniger ihrer ſind, je mehr Uebereinſtimmung „hat die Sprache mit ſich ſelbſt, und je leichter „iſt ſie zu begreifen.„

„In Anſehung des Caſus iſt die Menge auch „keine natürliche Nothwendigkeit. — Der Ge„nitivus iſt von allen der wichtigſte. — Nächſt „dieſem der Dativus und Accuſativus. — Die „übrigen ſind faſt von keinem Nutzen. —„

„Die däniſche Sprache hat einen herrlichen „Vorzug vor den meiſten andern europäiſchen „Sprachen. Der Artickel macht im Deutſchen „und Franzöſiſchen immer ein beſonderes Wort „aus. Im Däniſchen kann er auf eben dieſel„be Weiſe gebrauchet werden, — er wird aber „auch ſolchergeſtalt mit ſeinem Nomine vereini„get, daß beide zuſammen nur ein Wort ausma„chen. Dieſes hat ſeinen Grund in der Natur, „denn der Artickel ſelbſt giebt keinen Be„griff. (*) —„

Hier-

(*) Der Hr. Prof. zeigt hiebey in einer Anmerkung an, daß dieſer Vortheil einen Mangel mit ſich füh-

Hierauf unterſuchet der Hr. Verfaſſer die Genera ſeiner Sprachen, und zeiget zuerſt den Urſprung der verſchiedenen grammatiſchen Geſchlechte an. „Die deutſche Sprache (fährt er „darnach fort) theilt die ihrigen nach der Weiſe „der lateiniſchen und griechiſchen ein, und iſt „gleichen Unregelmäßigkeiten dabey unterwor„fen. — Die Franzöſiſche hat nur zwey Gene„ra, Maſculinum und Fœmininum, und dieſe „Eintheilung hat mehr Reimlichkeit, als jene! „— Die däniſche Sprache theilt die ihrigen zwar „auch in zwey, aber auf eine ganz andere Weiſe „ein. — Man kann das eine, worunter vor„nemlich alle Maſculina und Fœminina gerech„net werden, gar füglich das **Geſchlecht der „Perſonen**, und daß andere, zu dem die übri„gen Wörter gehören, das **Geſchlecht der „Dinge** nennen. — Doch findet ſich auch hier „manche Unregelmäßigkeit. —„

„Sonſt verurſacht es keine Verwirrung im „Däniſchen, daß die Perſonen von beyden Ge„ſchlechten, zu einem grammatiſchen Geſchlecht „gezählet werden. — Der Unterſchied wird „durch die Pronomina Perſonalia, und die von „ſolchen abſtammende Poſſeſſiva hinlänglich ange„zeiget. — Die Pronomina Poſſeſſiva der drit„ten Perſon, dens und dets (deſſen), gehen auf „unperſönliche Dinge, hingegen das Poſſeſſivum

führe. Die däniſche Sprache leidet nemlich nicht ſo viele Inverſionen, wie die Deutſche.

„reciprocum ſin und ſit (ſein) iſt perſönlichen „und unperſönlichen Dingen gemein. Dieſe „richtige Eintheilung hat weder das Deutſche „noch Franzöſiſche, ſondern alle dieſe däniſche „Poſſeſſiva werden durch ſein und ſon gegeben. (*) —„

Nun werden denn die Flexiones der Verborum oder die Conjugationes betrachtet, und dabey wird zuförderſt eben dieſelbe Anmerkung, wie bey den Declinationen gemacht, daß es nemlich kein Vortheil einer Sprache ſey, wenn ſie deren viele hat. Die Franzöſiſche hat ihrer vier, gleich der lateiniſchen, die Däniſche und Deutſche aber nur eine regelmäßige.

„Bey den Verbis (fährt der Hr. Prof. fort) „iſt hauptſächlich zu betrachten, ob ſie Activa „oder Paſſiva ſind. Dieſer Umſtand, den die „griechiſche und lateiniſche Sprache in allen nur „erdenklichen Fällen zu erkennen giebet, wird „im Deutſchen und Franzöſiſchen nicht mit ſolcher „Kürze, ſondern durch eine kleine Umſchreibung „bezeichnet. — Die Däniſche aber hat ihr beſonders Paſſivum. (**) „

„Da-

(*) Der Hr. Prof. redet nämlich hier von dem Maſculino beider Sprachen, und dem deutſchen Neutro, denn für das Fœmininum hat man bekanntermaßen ihr und ſa.

(**) Dies iſt wohl der wichtigſte, wo nicht gar, in Abſicht auf das Deutſche, der einzige wirkliche Vorzug der däniſchen Sprache.

„Dahingegen unterſcheiden jene beyde Spra„chen gemeiniglich den Indicativum und Con„junctivum, welches in der Däniſchen nicht ge„ſchiehet. —„

„In Abſicht auf die Tempora hat die dä„niſche Sprache gleiche Mängel mit der Deut„ſchen, wenn ſie beide mit der Franzöſiſchen „verglichen werden. Sie haben kein beſonde„res Perfectum und Futurum. — Doch können „ſie ſehr oft das Imperfectum, ſtatt des Perfecti, „gebrauchen. —„

„Die Perſonen werden in den däniſchen „Verbis bey nahe ganz allein durch die Prono„mina auxiliaria unterſchieden. — Dieſe Gleich„heit verurſachet, daß man weniger Freyheit „hat, erwähnte Pronomina wegzuwerfen, und „gehöret alſo unter die Mängel der Spra„che. —„ (*)

Von der Zuſammenſetzung der Wörter ſagt der Hr. Verf. erſtlich überhaupt, daß die Vortheile und Mängel in den drey Sprachen bey nahe gleich ſind. Dennoch zeigt er in der Vergleichung, daß die däniſche Sprache dieſen Vorzug habe, daß ſie in den Verbis, die

(*) Die Verba erinnern uns an eine Art von Subſtantivis, welche die deutſche Sprache in ſo groſſem Ueberfluß hat, nemlich diejenigen, die aus dem Infinitivo entſtehen. Im Däniſchen kann man ihn auch wohl zum Subſtantivo machen, aber doch nur ſelten.

mit Präpoſitionen zuſammen geſetzet werden, dieſe durchgängig ſowohl vor als nach jenen ſetzen kann. Einen andern Vorzug hat ſie mit der Deutſchen gemein, nemlich: daß man, z. E. in Gedichten, die Wörter nach eigenem Gefallen in eine maleriſche Ordnung bringen, und dasjenige, was am meiſten rühret, zuerſt ſetzen darf. Was die Ellipſes betrift, ſo nähert ſich in dieſem Stücke die däniſche Sprache der engliſchen, und hat darin viele Freyheiten vor den beyden andern. (*) Jedes dieſer Stücke wird durch Beyſpiele bewieſen, und hierauf die Ortographie und Ausrede unterſuchet.

„Es iſt bekannt, daß die Ortographie der „Franzoſen mit ihrer Ausrede nicht allemal über„ein kommt. — Sie ſchreiben viele Buchſta„ben, die gar nicht ausgeredet werden. — Von „dieſer Unvollkommenheit iſt die däniſche und „deutſche Sprache frey. (**) —„

„In der Fortſetzung der Ortographie „und dem Gebrauch guter Regeln ſind die Fran„zoſen ſchon ſeit vielen Jahren zu einer ziemlich „guten Ordnung gelanget. — Die deutſche „Ortographie iſt jetzt ungefähr in gleichen Um„ſtänden, — und die Däniſche giebt beyden „nun-

(*) Vor der deutſchen Sprache hat ſie wohl in dieſem Stück nicht ſo gar viel voraus.

(**) Sollte nicht das Deutſche hierin um ein gutes vollkommener ſeyn, als das Däniſche?

„nunmehr nicht viel nach. — Von der Aus„rede und deren Vortheilen und Mängel läſſet „ſich nicht zuverläſſig urtheilen. — Aber mit „mehr Gewißheit kann man von den Sprachen „in Abſicht auf die poetiſche Harmonie re„den. —„

„Dieſe beruhet auf eine angenehme Abwech„ſelung langer und kurzer Sylben in den Wör„tern. Je kenntbarer dieſe Länge und Kürze „iſt, je größer wird die Harmonie. Keine der „neueren Sprachen hat hierin die Vorzüge der „griechiſchen und lateiniſchen, aber auch keine „hat ſo wenig Harmonie, wie die Franzöſiſche. „— Im Däniſchen und Deutſchen iſt gedachte „Abwechſelung kenntbar genug. — Das hat „ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts die „Dichter beyder Völker auf die Gedanken ge„bracht, ordentliche jambiſche, trochäiſche, „und dactyliſche Gedichte zu machen, da man „vorhin nur Sylben gezählet und gereimet hatte. „— Man findet auch Spondæos in der einen „Sprache ſowohl als in der andern. — Doch „ſind deren nicht ſo viele, als die hexametri„ſchen, ſapphiſchen oder alcäiſchen Versar„ten erfodern. Dahingegen hat man an der „Ausrede wahrgenommen, daß in dergleichen „Gedichten ein Trochæus, ſtatt eines Spondæi, „ohne großen Schaden der Harmonie gebrau„chet werden kann. — In Deutſchland hat man „ſchon im vorigen Jahrhundert Hexameter ge-

„habt, und in Dännemark hat der berühmte „Arðboe in der Mitte deſſelben den erſten Ver„ſuch gethan. — In den heutigen Zeiten ſind „die Verſuche, inſonderheit in Deutſchland, „glücklich wiederholet werden. —„ Der Hr. Prof. nimmt hievon am Ende ſeiner Schrift Gelegenheit, die däniſchen und deutſchen Dichter zu ermuntern, eine Vollkommenheit, die ihren Sprachen in ſo hohem Grade eigen iſt, nicht ungenützt zu laſſen, ohne doch deswegen dem Rechte zu den jambiſchen und trochäiſchen Versarten zu entſagen.

Wir haben dieſe kleine Schrift um deswillen ſo ausführlich angezeiget, weil erſtlich deren Inhalt die deutſche Sprache mit betrift, folglich unſern deutſchen Leſern nicht gleichgültig ſeyn wird, und zweytens der Verfaſſer derſelben nicht nur ein gebohrner Deutſcher, ſondern auch in Deutſchland, ſo wie überall, ſeiner Verdienſte wegen berühmt iſt.

Uebrigens aber ſey es uns erlaubt, noch dieſe Anmerkung hinzuzufügen, daß die däniſche Sprache, aller ihrer Vortheile ungeachtet, doch unſerer Einſicht nach mancher andern, inſonderheit aber der Deutſchen, in Abſicht auf den Ueberfluß an Wörtern weichen müſſe. Wir berufen uns hiebey auf das Urtheil des ſel. Prof. Sneedorfs, eines der beſten und berühmteſten däniſchen Schriftſteller, deſſen frühzeitiger Verluſt nie genug bedauret werden kann. „Ich

„bin

„bin (ſchreibt er an einem Orte (*) ſo weit da-
„von entfernet, zu glauben, daß man im Dä-
„niſchen alle Schönheiten anderer mehr bearbei-
„teter Sprachen ausdrücken könne, daß ich viel-
„mehr rein heraus geſtehen muß, wie ich nicht
„einmal begreifen kann, auf welche Weiſe ſol-
„ches möglich ſeyn ſollte.„

IV.

Hinterlaſſene Schriften von Margareta Klopſtock, Hamburg, 1759. 12 Bogen in 8vo.

Es iſt dieſes eine ihrer ſelbſt und des berühmten Namens eines Klopſtocks wegen ſchon ſo allgemein bekannte Schrift, daß wir in der Nachricht von derſelben nicht weitläufig zu ſeyn nöthig haben. Herr Klopſtock hat ſeiner würdigen Ehegattinn nicht durch ein Trauergedicht auf ihren Tod, ſondern durch die Ausgabe ihrer eigenen, von ihr zwar nicht zum Druck beſtimmten Schriften ein Denkmal ſtiften wollen. Die Urſachen hiervon zeiget er in der kurzen vorgeſetzten Einleitung an. Doch enthält nur die letzte Hälfte eigentliche Schriften von der Frau Klopſtockinn.

(*) In dem letzten Blatte ſeines patriotiſchen Zuſchauers.

ckinn. In der erſten findet man Briefe, die von ihren Umſtänden in den letzteren Monaten ihrer Schwangerſchaft und ihrem Tode Nachricht gegeben; dieſe ſind theils von ihr ſelbſt an ihren Mann mit ſeinen Antworten in den Monaten Auguſt und September 1758. geſchrieben. Sie hielt ſich damahls, ihres herannahenden Wochenbettes wegen, in ihrer Geburtsſtadt Hamburg auf, und er hatte in dieſer Zeit eine Reiſe nach Kopenhagen gethan. Theils ſind es Briefe von Hr. Klopſtock und der Schweſter der Verſtorbenen, worinn ihr ſchmerzhafter Tod und ſehr erbauliche letzte Stunden rührend beſchrieben werden; theils Troſtbriefe ſeiner Freunde. Von verſchiedenen unter dieſen kan man die Verfaſſer errathen; inſonderheit findet man zwey verdienſtvolle Frauenzimmer von Stande, und verſchiedene durch ihre Schriften berühmte Gelehrte darunter. Ein angenehmes Stück dieſer Briefe iſt ein ſonſt nicht gedrucktes Lied von Herren Klopſtock, woraus er, weil es die Empfindungen eines Leidenden vorſtellet, ſeiner Ehegattinn einige Strophen in ihren letzten Leidensſtunden vorſagte.

Das erſte von den eigenen Ausarbeitungen der Fr. Klopſtockinn ſind **zehn Briefe von Verſtorbenen an Lebendige.** Die erſten beyden von einem Bruder an den andern, und von einem kleinen Kinde an ſeine Mutter, beſchreiben die Umſtände ihres Todes und jenes Lebens. Das dritte von einer Mutter an ihre Tochter warnet ſie für der Heyrath mit einem laſterhaften Mann.

Im

Im vierten ſucht ein Freund ſeinen Freund, der ein Freygeiſt iſt, zu bekehren. Im folgenden ermuntert eine Schweſter die andere zu mehrerem Ernſt in der Gottſeligkeit. Der ſechſte Brief iſt von der Clariſſa an die Norton. Der ſiebende von einem Verdammten, der im Erdbeben zu Liſſabon umgekommen war, an ſeinen Mitgeſellen im Laſter. Der achte enthält Ermahnungen eines im Zweykampf umgekommenen an ſeinen Mörder. Den neunten und zehnten hat die V. in ihrem und ihres Ehegatten Namen geſchrieben. Sie ſtellet ihn, als vor ihr geſtorben vor, und der zehnte Brief iſt ihre Antwort. Dieſe beyden letzteren Briefe haben Herrn Kl. veranlaſſet, einen Brief von ihm ſelbſt an ſeine verſtorbene Freundinn beyzufügen.

Die zweyte Schrift der Frau Kl. iſt ein kleines Trauerſpiel von dem Tode Abels. Der Charakter Kains iſt ungefähr ſo gebildet, wie ihn Geſner vorgeſtellet hat. Die Urſache ſeines Brudermordes iſt die Wuth über die ungleiche Aufnahme ſeines und Abels Opfers.

Zween geiſtliche Geſänge in einer ganz freyen Versart, nach dem Muſter, wie H. Klopſtock einige in den Aufſeher eingerückt hat, das vergangene Jahr und die Liebe Gottes folgen hierauf.

Ein Fragment eines Geſprächs über die Frage: ob die Liebe zum Nachruhm etwas löbliches, oder tadelns werthes ſey? macht den Beſchluß. Es iſt, wie Hr. Kl. in einer kurzen

Vor-

Vorerinnerung meldet, durch einen Gedanken veranlaſſet worden, den er ſeiner Ehegattinn mitgetheilet, daß diejenigen Geſpräche am natürlichſten werden könnten, welche von einem Paar oder mehr Freunden geſchrieben würden.

So wohl die eigenen Schriften der Fr. Kl. als die Briefe ihrer Freunde zeugen von den rühmlichen Eigenſchaften ihres Verſtandes und Gemüths, welche ſie durch die Erkenntniß der Wiſſenſchaften erhöhet hatte. Sollten in ihren und ihres Ehegatten Briefen auch einige zu zärtliche Stellen, die mehr in einen vertraulichen Briefwechſel, als für das Publicum zu gehören ſcheinen, vorkommen, ſo wird doch ein vernünftiger Leſer Herrn Klopſtock in den Umſtänden, darinn er ſich damahls befand, gern entſchuldigen, wenn er hierinn nicht zu ſtreng geurtheilt haben ſollte.

V.

Critica Sacra Novi Teſtamenti cum Prolegomenis de Critica in genere loco anniverſariarum diſputationum per partes edi coepta *a Caſparo Friderico Munthe* Hafniæ 1762. typis N. C. Höpfneri. 4 Bogen in 8.

Der gelehrte Verfaßer iſt durch ſeinen Tod verhindert worden, dieſe Diſſertationen weiter,

ter, und bis auf die wirkliche Critik des neuen Teſtaments fortzuſetzen, ſo daß man hier nur das erſte Capitel von denen im Titel verſprochenen Prolegomenis findet, welches von der Critik an ſich ſelbſt handelt. Der V. beſchreibet die Critik als die Kunſt alle Schriften, welcherley Art und Sprache ſie ſeyen, zu verſtehen und zu beurtheilen, und widerlegt dabey diejenigen, die unrichtige Beſchreibungen gegeben haben. Sie theilet ſich in zweyerley Arten ab, davon die eine ſich bloß mit den göttlichen, die andere mit den menſchlichen Schriften beſchäftiget. Jede Art theilet der V. in 4. Stücke: in die methodiſche, welche die beſte Art die Sprachen zu lernen, und die gehörige Ordnung in dem Leſen und Ausſchreiben der Schriften vorſchreibt; die therapeutiſche, welche die verdorbenen und verfälſchten Stellen wieder herſtellet; die diacritiſche, welche das wahre und ächte von den untergeſchobenen und den falſchen Zuſätzen unterſcheidet; und die exegetiſche, welche die dunkeln Stellen erkläret. Die Exegeſis unterſcheidet er wieder von der Hermenevtik, die eine Schrift von Anfang bis zu Ende auslegt. Er zeiget hierauf den weitläuftigen Nutzen der Critik, den Schaden, der aus ihrer Verſäumniß entſtehet, und den Mißbrauch derſelben. Ihren Urſprung leitet er von den Schulen der griechiſchen Philoſophen, vornehmlich aber des Ariſtoteles her; hernach iſt ſie in Griechenland, und in der Folge der Zeit auch in Italien weiter getrieben worden.

Den

Den alten chriſtlichen und jüdiſchen Lehrern ſchreibt der V. keine großen Verdienſte um die Critick zu. Zuletzt erzählet er, wie die Critick in dem allgemeinen Verfall der Wiſſenſchaften, und in ihrer nachmahligen Herſtellung mit begriffen geweſen, und nennet einige von den vornehmſten Criticis des ſechszehnten Jahrhunderts.

VI.

Danmarks og Norges, Oeconomiſke Magazin. Det tredie Bind. d. i. Dännemarks und Norwegens ökonomiſches Magazin, der dritte Band, mit einem Regiſter über alle drey Theile. Kopenh. 1759. 2 Alph. in 4to.

Das ökonomiſche Magazin iſt ſchon durch die Anführung der beyden vorhergehenden Theile längſtens von uns bekannt gemacht worden. Wir können alſo ohne weitere Nachrichten davon vorläufig mitzutheilen, als nur daß der Eifer unſerer patriotiſchen Schriftſteller in dieſem Jahre ſchon den achten Theil hervor gebracht habe, gleich zum Werke ſchreiten:

„Die Aufgaben die gewöhnlicher maßen in „der Vorrede aufgeworfen werden, ſind: 1) Auf „welche Art kann der Hausbau in unſern däniſchen Dörfern eingerichtet werden, ohne größere Unkoſten und aus des Landes eigenen Materia-

„rialien zu größerer Beſtändigkeit und Nutzen, „als itzo mit den thönernen Wänden geſchieht, „die, wenn ſie jährlich vom Regen niederfallen „und wieder aufgekleibet werden, dieſen beſtän„digen Zeitverluſt den Bauern mit den aller„ſchlechteſten Häuſern bezahlen? 2) Kann jemand „in einer deutlichen Zeichnung oder im Modelle „eine ſolche Maſchine vorſtellen, welche das „Korn, wenigſtens auf den großen Meyerhöfen „abzudreſchen dienet, daß die Arbeit 6 oder 8 „Menſchen dadurch erſparet, und doch das „Stroh wie auch das Korn eben ſo gut behan„delt werden möchte als ſonſt?„

Der Band ſelbſt enthält ſolgende 27 Abhandlyngen:

I. **Unterſuchung des Satzes, daß die Ueppigkeit in einem Staate gewiſſer beträchtlicher Urſachen wegen nothwendig geduldet werden müſſe, von Hrn. Otto Lütken. S. 5-28.**

Der H. V. betrachtet I. die allgemeine üble Folgen in einem jeden Staate, welche aus der Ueppigkeit entſtehen, nemlich (a) daß ſie die Arbeit verdoppele (b), den Unterſcheid zwiſchen Armen und Reiche vergrößere (c), den nothwendigen Arbeiten, als: dem Ackerbau, ihre Arbeiter benehme, (d) allen Laſtern die Thüre öfne, (e) die Leute und Pferde, die es am wenigſten verdienen, am beſten und mit den Nothwendigkeiten anderer, die es beſſer verdienten, ernähre.

II.

II. Zu den beſondern nachtheiligen Folgen für dieſen oder jenen Staate werden die vorhergehende immer gerechnet, und noch dadurch vergrößert (f) wenn die Materialien der Ueppigkeit nicht des Landes eigene Produckte ſind. Hierauf unterſuchet der H. V. näher die Frage: Ob es rathſam ſey, die einmal eingeriſſene Ueppigkeit einzuſchränken? Er machet ſich ſelbſt dieſe Einwürfe: 1) viele Leute würden Brodlos; worauf er wieder antwortet (a) ſie können immer auf eine dem Staate nützlichere Art ſich ernähren. (b) Aus eben dem Grunde müßte das Saufen im Staate auch geduldet werden. 2) Die Güter vieler Geitzigen kommen bey den Uebergang in die Hände der Erben hiedurch ins Commerce aus? R. (c) Solche Umwechſelungen ſind eben nicht gut, (b) die Nothdürftigſten bekommen nichts davon (c), ſie gehen aus dem Lande. (3: Viele Fabricken und das Commerce würden dadurch in Verfall kommen? R. (a) Die von der Art ſollen auch nicht bleiben (b) die nothwendigen bleiben wohl, indem die Ueppigkeit ohnedem keine neue Naturproduckte hervor bringet. 4) Die Leute würden alsdenn träge? R. (a) Die Sklaverey, nicht aber die nothwendige Arbeit, würde aufhören, (b) die Regierung könnte durch Strafen und Belohnungen zur Arbeit antreiben. 5) Andere Nationen würden uns nachahmen, und wir alſo aus ihrer Ueppigkeit keinen Vortheil ziehen? R. Das hat keine Noth.

Nachdem der H. V. dieſe Sache ausgeführet, erkläret derſelbe hier erſtlich was er durch Ueppigkeit verſtehe; nämlich daß ein Staat mehr verzehret, als ſeine Intraden und Produckte erlauben, und affectieret fremde Sachen zu gebrauchen. Nun wendet ſich der H. V. zu unſerem Staate; und will 1) behaupten, daß er am allerwenigſten befugt ſey, die Ueppigkeit zu treiben, weil er ſelbſt die Materialien der Ueppigkeit nicht habe, ſondern mit großen Unkoſten müſſe kommen laſſen; 2) erwehnet er der Vortheile, die wir von der Einſchränkung der Ueppigkeit haben würden; nämlich mehrere von den nothwendigen Arbeitern und mehr Geld; 3) klaget er über die Eitelkeit der Leute, die unter dem Vorwande der ſonſten untergehenden Fabricken und des Commerce den hieſigen guten Anordnungen wider die Ueppigkeit ſich bishero zu widerſetzen gewußt haben.

Wir können nicht ſagen, daß wir mit dem H. V. einerley Meynung ſind. Hätte der H. V. einen Begrif von der Ueppigkeit zum Grunde gelegt, ſo würde er auch nicht den Gebrauch der nur nicht nothwendigſten einheimiſchen Waaren, e. g. p. 23. Zucker, Taback, Caffe, Kammertücher, Spitzen, wie auch Perückenmacher, Bedienten, Pferde und Kutſchen ꝛc. zur Ueppigkeit hingerechnet haben. Ferner geben wir zu, daß derjenige, der mehr verzehrt als er aufbringen kann, ſich ſelbſt ſchade, aber nicht, daß er denen ſchade, die ſich von ſeinem Gelde ernähren, und

daß alſo der Staat nicht ſollte mit denjenigen zufrieden ſeyn, die mit ihren eigenen Schaden mehr Leute ernähren, als ſie nach einer vernünftigen Wirthſchaft thun ſollten. Daß wir dennoch mehrere Leute haben würden oder vielmehr würden ernähren können, wenn wir wenigere Arten von Gewerben hätten, glauben wir auch kaum. Endlich wäre es auch wohl einerley, ob wir nach der Abſchaffung der Ueppigkeit, mehr Geld hätten, wenn wir darum doch nur wenigere Bequemlichkeiten haben könnten, und dieſelbe theurer bezahlen ſollten.

II. Unterſuchung des Satzes: daß ein Staat zu viel Geld in der Circulation haben könne? von Hrn. Otto Lütken. S. 31-90.

Anſtatt einer Einleitung handelt der H. V. verſchiedene allgemeine Wahrheiten ab, nämlich von dem Gelde, als ein allgemeines Vergeltungs Mittel der Waaren betrachtet, von deßen Urſprung, Nutzen und Vorſtellungen durch Bancozetteln und Wechſel, von den Vortheilen und Mängeln aus der genugſamen, zu großen oder zu kleinen Menge der allgemeinen Umſetzungsmitteln. Hierauf beſtimmet er näher den Sinn der aufgeworfenen Frage, indem er meynet, ſie komme eigentlich von den engländiſchen Schriftſtellern her, die eigentlich dadurch: ob die Nation zu reich werden könne? verſtanden haben: ob es nicht zu viel Geld unter dem gemeinen

Volke bey ihnen geben könnte oder wirklich gäbe. Er ziehet die verſchiedene Hauptabſichten der Staaten in Erwägung, welche, nämlich entweder 1) eine eitele Superiorität über die Nachbaren, oder 2) die Glückſeligkeit der Unterthanen. Im erſten Falle muß das Volk ſo viel arbeiten, als immer möglich, und alles Geld, was ſie nur jemals entbehren können, muß in die Caſſe der Regierung gehen. Hier iſt es alſo ein Fehler, wenn das gemeine Volk gar zu reich iſt; indem der Regierung und daher dem Staate etwas von ihren Kräften dadurch entgehet. Im zweyten Fall kann das gemeine Volk zu reich werden nicht für ſich, ſondern in Abſicht auf den durch den Reichthum gar zu leicht möglichen Mißbrauch, da der Reichthum das meiſte Volk und alſo den Staat durch Ueppigkeit und Faulheit würde arm machen können.

Hieraus beſtimmet der H. V. den zuträglichen Grad des Reichthums des gemeinen Volkes auf dieſe Art: er ſey der höchſte Grad des Vermögens, der ſie noch nicht zur Faulheit verführet. Näher, ſaget er, kann man ihn nicht beſtimmen, denn es kann 1) ein Volk den Reichthum beſſer tragen, als ein anderes. 2) Ein Ort im nämlichen Lande beſſer, als ein anderer; 3) eine Claſſe unter dem Volke beſſer, als eine andere. Endlich wendet der H. V. ſeine Gedanken auf den Däniſchen Staat inſonderheit, und fraget: ob derſelbe zu reich ſey? Er beantwortet die Frage 1) überhaupt; und beweiſet gründlich,

daß vor Errichtung der Banque, zu wenige Umſetzungsmittel geweſen ſeyn, meinet aber, daß damals nämlich, da er dieſes geſchrieben, weder zu wenige noch zu viele wären; 2) insbeſondere, da er gleichfals meinet, daß das gemeine Volk weder zu reich noch zu arm ſey.

III. Vorſchlag von den Heiden in Norder-Jütland um Aecker und Wieſen aufzunehmen, durch Sören Theſtrup. S. 91-112.

Es iſt dieſe Abhandlung eine Antwort auf die in der Vorrede des erſten Bandes aufgegebene Preißfrage: „Iſt es möglich, und auf „welche Art läßt es ſich am beſten thun die ver„ſchiedene in Norderjüdland wüſtliegende Hei„den zum Ackerbau und Holzwachs aufzuneh„men? welche ſind die wahre Hinderniſſe? und „wie können ſelbige ohne jemand zu nahe zu „thun aus dem Wege geräumet werden?

Der Hr. V. theilet die vorgelegte Frage in 3 oder vielmehr 4 Stücke ein, **I. Ob es möglich ſey, gedachte Heiden zum Ackerbau und Holzwachs aufzunehmen?**

Dieſes beweiſet er 1) aus der Aehnlichkeit mit den Lüneburger Heiden, 2) aus der Beſchaffenheit des daſigen Bodens, der Torfartig iſt, und ſich alſo würde verbeſſern laſſen. 3) Daraus, daß ſie vorher ſind mit Holz bewachſen geweſen. 4) In Anſehung der Nachbaren iſt nichts dawider, indem ſie davon keinen wahren Nutzen, ſon-

ſondern vielmehr Schaden haben; denn (a) ihr Vieh, welches ſie eine ganze Meile, um es darauf zu weiden, treiben müſſen, kömmt eben darum des Nachts nicht zu Hauſe; dadurch verliehren ſie den Dünger, und machen ſich ſelbſt noch dazu weitläuftige Mühe. (b) Die Wölfe nehmen dadurch überhand. (c) Für Reiſende iſt kein bequemliches Wirthshaus da. (d) Die benachbarten Bauern, nehmen davon nur mehr Land ein, als ſie gehörig bearbeiten können. (e) Thun nichts, als Torf ſtechen, und damit nach Wiburg fahren. (f) Das wenige Geld, was ſie davor bekommen, verſaufen ſie unterwegens, verſäumen alſo ihre Hausarbeit, (h) und verderben noch dazu die Heide immer mehr, indem ſie die obere gute Rinde von dem untenliegenden Sande abſchneiden. II. Die zweyte Frage: „Auf „welche Art es ſich am beſten thun läßt?„ beantwortet der H. V. folgendermaßen: 1) Es wäre nicht ſo gut Fremde, z. E. von Lüneburg oder Fridericia dahin zu ziehen, als Einheimiſche, die Luſt haben möchten, ſich daſelbſt niederzulaſſen. dazu aufzumuntern. 2) Der Boden müßte eingetheilet, und einem jeden das ſeinige, ohne Gemeinſchaft mit anderen (und zwar nicht gar zu viel) angewieſen werden. 3) Wie auch Holz zu bauen und zu pflanzen aus den königlichen Holzungen gegeben werden. 4) Sie könnten auch dazu angeführet werden, ſelbſt Ziegel zu brennen; da guter Kalk in der Nähe nämlich zu Münſtädt zu haben iſt. 5) Nach dreyen Jahren müß-

ten ſie ſchon etwas vom Capital abtragen können. III. Hierauf unterſuchet der H. V. genauer die Hinderniſſe, dieſe ſind 1) bey dem gemeinen Manne (a) ihr Abſcheu vor Neuigkeiten, (b) ihre Armuth, welche ſie verhindert etwas anzufangen, (c) die Verachtung des Bauren-ſtandes, wodurch immer wenigere Bauren werden. 2) Bey den vornehmeren oder reicheren; dieſe wollen nichts wagen, 3) überhaupt, heißt es, man könne kein Waſſer finden. IV. Theilet der H. V. ſeine Vorſchläge mit, wie die Hinderniſſe füglich können gehoben werden, die darinn beſtehen: 1) Es müßte den Armen ein Vorſchuß gegeben werden. 2) Man müßte ordentlich nach Waſſer ſuchen, und zu dem Ende des Abends auf die Dünſte Achtung geben. 3) Das Land müßte eingetheilet, und öffentlich mit gewiſſen Vortheilen angeboten werden. 4) Es könnten auch welche nach Lüneburg gehen um ihren Ackerbau zu lernen. 5) Es wäre auch gut, wenn hierzu ein wirklicher Fond (z. E. durch eine Collecte) errichtet würde. Zum Beſchluß handelt der H. V von etlichen Verbeſſerungen, und inſonderheit Vermehrungen des Düngers, die bey dem Anbau der Heiden müßten beobachtet werden; hier werden verſchiedene gute und bewährte Regeln in der Landwirthſchaft vorgeſchlagen, die auch vielleicht auf den Heiden in Jütland unbekannnt ſeyn mögen, aber zum Theil auch eben darum nöthig gehabt hätten, deutlicher erkläret und beſtimmet zu werden.

Die-

Dieſe Abhandlung hat den Preis erhalten, der H. V. aber, der nachhero Gelegenheit gehabt hat, viele größere Gnadenerweiſungen und Hülfleiſtungen daſelbſt zu beſorgen, als die er in dieſem Vorſchlage verlanget, wird itzo am beſten wiſſen, in wieweit ſeine damalige Hofnungen ſind erfüllet worden? Die Berechnungen, die man in dergleichen Fällen zum voraus macht, ſind ſehr ſelten die zuverläßigſten. An der Ordnung in dieſer Abhandlung wäre zwar noch ziemlich vieles auszuſetzen, allein die Preisfrage hat ohne Zweifel Anlaß dazu gegeben, indem ſie ſo ausgedrückt iſt: „Ob es möglich iſt — „und wie es möglich iſt. — welche die Hinder„niſſe ſind — und wie ſie können gehoben werden. —„ Wer ſiehet aber nicht, daß die Hinderniſſe mit der Unmöglichkeit, und die Hebung der Hinderniſſe mit der geſuchten Art der Möglichkeit einerley ſeyn? Wenn hie und da etliche Chymiſche Ausdrücke vorkommen: z. E. daß ein Spiritus acidus zur Fruchtbarkeit vieles beyträge, weiß man wohl, daß man es mit Landwirthen hierinne ſo genau nicht nehmen müſſe.

IV. **Von der Aufnehmung der in Norder-Jütland liegenden wüſten Heiden, und von einem bequemeren Pfluge, um die Erde in kleinere Furchen zu ſchneiden. Durch Jörgen Anderſen Schiöt. S. 113-125.**

Dieſe Abhandlung iſt eine Antwort auf das nämliche Problema. Der H. V. erzählet I. die Hinderniße, von welchen folgende namhaft gemachet werden: 1) Es ſey kein Waſſer da, und der Boden nichts nutze. 2) Die Armuth der Bauren. 3) Das einſame Leben derjenigen, die ſich daſelbſt niederlaſſen würden. 4) Der Vortheil der Nachbaren zur Viehzucht und Torfgraben. 5) Die Luſt und leichte Möglichkeit aus dem Lande zu gehen. Auf das erſte antwortet der H. V. es ſey Waſſer da, und große Vermuthung, daß noch mehr könnte gefunden werden; der Boden ſey auch beſſer, wie an vielen bebaueten Orten anderwärts. In Abſicht auf das zweyte ſchlägt er vor, der König möchte nur 12 Höfe errichten, und zwar: (a) den Platz den künftigen Beſitzern ausmeſſen laſſen, und einem jeden nicht gar zu viel. (b) Dieſer müßte von den Amtsbauren im Frühjahre gebrochen werden und im künftigen Jahr über liegen und lucker werden, (c) nach einem Jahr müßte ihnen Vieh angekauft werden, und ſie ihre Felder ſelbſt zu bauen anfangen. (d) Dieſen Sommer könnte ſich das Vieh auf der Weide ernähren, (e) in der Zeit auch ihre Häuſer gebauet werden, (f) um den erſten Dünger zu bekommen ſollten die Amtsbauren, anſtatt das Brennholz mit Gelde zu bezahlen, verpflichtet ſeyn Dünger zu bringen, und diejenige, ſo nach der Heide ihr Vieh treiben, ſollten verbunden ſeyn, es an verſchiedenen Oertern, die Nacht über ſtehen zu laſſen, den daraus

aus entſtehenden Miſt könnte man immer mit Heide und Torf miſchen. (g) Die Nachbaren ſollten ihnen noch im Anfange einen Tag zum Frohndienſte pflügen, wodurch auch die vorhin erwehnte dritte Poſt wegfallen würde. Sie müßten allerley Holz ſäen, und Hopfenwurzeln legen, beſonders aber Bienenzucht treiben, die wegen der daſigen Heide und des Buchweizens, wohl gerathen würde. Hierauf giebt der H. V. den Vorſchlag; daß, wie die Bauren verbunden ſind, Landſoldaten zu geben, ſo ſollten ſie auch verbunden ſeyn, einen Bauerhof zu beſitzen, bis kein Platz mehr da wäre. Dieſe Betrachtungen begleitet er mit dem Wunſche, daß der König durch die Errichtung ſolcher 12 Höfe die benachbarten Bauren, die über ihren Verluſt, klagen würden, überführen möchte, daß es ihnen vortheilhafter wäre, weniger Land zu haben; da ſie es beſſer würden bauen können. — Solche 12 Höfe zu errichten würde dem Könige 5000 Thl. koſten, ſie könnten nachhero ihnen ſelbſt, oder anderen verkauft werden, und das Geld wieder auf nämliche Art angeleget werden. Dieſe Abhandlung wird beſchloſſen mit einer Erzählung von einem von des H. V. verfertigten Modelle eines doppelten Pflugs, wodurch die Furchen kleiner geleget werden; er hat ihn aber damals noch nicht probiert.

V. Von der Verbeſſerung des Wieſenbodens, von den Garten- und Holtz-

bau, wie auch ein paar Beyſpiele verdienter Landsleute in Fühnen, von eben demſelben. S. 126-138.

Nach einer Vergleichung zwiſchen dem Menſchen und dem Boden führt der H. V. etliche Krankheiten, die den Boden überfallen, an, wozu er erſtlich zwo Arten von Moos rechnet, wovon die eine gräulich und die andere gelb iſt. (Es wäre gar ſehr zu wünſchen, daß der H. V. die botaniſche Benennungen nach irgend einem botaniſchen Buch, anſtatt der unbeſtimmten Farben angegeben hätte.) Dieſe Krankheit, die er einen Krebs in Anſehung des Graßes nennet, curiert er auf folgende Art: Iſt der Boden trocken, muß er umgepflüget, und mit Haber und Klee beſäet werden; iſt er ſumpfigt, muß er ausgegraben werden, wenn das Waſſer abgeleitet iſt, kann man den Boden mit einer eiſernen Egge überfahren, und die Wurzel vom Mooſe herausbringen; alsdenn, wo er kahl iſt, mit Graßſaamen beſäen, und etwas Dünger darauf breiten. 2) Eine Art von Farnkraut (die er auch nicht beſtimmt) welche in gutem Boden wächſet; er ſagt man ſollte ſie um Johannis abmähen, oder auch einen Miſthaufen dahin legen, worauf die Wurzeln verbrennen. 3) Die unfruchtbare Erde; dieſe ſoll durch Dünger und Ruhe gebauet werden, und die Arten von Getrayde, die ſich darein ſchicken, z. E. Buchweitzen, Haber, oder Roggen, darein geſäet

ſäet werden. 4) Der gar zu fette Boden, der die Gewächſe zu ſtark hervor treibet und umfallen macht, muß mit Hanf, Flachs, Bohnen, Erbſen, Weitzen, ꝛc. die einen fetten Boden fordern, ſcharf gemacht werden; Die gar zu lange Ruhe macht den Boden untüchtig, als z. E. die Heiden in Jütland, die Gegenden bey Burgstedt und Smidstrup in Seeland und der Trift in dem Cronenburger Amt. Die alten Moorfelder ſind mehrentheils mit Ameiſenhaufen angefüllet, die kein Gras tragen; der H. V. meinet aber man könnte ſie nur gerade mit der Oberfläche abſtechen, dieſelbe mit Miſt vermiſchen, und zum faulen in einen Haufen hinlegen, den Boden ſelbſt aber mit Klee oder vielmehr Haber und Klee zugleich beſäen, (wo ſie aber nur ſo oben hin abgeſtochen, und nicht vom Grunde heraus geholet werden, kann man immer ſicher ſeyn, daß ſich die Colonie noch halten wird). Hierauf klagt der H. V. über den verfallenen Gartenbau in Seeland und rühmet hingegen Fühnen, daß es daſelbſt beſſer zugehe. Eben ſo ſaget er auch von dem Wald und Holzbau. Von dem Hrn. Lehr auf Huidkilde in Fühnen erzählet er, daß er ſeine Felder von Steinen und von ſaurem Waſſer befreyet und viele Faden ſteinerner Wänden um ſeine Felder gezogen habe. Von der Frau Obriſt Lieutnantin Valkendorph auf Klingstrup, rühmet er beſonders, daß ſie ihre Felder ſo eingerichtet habe, daß ſie drey Jahre bearbeitet werden, und drey Jahre Brache liegen

gen können (uns ſchiene es weit vernünftiger, wenn ſie Vieh und Leute in einer ſolchen Menge hielte, daß kein Stück brache liegen dürfte, und denn künſtliche Wieſen im Mangel der natürlichen anlegte, wenn man Vieh genug halten kann, und ſeinen Miſthaufen gehörig zu vermehren und zuzurichten verſtehet, braucht kein Stück ungebauet zu liegen.) Ferner daß ſie am erſten Klee-Hopfen, und Garten-Bau eingeführet habe.

Weil der H. V. hier auf 5 Blätter gar zu vieles zu ſagen ſich vorgenommen hat, iſt, zumal von den letztern Artickeln, faſt nichts geſagt worden; was den erſten angehet, ſo trift man doch hier einige wiewohl eben nicht gar beſondere Nachrichten an.

VI. Von den Zufällen, die den Norwegiſchen Aeckern und Wieſen nachtheilig ſind, und wie ſie vorgebeuget und geholfen werden können. Vom Peter Nicolai Daldorph. S. 139-146.

Der H. V. fängt ſeine Abhandlung an mit der Betrachtung über die Vorzüge des Sommerpflügens vor dem Herbſtpflügen. Von den Fehleren im Ackerbaue kömmt er auf die daraus entſtehende Arten von Unkraut, deren er etliche erwehnet, und ihre Urſachen erkläret. Hernach gehet er zu dem Wieſenbau fort, allwo er inſonderheit von den Mooßen handelt, dawider er den Rath giebt, den Boden im Herbſte zu

pflü-

pflügen, zu düngen, und mit Haber oder mit Leinſaamen zu beſäen, der beſonders wohl darinn gedeiet. Stauden und Holz, was lange Wurzeln hat, ſind auch den Wieſen nachtheilig. Vor allen Dingen aber iſt das Waſſer, was keinen Ablauf hat, den Wieſen ſchädlich.

Es wird vieles, was das Norwegiſche Landweſen betriſt in dieſen 3 Blättern zuſammen geſtopft; es ſcheint aber, daß der H. V. mehr um ſeine eigene Einſicht und Erfahrung zu zeigen, als um andern zu dienen geſchrieben hat, indem keiner, der nicht ein norwegiſcher Landmann iſt (und vielleicht müßte ſich dieſer doch beſonders auf die Kunſtwörter gelegt haben) ihn ohne Mühe verſtehen wird.

Die Fortſetzung künftig.

VII.

Der nordiſche Aufſeher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Kopenhagen und Leipzig, bey Johann Benjamin Ackermann. 1 Band 1758. 60 Stück 2 Band 1759. 64 Stücke. 3 Band 1760. 69 Stücke. in groß 8.

Unſere Leſer haben allerdings Urſache ſich zu wundern, daß wir eine ſchon ſo durchgängig bekannte und berühmte Schriſt erſt jetzt anzei-

zeigen. Allein die Hauptabſicht unſerer Nachrichten iſt, daß wir diejenigen Schriften, welche entweder in däniſcher Sprache geſchrieben ſind, oder doch nicht ſo frühzeitig, und vielleicht gar nicht, in Deutſchland bekannt werden, mittheilen. Dieſe in aller Betrachtung lobenswürdige Wochenſchrift, iſt den Deutſchen ungefehr um eben dieſelbe Zeit, da ſie hier zuerſt herauskam, zu Geſichte gekommen; ſie wußten oder erriethen den Verfaſſer gleich; man gedachte ihrer in den Journalen, und der berühmte Name eines Cramers bewog einen jeden, ſich ſolche bekannt zu machen: wir konnten alſo auch unter ſolchen Umſtänden ihre Anzeige von hierab nicht anders, denn überflüßig, anſehen. Aus dieſen Urſachen würden wir ſie auch jetzt nicht anführen, wenn uns nicht ein Umſtand bewegte, ihrer hier zu gedenken. Man weiß, daß der Hr. Hofpred. in ſeinem letzten Blatte eine däniſche Wochenſchrift angekündiget hat, die auch gleich darauf, unter dem Namen des patriotiſchen Zuſchauers, ihren Anfang nahm, und ſich mit dem Schluß des vorigen 1763 Jahres endigte. (*) Wir wollen unſern Leſern in dem nächſtfolgenden Stücke die-

(*) Der würdige Verfaſſer dieſer lehrreichen Schrift der ehemalige Prof. Jens Schilderup Schneedorf, iſt in dieſem Jahre, zum größten Leidweſen aller recht geſinnten Dänen, in ſeinen beſten Jahren geſtorben. Er verband mit einem untadelhaften Wandel eine gründliche Einſicht in die Wiſ-

dieſer Nachrichten dies leſenswürdige Wochenblatt ausführlich mittheilen, denn in dem gegenwärtigen verſtattet es der Raum nicht; weil aber der Aufſeher ein Vorgänger des Zuſchauers iſt, ſo halten wir uns deswegen für verbunden, auch jenen nicht ganz unberührt zu laſſen. Indeſſen würde es uns mit Recht verdacht werden können, wenn wir hier einen ordentlichen Auszug von dieſer Schrift machen, oder deren Inhalt weitläuftig anzeigen wollten. Unter unſern Leſern werden ſich keine, oder doch ſehr wenige, finden, denen ſie unbekannt wäre. Die Welt iſt es ſchon lange gewohnt, von dem Hrn. Herausgeber ſelbſt ſowohl, als von ſeinem vornehmſten Mitarbeiter, dem berühmten **Klopſtock**, lauter ſchönes, lauter vortrefliches zu erwarten; und in dieſem Buche ſiehet man eine ganze Sammlung auserleſener Aufſätze. Wir haben darinn gründliche Abhandlungen über verſchiedene und zum Theil ſehr wichtige Gegenſtände; Oden und Gedichte, die eines **Klopſtocks** und eines **Cramers** würdig ſind; ſcharfſinnige Urtheile über gute Schriften, und Auszüge aus denſelben; feine Satiren, allerley Briefe, und angenehme Betrachtungen gefunden. Daß nicht einige Fehler darinn anzutreffen ſeyn ſollten, können

Wiſſenſchaften; er war ein rechtſchaffener Mann und ein wahrer Gelehrter. Sein Zuſchauer iſt von beiden ein lebhaftes Zeugniß. Wie ſehr hat nicht Dännemark und die gelehrte Welt Urſache, ſeinen frühen Tod zu bedauren!

nen wir zwar nicht leugnen; aber wer wird denn auch ſodern, daß ein Schriftſteller ſolche ganz vermeiden könne, ſo lange wir in einer Welt leben, in der auch die größten Männer den Geſetzen der Unvollkommenheit unterworfen ſind? Der Aufſeher iſt deſſen ungeachtet eine nützliche und vergnügende Schrift.

Uebrigens iſt von den beyden erſten Theilen eine Ausgabe in kleinerem Format ſchon veranſtaltet worden, und von dem dritten wird eine ähnliche nächſtens erwartet.

VIII.

M. Lucas Jacobſon Debes natürliche und politiſche Hiſtorie der Inſeln Färoe aus dem Däniſchen überſetzt von C. G. Mengel und Thormodi Torfäi Färöiſche Geſchichte aus dem Lateiniſchen überſetzt. Kopenhagen und Leipzig bey P. C. Pelt 1757. Das erſtre 12 Bogen, und das andre 13 Bogen in 8.

Die vorhergehende Recenſion hat uns an dieſe Sammlung von den Inſeln Föroe erinnert, von welcher wir noch nichts geſaget haben. Wir haben ſie dem Fleiß des Hr. Mengels zu danken, der den Ausländern und ſonderlich in Deutſchland damit ein vermuthlich ſehr

ſehr angenehmes und willkommenes Geſchenk gemachet hat, da das erſte Stück urſprünglich Däniſch geſchrieben und ins Engliſche überſetzet iſt, und das andre nur in wenigen ausländiſchen Bücherſammlungen zu finden ſeyn wird.

Schon im Jahre 1673 gab **Debes** in Kopenhagen ſeine Nachrichten von dieſen Inſeln in däniſcher Sprache unter dem lateiniſchen Titel: Færoæ & Færoa reſerata heraus. Der Verfaſſer iſt Probſt, Prediger und Rector in **Thorshaven** auf der größeſten dieſer Inſeln, nämlich **Strömoe** geweſen, und hat alſo gute Gelegenheit gehabt, als ein Fremdling ſeine Nachrichten zu ſammlen, die folglich nicht auf Hörenſagen, wie die Anderſoniſchen Nachrichten oder Fabeln von Island, noch auch auf der flüchtigen Ueberſicht eines Reiſenden beruhen, ſondern alle Gründe von Glaubwürdigkeit haben. Man kann es auch dem Verfaſſer einem Schüler des berühmten **O. Worms** abmerken, daß er ein gelehrter und geſchickter Mann, und ſonderlich ein aufmerkſamer Forſcher und Kenner der Natur, nach der Beſchaffenheit der damaligen Zeiten geweſen. Dieß eine muß man ihm zu gute halten, daß er bisweilen fabelhaften Erzählungen und Geſpenſtergeſchichten nachhänget, welches er aber mit mehrern Gelehrten und Schriftſtellern des vorigen, und vielleicht auch wenigſtens was das erſtere betrift, des gegenwärtigen Jahrhunderts gemein hat.

Der Hr. Verf. theilet ſeine Beſchreibung in acht Kapitel ein. Das erſte handelt von den Inſeln Färoe an ſich ſelber und deren Beſchaffenheit. Es ſind hohe Klippen, welche aus dem wilden Meere aufſteigen und meiſtentheils mit etwas dünner Erde bedecket ſind. Sie beſtehen aus vielen Inſeln, welche durch tiefe und ſtarke Ströme von einander abgeſondert ſind. Die Einwohner wohnen der Fiſcherey wegen an der Seekante, das übrige Land iſt für ihr Vieh und ſonderlich für ihre Schaafe beſtimmet, welche letztere darinn im Winter ſowohl als im Sommer weiden. Es ſind der bewohnten Inſeln, von welchen die größeſte 6 Meilen lang und 2 Meilen breit iſt, ſiebenzehn, nämlich: 1) Jugloe, 2) Svinoe, 3) Wideroe, 4) Bordoe, 5) Kunoe, 6) Kalſoe, 7) Oeſteroe, 8) Molſoe 9) Strömoe, 10) Waagoe, 11) Myggenaes, 12) Kolter 13) Heſtoe, 14) Sandoe, 15) Skuoe, 16) Store Diemen und 17) Suderoe nebſt 4 kleinen Eilanden oder Holmen, welche nur mit Ochſen oder Schaafen beſetzet ſind. An hervorragenden Klippen, welche für die Seefahrende beſonders merklich ſind, fehlet es auch nicht. Dieſe Inſeln zuſammen machen zwiſchen Süden und Norden eine Lage von 15 Meilen und eine Breite von 10 Meilen aus. Sie liegen unter dem 62ſten Grad und folglich haben ſie im Sommer gar wenig Nacht und im Winter gar wenig

Tag,

Tag, doch wegen der Morgen- und Abenddämmerung nicht ſo gar beſchwerliche, lange und finſtere Nächte, als man ſich ſonſt wohl einbilden möchte. Aus der Veränderung des Compaſſes kann man merken, daß ſich hin und wieder in den Steinen ein Magnet befinde. Unter den vielen Strömen zwiſchen den Inſeln ſind auch drey Wirbelſtröme. Die Inſeln haben geſundes und überflüßig Quellwaſſer. Die Luft iſt im Sommer niemals übermäßig heiß und im Winter nicht ſehr kalt. Es giebt entſetzliche Sturm- und Wirbelwinde. Im Sommer weiß man von keinem Donnerwetter, im Winter aber, wenn es ſtürmet und regnet, iſt es deſto erſchrecklicher. Die Luft iſt geſund, daher die Leute ziemlich alt werden, aber im Frühling und Herbſt herrſchet ein bösartiger Catharr. Der Skorbut muß nothwendig ſtark ſeyn. Zu dieſem Cap. gehöret eine Charte, die in der däniſchen Urſchrift ein Holzſchnitt, hier aber ein Kupferſtich und mit der Aufſchrift verſehen iſt: **Erſte und richtige in Kupfer geſtochene Abbildung der Lage der Färoeiſchen Inſeln, ans Licht geſtellet von C. G. Mengel.** Vom Kupferſtich iſts vielleicht wahr, aber das iſt nichts weſentliches. Sonſt ſollte Debes Namen mit mehrerm Recht hier zu ſeinem verdienten Ruhm billig den erſten Platz einnehmen.

Das zweyte Kap. handelt von der Fruchtbarkeit der Inſeln. Hr. D. glaubt, daß ſie Kupfer und Eiſenerzt enthalten. Er hat etwas Kalkſtein, Salpeterſteine und einige Arten von durchſichtigen Steinen gefunden. Der Ackerbau iſt an ſeinen Stellen ergiebig aber nicht weitläuftig genug, und wegen des kurzen Sommers kann nur Gerſte zur Vollkommenheit kommen. Die Graſung für das Vieh iſt deſto nahrhafter und überflüßiger, beſonders auf den Weiden, die gegen Nordoſten und Norden liegen, da der von daher kommende Schnee und Regen Salpeter mit ſich führet, und das hohe Gebirge gegen Süden in den Thälern die Sonnenhitze aufhält, die ſalzigten Theile des Ackers auszuziehen. Es wachſen nicht nur viele eßbare Kräuter für die Menſchen, ſondern der Hr. V. nennet auch vier Arten von wilden Kräutern, welche die göttliche Vorſehung den Bedürfniſſen der Einwohner reichlich entgegen geſetzet hat, nämlich gegen den Skorbut Löffelkraut, Kreſſe, Beccabunga und Sauerampfer; die Tormentille oder Feigwurz zum gärben; die Angelica, welche in theuren Zeiten zur Speiſe dienet; und die Roſenwurzel, welche hier überflüßig wächſet, wovon der Hr. V. ein gutes Roſenwaſſer gebrannt hat. Bäume findet man nicht, und ſelbſt die gepflanzte Fruchtbäume wollen nicht gelingen. Auſſer Ratzen und Mäuſen giebt es keine wilde Thiere, giftige Würmer auch nicht.

Von

Von zahmen Thieren hat man Pferde, Kühe, und Schaafe. Die erſtern fallen klein, aber ſind ſehr hurtig und geſchickt. Die Kühe ſind auch nur klein. Die Schaafe, welche theils halb, theils ganz wild ſind, machen den größten Reichthum des Landes aus. Die Nachrichten, welche Hr. D. von der Färöeiſchen Schaafzucht erzählet, ſind ſehr merkwürdig und anmuthig zu leſen. Nebſt den Schaafen, ſind dieſe Inſeln mit einer großen Menge Land- und Waſſervögel geſegnet, welche den Einwohnern beides im Winter und im Sommer zur Speiſe dienen, und von welchen ſie die Federn verkaufen. Hr. D. beſchreibet ſie umſtändlich, und erzählet eben ſo ausführlich die Künſte und Geſchicklichkeiten der Vogelfänger, wie er vorher von den Schäfern geredet hat. Man kann es aber kaum ohne Schauder leſen, wie viele Mühe und Gefahr dieſe geübte Vogelfänger übernehmen müſſen und wir glauben es ihm gerne zu, daß dieſer Vogelfang noch weit erſchrecklicher und gefährlicher anzuſehen, als zu beſchreiben ſey.

Das **dritte Kap.** betrift die **Fruchtbarkeit derer Färöiſchen Gewäſſer.** Der Hr. V. klaget ſchon zu ſeiner Zeit, daß die Fiſcherey, im Vergleich gegen die vorige Zeiten, ſehr abgenommen habe. Doch ſchreibet er dem göttlichen Segen, davon alles abhänget, in den Jahren wenn der Ackerbau, die Viehzucht und die Jagd ſchlecht ausfällt, einen größern Zufluß an Fi-

Fiſchen zu. Auſſer verſchiedenen kleinen Fiſchen, die den Einwohnern zur Speiſe dienen, wimmelt das Waſſer von Seehunden, wie es denn auch nicht an Wallfiſchen und zwar von verſchiedenen Arten fehlet. Es iſt artig zu leſen, wie die Färöer die Seehunde und die Wallfiſche fangen.

Das **vierte Kap. von der Bebauung dieſer Inſeln und den Thaten der Einwohner**, enthält eine kurze Geſchichte dieſer Inſeln. Ihre erſte Beſetzung ſoll im Jahr 868 geſchehen ſeyn. In dem zweyten Stück dieſer Sammlung wird die Geſchichte umſtändlicher vorgetragen. Im Anfang dieſes Kap. unterſuchet Hr. D. den Urſprung und die Bedeutung des Namens Färöer. Nachdem er verſchiedene unwahrſcheinliche Meinungen genennet, träget er ſeine Muthmaßung vor, welche nicht ohne Grund iſt, er meinet nämlich, daß der Name von dem alten Wort: **at Faerie** fahren herkommen, daher die Böte **Faerier** heiſſen, weil man von einer Inſel zur andern mit Böten fahren muß. Weil das Land aus vielen kleinen Inſeln beſtehet, ſo ſollte es billig nicht **Faeroe** ſondern **Fåröer** heißen, wie es denn von den Einwohnern nicht anders als **Fårôier** und im Lateiniſchen Feroæ genennet wird, ſo wie die Orcadiſchen und Canarien Inſeln in der mehrern Zahl benennet werden. Zum Schluß dieſes Kap. kommt etwas weniges von der Eintheilung und müh-

mühſamen Beſtellung der Felder vor. Statt des Dreſchens treten die Weibsleute die Aehren mit bloßen Füßen.

In dem fünften Kap. gehet Hr. D. fort zu den Eigenſchaften der Einwohner. Er ſchildert ihren moraliſchen Charakter, was die Tugendhaften betrift, (denn die Laſter der Böſen will er nicht beſchreiben) vortheilhaft, und rühmet an ihnen beſonders die Einfalt, im guten Verſtande. Dieſe beobachten ſie auch in ihrer Haußhaltung, Speiſen, Arbeit, Kleidertracht. Ihre Hauptarbeit iſt weben und ſtricken. Ihre Boote ſind beſſer als die norwegiſchen gebauet. Das Schachſpiel iſt bey ihnen ein gewöhnlicher Zeitvertreib. Wadmel iſt ihre häufigſte Tracht. Ihre Schuhe binden ſie hinten zuſammen. Sie haben eine natürliche Neigung zur Sternkunde. Ihre Sprache iſt norwegiſch, jetzt aber ſprechen ſie meiſtentheils däniſch. Bey der geſunden Luft und ordentlichen Lebensart, giebt es viele alte Leute von 90 und 100 Jahren. Hr. D. erzählet das ſeltene Exempel eines Greiſes, der 110 Jahr alt geworden, und dem im 103 Jahr ein Sohn gebohren iſt, welcher damals noch den Hof des Vaters bewohnete.

Das ſechſte Kap. handelt von der Policey, welche der Hr. V. 1) in die Verwaltung des Rechts, 2) in den Handel und die Kaufmannſchaft, und 3) die Verſorgung der Armen eintheilet,

let. Weil hier nicht ſo viele Streitigkeiten als an andern Orten vorfallen, ſo wird nur jährlich einmal, nämlich im Frühjahr, in jeder der ſechs Harden von dem Hardesvogt, das beſondre Hardengericht gehalten, worüber wieder das allgemeine Landgericht iſt. Sie haben kein eigen Geſetz, ſondern richten ſich nach dem norwegiſchen Geſetz. Da die Schaafzucht das Hauptgeſchäfte des Landes iſt, ſo haben ſie eine beſondre Verordnung, wie es mit den Schaafen gehalten werden ſoll, welchen ſie **Sonide-Brevet** oder den **Schaafbrief** nennet. Dieſe rühret von den vormaligen Königen in Norwegen her, iſt von König, Haagen 1040 zu Opslo unterſchrieben, wiewohl der Hr. V. im 4ten Kap. gezeiget hat, daß ſie 200 Jahr jünger ſeyn müſſe, ſie iſt auch, und zwar mit Beybehaltung der erſten Jahrzahl, von **Chriſtian** IV. 1637 beſtätiget worden. Sie beſtehet aus 9 Artickeln, welche Hr. D. von Wort zu Wort mittheilet. Was die Handlung betrift, ſo hat das Land in alten Zeiten eigne kleine Schiffe gehabt, bis unter **Friedrich** II. eine Handelsgeſellſchaft errichtet worden. Unter **Friedrich** III. hat der Statthalter **Gabel** die Herrſchaft über dieſes Land bekommen, und den Handel durch Joh. **Trelland** treiben laſſen. So war es zu des Verfaſſers Zeiten. Jetzt wird der Handel für königliche Rechnung geführet. Bey Gelegenheit der Armenpflege und eines eingerichteten

Hoſ-

Hoſpitals für Auſſätzige, handelt der Hr. V. von dem Auſſatz, welcher in den vorigen Zeiten in den nordlichen Ländern ſo häufig war, als ſie nun unbekannt iſt.

Das ſiebende Kap. redet von der Religion der Einwohner. Im Jahr 1000 ließ der König Olaus von Norwegen durch einen gebohrnen Färöer Siegmund Breſteſen auf Färoe das Chriſtenthum einführen. Im eilften Jahrhundert bekam das Land einen eignen Biſchof, und bey dieſer Einrichtung blieb es bis auf die Zeit der Reformation, nach derſelben iſt nur ein evangeliſcher Biſchof da geweſen. Denn von Chriſtian III. iſt das Biſchofthum aufgehoben und dem Lande ein Probſt gegeben worden, welcher erſt unter dem Biſchof in Bergen ſtand, aber nun unter dem ſeeländiſchen Biſchof ſtehet. Das Land hat zwar 39 Kirchen oder Gemeinen, die beyde nur klein ſind, aber ſie ſind in 7 Kirchſpiele vertheilet, und werden von eben ſo vielen Predigern bearbeitet. Daß die Prediger viele Beſchwerlichkeit übernehmen müſſen und geringe Einkünfte haben, iſt leicht zu begreifen. Dieſe beſtehen in Fellen, Korn, Wolle, Butter und Fiſchen. Sie müſſen dabey Landbau und Viehzucht treiben, und von der Wolle durch ſtricken zu ihrem Hauſe das meiſte haben. Hr. D. rühmet den Fleiß der Zuhörer, ſich ſelbſt zu erbauen, da es ihnen an häufigen öffentlichen Gelegenheiten fehlet, und verſichert, daß man un-

ter dem gemeinen Mann in Dännemark nicht ſo viel Erkenntniß als hier antreffe. In **Thorshaven** iſt eine Schule, welcher der Prediger als Rector vorſtehet. Sie hat einige kleine Stipendien. Die Schüler werden darinn ſo weit gebracht, daß ſie von der hohen Schule in Kopenhagen als Studenten aufgenommen werden, wo ſie an den akademiſchen Stipendien Theil haben.

Den Geſpenſtern und Anfechtungen des Satans auf **Färoe** hat der Hr. V. der ſonſt ſcharfſinnig und gelehrt war, und allenthalben die wahre Urſachen der Dinge aufzuſuchen bemühet iſt, ein eignes Kapitel, nämlich das letzte und **achte** gewidmet. Der Ueberſetzer hat Bedenken getragen den völligen Inhalt dieſes Kapitels deutſch mitzutheilen, und hat bloß ſieben Geſchichte dieſer Art angebracht. Und wir haben noch weniger davon zu ſagen.

Wir gehen lieber fort zu dem zweyten Stück dieſer Sammlung, welches 1695 zu Kopenhagen in Octav unter dem Titel erſchienen iſt: Commentatio hiſtorica de rebus geſtis Færeyenſium ſeu Faröenſium Thormodi Torfæi S. Reg. Maj. Dan. & Norv. rerum Norwegicarum Hiſtoriographi. Der Herausgeber hat es in Leipzig überſetzen laſſen. Der ungenannte Ueberſetzer hat einen kleinen Nachtrag zu dieſer Geſchichte aus verſchiednen alten Nachrichten der

Eng-

Englånder verſprochen, welcher aber bis jetzo noch ausgeblieben iſt.

Dieſe Geſchichte iſt in 45 Kapitel eingetheilet, und liefert aus den alten norwegiſchen Geſchichtbůchern, und ſonderlich aus der Flateyiſchen Handſchrift, die ålteſte Geſchichte von Fåroe. Wir wollen ſie in eine Kůrze zu bringen ſuchen. T. iſt mit der Bedeutung des Namens Fåroe, die D. angegeben hat, nicht zufrieden, ſondern erwåhlet lieber die Meinung derer, welche ihn von Faar Schaafen herleiten. Grim Camban hat zur Zeit Harald des Schönhaarigten zuerſt dieſe Eilande bewohnet im neunten Jahrhundert. Von einer Ehe mit einer ſchottlåndiſchen Prinzeſſinn Oluf, ſtammen Thorbiörn und Sigismund die Stammvåter der Gautubarben ab. Dieſe und ihre Nachkommen ſind in der alten Geſchichte merkwůrdige Perſonen. Durch letztern iſt das Chriſtenthum von Norwegen nach Fåroe gebracht worden, welcher aber von Trund verfolget und von ſeinen Verwandten umgebracht worden. Alle Unruhen des Landes wurden durch eine Heirath des Leifs, eines Pflegſohns von Trund, mit Sigismunds Tochter geſtillet, doch ſo, daß die Mörder das Schlachtopfer werden mußten. Nachher hat es zwiſchen den fåroeiſchen måchtigen Familien und den norwegiſchen Königen, beſonders Olaf dem Heiligen, wegen der Oberherrſchaft und der Königl. Gefållen viele gerichtliche und blutige

Strei-

Streitigkeiten gegeben, bis ſie ſich endlich unter die norwegiſche Herrſchaft begeben haben.

Es wird uns ſauer, von dieſen alten Geſchichten, die Schau- und Trauerſpielen ſehr ähnlich ſehen, und zu denſelben vielen Stof geben können, mehr zu ſagen. Und unſern Leſern möchte es eben ſo beſchwerlich ſeyn mehr davon zu leſen. Kenner und Forſcher der Alterthümer, (und wie viele ſind deren?) werden doch immer Unterricht und Weide darinn finden. Wir wollen lieber wünſchen, daß uns jemand von dem neueſten Zuſtand dieſer merkwürdigen Inſeln, welche von ihrer vormaligen Macht und Wohlſtand ſcheinen verlohren zu haben, etwas mittheilen wollte, da die brauchbare Nachricht von Debes beynahe hundert Jahr alt iſt.

I. Regiſter der recenſirten Schriften

Ancher ob die Luſt oder Abſcheu am ſtärkſten wirke. 59
Amuſemens Periodiques 167
Baſedow, von der Patriotiſchen Tugend 165
Beſkrivelſe om Helſingör 50
Der J. Biehl Ueberſetzung des Schauſpiels Cenie 361
Bœhm Acta Pacis Olivenſis 194
— de Beringii hiſt. obſid. Hafn. 214
Bornemann Ueberſetzung des Polyeucks 173
Bredals däniſche Singſpiele 376
Briefe von der Kraft des Worts Gottes. 35
Bruhes Proſpecte von Dännemark. 294
Bugge hvorfor en guddommelig Forlöſer. 431
Claudius Tändeleyen. 440
Conradi von den Zähnen 242
Cramers nord. Aufſeher 509
Cramers Pſalmen 2 und 3 Theil 308
Danmarks og Norges Oecon. Magaz. 494
Debes und Torfäus von Färoe 512
Duſch das Dorf 151
— Glückſeligkeit des Tugendhaften 156
Ewald hvorfor en guddommelig Forlöſer 449
Forſög i de ſkjönne og nyttige Videnſkaber 330
Fugl oratio de Reformatione 70
Geerkens Oratio in Solemnibus Semiſecularibus 280
Gerſtenbergs Tändeleyen 284
Guldbergs Breve 3
Gunners geiſtliche Reden 23
Haas Portraiter af de Siellandſke Biſkopper 300
DuHamel v. Tranſport der Bäume deutſch und dän. 74
Holm Prodromus floræ danicæ 71
Hoyer Bericht von Flensburg 262
— vom Herzogthum Schleswig 265
Hoyer Ueberſetzung des Schauſpiels Cenie 355
Der Frau Klopſtock Schriften 489
Krarup de omnipræſentia 463
Laß Hüſumſche Nachrichten 137. 142
Lilie von der Ueberſchwemmung in Holſtein 179
v. Løvenørn Ueberſetz. eines Schauſp. v. Deſtouches 364

Lun-

Lundius Predigt an ſeinem Jubeltage 278
Matthieſen Oratio de ſenectute &c. 282
Möllmann Spicilegium Antiquit. Patriæ 178
Moller von den Predig. an der Johannisk. in Flensb. 267
—Animadverſiones in ſcript. hiſt. litter, recentioris 283
Gr. Moltke om Overdaadighed 42
Müller om Suamps 350
— Fauna Inſectorum 355
Munthe Critica ſacra N. T. 492
Næraae om Bier 255
Oeconomiſk Magazin 494
Oeder Flora Danica 77. 289
— Index Plantarum 76
Paulſen van den Akkerb. der Ooſterſche Volkeren 217
Pontoppidan om Siælens Udödelighed 228
Prüsſkrifter &c. 383
Programma in Exitum I. L. de Holſtein 378
Reerslef Eſop ved Hoffet 174
Sahl Philoſophia rationalis 129
Schumann Huſumſche Schulordnung 144
Schierman overſatt Poeſie 427
Schinmeier von ungerechten Haushalter 321
Schiötte om Bieavling 246
Schlegel om det danske Sprogs &c. 474
Schönau Holger Danſkes Levnetsbeſkrivelſe 177
Schütze von unbebaueten Feldern, aus dem franz. 221
Skrifter det Trundhiemſke Selſkabs 99
Sundheds Magazin 171
Tanker om Smagen 46
Tullins däniſche Gedichte 414
Turbilly von unangebaueten Feldern 221
Underretning om Agerdyrkning 367
— om Bieavling 246
Wegner gudelige Betragtninger 404
Wiedewelt Tanker om Smagen 46
Willebrand über Wahrheiten und Vorurtheile 124

II. Namenregiſter.

Ancherſen 94
Axen 141

Baden 59
Berger 93. 96
Bering 214
Böder 214
Buchwald 96
Claproth 59 Cramer 509
Daldorf 72 Debes 512 Ewald 449
Friis 386
Goiske 94
Guldberg 336
Gunner 99
Hirtenberg 193
Gr. von Holſtein 378
Horrebow 95
Inguerſen 141
Kall 95 Klopſtock 489
Kramer 96 397. 495. 498. Kratup 463
Lütken 397. 60
Lundius 276
Mengel 45. 512
Munthe 93. 492
Nanneſtad 96
Oeder 187
Paſtorius 200
Schaumann 141
Schiött 503
Schlegel 95. 463
Schöning 114
Schytte 122
Streſow 140
Suhm 112. 118.
Theſtrup 500 Torfäus 512
Tullin 331
Wiedemann 254

III. Sachenregiſter.

Ackerbau 221. 367
Allgegenwart 463
Alterthümer däniſche 178
Bibel vertheidigt 5

Bibel von der Kraft derſelben 35
Bienen 246
Biſchöffe ſeeländiſche 294
Botaniſche Schriften 71. 183. 290.
Chriſtliche Religion bewieſen 5
Critica Sacra N. T. 492
Däniſche Sprache 474
Erlöſung Chriſti 16. 386. 404. 431. 449
Flensburgiſche Prediger 267
Freygeiſter widerlegt 5
Gedichte 151. 284. 308. 331. 376. 414. 440
Geld, deſſen Menge 498
Gutes und Böſes, welches am wirkſamſten 59
Heiden in Jütland 500
Helſingör 50
Huſum 137
Inſecten 355
Jubelfeyer-Amts 276
Künſte, Geſchmack in denſelben 46
Kupferſtiche 294. 300
Leichenreden 23
Logic 129
Norwegen öconomiſche Nachrichten 114
Oeconomiſche Schriften 114. 221. 367. 494
Oliviſcher Friede 193
Pſalmen 308
Reformation 70
Schauſpiele 173. 355. 376
Schiffahrt 331
Schleswigiſche Nachrichten 265
Schulordnung 144
Schwämme 350
Unſterblichkeit 100. 228
Verſchwendung 42. 495
Waſſerfluten 179
Welthiſtorie allgemeine beurtheilt 118
Zähne, deren Cur 242
Zeiten, Schilderung der jetzigen 112

Die

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Vierten Bandes Erſtes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1766.

Inhalt.

Bücheranzeigen.

I. J. O. Wichmanns Betrachtungen von der Verſöhnung.

II. *J. G. Sneedorfs* Patriotiſke Tilſkuer.

III. Forſög i de ſkiönne og nyttige Videnſkaber, andet Styck.

IV. *Döderleins* Forſög til fri Poeſie.

V. Abels Död overſat af *J. Biehl.*

VI. *C. G. Krazenſtein* de vi centrifuga ad morbos ſanandos adplicata.

VII. Römers Nachricht von Guinea.

I.

Johann Otto Wichmanns, Predigers zu Haſelau im Holſteiniſchen, Betrachtungen über den Glauben der Chriſten von der Verſöhnung. Hamburg, bey Hertels Witwe und Gleditſch 1763. 610. Seiten außer der Zuſchrift, Vorrede, und dem Regiſter in 8vo.

Dieſe Betrachtungen, deren acht an der Zahl ſind, enthalten eine ordentliche Abhandlung der Lehre von der Verſöhnung, und verdienen einen vollſtändigen Auszug. Es iſt überhaupt zu ſagen, viel Gutes in denſelben anzutreffen, und der Herr Verfaſſer hat, wie er in der Vorrede ſagt, zur Abſicht ſeine Mitchriſten zu erbauen, und zur Prüfung ihres Glaubens aufzumuntern.

Die Iſte Betrachtung, welche den Begrif von der Verſöhnung feſtſetzet, und zugleich eine allgemeine Einleitung in dieſe Lehre iſt, enthält 12. Abſätze.

Nachdem der große **Werth** der Verſöhnung kürzlich im 1. §. gezeiget worden, ſo wird dieſelbe im 2, 3, und 4. §. ſchriftmäßig erkläret. Die Befriedigung des göttlichen Zornes, und die verdienſtliche Urſache aller Seligkeit der Menſchen, oder, die Befreyung vom Zorne Gottes und Wiederherſtellung der göttlichen Gnade, iſt der Begrif der Verſöhnung, den Herr W. aus Stellen des A. und N. T. zu erweiſen ſuchet, und zwar aus folgenden: 5 B. Moſ. XXI, 8. XXXII, 43. Hiob XXXIII, 23. 24. 3 B. Moſ. XVI, 29. 30. und 34. Röm. V, 10. 2 Cor. V, 19. Epheſ. II, 16. Röm. V. 11. 1 Joh. II, 2. IV, 10. Bey dieſer Gelegenheit wird der erſte Gebrauch des Hebräiſchen Wortes כפר, welches die Verſöhnung anzeiget, aufgeſucht, nemlich 1 B. Moſ. VI, 14. in der Unterweiſung, die Gott Noah gab, wie er ſeinen Kaſten einrichten ſollte, da es heiſt: **verpiche die Kammern mit Pech**, d. i. überziehe, **bedecke** ihre Seiten u. ſ. w: Und dieſe urſprüngliche Bedeutung des Wortes כפר muß, wie H. W. behauptet, in allen Stellen der Schrift, wo von der Verſöhnung geredet wird, beybehalten werden.

Die Verſöhnung ſetzet eine **Beleidigung** voraus, daher giebt uns der 5te §. einen Begrif von der Beleidigung Gottes, und erläutert denſelben aus der h. Schrift. Viele haben den falſchen Begrif von der Beleidigung, daß ſie nothwendig in der **Beſchädigung** eines andern beſte-

beſtehen ſolle. Allein H. W. unterſcheidet mit allem Recht zwo Arten der Beleidigung, davon die eine in einer **wirklichen Beſchädigung** des andern, die andere aber in der **Entehrung der Geſetze** durch Uebertretung, und Vernachläßigung pflichtmäßiger Handlungen beſtehet. Gott kann nicht in jenem, wohl aber in dieſem Verſtande beleidiget werden, eben wie ein Fürſt ſich durch den frechen Ungehorſam ſeiner Unterthanen für beleidigt anſieht, und von aller Welt dafür gehalten wird, ob er gleich nicht dadurch von ſeiner eigenthümlichen Würde heruntergeſetzt, oder auf irgend eine Art beſchädiget wird.

Im 6. §. wird der **Zorn** des beleidigten Gottes, welcher nichts anders iſt, als eine **ernſtliche Abneigung** vom Böſen, die durch **thätliche Beweiſe**, oder durch Strafen, an den Tag geleget wird, und von welchem alle die zufälligen Unvollkommenheiten, die ſich in dem ſinnlichen Zorne der Menſchen finden, abgeſondert werden müſſen, ſowohl aus der Vernunft als der h. Schrift erwieſen.

Im 7. §. beantwortet H. W. den bekannten Einwurf, **daß der Zorn Gottes mit ſeiner Liebe nicht beſtehen könne.** Er zeiget nemlich, daß ſie beyde Würkungen ſeiner Heiligkeit ſind, folglich einander nicht zuwider ſeyn können, und erläutert die Sache überaus bündig mit dem Beyſpiel eines Vaters, der ſeinen ungerathenen Sohn, bey welchem ſanfte

Erinnerungen nichts fruchten wollen, durch empfindliche Mittel recht lebhaft ſeinen Zorn und Haß gegen ſein boshaftes Verfahren fühlen läſt. Man kann aber dieſem nicht alle Liebe gegen ſeinen Sohn abſprechen, denn er ſtraft ihn, um ihn zu beſſern. S. 33 heiſt es: „Ich muß „wohl merken, in wie fern Gott den Sünder „haſſen und ſtrafen, und doch auch zugleich lie„ben könne. Gott haſſet ihn, weil er ſich von „ſeinen Geſetzen losgeriſſen, ſeine Verbindlich„keit zum Gehorſam aus den Augen geſetzt, und „dadurch gerechte Verſchuldungen auf ſich gela„den hat. Er haſſet ihn alſo nicht deswegen, „weil er ein Menſch oder Geſchöpf iſt, ſondern „weil er ein treuloſer Rebelle gegen ſeine Befeh„le geworden. Er liebet ihn aber, weil er ein „Geſchöpf ja ein Menſch iſt, deſſen Wohl er in „Zeit und Ewigkeit zu befördern ſucht.„ Beyläufig müſſen wir erinnern, daß, obgleich von Gott in verſchiedener Abſicht geſagt wird, daß er den Sünder zugleich haſſe und liebe, wir doch lieber geſehen hätten, daß H. W. einen andern Ausdruck gebraucht hätte, daß nemlich **Gott die Sünde zwar an dem Sünder haſſe, aber doch die Perſon des Sünders liebe**; denn die Begriffe der Liebe und des Haſſes ſind einander ſo entgegen geſetzt, daß es einem dem erſten Anſchein nach als paradox, und als ein Wortſpiel vorkommen muß, wenn man hört, daß Gott die Menſchen im höchſten Grade (S. 37.) liebe, und zugleich auch haſſe.

Ei-

Eine einzelne Beſchaffenheit hingegen an einer Perſon zu haſſen, die man ſonſt im übrigen liebt, läſt ſich gar wohl hören. Der 8 §. widerlegt aus ſelbigem Grunde, als der vorige, eine andere Einwendung, daß nemlich der Zorn Gottes ſeine Unveränderlichkeit aufhebe.

Die vier letzten Abſätze in dieſer Betrachtung enthalten **vier Lehren**, welche durch die Lehre von der Verſöhnung erläutert, und in ein helles Licht geſetzet werden, nemlich, **von der weſentlichen böſen Natur der Sünde. von dem unveränderlichen Haß Gottes gegen die Sünde, von ſeiner großen Erbarmung und anbetungswürdigen Weisheit.**

Die IIte Betrachtung handelt **von der Perſon des Verſöhners**, und beweiſet, daß unſer Erlöſer ſo wohl wahrer Gott als wahrer Menſch in einer Perſon geweſen ſey. Der Beweis der **Göttlichkeit** Chriſti wird im 4, 5. und 6. §. aus den **göttlichen Namen, Eigenſchaften** und **Werken** auf die gewöhnliche Art geführet. Es wundert uns aber, daß mit keinem Wort des Namens **Jehovah**, der doch wirklich Chriſto beygelegt wird, gedacht wird. Der 7te beweiſet die **menſchliche Natur**, welche der Sohn Gottes zu der von Gott beſtimmten Zeit, die aus Gründen zugleich als die bequemſte vorgeſtellet wird, angenommen hat, und welche dem Weſen nach unſerer Natur gleich iſt §. 8, wie denn auch Chriſtus von Adam, wie alle andere

Menſchen abſtammet §. 9. Doch iſt ſeine Natur, weil ſie ohne **Sünde** ſeyn mußte §. 10, auf eine **übernatürliche** und **außerordentliche Art** in dem jungfräulichen Leibe der Marien vom H. Geiſt gebildet worden §. 11. Man muß aber nicht mit unſerm Verfaſſer und vielen andern denken, daß die Empfängniß und Geburt Chriſti von einer **Jungfrau** nothwendig wegen der Unſündlichkeit der menſchlichen Natur erfodert werde; denn obgleich Chriſtus in einer ordentlichen Ehe empfangen und geboren worden wäre, ſo hätte der H. Geiſt nichtsdeſtoweniger diejenigen Theile, aus welchen die menſchliche Natur erzeuget worden, reinigen und heiligen können, daß ſie nicht von der Erbſünde beflecket worden wären. Es mußten aber bey einer ſo merkwürdigen Begebenheit, als die Geburt des Erlöſers war, **Wunder** geſchehen, die die Aufmerkſamkeit der Leute rege machten, und da hat es unter andern der göttlichen Weisheit gefallen, daß der Heiland der Welt von einer reinen Jungfrau geboren würde.

Im 12, 13 und 14. §. wird ſo wohl die **perſönliche Vereinigung**, und die daraus flieſſende **Gemeinſchaft der Naturen**, vermöge deren die Eigenſchaften beyder Naturen gemeinſchaftlich zu einem und demſelben Endzweck wirken, als auch die **Mittheilung der Eigenſchaften** aus der H. Schrift bewieſen, und ganz ſchriftmäßig erkläret. Bey dieſer Gelegenheit wird zugleich die gegründete Anmerkung gemacht,

gemacht, daß viele Streitigkeiten, die in dieſer Materie mit ſo großer Bitterkeit geführt worden ſind, vermieden worden wären, wenn man nicht auf der einen Seite durch Vorurtheile eingenommen, den deutlichſten Sprüchen der H. Schrift, gegen den Sinn der Männer Gottes einen ſolchen Verſtand gegeben hätte, den ſie nach den erſten Regeln einer geſunden Auslegung nicht haben können; auf der andern Seite aber, wenn man theils nicht durch übertriebene und ſelbſt erfundene Redensarten mehr von dieſen Glaubenswahrheiten zu ſagen ſich unternommen hätte, als es die Ausſprüche der Schrift erlauben; theils auch nicht eine unnöthige Sorgfalt für die erfundene Kunſtwörter gebraucht, und mehr auf Worte als Sachen geſehen hätte.

Endlich wird im 15. §. die Frage: **warum der Erlöſer Gottmenſch ſeyn muſte?** auf die gewöhnliche und jedermann ſattſam bekannte Art ganz kurz beantwortet. Die Urſache, warum Chriſtus **Menſch** ſeyn muſte, ſtehet ausdrücklich **Hebr.** II. 13. 14. Die Urſache aber, warum er zugleich **Gott** ſeyn muſte, hat uns die heil. Schrift verſchwiegen, und unſere Vernunft iſt allzuſchwach ſie zu ergründen. Daher wir beßer thäten, wenn wir hierinn unſere Unwißenheit geſtünden, als daß wir durch eine **Theorie** von einer im **ſtrengen Verſtande unendlichen Verbindlichkeit** der Geſetze von **unendlichen Sünden** und **Strafen**, und von dem bey dem Bürgen des menſchlichen Ge-

 ſchlechts

ſchlechts erforderlichen **unendlichen Gehorſam und Leiden**, die unauflöslichen Zweifeln unterworfen iſt, und aus keiner einzigen Stelle der heil. Schrift bewieſen werden kann, weiſer ſeyn wollen, als die heil. Schrift ſelbſt.

Die IIIte Betrachtung beſteht aus **zween Hauptheilen**. Der **erſte** beweiſet die **ewige Beſtimmung Chriſti zum Hohenprieſter und Verſöhner** aus Sprüchen des A. T. die mit guten und nöthigen Anmerkungen erläutert werden §. 1—10. Nur wundert es uns daß, wenn der Hr. Verf. beweiſen will, daß Chriſtus als unſer Hoherprieſter verordnet geweſen, in eigener Perſon für die Sünden der Welt zu leiden, nachdem er im voraus verſprochen, daß er die deutlichſten Schriftſtellen erwählen wolle, nichts deſto weniger gleich anfangs einen ſolchen Ort, nemlich **Jer. XXX. 21.** anführet, aus welchem zur Noth bewieſen werden kann, daß Chriſtus Hoherprieſter ſeyn ſollte; wie aber daraus erhellen ſoll, daß er in eigener Perſon leiden ſollte, können wir gar nicht einſehen.

Man macht wieder die ewige Beſtimmung des Verſöhners den Einwurf, daß zufolge derſelben die Juden und Heyden zu der an Chriſto verübten Bosheit verordnet und erwählt worden wären. H. W. aber wiederlegt dieſen Einwurf §. 10 ſehr gründlich durch den ſo nöthigen Unterſchied zwiſchen dem, was Gott in Anſehung der Verſöhnung **beſchloſſen** hat, daß es

wirk-

wirklich geſchehen ſolle, nemlich das Leiden und Sterben des Verſöhners überhaupt und dem, was Gott beſchloßen hat, zuzulaßen, daß nämlich Juden und Heyden ihre Bosheit an ihm ausübten, nachdem er von einem geldgierigen Jünger verrathen worden war.

Im zweyten Haupttheil dieſer Betrachtung wird die **Nothwendigkeit unſers Verſöhners** genauer in Erwegung gezogen. Erſtlich wird die Nothwendigkeit des Verſöhners **an und vor ſich** betrachtet aus Stellen der heil. Schrift bewieſen. Zweytens werden **Gründe** der Nothwendigkeit aus der **Natur der Sache** angebracht. Die angeführten Schriftſtellen ſind: **Luc.** XXIV. 26. 46. XII. 56. **Joh.** III. 16. **Hebr.** II. 10. Scheinen gleich die drey erſten nicht von der Nothwendigkeit der Verſöhnung an ſich betrachtet zu reden, ſondern vielmehr von der Nothwendigkeit der Umſtände der Verſöhnung als des Leidens, Todes und der Auferſtehung, vermittelſt der Erfüllung der Weißagungen; ſo ſetzet doch die letztere Nothwendigkeit die erſtere voraus, und dieſe kann auch ganz füglich in den genannten Stellen verſtanden werden; Denn eben weil das Leiden und Sterben des Verſöhners nothwendig war, war es im A. T. geweiſſaget und vorgebildet worden, daher Chriſtus ſagt: **alſo iſt geſchrieben, und alſo muſte Chriſtus leiden.** (Es iſt nicht allein, will Chriſtus ſagen, im **A. T.** vorher verkündiget worden, ſon-

dern es war auch ganz nothwendig, daß es geſchähe). Er muſte auch dieſe Nothwendigkeit ſeines verſöhnenden Leidens und Todes an ſich betrachtet ſeinen Jüngern vorſtellen, weil ſie von dem Vorurtheil eines irrdiſchen Reichs des Meßiä eingenommen waren.

Was den **Beweis der Nothwendigkeit eines göttlichen Verſöhners aus der Natur der Sache** betrifft, welcher aus den **göttlichen Eigenſchaften**, der **alleinigen Tüchtigkeit einer göttlichen Perſon** und der **Untüchtigkeit der Menſchen** im 16. 17. 18. §. gezogen wird, ſo iſt derſelbe, ſo wie er von den Theologen vorgetragen zu werden pflegt, alzu bekannt, als daß wir ihn hier wiederholen ſollten. Wir wollen nur zwey Anmerkungen machen. **Erſtlich** wenn wir erſt aus der H. Schrift gelernet haben, daß wir einen **göttlichen** Erlöſer haben, und darnach dieſe Lehre mit den Eigenſchaften Gottes, ſo wie dieſelben uns aus der geſunden Vernunft bekannt ſind, vergleichen, ſo werden wir gar keinen Wiederſpruch, ſondern vielmehr eine Uebereinſtimmung finden, die einige derſelben vorzüglich in ein helles Licht ſetzet. Allein etwas ganz anders iſt es, wenn man ſeine Vernunft aus den Eigenſchaften Gottes an ſich betrachtet Gründe angeben laßen will, **daß** und **warum** ein **göttlicher** Erlöſer vonnöthen geweſen, welches viele zu thun ſich bemühen, aber damit nicht fortkommen. **Zweytens:** Der Beweis der Nothwendigkeit eines

göttli-

göttlichen Erlöſers aus der Natur der Sache gründet ſich vornemlich auf ſolche Sätze, die von den meiſten ohne gehörige Prüfung angenommen werden, weil ſie einen blendenden Schein haben, daß nemlich **uns ein unendlicher Gehorſam oblieget; daß alle und jede Sünden,** weil ein unendlicher Gott durch dieſelben beleidiget wird, **unendlich ſind**, eine unendliche Schuld haben, und unendliche Strafen nach ſich ziehen; daß deswegen **der Bürge einen unendlichen Gehorſam leiſten und unendliche Strafen ausſtehen müße.** u. d. m. Man will, daß alle und jede Beleidigungen des unendlichen Gottes unendlich ſeyn ſollen, und denket gar nicht dran: ob dies ſich mit der Lehre von den **Stuffen der Sünden** reimen könne. Man will, daß der Bürge eine **unendliche Perſon** ſeyn müße, weil keine **endliche** Creatur eines unendlichen Gehorſams, der zur Bürgſchaft erfodert wird, fähig iſt, und bedenket nicht, daß man eben dadurch den endlichen Geiſtern unendliche Verbindlichkeit aufleget; denn iſt ihr Bürge zum unendlichen Gehorſam an ihrer ſtatt, verpflichtet, ſo müßen ſie ſelbſt anfänglich dazu verbunden geweſen ſeyn. Alles dis ſind richtige Folgerungen, wenn das Wort **unendlich** im ſtrengen Verſtande genommen wird. Soll es aber ſo viel heißen, als was **unbeſtimmt groß**, oder **das gröſte in ſeiner Art** iſt, ſo iſt keine Folge, wenn von einer ſolchen **Unendlichkeit** auf die Un-

endlichkeit oder Göttlichkeit der verſöhnenden Perſon geſchloßen wird.

Uebrigens nimmt es uns ſehr Wunder, wenn H. W. im 16. §. in einem zuverläßigen Tone, aber ohne Beweis, ſaget, daß es der Vernunft einleuchte, daß die Gerechtigkeit Gottes den Sünder **ewig** ſtrafen müße. Wir ſind der feſten Meinung, daß die Lehre von der **Ewigkeit der Höllenſtrafen** ſich nur aus der heil. Schrift beweiſen läſt, und deßenohngeachtet eine von den geoffenbarten Wahrheiten ſey, an welcher die Vernunft ſich am meiſten ſtößt, und in die ſie ſich am wenigſten zu finden weiß, ob ſie gleich am Ende genöthigt iſt, ihre Gränzen einzuſehen, und es auf den klaren Ausſprüchen der Schrift beruhen zu laßen. Allein, die Demonſtrirſucht iſt in unſern Tagen ſo hoch geſtiegen, daß man auch die geoffenbarten Wahrheiten, die man der heil. Schrift allein zu verdancken hat, aus der Vernunft beweiſen will, eben als wenn die Vernunft dieſelben ohne Hülfe der Schrift hätte ausfündig machen können.

Die IVte Betrachtung hat zur Ueberſchrift: **von der durch Jeſu Leiden geſtifteten genugthuenden Verſöhnung.** Es hat nemlich H. W. in ſeiner Iſten Betrachtung im 2 und 3. §. zur Verſöhnung überhaupt betrachtet ſowohl die **Befriedigung des göttlichen Zornes**, als die **Erwerbung der Seeligkeit** gefodert. Jene wird in dieſer Betrachtung, dieſe aber in der folgenden erkläret und bewieſen.

ſen. Die Befriedigung des Zornes Gottes iſt durch die genugthuende Erduldung der von den Menſchen verdienten Strafen geſtiftet worden, daher H. W. in dieſer Betrachtung die Lehre von der **Genugthuung** und **Bürgſchaft** Chriſti ſehr ordentlich, deutlich und gründlich vorträget. Gleich anfangs §. 2. begegnet er zween bekannten Einwürfen, **daß dem allgenugſamen Gott keine Genugthuung gegeben werden könne, und das Wort Genugthuung nie in der heil. Schrift anzutreffen ſey.** In Anſehung des erſten lauten ſeine Worte S. 207 alſo: "Es iſt wahr, Gott „iſt allgenugſam, daher ihm von ſeinen Geſchöpfen „in ſeinem Seyn nichts gegeben oder genommen „werden kann. Aber kann denn Gott Ueber„treter ſeiner Geſetze nicht mit empfindlichen ja „ewigen Strafen belegen? Warum ſtrafet er „aber Sünder? Will er nicht dadurch die Ma„jeſtät ſeines richterlichen Willens und die Rech„te ſeiner Geſetze behaupten? Und wenn dieſe „Strafen entweder in eigener Perſon, oder in „der Perſon eines Bürgen erduldet werden, „wird denn nicht den Forderungen göttlicher „Gerechtigkeit ein Genüge gethan" In Anſehung des zweyten Einwurfs heiſt es S. 209. daß es auf die Sache ſelbſt, und nicht auf Wörter ankomme.

Im 3. §. werden die verſchiedene Bedeutungen, welche das Wort Genugthuung im **gemeinen Leben, im Handel und Wan-**

del, und in **gerichtlichen Handlungen** hat, entwikkelt, und diejenige Art der **gerichtlichen Genugthuung**, da jemand, an eines andern Stelle, ſowohl zur Befriedigung des Richters, als zur Befreyung des Verſchuldeten, leidet, iſt es, wie H. W. ſaget, die verſtanden werden muß, wenn ſie dem Leiden und Tode Chriſti zugeſchrieben wird. Zu dieſer gerichtlichen Genugthuung werden §. 4. drey Stükke erfodert 1) **daß die genugthuende Perſon mit Genehmigung des Richters in die Stelle des Uebelthäters trete.** 2) **Daß ſie ſich die Schuld deſſelben zurechnen laße,** und 3) **wirklich die Strafen ausſtehe,** welche die Gerechtigkeit des Richters ihm aufleget.

Das erſte Stück wird auf Chriſtum vom 5ten bis 8ten §. angewendet, wo H. W. nicht allein aus der h. Schrift beweiſet, daß Chriſtus vermöge eines mit dem Vater gemachten Bundes ein **williger** und **Gott wohlgefälliger Bürge** geweſen ſey; ſondern auch ganz bündig darthut, daß dieſe Bürgſchaft weder mit der Majeſtät des Erlöſers, noch mit den Vollkommenheiten des Vaters geſtritten habe. Man fragt nemlich: **Konnte ſich Chriſtus, ohne die mindeſte Ungerechtigkeit an ſich ſelbſt zu begehen, zum Bürgen darſtellen?** Hierauf antwortet H. W. §. 8. p. 236, 237, 238, daß es in menſchlichen Gerichten für eine unvernünftige Handlung mit Recht angeſehen werden würde,

de, wenn jemand Leib und Leben an des andern Statt verbürgen wollte; weil theils niemand eine ſolche uneingeſchränkte Gewalt über ſein Leben hat, daß er daſſelbe nach ſeinem eigenen freyen Belieben einem freyen Tode aufopfern könne, theils würden auch die Abſichten einer gerechten Regierung, und die vollkommene Glückſeligkeit eines verſchuldeten und berüchtigten Miſſethäters nicht dadurch erreichet werden können. Allein mit der Bürgſchaft Chriſti für uns, hat es eine ganz andere Bewandniß; denn 1) iſt er als Gottmenſch uneingeſchränkter Herr über ſein Leben. 2) ſahe er in dem Lichte ſeiner Allwiſſenheit die herrlichen Früchte und ſeligen Folgen ſeiner Bürgſchaft, und 3) war er ſowohl von dem Wohlgefallen des Vaters an ſeiner Bürgſchaft, als auch von ſeinen Kräften dem Endzweck derſelben gemäß zu handeln vollkommen überzeugt.

Zweytens wird gefragt: **Kann es mit der Gerechtigkeit und Liebe des Vaters gegen den Sohn beſtehen, daß er dieſe Bürgſchaft angenommen hat?** H. W. antwortet S. 239. „Hätte es dem Sohne „Gottes entweder an Fähigkeiten gemangelt die „gehörigen Pflichten eines Bürgen auszurich„ten; oder wäre er mit Gewalt dazu gezwun„gen worden, ſo würden wir das richtige Ver„hältniß der Gerechtigkeit Gottes vergeblich ſu„chen. Aber beydes widerlegt ſich ſelber, theils „da der Sohn Gottes ein göttliches Vermögen „beſaß, und er alſo auch das, wozu er ſich ver-

„bürget,

„bürget, nothwendig erfüllen konnte; theils da „der Wille des Vaters auch zugleich der Wille „des Sohnes war.„ Und was die **Liebe Gottes gegen ſeinen Sohn** betrifft, ſo leidet dieſelbe durch dieſe Bürgſchaft im geringſten nicht, weil der Bürge dadurch ſo wenig unvollkommen als unglückſelig geworden iſt.

Die **Zurechnung** unſerer Sünden §. 9. welche das zweyte Hauptſtück in der Genugthuung Chriſti iſt, wird nicht nur §. 10. aus den Vorbildern des A. T. deutlich gemacht, und §. 11. aus den klaren Zeugniſſen der Schrift bewieſen, ſondern auch §. 21 wider die bekannten Einwürfe von der Unmöglichkeit und Ungerechtigkeit einer ſolchen Zurechnung gerettet, und zwar aus eben den Gründen, die bey den erſten Stück angeführt worden ſind, und der H. W. ſchließt mit der richtigen Anmerkung, daß ſo gar in menſchlichen Gerichten ein Bürge jederzeit für ſchuldig erkläret wird, ob er gleich außer ſeiner Bürgſchaft betrachtet, für den ehrlichſten Mann gehalten wird, und die Vernunft folglich in der gegenwärtigen Lehre von der Zurechnung unſerer Sünden gar nichts ungereimtes findet.

In den folgenden Abſätzen dieſer Betrachtung werden die **Leiden ſelbſt**, die Chriſtus an unſerer ſtatt (§. 13. 14.) ausgeſtanden, genauer in Erwägung gezogen, und (1) als **mannigfaltig und ſchwer** §. 15. 16. (2) als **wirkliche Strafen der Sünden** §. 17. (3) als **unendlich** §. 18. und (4) als **verſöhnend** §. 19 - 20 ſehr weitläuf-

läuftig aber zugleich erbaulich und rührend vorgeſtellet.

Wir wollen zum Schluſſe noch einige Anmerkungen hinzufügen. **Erſtlich**, wenn unſer Verfaſſer §. 14. mit Beiſpielen aus der Schrift beweiſen will, daß es nicht ſchlechterdings ungerecht ſey, jemanden an des andern Stelle zu ſtrafen, ſo führet er unter andern ſolche Stellen an, wo er behauptet, daß wirkliche Strafen verſtanden werden müſſen, deren ſich die Geſtrafeten durch Einwilligung in die Sünde des andern, oder durch gleiche Ausübung derſelben, ſchuldig gemacht haben. Allein wenn ein gottloſer Vater oder König mit ſeinen gottloſen Kindern und Unterthanen, die gleiche oder ähnliche Sünden begangen haben, geſtraft wird, ſo dünkt uns, daß alsdann ein jeder **für ſich**, oder für ſeine eigene begangene Sünden geſtraft wird, und man alsdann gar nicht ſagen könne, daß dieſe an jenes Statt oder Stelle leiden müſſen.

Zweitens: wenn die Leiden und Strafen, die Chriſtus gelitten, **unendlich** genannt werden, ſo iſt zu merken, daß dieſe Benennung im geſunden Verſtande genommen gar wohl beybehalten werden kann, inſofern man mit derſelben ſo viel ſagen will, daß die Menge und Größe der Leiden Chriſti nicht beſtimmet werden könne; daß ſie die größten in ihrer Art geweſen; und daß niemand ſey, der größere, als Chriſtus, ausgeſtanden hat. Allein ſie können nicht unendlich genannt werden in demjenigen ſtrengen Ver-

ſtande, in welchem H. W. das Wort **unendlich** nimmt, wenn er §. 18. S. 298. ausdrücklich ſagt, daß ſie ſo groß, ſo ſchwer, und ſo bitter geweſen, daß ſie nicht größer, ſchwerer und bittrer ſeyn konnten. Denn da die Gottesgelehrten darinn einig ſind, daß Chriſtus aller und jeder Sünden, Schuld und Strafe auf ſich genommen habe, und niemand behaupten kann, daß es unmöglich ſey, daß es mehrere und gröſſere Sünden in der Welt gäbe, als wirklich begangen werden, ſo folget eben daraus, daß im Fall mehrere und größere Sünden von den Menſchen begangen worden wären, Chriſtus auch größere Leiden und Strafen ausgeſtanden hätte, folglich können die Strafen, die Chriſtus wirklich gelitten, nicht im ſtrengen Verſtande unendlich genannt werden.

Drittens: obgleich H. W. alle ſchmerzhafte Begegniße, die Chriſto wiederfahren ſind, für verſöhnende Leiden hält, ſo meinet er doch daß diejenigen ihren Wiz zu hoch treiben, welche ein jedes Leiden, als eine Strafe gewißer einzelner und beſonderer Sünden erklären wollen. Allein wenn man erſt alle und jede Leiden Chriſti als verſöhnend anſieht, ſo dünckt es uns daß es ſehr natürlich iſt, wenn man bey dieſem und jenem beſonderen Leiden, da ſolche ſo manigfaltig und verſchieden ſind, auf die Gedancken geräth, daß Chriſtus dieſe und jene Sünde insbeſondere dadurch gebüßet habe.

Die Vte Betrachtung **von der durch Jeſu Gehorſam erworbenen verdienſtlichen Verſöhnung** beſteht aus 17 Abſätzen. Es wird hier der **thuende** oder **thätige Gehorſam** Chriſti verſtanden §. 1 welcher wie H. W. §. 2. zeuget, zwar in genauer Verbindung mit dem Leiden Chriſti ſtehet, aber doch auch vor ſich betrachtet werden kann und muß §. 3. Bey dieſer Gelegenheit wird S. 353 ein Spruch aus Jeſ. L. 5 angeführt, nemlich: Der Herr hat mir das Ohr geöfnet, und ich bin nicht ungehorſam und gehe nicht zurück, wo H. W. die Redensart: **Der Herr hat mir das Ohr geöfnet**, alſo erkläret: Der Herr hat einen vollkommenen Gehorſam von mir gefodert, aber mich auch in angenommener Menſchheit dazu tüchtig gemacht. Allein dieſe Erklärung kömt uns ſehr gezwungen und ſonderbar vor, da man viel leichter und natürlicher drauf fällt, die Worte alſo zu erklären: **Der Herr hat mich auf ſeine Befehle aufmerkſam gemacht.**

Der 4te §. zeiget, daß es nothwendig war, wenn wir vor Gott gerecht ſeyn ſollten, daß Chriſtus das Geſez für uns erfüllete. Im 5ten §. beſchreibt H. W. den **Gehorſam** Chriſti daß er nemlich beſtanden in dem übereinſtimmenden Bemühen aller Seelen und Leibeskräfte des Erlöſers, den Willen Gottes, den uns das Sittengeſetz nach aller Strenge vorhielt, aufs vollkommenſte zu erfüllen. In dieſer Beſchrei-

bung geſchieht nur des **Sittengeſetzes** Meldung, nicht aber des **Ceremonial-** und **Policeigeſetzes**, welche beyde der Herr Verfaſſer doch ſelbſt darnach §. 7. S. 378. in dem Gehorſam Chriſti mit einſchlieſſet.

Der 6 §. zeiget aus einem dreifachem Grunde, daß Chriſtus nicht nach ſeiner eigenen Perſon dem Geſetz unterwürfig geweſen, nemlich 1) weil er **Gottmenſch** war, und alſo vor ſich in keiner Verbindung mit dem Fluch oder Seegen des Geſetzes ſtand. 2) Weil er **ohne Sünde** war, und 3) weil er ſelbſt der **Geber** des Geſetzes war. Hier wird es manchem beim erſten Augenſchein als paradox vorkommen, wenn er bey dem Zweyten Grund S. 370 folgende Wörte lieſet: "Das Geſez war den Menſchen „gegeben, weil ſie ihre Unſchuld und anerſchaf„fene Herrlichkeit durch Uebertretung des Wil„lens Gottes verlohren hatten" eben als wenn die erſten allgemeinen Grundregeln des Sitzengeſetzes nicht zugleich Naturgeſetze wären, welche die Menſchen auch im Stande der Unſchuld wie ſie ohne Sünde wären, verpflichteten, oder als wenn vernünftige Geſchöpfe, die heilig und ohne Sünde ſind, geſezlos wären. Allein man ſiehet leicht aus dem Zuſammenhange, daß H. W. auf das **Moſaiſche Geſez** und die **beſonderen Vorſchriften**, welche ihren Grund in dem Verderben der Menſchen haben, und von welchen die Menſchen im Stande der Unſchuld nichts wußten, ſein Abſehen hat. Der 7. und 8. §.

zeigen, daß Chriſtus für uns dem Geſetz unterworfen worden ſey, und daß dieſe Unterwerfung Chriſto nicht unanſtändig war, und zwar weder als **Gott**, ſintemal ſie eigentlich nur die menſchliche Natur betraf, noch auch als **Menſch**; denn die tiefſte Erniedrigung hatte die höchſte Verherrlichung, und der vollkommenſte Gehorſam hatte die gröſte Belohnung zu erwarten. Im 9. §. wird bewieſen, daß Chriſtus wirklich das göttliche Geſetz erfüllet habe, und im 10. §. wird die richtige Anmerkung gemacht, daß, da ein jedes Amt, jeder Stand, und jede Art des Lebens beſondere Pflichten erfordert, es unmöglich geweſen, daß Chriſtus alle mögliche Pflichten eines jeden Menſchen in der That hätte ſollen ausüben können, und daß dieſes auch zur Vollkommenheit der Erfüllung des Geſetzes nicht nöthig geweſen. Es war genung, daß er das höchſte Wohlgefallen an allen dieſen Pflichten hatte; daß er ſie auf keine, auch nicht die entfernteſte Art, beleidigte; und daß er, wenn er Gelegenheit dazu bekommen hätte, ſie in der gröſten Vollkommenheit würde ausgeübet haben.

Im 11, 12. und 13. § wird die Lehre, daß Chriſtus an der Menſchen Statt das Geſetz erfüllet hat, und dieſer ſein Gehorſam **verdienſtlich** geweſen iſt, weiter ausgeführt, und wider den Vorwurf der Unmöglichkeit vertheidiget, indem gezeiget wird, daß es weder auf Seiten des Vaters unmöglich war, daß er bey unſerer Unvollkommenheit und unſerm Unvermögen ei-

nen Bürgen für uns annahm, und ihn das Geſetz für uns erfüllen ließ, noch auf Seiten Chriſti, der als Menſch ſich dem Geſetz unterwerfen, und als Gott einen vollkommenen Gehorſam an unſer Statt leiſten konnte. Im 14 und 15. §. behauptet H. W. daß ein jedes Stück des Gehorſams Chriſti, und nicht blos derjenige, den er zur Zeit der letzten Leiden bewieſen, verdienſtlich geweſen ſey; und das aus dem Grunde, weil ſonſt alle vorhergehende geſetzmäßige Handlungen ohne Abſicht geweſen ſeyn würden, denn für ſich und ſeinetwegen war er nicht zum Gehorſam verpflichtet, noch dem Geſetz unterworfen worden, und zu einem bloßen Beyſpiel der Nachfolge waren ſie auch nicht nothwendig, weil man ſolches ſchon hinlänglich in den letzten Leiden hatte. Der 16. und 17. §. ſind der Schluß dieſer Betrachtung, und zeigen, daß das Leiden Chriſti, und die von ihm geleiſtete Erfüllung des Geſetzes, die ganze Verſöhnung ausmachen.

In der VIten Betrachtung wird die **Vollkommenheit der Verſöhnung Chriſti** bewieſen, indem gezeiget wird, daß ſie (1) **wahrhaftig** ſey, im Gegenſatz und Vergleichung mit den Opfern des A. T. §. 3. (2) **vollgültig** und hinlänglich §. 4. (3) **durch das einzige Opfer Chriſti auf einmal zuwegegebracht** §. 5. (4) **ewig geltend** §. 6. (5) **allgemein**, ſo wohl in Anſehung der **Perſonen**, als auch der **Sünden**, die ſie verſöhnet §. 7-11, und (6) **Gott höchſt angenehm** §. 12.

§. 12. welches Wohlgefallen er ſo wohl durch die **Wunder**, welche den Tod Chriſti begleitet haben §. 13, als auch durch die **Erhöhung** Chriſti §. 14. genugſam an den Tag geleget hat.

Unſer Verf. hält ſich in dieſer Betrachtung am längſten bey der **Allgemeinheit der Verſöhnung** Chriſti auf, und führet, außer den klaren Sprüchen der H. Schrift, die dieſe Wahrheit außer allem Zweifel ſetzen, noch einen **dreyfachen Beweis** an, um zu zeigen, daß Vernunft und Offenbarung in dem freundſchaftlichſten Bande für dieſelbe ſtreiten. Der **erſte** Beweis iſt genommen von dem **allgemeinen Verderben der Menſchen**, vermöge deſſen dem einen keine größere Würdigkeit als dem andern beygelegt werden kann.

Der **zweyte** Beweis wird §. 9. alſo vorgetragen: „**Es iſt gar kein Grund vorhan„den, warum der Heiland nur einige „Menſchen ſollte mit Gott ausgeſöhnet „haben** — Sollte Chriſtus nur einige Men„ſchen haben erlöſen wollen, ſo müßte der Grund „davon entweder in dem Rathſchluß der „Erlöſung, oder in der Erlöſung ſelbſt, oder in „den Menſchen, die nicht wären erlöſet worden „zu ſuchen ſeyn.„ In dem **Rathſchluß der Erlöſung**, ſagt H. W. S. 449, 50, 51. und 52. kann es nicht beſtimmt ſeyn, weil Gott freylich dadurch ſeine unumſchränkte Gewalt und Majeſtät, nicht aber ſeine allgemeine Liebe beweiſen, ſondern vielmehr den Menſchen dadurch

einen fürchterlichen Begrif von ſeiner Größe bey-bringen würde. Hier möchte es dem erſten Anſchein nach dem Leſer vorkommen, als wenn der H. Verf. in der Streitigkeit von der allgemeinen Erlöſung, etwas als bewieſen voraus ſetzte, das doch erſt bewieſen werden ſoll, weil eben die Reformirten, welche die allgemeine Verſöhnung läugnen, behaupten, daß Gott an einigen Menſchen ſeine Liebe, an andern aber ſeine Strafgerechtigkeit zeigen, und deswegen jenen einen Erlöſer, dieſen aber keinen habe geben wollen. Allein es werden doch zum Schluſſe einige Sprüche angeführet, die nicht ohne die gröſte Verdrehung anders, als von einer allgemeinen Liebe verſtanden werden können. Wenn H. W. ferner zeigen will, daß in der **Erlöſung ſelbſt** nicht der geringſte Grund ſey, dieſelbe nur auf einige Menſchen einzuſchränken, ſo ſchlieſſet er S. 453, 54, 55. alſo: Wenn die Verſöhnung Chriſti nur die Seligkeit einiger Menſchen zum Vorwurf gehabt hätte, ſo würde folgen, daß er nur die Sünden einiger Menſchen ſich vorgeſtellet hätte, oder zum wenigſten gegen die Sünden derer, für die er nicht genug gethan, gleichgültig geweſen wäre. Allein wir müſſen geſtehen, daß wir die Folge in dieſem Beweiſe gar nicht einſehen. Endlich ſucht er in dieſem §. S. 455, 456, und 57. den Einwurf derer zu entkräften, welche die Urſache, warum nicht alle Menſchen verſöhnet worden, in den **Menſchen ſelbſt** ſuchen, und ſagen: Gott habe von Ewigkeit vorhergeſehen, welche an ſeinen

Sohn

Sohn glauben würden, und alſo hätte er auch keine andere durch Chriſtum erlöſen laſſen, weil die Erlöſung, wenn er ſie für die Ungläubigen geſtiftet, doch nur vergeblich würde geweſen ſeyn. Hierauf antwortet unſer Verfaſſer **theils**, daß Gott keine Sünder verdamme um Sünden willen, die ſie hätten begehen können, oder unter gewiſſen Umſtänden würden begangen haben, ſondern um Sünden, die ſie wirklich gethan haben; **theils** aber auch, daß durch die allgemeine Verſöhnung die Bearbeitung der göttlichen Liebe, und der Reichthum der Barmherzigkeit Gottes, ſich alſo verherrliche, daß die, ſo verlohren werden, keine Entſchuldigung haben, folglich man nicht ſagen könne, daß es gänzlich vergebens, und ohne Frucht ſey, daß Chriſtus auch für diejenigen, ſo verlohren gehen, genug thue.

Der **dritte** Beweis der Allgemeinheit der Verſöhnung Chriſti, welchen H. W. §. 10. vorträgt iſt, **weil, wenn die Verſöhnung nicht allgemein wäre, ſo könnten die Menſchen nicht ihres Unglaubens halber verdammt werden**; denn iſt die Verſöhnung nicht allgemein, ſo haben die Verdammten oder Verworfenen kein Recht noch Anſpruch auf dieſelbe, folglich können ſie ſich nicht durch **Unglauben** an derſelben verſündigen; denn Unglauben ohne Verſöhnung würde ſo viel heißen, als einen Reichthum nicht annehmen wollen, oder übel anwenden, der einem niemals iſt angeboten worden.

Die VIIte Betrachtung **von dem fruchtbaren Segen der Verſöhnung an den Seelen der Gläubigen** zeiget nicht allein §. 12, 3, 4, die **Ordnung der Buße und des Glaubens**, in welcher man dieſes Segens theilhaftig wird; ſondern entwickelt auch in den folgenden Abſätzen, den **vielfachen Segen**, welcher in der **Rechtfertigung**, in der **Heiligung**, im **Leben** und **Sterben** hier in der **Zeit**, und dort in **Ewigkeit**, aus der Verſöhnung Chriſti flieſſet.

Die VIIIte und letzte Betrachtung **von der kräftigen Erweckung zur Tugend aus der Verſöhnung Chriſti** ſtellt uns fünf Bewegungsgründe zur Tugend vor, die die Lehre von der Verſöhnung uns vorhält, nemlich (1) der **Ernſt** und die **Güte Gottes**, der ſich in der Erlöſung gezeiget §. 4. (2) Die **Liebe Chriſti** §. 5. (3) Die **Abſicht der Verſöhnung**, daß wir ſollen **heilig** ſeyn §. 6. (4) Die **Hoheit der unſterblichen Seele**, die aus der Verſöhnung erkannt wird §. 7. (5) Weil nur Tugendhafte des Segens der Verſöhnung theilhaftig werden. Zum Schluſſe werden bey dieſer Gelegenheit §. 11, 12, einige Tugenden ins beſondere genannt, zu welchen die Verſöhnung Chriſti uns vorzüglich verpflichtet, und hiemit endiget ſich dieſe Schrift, welche ihrer Deutlichkeit und Erbaulichkeit halber vielen Ruhm verdienet.

II. Den

II.

Den patriotiſke Tilſkuer &c. **Der patriotiſche Zuſchauer.** Des erſten Jahrgangs erſter Band. Soröe 1761. bey J. Lindgreen, der Ritteracademie Buchdruckern, in 8.

Ein ſchönes Wochenblatt iſt zu unſern Zeiten, da die Welt von einer ſo großen Anzahl periodiſcher Schriften gleichſam überſchwemmet wird, eine wahre Seltenheit. **Steele** und **Addiſon**, dieſe würdigen Vorgänger der wöchentlichen Schriftſteller, haben eine Menge Nachahmer, aber wie klein iſt das Häuflein derer, die ihnen gleich zu ſchätzen ſind! England zählet ihrer nicht viel, Deutſchland nur wenig, Dännemark noch weit weniger. Welch Glück iſt es alſo nicht, wenn zuweilen einer auftritt, den man jenen großen Engländern an die Seite ſtellen darf, und welche Ehre iſt es für Dännemark, einen ſolchen unter ſeinen Gelehrten aufweiſen zu können. Unſern Leſern iſt der Verfaſſer des **patriotiſchen Zuſchauers**, der für die däniſche gelehrte Welt viel zu frühe verſtorbene Profeſſor **Jens Skilderup Sneedorf**, ſchon bekannt. Wir haben in unſern Nachrichten verſchiedentlich Gelegenheit gehabt, ſeiner zu gedenken. In gegenwärtiger Wochenſchrift

ſchrift hat er ſich ein dauerhaftes Denkmal geſtiftet. Sie iſt ein Beweis, nicht nur ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit, ſondern auch ſeines edlen und rechtſchaffenen Herzens. Mögte ſie doch durch eine gute Ueberſetzung auch in Deutſchland bekannt werden! So viel unſere Schranken es uns erlauben, wollen wir den Innhalt derſelben ausführlich anzeigen, und um deßwillen diesmal nur den 1 Theil, der, außer der Zuſchrift an den König und Vorrede, 47 Blätter enthält, und ſich mit dem Junius 1761 endiget, vornehmen.

Die Vorrede betrift bloß einige Streitigkeiten, in welche der Verf. ſeiner Schrift wegen verwickelt worden iſt. Wir wollen uns jetzt nicht dahinein laſſen, ſondern nur eine Stelle daraus anführen, welche den moraliſchen Charackter unſers Verfaſſers erhebet. Er ſagt nämlich ungefähr am Ende: „Dieſe Streitigkeit „vermindert die Hochachtung, die ich meinem „Widerſacher ſeiner Verdienſte wegen ſchuldig „bin, gar nicht. Ich bitte vielmehr diejenigen „meiner Leſer, welche vielleicht aus Ueberzeu„gung von meiner Unſchuld ſeiner Schreibart „keinen Beyfall geben mögten, ſich für dem „Fehler zu hüten, der ſo manches gute unter „uns verhindert hat, nemlich: einen Mann „nach einer einzigen Handlung zu beurtheilen. „Die größten Geiſter können ſich in ihrem Ur„theil übereilen, und nur diejenigen, die nichts

„thun,

„thun, die weder Eifer noch Ehre beſitzen, ſind „für Fehlern ſicher.„

In dem 1 Blatt wird von periodiſchen Schriften überhaupt, ſo wie von der gegenwärtigen inſonderheit, geredet. Im 2 und 3 Bl. werden vier Perſonen, ein Edelmann, ein Prediger, ein Handelsmann, und ein Bauer, welche dem Verf. ihre Gedanken und den Stof zu ſeinen Blättern mittheilen, beſchrieben. Man wird ohne unſere Erinnerung leicht einſehen, daß dieſe Geſellſchaft erdichtet ſey, indeſſen iſt es doch die Perſon des Bauers nicht gänzlich. Es wohnet etwa eine Meile von Kopenhagen ein gemeiner Bauer, der aber durch ſeine Vernunft und ſeinen Fleiß die Aufmerkſamkeit des ſel. **Sneedorfs** ſowohl als vieler andern Gelehrten auf ſich gezogen hat. Viele Dinge in dieſen Blättern, die dem Bauer der Geſellſchaft zugeſchrieben werden, ſollen wirklich von ihm herrühren.

Das 4 Bl. handelt von der Erkenntniß des Menſchen. „Die Menſchen, ſagt der Verf. „haben ſich von jeher mehr um die Dinge, die „von ihnen entfernet waren, als um ſich ſelbſt „bekümmert. — Die griechiſchen Weiſen ſind „die erſten geweſen, die ſich bemühet haben, den „Menſchen kennen zu lernen. — Wenn man die „Geſchichte und Erfahrung zu Hülfe nimmt, ſo „kann man keine richtigere Beſchreibung vom „Menſchen machen, als dieſe: Daß es ein Geſchöpf iſt, welches mit einem ſehr unbeſtimm-

„ten

„ten Vermögen gebohren wird, unzählige und „gar einander widerſprechende Begriffe und Nei„gungen, von denen die meiſten nicht ſowohl in „der Menſchen Natur und Weſen, als vielmehr „in den Eingebungen anderer gegründet ſind, „anzunehmen. —„ Es wird darauf gezeiget, wie wichtig dieſe Wahrheit Geſetzgebern, Lehrern, und Vätern ſey, von welchen faſt ganz allein die Beſtimmung der Glückſeligkeit der Menſchen abhänget, und wie ſehr dieſe ſich zu bemühen haben, die Mißbräuche und Vorurtheile, die zu unſern Zeiten durch die lange Gewohnheit noch ſtärker geworden ſind, auszurotten. „Mögte doch, heißt es am Ende, eine „allgemeine Erleuchtung eine ſolche Verbindung „zwiſchen unſern Geſetzgebern, Lehrern, und „Hausvätern ſtiften, daß ſie alle zur Erreichung „einer Abſicht arbeiteten, und denjenigen Grund„regeln folgeten, welche der Menſchen wahre „Glückſeligkeit ſowohl im Staate als im Haus„ſtande, ſowohl im gegenwärtigen als zukünfti„gen Leben, befördern!„

Das 5 Bl. redet von den Pflichten, gegen das Vaterland. „Die größten Verdienſte kön„nen dasjenige nicht bezahlen, was wir dem Va„terlande ſchuldig ſind; — und welche Vorzüge „ſind wohl ſo wichtig, daß ſie uns ein Recht „geben, ihm unſere Dienſte zu verſagen, „wenn ſie gleich nicht belohnet werden? — Die „meiſten unſerer Eigenſchaften ſind entweder „Gaben der Natur, oder der Geſellſchaft, oder „des

„des Glücks. — Unſere Eltern, unſere Lehrer, „diejenigen, unter denen wir leben, das Ver„mögen und die Anleitung, ſo uns das Schick„ſal in die Hände giebt, beſtimmen größtentheils „unſere Denkungsart und unſern Charackter, „und unſere Verdienſte beſtehen bloß darin, daß „wir alle Gelegenheiten zu unſerer Glückſeligkeit „anwenden. — Wenn aber diejenigen, die „wirckliche Verdienſte beſitzen, dem Vaterlan„de ohne alle Abſicht auf die Belohnung zu die„nen verbunden ſind, ſo iſt es deren Pflicht noch „weit mehr, die keinen andern Vorzug vor ih„ren Mitbürgern haben, als einen Stand und „ein Vermögen, ſo ihnen ſelbſt nicht zum Ver„dienſt gerechnet werden kann.„ Im 6 Bl. werden einige Briefe an den Verf. angeführet, die die in dem vorhergehenden Bl. abgehandelte Materie betreffen.

In den drey folgenden Blättern, dem 7, 8, und 9. wird von der Verbeſſerung der Sprachen und dem Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften gehandelt. „Die Verbeſſerung der Sprache hat „einen ſo wichtigen Einfluß auf ein Volk, daß „ſie eines Geſetzgebers größte Aufmerkſamkeit „verdienet. — Ein guter Geſchmack giebt dem „Volke edle Neigungen, und einen auf Einſicht „gegründeten Eifer in ſeinen Pflichten. Das „durch die Redekunſt erweckte Gefühl für das „wahre ſchöne mildert die natürliche Härte des „einen Geſchlechtes, und ſchränkt die Eitelkeit „des andern ein. — Der Geſchmack reiniget die

„allge-

„allgemeinen Urtheile, die die Ehre beſtimmen, „von den Vorurtheilen, er erhebet die Seelen „über niedrige Abſichten, und wenn auch die „Tugend nicht mehr bewegen kann, ſo führet „doch oft die Ehre zu großen Unternehmungen. „— Ohne dieſe Abſichten iſt die Wohlredenheit „eine der eitelſten Arbeiten, ein ſchöner Leib oh„ne Seele, ein leerer Laut, und oft ein ſüßes „Gift.„ In den beyden letzten dieſer drey Blätter wird inſonderheit von der Verbeſſerung der däniſchen Sprache geredet. Dem 9 Bl. iſt noch ein Brief angehänget, in dem man ſich darüber wundert, daß der Verf. einem alten Edelmann einen ſchlechten Bauer an die Seite ſetzet. Das darauf folgende 10 Bl. enthält einen Brief, der wider die Reime gerichtet iſt.

Im 11, 12, und 13 Bl. findet ſich eine Unterredung der in den erſten Blättern beſchriebenen Geſellſchaft über die vornehmſten Urſachen, warum die europäiſchen Regierungen ſo viel gütiger und menſchenfreundlicher ſind, denn andere. Es werden zuerſt die Quellen zur Glückſeligkeit der Völker überhaupt betrachtet. „Die „chriſtliche Lehre, heißt es, hat unſtreitig eine „größere Kraft, als alle andere Gründe, den „Verſtand zu reinigen, das Herz und die Sit„ten zu beſſern, und die menſchliche Natur zur „Ausübung großer Tugenden geſchickt zu ma„chen, ſie ſchaffet aber zu unſern Zeiten allein „und für ſich ohne Zuthun anderer Gründe, „vielleicht nicht ſo vielen Nutzen, als ſie wohl

ſchaffen

„ſchaffen könnte. — Auf den großen Haufen hat „theils die Ehre, theils der Eigennutz vielen „Einfluß. —„ Nachdem hierauf ausführlich unterſuchet worden, wieviel ein jedes dieſer Stücke zu der Glückſeligkeit der Völker beyträget, ſo wird zuletzt der Schluß gemachet, „daß die „chriſtliche Lehre allein hinreichende Gründe zur „Glückſeligkeit in dieſem Leben darbiete. Sie „beuget die Herzen der mächtigen unter das Ge„ſetz der Liebe, und machet die geringeren eines „beſſern Schickſals würdig. Ohne ſie würde ei„ne Verbeſſerung unſers äußeren Zuſtandes kei„nen andern Nutzen ſchaffen, als diejenigen, de„ren Begierden ſonſt durch Armuth und Zwang „eingeſchränket werden, mehr frech und weni„ger liebreich, als ihre reiche Mitbürger, zu „machen. Gott iſt die Liebe, und ohne Liebe „iſt der Glaube todt; mit der Ausbreitung die„ſer Lehre wird unſere wahre Verbeſſerung an„fangen.„ Hieraus fließet alſo auch der Vorzug der europäiſchen Regierungen, wozu noch dieſes kommt, „daß die Staatskunſt in Europa „öffentlich als eine Wiſſenſchaft gelehret wird, „und die Grundregeln einer guten Regierung „dadurch ſo bekannt geworden ſind, daß unſere „Prinzen in ihren Pflichten nicht unwiſſend ſeyn „können.„

Das 14 Bl. iſt wider die Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften gerichtet. Ihre Klage, daß dieſe Wiſſenſchaften die ordentliche und gründliche Lehrart, nemlich die mathematiſche, um-

ſtoßen, wird wiederleget und gezeiget, daß eine ſolche Lehrart in keiner andern Wiſſenſchaft, als der Mathematick, mit Nutzen gebrauchet werden könne, und auch auſſer derſelben Gründlichkeit und Ordnung ſtatt finde. Das 15 Bl. iſt eine Fortſetzung des vorhergehenden 10, und ſpottet auf eine angenehme Art ſowohl über die Reime, als über ein beſtimmtes Syllbenmaaß, dem manche Dichter auf eine knechtiſche Art folgen.

Das 16 Bl. enthält eine moraliſche Erzählung von den Handlungen eines weiſen, Emund genannt, aus den Zeiten des Königes Frode.

Im 17 Bl. finden wir einige leſenswürdige Betrachtungen über die menſchliche Seele. „Wenn man die unzählige Vorſtellungen bedenket, welche mit einer weit gröſſeren Geſchwindigkeit, als irgend eine Bewegung des „Leibes, in unſerer Seele auf einander folgen „können, welcher Abgrund von Abwechſelungen „muß denn nicht in dieſem Theile unſers Weſens, der Quelle aller möglichen Vorſtellungen, „vorhanden ſeyn? Aber wie beſtändig, wie un„vergänglich muß nicht dieſes Weſen zugleich „ſeyn, da es ſich mit einer ſolchen Gewißheit in „allen Veränderungen wieder erkennet? — Nie„mand kann den höchſten Grad der Seelenkräfte „beſtimmen. — Wir haben Beyſpiele genug, „welche beweiſen, daß ſie unendlich weit über „die gewöhnliche Höhe ſteigen können. — Sie „ſind in allen Menſchen gleich, und da ſie weder „durch

„durch Zeit noch Maaße beſtimmet werden kön-
„nen, was ſind ſie denn anders, als ein unend-
„liches Vermögen in der Vollkommenheit zu
„wachſen? — Sollte nun Gott eine ſolche See-
„le mit dem Leibe zugleich vernichten? mit ei-
„nem Leibe, in dem ſie nur einen ſehr geringen
„Grad derjenigen Vollkommenheit, die auch
„ſchon in dieſem Leben möglich iſt, erreichet? —„
Unſer Verf. betrachtet hierauf noch, welche Ue-
bermaaße von Glückſeligkeit der menſchlichen
Seele in einem vollkommneren Leben bevorſtehe,
errinnert aber zugleich diejenigen ſeiner Leſer,
welche vielleicht durch ſolche Betrachtungen ſich
gar zu weit über das gegenwärtige Leben erhe-
ben möchten, die Pflichten ihres jetzigen Zuſtan-
des nicht zu vergeſſen. „Schwermuth, Müſſig-
„gang, Entfernung von der menſchlichen Geſell-
„ſchaft, und Selbſtmord ſind oft betrübte Wir-
„kungen eines heiligen Gefühls, und edler Nei-
„gungen, die mit Hülfe einer erleuchteten Ver-
„nunft wahre Heldentugenden hervorbringen
„würden. Dieſe Ausſchweifungen zu vermei-
„den, muß man das gegenwärtige Leben allezeit,
„als wichtig, in Abſicht auf deſſen Verbindung
„mit dem zukünftigen betrachten.„

Das 18 Bl. handelt zum Theil von den Vor-
zügen des Predigerſtandes, die hauptſächlich in
einer wahren und vernünftigen Freyheit beſte-
hen, zum Theil aber und vornämlich enthält es
einige ſchöne poetiſche Betrachtungen über das
Leiden und den Tod Chriſti, bey Gelegenheit

des damals nahen Oſterfeſtes. Folgende Gedanken verdienen vorzüglich bemerket zu werden: „Er (Chriſtus) kannte keine Sünde, und ſahe „die Verweſung nicht. Heute ruhete ſein durch„boreter Leichnam im Grabe, da wo unſere Lei„ber einſt aufgelöſet werden ſollen, ehe ſie mit „der Unverweslichkeit bekleidet werden. — Nach „einer Ruhe von drey Tagen überwand er den „Tod, unſern letzten Feind und ward der Erſt„gebohrne unter den Entſchlafenen. Nach ei„nigen wenigen Augenblicken bricht der Tag an, „an dem er auferſtand, und noch kürzer iſt die „Zeit, in welcher wir ſchlafen, gegen eine Ewig„keit.„ — — Auch der Schluß dieſer Betrachtungen iſt ſchön: „Gedenke unſterbliche Seele, „indem du noch auf dem Wege biſt, oft an das „vorgeſetzte Ziel; und wenn die Fröhlichkeiten „und Leiden dieſer Welt dich verſuchen, wieder „umzukehren, ſo denke an die Kürze und Eitel„keit des Lebens, an ſeine Leiden und an ſeine „Verheiſſungen. Denke daran, daß deine Lei„den gegen die ſeinigen nichts ſind, und daß die „Freuden, welche du aufopferſt, gering ſind „gegen diejenigen, die du zu hoffen haſt.„

Im 19 Bl. wird vom Gottesdienſte gehandelt. „Das edelſte Stück unſers Gottesdien„ſtes iſt das Gebet. — Aeuſſerliche Ceremo„nien haben keinen andern Grund als eine er„hitzte Einbildungskraft. — Ein bloſſer ſinnli„cher Gottesdienſt erniedriget zwar den Men„ſchen, aber er kann doch der äuſſeren Hülfsmit-

„tel

„tel zur Sammlung ſeiner zerſtreuten Gedanken „nicht entbehren. — Keines derſelben würket „hierinn ſtärker und allgemeiner, als die Poeſie „und Muſik.„ — Der Verf. zeigt darauf, daß beyde Wiſſenſchaften ſo alt ſind, als der äuſſerliche Gottesdienſt, und daß ſie mit dieſem vom jeher vereiniget geweſen, wovon wir in der Bibel Zeugniſſe und Beyſpiele haben. Er glaubt, daß vielleicht die Muſik zu den Zeiten Davids unſere heutige eben ſo ſehr übertroffen habe, als die Pſalmen unſere Kirchenlieder übertreffen. „Wenn unſere öffentliche Geſänge die erwünſch„te Würkung auf das Herz und die Sinne ha„ben ſollen, ſo müſſen Gedanken, Worte, und „Töne ſowohl mit einander unter ſich, als auch „mit den Dingen, die ſie vorſtellen ſollen über„einſtimmen.„ Es wird hiebey bemerket, daß man ſich bey den Worten und Ausdrücken in ſolchen Liedern immer nach den Sitten ſeines Zeitalters richten müſſe, damit alles Geſpötte und Aergerniß vermieden werde.

Was die Muſik betrifft, ſo wünſcht der Verf. daß einige Zeit von den Schuljahren, die manchmal mit unnützen Dingen verſchwendet wird, zu deren Erlernung angewandt werden möchte. „Doch, ſagt er am Ende, den Menſchen Regeln „in ihrer Andacht vorzuſchreiben, und ſo viele „Achtſamkeit für das höchſte Weſen zu fodern, „iſt ohne Zweifel zu viel gethan, ſo lange ſie „noch nicht ſo viel Geſchmack beſitzen, daß ſie

„viel Wohlanſtändigkeit auf dem Schauplatze in „Acht zu nehmen wiſſen.„

Das 20 und 21 Bl. iſt durch den Geburtstag des Königes veranlaſſet worden. In dem erſtern wird von den Vorzügen einer guten Regierung, und von der Glückſeligkeit Dännemarks unter ſeinem gnädigen Monarchen geredet. Der Verf. ermuntert ſeine glücklichen Mitbürger, nach eines jeden Umſtänden und Vermögen der Mildthätigkeit und Menſchenliebe ihres Königes nachzuahmen. In dem zweyten Blatt lieſet man ein ganz artiges Schäfergedicht, daß ſowohl den Geburtstag als die Wiedergeneſung des Königes von einer kurz zuvor gehabten Krankheit betrifft.

In dem 22 Bl. wird unterſuchet, in wie weit es von einem Volke ſelbſt abhange, die Geſetze und des Geſetzgebers Abſichten zu unterſtützen. „Keine Weisheit iſt ſo groß, und keine Macht „uneingeſchränkt genug, das allgemeine Beſte „eines Staates zu befördern, wenn nicht das „Volk Einſicht und Eifer genug beſitzet, durch „Handlungen, die in ſeinem freyen Willen be„ruhen, und nicht ohne große Ungelegenheiten „erzwungen werden können dem Geſetzgeber zu „Hülfe zu kommen — Nicht nur die wilden „ſondern auch die geſitteten Völker werden von „Vorurtheilen beherrſchet. Hochmuth und Ei„gennutz verleiten ſie oft, ihre Einſichten zu miß„brauchen, und manchen Verbeſſerungen Hin„derniſſe in den Weg zu legen. — Es iſt dar-

„um

„um nothwendig, denen, die zu wichtigen Aem-
„tern gebrauchet werden ſollen, ſolche Grundſä-
„tze beyzubringen, die ſie wider allen Eigennutz
„verwahren. — Die Würkung der Geſetze,
„und die Ehre des Geſetzgebers beruhet ſo ſehr
„auf der Denkungsart und den Sitten eines
„Volkes, daß man ſich nicht genug bemühen
„kann, die Abſicht desjenigen, was befohlen
„wird, durch Gründe, die zum freywilligen Ge-
„horſam bewegen, deutlich zu machen. — Ein
„Volk, das Einſicht, Eifer, und Lenkſamkeit be-
„ſitzet, wird die größten Hinderniſſe überwinden,
„und bey unvollkommenen Geſetzen es weiter
„bringen, als ein anderes, bey dem dieſe Ei-
„genſchaften nicht ſo allgemein ſind, es bey den
„vollkommenſten Einrichtungen thun wird.„

Im 23 Bl. wird gezeiget, daß die Ungleich-
heit der Stände nützlich ſey, und daß aus denen,
die ſo ſehr wider die Vorzüge des Adels eifern,
gemeiniglich Eigennutz und Stolz redet. Das
24. Bl. iſt eine Satire wider die heutigen
Schriftſteller, inſonderheit die Verfaſſer der Le-
bensbeſchreibungen, und anderer hiſtoriſchen
Schriften.

Das 25 Bl. handelt von der Selbſtverleug-
nung und Aufopferung eigener Vortheile für
das allgemeine Beſte, wovon man in der römi-
ſchen und griechiſchen Geſchichte ſo viele Bey-
ſpiele findet. „In der Sittenlehre unſerer Zei-
„ten iſt der Eigennutz das Augenmerk, und die
„Pflichten ſind bloſſe Mittel, dieſes Ziel zu er-

„reichen. — Die Ehre, dieſer uneigennützige
„Grund, iſt jetzt nicht mehr, ſo wie in älteren
„Zeiten, vermögend, die Menſchen zur Verleug=
„nung ihrer Vortheile zu bewegen. — Erzie=
„hung und Religion ſind die einzigen Mittel,
„ihnen diejenige Großmuth einzuflößen, welche
„ſie über eigene Vortheile erhebet, und das all=
„gemeine Beſte zu ſuchen reitzet. — Das Ver=
„gnügen, welches eine Seele, die noch nicht von
„Vorurtheilen und böſen Gewohnheiten einge=
„nommen iſt, in der Menſchenliebe der Freund=
„ſchaft, dem Mitleiden, der Gutthätigkeit em=
„pfindet, iſt viel zu natürlich und reitzend, als
„daß es nicht möglich ſeyn ſollte, ihr dieſe Em=
„pfindungen ſo einzuſchärfen, daß ſie die herr=
„ſchenden Triebe würden. Wenn man die Ju=
„gend zur Entbehrung gewiſſer Bequemlichkei=
„ten gewöhnete, freundſchaftlich und vertraulich
„mit ihr umgienge, nicht immer ohne Gründe
„Gehorſam foderte, nur ſolche Handlungen, wo=
„rinn ſich einige Selbſtverleugnung zeigte, und
„die aus freyen Triebe kämen, rühmte und be=
„lohnte; kurz, wenn viele Hausväter auf einmal
„anfiengen, zu bedenken, daß ihre Aemter die
„wichtigſten in einem Staate ſind, ſo würden
„vielleicht unſere Nachkommen einſt ſtark genug
„ſeyn, diejenigen Tugenden auszuüben, die zu
„unſerer Zeit ſo ſelten ſind. — Wenn die bloße
„Vernunft, Erziehung, und Gewohnheit die
„Menſchen ehedem zu großen Aufopferungen hat
„bewegen können, was kann man denn nicht von
„einer

„einer Lehre erwarten, die uns das höchſte „Weſen nicht allein als Schöpfer, und Er„halter, ſondern auch als einen gerechten Rich„ter, Verſöhner, und Belohner kennen leh„ret? — Wir können uns nicht zu dieſer Lehre „bekennen, ohne zugleich zu glauben, daß die „Selbſtverleugnung, und Aufopferung unſerer „eigenen Vortheile für das allgemeine Beſte ei„nes der größten Kennzeichen ſey, wodurch die „Chriſten ſich von anderen Völkern unterſcheiden.„

Das 26. Bl. iſt ein Brief eines Frauenzimmers an den Verf. welches ſich darüber beſchweret, daß er in ſeinen Blättern noch nie des ſchönen Geſchlechts Erwähnung gethan hat. Sie ſendet ihm zugleich einen Auszug ihres Verzeichniſſes, von allerley kleinen Fehlern, die ſie in Geſellſchaften bemerket hat, und die ſie gerne bekannt gemachet haben will. Das darauf folgende 27. Bl. giebt von einer Geſellſchaft tugendhafter Frauenzimmer Nachricht. Sie haben gewiſſe Geſetze unter ſich, nach denen ſie ſich richten, z. B. den Verſtand höher, als die Schönheit, und die Tugend höher, als den Verſtand zu ſchätzen; niemand um natürlicher Fehler willen zu verachten; Verdienſte mehr zu ehren, als dasjenige, was man Lebensart nennet, und desgleichen.

Im 28. Bl. bemühet ſich der Verf. ein aus dem Gebrauch gekommenes däniſches Wort: vorder, welches das deutſche werden anzeiget, wieder einzuführen. Man hat ſich bisher ſtatt

deſſen immer der Wörter ſollen, können, mö- gen und bleiben bedienet, und es wäre alſo wohl zu wünſchen, daß des Verfaſſers Vorſchlag Beyfall finden möchte.

Das 29. Bl. iſt eine Satyre über die Rei- ſen mancher jungen Herren, und ihre Art zu ſtudiren. Das 30 handelt von der Eitelkeit in der Kleidung, worinn man ſich oft von dem wirklich ſchönen in derſelben, und ihrem wahren Zweck entfernet. Es iſt zum Theil, ſo wie auch das nachfolgende 31. Bl. in welchem von dem Zuſtande der hieſigen Schaubühne, und dem Geſchmack des größten Haufens der Zuſchauer geredet wird, in einer ſatyriſchen und ſcherzhaf- ten Schreibart abgefaſſet.

Das 32 Bl. handelt von der Ausbreitung der Wiſſenſchaften. „Die Wiſſenſchaften beru- „hen, wie alle andere menſchliche Handlungen, „nicht nur auf den Graden der natürlichen Kräf- „te und dem Eifer in ihrer Anwendung, ſondern „auch auf den äuſſern Umſtänden, in welchen „ſich die Menſchen befinden. — Unter dieſen „iſt die Größe und Lage des Landes keiner „der geringſten. Eine gar zu große und weit „ausgedehnte Macht ſchwächt die Geſellſchaf- „ten dadurch, daß ſie die Menſchen gar zu ſehr „trennet; — eine Geſellſchaft aber, die in gar „zu enge Gränzen eingeſchloſſen iſt, ſchränkt die „Denkungsart ein. — Die Erweiterung der „Sprache iſt noch wichtiger, als die Größe des „Landes. Wenn verſchiedene Völker eine Spra-

„che

„che haben, und mit einander in deren Verbeſ-
„ſerung eifern, ſo können ſie es weiter bringen,
„als die Einwohner einer großen Monarchie,
„wenn dieſe das einzige geſittete Volk in der be-
„wohnten Welt ſind.„ — Der Verf. führet
hier unter den alten, die Griechen, und unter
den neuern, die deutſchen Staaten, zum Bey-
ſpiel an. Er bemerket ferner, daß, wenn gleich
bey den größern Völkern obgedachter Mangel
manche Unbequemlichkeit verurſachet, bey den
kleineren dahingegen Vorurtheile und Gewohn-
heit ſo viel mächtiger ſind. Am Ende wünſcht
er, daß man in Dännemark bey der Reforma-
tion die deutſche Sprache zugleich mit eingefüh-
ret haben möchte. Oder, da dieſes nicht mehr
geſchehen kann, daß die Einwohner der drey
nordiſchen Reiche ſich vereinigen, und ihre Spra-
che mit geſammten Kräften verbeſſern, und zu
einer machen wollten.

In dem 33 Bl. finden wir wiederum eine
ſchöne Betrachtung über die chriſtliche Lehre,
um deren weitere Ausbreitung der Verf. ſich
mit einem recht ruhmwürdigen Eifer bemühet
hat. „Die theureſten Wahrheiten derſelben,
„ſagt er, bewegen uns nicht ſo ſehr, als ſie es
„wohl ſollten. Es rühret dieſes größeſten Theils
„aus eben denſelben Urſachen her, aus denen wir
„bey den prächtigſten Zeugniſſen des Schöpfers
„in dem Reiche der Natur fühllos ſind. Bey-
„des iſt uns etwas ſo gewohntes, daß es keine
„Verwunderung mehr in uns erwecket. —

„Wenn

„Wenn diejenigen Zeugniſſe von Gott, die die „Sinne rühren, keinen Eindruck auf uns ha„ben, ſo bald wir ihrer gewohnt ſind, was iſts „denn Wunder, wenn Wahrheiten, die nur von „den höheren Kräften der Seele erkannt werden „können, uns durch ihre tägliche Wiederholung „gewöhnlich werden? —„ Der Verf. zeiget darauf die Fehler an, die bey unſerer Erziehung in Anſehung der chriſtlichen Lehre begangen werden. „Unter andern benimmt uns die knechtiſche „Furcht, in welcher wir erzogen werden, weil es „von der Ueberzeugung und Rührung, welche „ein vernünftiger Heyde bey dem erſten Leſen „der heil. Schrift empfinden würde.„ —

„Einer der herrlichſten Beweiſe von der tie„fen Weisheit unſers Heilandes iſt das Gebet, „das er uns gelehret hat. — Ein ſo kräftiges „Mittel, als das Gebet überhaupt iſt, unſere „Begierden zu reinigen und zu heiligen, ſo ſehr „kann es gemißbrauchet werden, wenn wir nicht „wiſſen, in welcher Ordnung wir beten ſollen. — „Jenes Gebet drückt dieſe Ordnung ſo vollkom„men aus, daß die menſchliche Seele ſo wohl „hier im Leben, als dort in der Ewigkeit, genug „zu ſchaffen haben wird, ehe ſie es recht beten „kann.„ Das ganze Gebet wird von dem Verfaſſer ſtückweiſe betrachtet, und die Vortreflichkeit deſſelben gezeiget.

Im 34. Bl. lieſet man einen rührenden Brief, der durch das 17. Bl. dieſer Wochenſchrift veranlaſſet worden iſt, und nach der am Ende bey-

gefü-

gefügten Antwort des Verf. nicht erdichtet, ſondern wirklich ſeyn ſoll.

Die beyden folgenden Blätter, nämlich das 35. und 36. handeln von der Geſchichte. „Die „Geſchichte aller Völker läſſet ſich in drey „Zeitpuncte eintheilen. Der erſte iſt der na„türliche Stand, in dem die Menſchen den Ge„brauch der Vernunft haben, und die Mittel, „ihren Mängeln abzuhelfen, kennen, doch aber „nach keinen größeren Bequemlichkeiten trach„ten, als die ihnen ihr Land giebt. — Der „zweyte iſt derjenige, da ſich die Menſchen durch „Künſte und Wiſſenſchaften neue Einſichten er„werben. — Der dritte iſt unter allen Völkern „der traurigeſte. Die durch die Künſte rege „gemachte Begierden vermehren die menſchli„chen Nothwendigkeiten ſo ſehr, daß der gröſte „Hauſe der Menſchen ein Raub einiger weni„gen wird. — Nach dieſen drey Hauptverän„derungen müſſen die Völker betrachtet, und „die Urſachen und Folgen einer jeden Verände„rung unterſuchet werden. — Durch ſolche „Betrachtungen würde uns auch die Erfahrung „von der Wahrheit, daß die Tugend allein die „Menſchen glückſelig macht, überzeugen kön„nen.„

„Es müßte aber eine ſolche Geſchichte nicht „bloß die wirkenden Urſachen deſſen, was geſche„hen iſt, vorſtellen, ſondern auch die letzten Ab„ſichten aller Begebenheiten zeigen. Es iſt nicht „genug, daß man dieſe Abſichten in dem menſch„lichen

„lichen Verſtande allein ſuche, man muß ſie viel„mehr in einem Weſen, das das Ganze regieret, „ſuchen. — Wir haben nur eine Geſchichte, die „uns den Zuſtand eines Volkes in jedem Zeit„punkt, und die Urſachen und Folgen der Be„gebenheiten ordentlich zeiget, nämlich die jüdi„ſchen.„ Dieſe Geſchichte, welche zugleich den Urſprung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes in ſich begreifet, wird darauf in dem 36. Bl. unterſuchet. Der erſte Zeitpunkt in der Geſchichte des Menſchen iſt der Stand der Unſchuld. In dieſem lebte er glücklich, „aber er „ſuchte in dem Genuß verbotener Dinge noch „eine größere Glückſeligkeit, und fand nichts, „als Unglück. — Die erſte Haushaltung gieng „zu Grunde, doch blieben die Menſchen noch „lange in einem Zuſtande, der ſich der erſten Ein„falt ziemlich näherte. — Nach der Sündfluth „fieng man an, Reiche aufzurichten, und ſchränk„te die Begierden durch Geſetze und Zwang ein. „— Die Menſchen breiteten ſich aus, und die „Laſter wuchſen mit den Geſellſchaften und Kün„ſten. — Alle dieſe und dergleichen Veränderungen lehret uns die Schrift, als Wirkungen „einer höheren Hand, betrachten, dahingegen „die weltlichen Geſchichtſchreiber ſolche, als bloße „zufällige Begebenheiten, erzählen. —„ Der Verf. betrachtet hierauf noch die Staatsverfaſſung des jüdiſchen Volkes, die ein vollkommenes Muſter der bürgerlichen Glückſeligkeit iſt, und die in ihren Einrichtungen alles dasjenige

verei-

vereiniget, was ſich in den Verfaſſungen der alten Geſetzgeber hohes und großes findet.

Das 37. Bl. iſt eine Fortſetzung des 27, und handelt von den Verrichtungen der in dieſem erwähnten Geſellſchaft. Es kommt darin ein Brief eines alten Frauenzimmers vor, das noch gerne ſchön ſeyn möchte, und daher die alten Schönheiten in Ehren gehalten wiſſen will.

In dem 38. Bl. wird von dem Geſchmack gewiſſer Gelehrten geredet, welche alles, was nur in lateiniſcher Sprache geſchrieben iſt, für gut und gründlich halten, und hingegen die neueren und in den heutigen Sprachen abgefaſſete Schriften, ohne weitere Unterſuchung, verwerfen. Der Verf. überſetzt bey dieſer Gelegenheit ein Stück aus den Schriften des Lipſius, um ſeinen Leſern die Schreibart dieſes Gelehrten zu zeigen.

Im 39 Bl. wird eine Feſtlichkeit auf dem Lande im Frühling beſchrieben. Die Fröhlichkeit der Bauern führet den Verf. auf die Freuden, die die Natur den Menſchen ſo willig darbeut, die aber von unerſättlichen Begierden verdrungen werden. Er beklaget, daß dieſe Begierden oft die Abſichten der Vorſehung, die nur unſer Vergnügen wollen, umzuſtoſſen ſcheinen. „Doch, heißt es weiter, die Wahrheit, daß eine „höhere Weisheit über den Zufall herrſchet, und „alles zu einem Zwecke leitet, iſt viel zu klar, als „daß man ſollte glauben können, die Menſchen „wären im Stande die Abſichten Gottes umzu„ſtoſſen, oder ihnen hinderlich zu ſeyn. — Un„ſere

„ſere Unvollkommenheit verhindert uns, ihnen „weiter, als in den wichtigſten Veränderungen „des menſchlichen Lebens, und in den Dingen, „die uns am nächſten ſind, nachzuforſchen. — „In uns ſelbſt können wir ſie am allerbeſten er„kennen. — Wie oft befreyet uns nicht ein Ue„bel von einem andern größeren? und wie oft „wird es nicht ſelbſt ein Mittel zu unſerer Glück„ſeligkeit? — Wer ſo viel Erkenntniß und „Vertrauen zu Gott hat, daß er alles, was ihm „in dieſer Welt begegnet, nicht bloß in Abſicht „auf dieſes kurze und vergängliche Leben betrach„tet, wird bey allen wichtigen Schritten, die er „thut, die Führungen einer höheren Weisheit „entdecken. Er wird durch dieſe Erfahrung zu„letzt ſo in ſeinem Vertrauen auf Gott geſtärket „werden, daß keine Furcht ihn bewegen kann, „an ſeiner Vorſehung und an ſeinem Schutz zu „zweifeln.„ Das vortrefliche Gebet Davids in dem 139. Pſalm wird darnach betrachtet, und am Ende eine däniſche Ueberſetzung von Addiſons ſchönem Gebete nach Anleitung dieſes Pſalms beygefüget. Der Ueberſetzer iſt der Herr Lieutenant Lous beym königl. Seeetat.

Im 40. Bl redet der Verf von ſeinen Beſchäftigungen, als Zuſchauer, und macht zwey Briefe von Frauenzimmern bekannt, von denen eines ein junges, von ihm verlanget, daß er kleine Geſchichten ſchreiben ſolle, das andere aber, ein altes, ihn tadelt, weil er ſagt, daß Gedichte auch ohne Reime ſchön ſeyn können, und die

heu-

heutige Welt ſich vernünftiger kleide, als unſere Vorfahren.

Das 41. Bl. enthält eine Unterredung des Verf. mit einem witzigen Kinde. Verſchiedene Mütter hatten von ihm verlanget, in ſeinen Blättern auch Abhandlungen, die ihnen in der Erziehung ihrer Kinder nützen könnten, einzurücken. Zu dem Ende macht er dieſes Geſpräch bekannt, welches nach Art des **Socrates** abgefaſſet iſt, da dem, der unterrichtet werden ſoll, immer die Antwort ſelbſt in den Mund geleget wird, und aus den Folgerungen ſeiner eigenen Worte flieſſet. Der Verf. bringt darin dem Kinde auf eine ſehr angenehme Art Begriffe von der wahren Glückſeligkeit, von der Tugend, und von den Wegen der Vorſehung bey. Verſchiedene Stellen dieſes Geſpräches laſſen vermuthen, daß es mit dem Prinzen **Friedrich**, deſſen Lehrmeiſter der ſel. **Sneedorf** war, gehalten worden ſey. Solcher liebreicher Umgang muß nothwendig das Herz dieſes liebenswürdigen Prinzen gewonnen haben, dem auch der Tod ſeines Lehrers ſehr ſchmerzlich geweſen iſt.

Im 42. Bl. tadelt der Verf. erſtlich diejenigen, die in Gedichten alles wahrſcheinliche und mögliche, bloß darum, weil es erdichtet iſt, verwerfen wollen. Darnach theilet er ſeinen Leſern eine wohlgerathene däniſche Ueberſetzung des Traumes der Eva beym **Milton** mit. Sie iſt in reimfreyen Verſen und rühret ohne Zweifel von eben demſelben Verfaſſer her, der Addi-

ſons Gebet oben im 39. Bl. überſetzet hat. Im folgenden 43. Bl. findet ſich ein Brief eines Stutzers, darinn er ſeine Art zu leben beſchreibet und rühmet.

Das 44. Bl. handelt von der Tugend. „Die Tugend beſtehet in einem auf Erkenntniß „gegründeten Triebe, ſeine Pflichten zu erfüllen; „denn alle die guten Thaten, wozu Hoffnung, „Furcht, Ehre, Vortheil, oder die Natur allein „uns bewegen, machen uns nicht wirklich gut „und tugendhaft. — Zwar ſind dieſe Gründe „nicht zu verwerfen, denn auch die vollkommen„ſten Seelen bedürfen ihrer, als Hülfsmittel, „zur Unterſtützung einer Tugend, die oft ſchwach „iſt. — So gewiß es iſt, daß viele Menſchen „nur durch ſie regieret werden, ſo gewiß iſt es „auch, daß ſie nicht hinreichend ſind, alle zu re„gieren, und daß unſere äuſſere Glückſeligkeit „auch in dieſem Leben auf höheren Gründen be„ruhet. — Wenn man alle Bewegungsgründe „der menſchlichen Handlungen genau unterſu„chet, ſo wird man finden, daß die Ueberzeu„gung von der Eitelkeit der gegenwärtigen Din„ge; ein Gefühl von der Schönheit der Tu„gend, welches auf Menſchenliebe gegründet, „und durch Erkenntniß und Gewohnheit zum „herrſchenden Triebe geworden iſt: die Verſi„cherung, daß eine Vorſehung über uns wache, „und künftige Strafe und Belohnung zu erwar„ten ſey; und Gottes beſtändige Würkung in „uns durch Natur und Gnade, die einzigen

„ſind,

„ſind, die in allen Zufällen und Umſtänden uns „in der Ausübung der Tugend beſtändig ma„chen können.„ Hierauf zeigt der Verf. daß Salomons, dieſes wahren Philoſophen, Lehre von ſolcher Beſchaffenheit ſey, und wünſchet dabey, daß man die Jugend frühzeitig zur Tugend gewöhnen wolle. Er macht zugleich die Anmerkung: „daß es ein großer Vortheil ſey, daß in „den Kindern eine Neigung zum lieben herr„ſche, und die falſche Ehre und andere Begier„den ihnen unbekannt ſind; — und daß nach „des größten Sittenlehrers Ausſpruch alle Pflich„ten in der Liebe begriffen ſind.„ — Am Ende werden einige Verſe aus Gellerts Erzählung: Herodes und Herodias überſetzet.

In dem 45 Bl. wird wieder von den Wiſſenſchaften gehandelt. „Das ſicherſte Mittel „ſie weiter auszubreiten, iſt die Aufmerkſamkeit „der großen, die aber dabey nicht vergeſſen müſ„ſen, daß, ſo wie ein jeder Theil der Regierung „ſeine eigene Grundſätze hat, alſo auch die Wiſ„ſenſchaften auf eine beſondere Art behandelt „werden wollen. — Freyheit und Güte wür„ken mehr, als Vortheile und Belohnung. — „Die deutlichſten Wahrheiten, diejenigen aus„genommen, die in die Sinne fallen, ſind zu„weilen der Verfolgung unterworfen geweſen; „wie vorſichtig muß nicht dieſe Erfahrung die„jenigen machen, die eine Macht, welche ſie zur „Entdeckung wichtiger Wahrheiten anwenden, „und zu ihrer Unterdrückung mißbrauchen kön-

„nen, in Händen haben. — Sie müſſen ſich „nicht nur hüten, Unterſuchungen zu verbieten, „ſondern auch ihr Urtheil in Meynungen, die „noch einer genaueren Ueberlegung bedürfen, zu „äuſſern. — So leicht als es iſt, die Liebhaber „der Wiſſenſchaften zu belohnen, weil die Frey„heit, ihre Kräfte nach ihrem Willen zu gebrau„chen, ihnen genug iſt, eben ſo leicht iſt es auch, „ſie zu unterdrücken. Derjenigen, deren Er„kenntniß die allgemeinen Einſichten überſteiget, „ſind ſo wenig, und ſie finden unter dem unwiſ„ſenden Haufen immer einen ſo ſtarken Wider„ſtand, daß es unnöthig iſt, ſie zu verfolgen; „man darf ſie nur ihren mißgünſtigen und ei„gennützigen Mitbürgern Preiß geben.„

Das 46. Bl. handelt von dem rechten Gebrauch des menſchlichen Lebens. Der Verf. bemerket, daß ſolcher vornämlich in der Würkſamkeit der Seele beſtehe, und in dem Beſtreben, dieſe zu der Vollkommenheit zu bringen, daß ſie in ihren eigenen Empfindungen Vergnügen genug hat, und ihre Würde ſo fühlet, daß ſie bey allen äußerlichen Veränderungen mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn kann. „Man kann, ſagt unſer „Verf. weiter, an der Seele eben ſowohl als an „dem Leibe einen Selbſtmord begehen. Dieſer „hat verſchiedene Grade. — Der gröbeſte iſt „der, wenn wir unſern Verſtand dazu mißbrau„chen, daß wir uns und andere im Unglauben „und in der Sicherheit ſtärken. — Ein ande„rer Grad des Selbſtmordes iſt derjenige Zu-

„ſtand,

„ſtand, in dem wir unſere Vernunft zur Er„kenntniß unſerer Pflichten und Beherrſchung „unſerer Leidenſchaften nicht anwenden. — Noch „ein geringerer Grad deſſelben iſt dieſer, wenn „wir unſere Kräfte nicht genug brauchen. Die „Weiſen haben zu allen Zeiten das Leben nicht „nach der Länge, ſondern nach dem Gebrauch „deſſelben abgemeſſen. Sie haben bemerket, „daß nach dieſer Berechnung viele bey einem „hohen Alter dennoch kürzer gelebet haben, als „andere, die in ihrer Jugend geſtorben ſind. — „Wenn wir dieſes vergängliche Leben als den „Anfang der Haushaltung Gottes mit ſeinen „vernünftigen Geſchöpfen, als einen Ort, in wel„chem die Abſichten der in unſerer Seele vor„handenen Kräfte nicht erfüllet werden, und aus „dem wir in ein beſſeres Leben verſetzet werden „ſollen, betrachten: — ſo wird der Unterſcheid „zwiſchen einem langen und kurzen Leben ge„ringe. —„

Im 47. und letzten Bl. dieſes Theiles wird von den beyden Grundwahrheiten, daß alles, worinn ſich ein wirklicher Widerſpruch findet, unmöglich iſt, und daß wir nichts ohne zureichenden Grund annehmen müſſen, geredet. „So „gewiß, als die erſte Wahrheit an ſich iſt, ſo „gewiß iſt es auch, daß der menſchliche Ver„ſtand in ſehr wenig Fällen dieſen Widerſpruch „beweiſen kann. Diejenige Unmöglichkeit, wel„che die Philoſophen die nothwendige nen„nen, erſtrecket ſich über bloſſe Chimären. —

„Und diejenige, welche die willkührliche ge„nannt wird, iſt vielen Einſchränkungen unter„worfen. — Der größte Haufe hält alles, was „wider ſeine wenigen Begriffe ſtreitet, für un„möglich, einen Philoſophen aber muß Nachden„ken und Erfahrung vorſichtiger machen. Je „mehr er weiß, je mehr Möglichkeiten ſieht er, „je weniger muß er auf die Begriffe und Er„fahrungen, die ein Menſch haben kann, bauen, „und je langſamer muß er ſeyn, etwas unmög„lich zu nennen.„ Der Verf. zeiget hierauf verſchiedene Dinge an, die vor dieſem für unmöglich gehalten worden, und es doch jetzt nicht mehr ſind, woraus man den Schluß machen kann, daß auch uns noch manche Dinge verborgen ſeyn werden, die unſern Nachkommen aufbehalten ſind. „Solche vorgegebene Unmög„lichkeiten, ſagt er weiter, ſchaden der Religion „ſowohl als dem Staate, weil ſie bey denen, „die wenig wiſſen, eine Faulheit, bey denen aber, „die alles zu wiſſen glauben, einen Stolz erzeu„gen. —„

„Die zweyte Wahrheit, daß wir nämlich „nichts ohne hinlänglichen Grund annehmen ſol„len, beruhet hauptſächlich auf der Uebereinſtim„mung von Erfahrungen in einzelnen Fällen. — „Das wichtigſte, das wir vom Menſchen wiſ„ſen, wiſſen wir aus dem, was wir, vornehmlich „in uns ſelbſt, erfahren. Darauf bauen wir „unſere Erkenntniß von dem Weſen und den „Eigenſchaften anderer Menſchen; und was iſt

„dieſes

„dieſes anders, denn ein Schluß, der ſich auf eine „Gleichheit in einzelen Dingen gründet? —„ Am Ende ermuntert der Verf. diejenigen, die die Menſchen kennen lernen, die andere regieren wollen, ihre Erkenntniß nicht in philoſophiſchen Definitionen von dem Weſen der Dinge, ſondern in ſich ſelbſt, und in der Geſchichte zu ſuchen, und vernünftige Betrachtungen darüber ihre größte Philoſophie ſeyn zu laſſen. „Ihr „aber, ſetzt er hinzu, die ihr euch einer Gewißheit „im vergänglichen rühmet, unterſuchet, ob nicht „die Gewißheit des ewigen auf eben ſo ſichere „Gründe gebauet iſt! „

Den 2 Theil dieſer lehrreichen Wochenſchrift wollen wir in dem folgenden Stück unſerer Nachrichten anzeigen, um in dem gegenwärtigen nicht anderen Materien den Raum zu nehmen.

III.

Forſög i de ſkiönne og nyttige &c. Verſuche in den ſchönen und nützlichen Wiſſenſchaften, geſammlet von einer patriotiſchen Geſellſchaft. 2tes Stück. Soroe 1764. bey J. Lindgreen. 190 Seiten in 8.

In dieſem 2 Theile finden ſich folgende 4 Stücke:

1. **Voltairens Merope überſetzt von H. Schiermann.** Unſere Leſer kennen Hrn.

Schiermann, der ſelbſt ein Mitglied der patriotiſchen Geſellſchaft iſt, ſchon als den Ueberſetzer von Popens Tempel des Gerüchts. (*) Man erkennet ſeine Geſchicklichkeit auch in dieſer Ueberſetzung, ob ſie unſerer Meynung nach gleich nicht ſo gut gerathen iſt, als jene. Es wird wohl niemand fodern, daß der Verfaſſer einer poetiſchen Ueberſetzung ſich ſo gar genau an die Worte ſeines Originals binden ſolle, ſondern man wird nur verlangen, daß er überhaupt den Sinn und jeden ganzen Gedanken deſſelben richtig treffe. Jenes iſt ohnehin auch darum nicht nothwendig, weil die Dichtkunſt vornämlich nur das Vergnügen des Leſers zum Zweck hat; man darf alſo nicht befürchten, daß bey dem Mangel der ſtrengſten Genauigkeit wichtige Wahrheiten entweder eine andere Deutung bekommen oder gar verloren gehen. Allein eben deßwegen kann man mit ſo viel gröſſerem Rechte eine ſchöne Ueberſetzung fodern. Hr. Schiermann iſt ſonſt unſtreitig ein guter Dichter und ein geſchickter Ueberſetzer, aber er hat ſich hier nicht immer als einen ſolchen bewieſen. Ganz ſchlechte Stellen ſind zwar eben nicht anzutreffen, wohl aber verſchiedene matte. Doch dieſe wollen wir übergehen, da das Gedicht doch immer kein Original iſt, und folglich nicht ſo ſcharf beurtheilet werden darf.

Die vornehmſten Abweichungen von dem franzöſiſchen ſind folgende:

S. 6.

(*) Fortgeſ. Nachr. 3 Band. 5 St. S. 427.

S. 6 heiſſet es:

Formaaer J ikke meer, ſaa er dog det Jer let.
At tage Rigets ſpiir för Fienden tager det.

(Könnet ihr weiter nichts thun, ſo iſt es euch doch leicht, das Scepter des Reichs zu nehmen, ehe der Feind es nimmt.) Dieſe Stellen ſind nicht nur unrichtig, ſondern auch nicht ſchön. **Voltaire** ſagt:

De Poliſonte aumoins prevenéz desseins;
Laissez passer l' empire en vos augustes mains.

Eine ähnliche Stelle finden wir auf der 10 Seite. Im Original ſteht:

La fiere ambition - - -
Est inquiete, ardente, et n' a rien de ſacré.

In der Ueberſetzung:

Den ſtolte Herſkelyſt, - - - -
Ham under ingen Roe og ingen Sikkerhed.

(Die ſtolze Regierſucht gönnet ihm weder Ruhe noch Sicherheit.) Wo iſt hier das *n' a rien de ſacré* ausgedrückt?

Das *Tout* vous dit nicht weit vom Anfang der 3 Scene des 1 Actes heiſſet nicht: **Jedermann** gläubt oder ſagt, ſondern: Alles dieſes, was nämlich Poliſont vorher angeführet hat, ſagt ꝛc.

S. 16 heiſſet es:

Jeg ſeer et farligt Dyb imellem mig og Tronen,
Og jævnes det ei förſt, ſaa naaer jeg aldrig Kronen.

(Ich ſahe eine gefährliche Tiefe zwiſchen mir und dem Throne, wenn dieſe nicht erſt geebnet wird, ſo gelange ich nimmer zur Crone.) Man höre aber, was uns Poliſont beym Voltaire ſagt:

Entre ce Trône et moi je vois un précipice;
Jl faut que ma fortune y tombe ou le franchiſſe.

S. 46. Die Zeile: Tör ikke end engang koldſindig ſee os an (Darf uns nicht einmal kaltſinnig anſehen), iſt auch nicht richtig. Sie heiſſet im Original; Detourne loin de nous des yeux indifférens.

Die Worte der Merope in der 6 Scene des 3 Actes: ce comble d' horreur, ce crime épouvantable, ſind in der Ueberſetzung gar nicht ausgedrükt. Die Königinn ſcheinet hier dem Poliſont ſeine ſchändliche Handlungen vorwerfen zu wollen, und würde vielleicht, wenn ihre Vertraute ſie nicht gleich unterbrochen hätte, weiter gegangen ſeyn; davon findet man aber in der Ueberſetzung keine oder wenigſtens nicht deutliche Spur.

Das je meurs *detrompé* im Anfang der 5 Scene des letzten Actes hätte auch nicht durch: ich ſterbe betrogen, gegeben werden ſollen. Indeſſen ſchadet doch dieſe Ueberſetzung dem Sinn des Originals im Zuſammenhange nicht.

Wir ſehen ſonſt, daß Hr. Schiermann ſich verſchiedener bisher im däniſchen nicht gewöhnlicher Wörter, als; beſielet medinmarvet

vet &c. und zuweilen auch einer etwas fremden Zuſammenſetzung bedienet hat. Es ſcheinet zwar nicht alles ſchön oder völlig richtig zu ſeyn, allein es läſſet ſich doch noch wohl vertheidigen. In wie weit aber der Vers: Skal-Skiæbnens Voldgiftsmand, ſlem Vinding, da formaae; oder das: O Moder, at begræde; und: O Dronning, at beklage! poetiſch ſchön, und ob es zierlich däniſch ſey, darüber lieſſe ſich vielleicht noch ſtreiten. Gute Dichter ſollten billig auf jeden Theil der Dichtkunſt ſorgfältig Acht haben, denn ſie haben ſo viele Nachahmer, und die ſchlechten Dichter ſuchen ſich nur gar zu gern unter ihren Flügeln zu verbergen; wenn man ſie wegen ähnlicher Dinge antaſtet. Ja, vielleicht ſollte man jene eben deßwegen ſchärfer beurtheilen.

In der hieſigen gelehrten Zeitung findet ſich eine Beurtheilung gegenwärtiger Ueberſetzung, wider welche aber Hr. Sch. ſich vertheidiget hat. Der Recenſent hat freylich, wenn wir unparteyiſch unſere Meynung ſagen ſollen, verſchiedene Dinge getadelt, die nicht getadelt zu werden verdienen: Druckfehler, die beim erſten Anblik kennbar ſind; Kleinigkeiten die nicht angemerkt werden ſollten; und zuweilen Dinge die keine Fehler ſind. Seine Verbeſſerungen ſind auch nicht immer wahre Verbeſſerungen. Doch würde es die allererſte: O ſtore Dronning, bort med fæle Tankers Plage, wirklich ſeyn, wenn nur das franzöſiſche *ces* ausgedrückt wäre. In

der Vertheidigung wird mit Recht bemerket, daß dieſes Wort nicht dürfe ausgelaſſen werden, weil es eine vorhergegangene Unterredung zu erkennen giebet. Aber warum mag Hr. Sch. doch glauben, daß groſſe Königinn nicht ſo ſchön ſey, als meine Königinn? Voltaire ſagt: Grande Reine, und wir wüßten nicht, warum ſolches ein Fehler ſeyn ſollte. Werden denn die Fürſten, zumal von ihren Vertrauten oder (welches vielleicht einerley iſt) Schmeichlern, nicht ſehr oft groß genennet, wenn ſie es gleich nicht verdienen? Voltaire will auch hiedurch gar nicht, wie Hr. Sch. glaubt, die moraliſche Gröſſe ſeiner Heldinn beſtimmen, ſondern es iſt bey ihm ein bloſſes Compliment, das der Merope, als einer Königinn, gar wohl gebühren kann.

Erwähnter Recenſent tadelt auch dieſes an der Ueberſetzung, daß an einem Orte erindr' Jer ſtatt erindre Jer geſagt wird, Hr. Sch. verwirft aber ſolches in ſeiner Antwort gänzlich. Es ſey ferne von uns, daß wir uns zu Richtern in der däniſchen Sprache aufwerfen wollen, wir glauben auch ſehr gerne, daß der Hr. Verf. ſich durch unſer Urtheil nicht werde irre machen laſſen; allein es wird doch hoffentlich uns auch nicht verarget werden, wenn wir eine ſolche Verkürzung hart und unerlaubt nennen. Wollte man doch in den Verbeſſerungen der däniſchen Sprache behutſam zu Werke gehen!

Sonſt hat Hr. Sch. nicht für gut befunden, mit dem Deutſchen: Du, zu ſagen, ſondern hat lieber, wie der Fronzoſe, reden wollen. Uns dünkt noch immer, daß die däniſche Sprache mehr Aehnlichkeit mit der Deutſchen als mit der Franzöſiſchen habe, die däniſchen Dichter bedienen ſich ja auch ſonſt in ihren Gedichten des Du: warum denn nicht auch in den Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen?

Im übrigen iſt dieſes Trauerſpiel auf dem hieſigen Theater zu verſchiedenen malen mit vielem Beyfall aufgeführet worden.

2. **Lobrede des Hrn. Thomas über Duguay-Trouin**, Generallieutnant und Commandeur des Ludewigsordens, die 1761 bey der franzöſiſchen Academie den Preis bekommen hat.

Der Ueberſetzer dieſer ſchönen Rede iſt der ſel. Prof. Sneedorf. Wir glauben, daß dieſes ſchon genug ſey, um unſere Leſer von der Güte und Richtigkeit der Ueberſetzung zu überzeugen. Ein Mann von ſeiner Einſicht, der eins der vornehmſten Mitglieder der patriotiſchen Geſellſchaft war, würde ſie ſonſt wohl nicht dem Druk übergeben haben. Wir haben die Ueberſetzung mit dem Original nur flüchtig verglichen und richtig befunden.

3. Cleon,

3. Cleon, eine Erzählung.

Dieſes kleine aber zärtliche und rührende Gedicht, deſſen Verfaſſer Hr. Hammer (*) iſt, hat viel ſchönes. Zwar wenn man dem Urtheil mehr gedachter gelehrten Zeitung glauben will, ſo iſt es in einer ſchwülſtigen und unverſtändlichen Sprache geſchrieben, und man muß über den wahren Inhalt der Erzählung lange nachdenken, welches aber dem Recenſenten (wie er ſagt) ſeine übrigen Geſchäffte, zumal in einer ſolchen Materie, nicht erlauben. Freylich ſoll man ſich durch die ſchönen Wiſſenſchaften nicht von den nützlichen und wichtigern abhalten laſſen, man würde ihm alſo Recht geben müſſen, wenn ſein Vorgeben gegründet wäre. Allein, vielleicht hat er nur die erſten Zeilen angeſehen, und da mögen ihm wohl ſorrig-föd und natlig-ſtille anſtöſſig geweſen ſeyn; vielleicht ſind auch die Gedanken nicht allemal gehörig geordnet und zuweilen fehlerhaft, aber deſſen ungeachtet behält dieſes kleine Gedicht doch immer noch vielen Werth. Wir haben es mit Vergnügen geleſen und gleich verſtanden.

Der Inhalt der Erzehlung iſt die mißlungene Liebe eines rechtſchaffenen Mannes. Dieſer hat ſich, um wieder zu ſeiner Ruhe zu gelangen, aufs Land begeben, und führet da ein dem Anſehen

(*) Er iſt auch Verf. des in dem 1 Theile dieſer Verſuche befindlichen zweyten Gedichtes über die Schiffahrt. Man ſehe hiebey Fortg. Nachr. 3 B. 4 St.

ſehen nach vergnügtes und glückliches Leben, wird aber immer von ſeinem geheimen Kummer gequälet. Wir wollen einige der ſchönſten Stellen anführen.

Die Beſchreibung des Hauſes des Cleon iſt maleriſch. "Er wohnt (ſagt der Dichter) in ei-„ner luſtigen Gegend, wo jeder Baum von „muntern Liedern ertönet, und wo du, wachſa-„mer Vogel, in ſanfter Traurigkeit die Stille der „Finſterniß unterbrichſt. — Sein ſocratiſches „Haus, groß für die Geſellſchaft der Freunde, „erhebt ſich in der Mitte auf einem blumichten „Hügel, von einem ſilberklaren Bach umfloſ-„ſen. — Die prächtige Kunſt erzwinget hier „nichts; es iſt ſchön durch die Natur." — Die Klagen des Cleon ſind voll ſchöner und rührender Gedanken. Ehe er ſeinem Freunde die eigentliche Urſache ſeiner Unruhe entdecket, ſagt er: "Ich würde den Verluſt einer Welt mit Wol-„luſt ertragen; ein Heer bewaffneter Gefahren „ruhig anſehen, aber die Schale iſt zu bitter, „die mir eingeſchenkt wird. — Alles drohet mir, „was vorhin Wolluſt lächelte. Mir iſt die „Sonne finſter, und die Mitternacht Tag." — Sein Freund verwundert ſich über die Gröſſe ſeines Schmerzes, da ſeine Weisheit ſonſt einen ſiebenfachen Kummer mit ſamſoniſcher Hand zu zerbrechen gewohnt ſey. Cleon antwortet, daß ſein Schmerz über dieſes Leben hinaus reiche,(*) und beſchreibet darauf die Stärke ſeiner Liebe, und

(*) Dieſer Gedanke iſt wohl ein wenig übertrieben.

und die Gröſſe ſeines Verluſtes, da ſeine geliebte Alima ſich jetzt mit einem andern verbindet. Seine Denkungsart iſt erhaben und zärtlich. Der Verluſt aller Freude, ein langſamer Tod, iſt ihm geringer, als die kleinſte Unruhe, die er ſeiner geliebten verurſachen könnte. Pflicht und Weisheit gebieten ihm, zu fliehen, "aber „(ruft er aus) wie kann ich entfliehen! Mein „verborgener Schmerz verfolget mich überall, „auch bis in den Schooß des Schlafes. — „Sie finde ich allenthalben, weil ſie nirgends „zu finden iſt." —

Wie Cleon mit ſeinen Klagen inne hält, fällt er in eine ſtumme Entzückung, aus der er nach einer Weile mit einer heitern ruhigern Mine wieder erwacht. Er erzählt ſeinem Freunde, daß er in einem Geſichte die Urſache der Trennung von ſeiner geliebten geſehen habe. Eine Stimme lehrete ihn, daß er ſich durch die Liebe von ſeinen Pflichten habe abwenden laſſen; daß die Abſicht der Vorſehung ſey, er ſolle nicht ſich ſelbſt allein, ſondern auch andern leben, und daß aus dieſer Urſache ihm ſeine Alima ſey, entriſſen worden. "Ich ſahe, (ſagt er zuletzt) „wie die ſanften Pflichten meinen Kummer lin„derten, und wie ich vielen den ſteilen Berg der „Tugend hinauf half. Keine irdiſche Luſt hin„derte meinen Flug. Aber, o ſelige unausſprech„liche Freude! am Ende des Lebens, entfeſſelt „von den Banden des Leibes und der Lüſte, . . .

„ſchwei-

„ſchweige mein Geſang! . . ſage nur, daß Alma dort mir ewig geſchenket wurde!“

4. Die Glükſeligkeit der Thoren.

In dieſem Gedichte (*) will dargethan werden, daß die Thoren in dieſer Welt glücklicher ſind, als die Weiſen. Zu dem Ende wird alles Misvergnügen, was mit der Weisheit verbunden iſt, beſchrieben, und dahingegen gezeiget, wie vergnügt und ruhig der Thor in ſeiner Unempfindlichkeit leben könne. Es iſt mehrentheils in einer ſcherzhaften Schreibart abgefaſſet. Folgende Beſchreibung der Weisheit dünkt uns das ſchönſte darin: “Sie (die Weisheit) gründet ſich auf Liebe und Gerechtigkeit; ein gutes „Gewiſſen iſt nahe mit ihr verbunden; ihre Belohnung findet ſie in ſich ſelbſt, und in ihrem „innern Wohl; ſie iſt die ſanfte Meeresſtille einer recht vergnügten Seele.“

Die dritte Sammlung dieſer Verſuche iſt neulich zum Vorſchein gekommen, wir müſſen aber deren Anzeige bis zum nächſten mahl vere› en.

IV.

(*) Der Verfaſſer deſſelben ſoll der gelehrte Herr Etaatsrath Lyxdorf ſeyn.

IV.

Forſög til fri Poeſie &c. Verſuche zu freyer Poeſie in der Däniſchen Sprache. 1 Stück. Kopenhagen 1765 bey Nicol. Möller. 3 Bogen in 8.

Der Verfaſſer dieſer Verſuche iſt der Herr Lieutnant Döderlein. Er verſpricht in der kurzen Vorrede eine Fortſetzung, wenn ſeine Bemühungen den Liebhabern des guten Geſchmackes gefallen ſollten. Wir glauben nicht ohne Grund, daß der Hr. Verf. bey einem zweyten Verſuch glücklicher ſeyn werde, denn es fehlet ihm nicht an Genie zur Dichtkunſt; und vielleicht dürften ihm auch ſeine Gedichte beſſer gerathen, wenn er mehr Fleiß anwendete.

In dieſer erſten Sammlung finden ſich 4 Stücke.

1. Damon eine Erzählung.

Dieſes Gedicht hat einige Aehnlichkeit mit Hrn. Hammers Erzählung, Cleon, von welcher wir oben S.62. geredet haben. Cleon und Damon klagen beide über den Verluſt einer geliebten, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer die ſeinige durch einen plötzlichen Tod in demſelben Augenblick, da er mit ihr getrauet werden ſoll, jener ſie hingegen durch ihre Verbindung mit einem andern verlieret. Hr. Hammer iſt

iſt wohl unſtreitig zärtlicher und rührender, doch hat auch Hr. Döderlein manches ſchöne in ſein Gedicht gebracht. Vielleicht möchte es einigen Leſern wohl ein wenig zu lang ſcheinen. Der einzige Damon wird immer redend eingeführet, ſeine Klagen werden durch nichts unterbrochen, man kann alſo leicht ermüdet werden. Sollte nicht auch dieſes ein Fehler ſeyn, daß Damon uns die Urſache ſeines Grames in einem Geſpräch mit ſich ſelbſt entdecket? und da er dieſes thun mußte, hätte es denn nicht lieber gleich Anfangs geſchehen ſollen? Man lieſet ſeine Klagen sechs bis ſieben Seiten lang, ehe man noch ſein eigentliches Unglück erfährt. (*)

2. **Empfindungen bey Betrachtung der Ewigkeit.**

Sie ſind proſaiſch geſchrieben und ganz artig zu leſen.

3. **Die letzte Scene des Gerechten.**

Dieſe kurze Betrachtung iſt in dem ſo genannten Lapidarſtil abgefaſſet.

4. **Der Weisheit Urſprung Vortrefflichkeit und Würkungen.**

(*) In dieſem Gedichte wird Gott auch einmal groſſer Du genannt. Es ſcheint, daß die däniſchen Dichter ſich in dieſe Benennung recht verliebet haben. Vielleicht können andere eine Schönheit darin finden.

Hr. **Döderlein** beſchließt in dieſen wenigen Verſen zuerſt die Weisheit zu beſingen, empfindet aber ſein Unvermögen, und läſſet daher ſeinen Vorſatz fahren. Man wird auch hier verſchiedene Spuren eines poetiſchen Genies wahrnehmen.

V.

Abels Död &c. **Der Tod Abels, aus dem Deutſchen überſetzt. Kopenhagen bey der Witwe Lillie. 1764. 10½ Bogen in 8.**

Alles, was aus der Feder eines **Geßners** gefloſſen iſt iſt ſo beliebt, und es verdienet ſo ſehr, überall bekannt zu werden, daß wir ſchon lange gewünſchet haben, daß man auch unter uns einen Verſuch mit der Ueberſetzung ſeiner ſchönen Gedichte machen möchte. Wir ſehen hier einen Theil unſers Wunſches erfüllet. Die Jungfr. **Charl. Dor. Biehl**, von welcher wir vor kurzem eine theatraliſche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen angezeiget haben, (*) hat das erhabenſte der Geßneriſchen Gedichte, den Tod Abels, in die däniſche Sprache übertragen. Sie iſt in ihrem Verſuche nicht ganz unglücklich gewe-

(*) Im IV. St. des 2ten Band. der Fortgeſetzten Nachrichten.

geweſen. Diejenigen unter ihren Landesleuten, die ſo wie ſie Geſchmack und Gefühl für das wahre ſchöne beſitzen, und das Gedicht in ſeiner Mutterſprache nicht leſen können, haben Urſache, ihr verbunden zu ſeyn. Zwar können wir nicht läugnen, daß ſie mit ihrem Original ein wenig zu frey umgegangen iſt, denn ob wir gleich eins mit dem andern nur hin und wieder verglichen haben, ſo würden wir doch zu weitläuftig werden, wenn wir alle Abweichungen anmerken wollten. Uns dünkt ſolcher Fehler um ſo viel tadelnswürdiger, da die Ueberſetzung, ſo wie auch das Gedicht ſelbſt, in ungebundener Sprache geſchrieben iſt. Bey poetiſchen Ueberſetzungen iſt man manchmal gezwungen, ſich einige Freyheiten heraus zu nehmen, aber proſaiſche ſollten billig ihren Urſchriften getreu folgen; denn nur ſelten verſchönert die Ueberſetzung das Original, ſondern gemeiniglich trift das Gegentheil ein. Hievon findet man auch in dieſer Ueberſetzung Beyſpiele. Mancher Gedanke hat ſeine Schönheit verlohren, und vieles, was zur Ausſchmückung dienet, vermiſſet man ganz. Unſere Leſer mögen ſelbſt davon urtheilen, wenn ſie den Anfang des Originals und der Ueberſetzung neben einander leſen.

Das Original.	Die Ueberſetzung. (*)
— — Stehe du mir bey, Muſe, oder edle Begeiſterung, die du des Dichters Seele erfülleſt, wenn er in ſtiller Einſamkeit ſtaunt, bey nächtlichen Stunden, wenn der Mond über ihm leuchtet, oder im Dunkel des Hains oder bey der einſam beſchatteten Quelle. Wenn denn die heilige Entzückung ſeiner Seele ſich bemächtiget, denn ſchwingt ſich die Einbildungskraft erhitzt empor,	— — Komm mir zu Hülfe, edle Muſe, die du des Dichters Seele erfülleſt, wenn er in einer ruhigen Einſamkeit im Dunkel des Hains ſitzt und ſinnet, oder an einer ſanft rieſelnden Quelle, indem der Mond mit ſeinem blaſſen Scheine bey der Stille der Nacht die Erde erleuchtet. Wenn nun eine heilige Entzückung ſich ſeiner Seele bemächtiget, ſteigt ſeine erhitzte Einbil-

— — Kom mig til Hielp, edle Muſa, ſom opfylder ſkialderens ſiel, naar han ſidder og grunder i en roelig Eenſomhed i det tykke af Skoven, eller ved et ſagte raslende Kildevæld, imedens Maanen ved Nattens ſtilhed oplyſer ſorden med ſit blege ſkin. Naar nu en hellig Henrykkelſe bemeſtrer ſig hans Siel, ſtiger hans opbragte Indbildningskraft i Veyret,

(*) Um der deutſchen Leſer willen haben wir lieber den unten befindlichen däniſchen Text überſetzen, und ſolchergeſtalt dem Original an die Seite ſtellen wollen.

vor, und fliegt mit kühnern Schwingen durch die geiſtige und die ſichtbare Natur hin bis in fernere Reiche des möglichen; ſie ſpüret das überraſchende wunderbare auf und das verborgenſte ſchöne. Mit reichen Schätzen beladen kehret ſie denn zurück, und bauet und flieht ihr mannichfaltiges Ganzes, indeß daß die haushälteriſche Vernunft ſanft gebietriſch Aufſicht hält, und wählt und verwirft, und harmoni-

bildungskraft empor, und ſchwingt ſich kühn in die Vollkommenheit aller erſchaffenen Weſen; ſie dringet hindurch bis ins mögliche, und entdecket das entzückende wunderbare und die verborgenſten Schönheiten. Mit großen Reichthümern beladen kehret ſie denn zurück, und bauet und verbindet ihre vielen Materialien, bis die Vernunft, als eine weiſe Haushälterinn durch genaue

ret, den ſvinger ſig driſtig ind i alle ſkabte Væſeners Fuldkommenhed, trænger ſig igiennem indtil det muelige, opdager det henrykkende forunderlige og de hemmeligſte Skiönheder. Beladt med ſtore Rigdomme vender den tilbage igien, den bygger og ſammenbinder af ſine mangfoldige Materialier, indtil Fornuften, ſom en viis Huusholdere, ved en nöye Overveielſe beſtemmer Brugen; den vælger, forkaſter og udſöger det, ſom giör en ſöd Overeenſtemmelſe. O hvor bliver

moniſche Verhältniſſe ſucht. O wie entfliegen da der erhitzten Arbeit die goldenen, die edel gewordenen Stunden! — Billig verehret die Nachwelt des Dichters Aſchenkrug, von altem Epheu umſchlungen, den die Muſen ſich geweihet haben, die Welt Unſchuld und Tugend zu lehren. Sein Ruhm lebt noch, gleich jugendlich, wenn die Trophee des Eroberers im Staube modert, und das prächtige Grabmal des unrühmlichen Fürſten

naue Ueberlegung den Gebrauch beſtimmet; ſie wählet, verwirft und ſucht aus, was eine angenehme Uebereinſtimmung macht. O wie vergeht die Zeit unter einer ſo angenehmen Arbeit! Die Stunden, die koſtbaren Stunden verſchwinden! — — Mit Recht verehren die Nachkommen die Aſche des Dichters, der ſeine natürliche Gaben angewandt hat, die Welt Tugend und unſchuldige und reine

Tiden af ved ſaa ſödt et Arbeide! Timerne, de koſtbare Timer forſvinde! — — Med Billighed ærer Efterkommerne en ſkialdrers Aſke, ſom har anvendt ſit naturlige Pund til at lære Verden Dyden, ſamt reene og uſkyldige ſæder. Hans Navn er udödelig, hans Æreminde blomſtrer endnu, naar en Erobrers ſeyervindingstegn forraadner i ſtövet, og naar en vanartig Fyrſtes prægtige Gravſted ligger omſtröet i Tornebuſke, begroet med Moos.

ſten jeʒt in einer Wüſte vielleicht im wilden Dorngebüſche zerſtreut lieget, mit grauem Moos bedeckt, auf dem nur ſelten der verirrte Wandrer ruht. ꝛc.

ne Sitten zu lehren. Sein Name iſt unſterblich, ſein Ruhm blühet noch, wenn die Tropheen des Eroberers im Staube modern, und das prächtige Grabmal eines unrühmlichen Fürſten in einer wilden Wüſte im Dorngebüſche zerſtreue liegt, mit Moos bedeckt, auf dem zuweilen der verirrete Wandrer Ruhe ſucht. ꝛc.

Moos, i en vild Udörk, paa hvilken nu og da en vildfarende Vandringsmand ſöger Hvile. &c.

Dieſes mag genug ſeyn, unſern Leſern einen Begrif von dieſer Ueberſeʒung zu machen. Indeſſen würden wir ungerecht handeln, wenn wir ſagen wollten, daß ſie durchgängig ſo wäre. Es iſt im Gegentheil vieles richtig und getreu überſeʒet, aber nur gar zu vieles auf eine ſolche freye Weiſe. Zuweilen hat auch die Ueberſeʒerinn, vielleicht in der Eile, ein Wort mit einem andern ähnlichen oder verwandten verwechſelt. So wird z. B. **Gebürge** durch **Bürde**, und Fluß durch See gegeben.

Im übrigen wiederholen wir noch einmal, was wir ſchon oben geſagt haben, nämlich: Daß die hieſigen Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften der geſchickten Verfaſſerinn, deren Originalwerke wir eheſtens anzeigen werden, für dieſes Geſchenk verbunden ſeyn müſſen.

VI.

C. G. Krazenſtein in acad. Havn. Medic. & Phyſ. exp. P. P. O. novum Medicinæ genus nimirum vim centrifugam ad morbos ſanandos adplicatam more Geometrarum proponit eamque Reſp. *Henr. Hövinghoff* Med. Stud. pro Sella Conſiſtoriali merenda publicæ ventilationi ſubmittit d. 22. Maj. 1765. Havn. Typis N. C. Höpfneri 4. pl. in Oct.

Die Frage, welche ſeit langer Zeit die Aerzte beſchäftiget, wie man nämlich das Blut und andre Feuchtigkeiten, die ſich an einen gewiſſen Ort im menſchlichen Körper verſammlet haben, abtreiben ſoll, wird hier aus der Mechanik und Naturlehre beantwortet. Die den Mittelpunkt fliehende Kraft ſoll die erwünſchten Dienſte leiſten, welche die gewöhnlichen vorgeſchlagenen Mittel bisher nicht allemal haben leiſten können. Man braucht nunmehro nur Maſchinen, um dem Körper des Patienten entweder durch kreisförmige oder ſchwingende Bewegungen

gen eine Centerfliehende Kraft einzudrucken, und ihn von obenbemeldten Uebeln zu befreyen. Wenn man weiß, wie viel üble und gefährliche Zufälle aus dieſen häufigen Verſammlungen des Geblüts und andern Feuchtigkeiten erwachſen, ſo verdient der berühmte Herr Verfaſſer gewiß groſzen Dank für ſeine Aufmerkſamkeit auf das Wohl ſeiner Mitbürger, und noch weit größern, wenn die Erfahrung durchgängig ſo ſpricht, wie ſeine Abhandlung. Seine Gedanken ſind richtig genug alle Aufmerkſamkeit und Unterſuchung zu verdienen, und wir wünſchen, daß unſre Aerzte fleißige Erfahrungen drüber anſtellen mögen. Die ganze Schrift theilt ſich in drey Haupttheile. Der erſte trägt die Geſchichte dieſer Erfindung vor; der zweyte einige Geſetze der Centralkräfte überhaupt, und insbeſondere die Wirkungen der Centerfliehenden Kraft auf die flüßigen Körper, denen ſie mitgetheilt werden, und der dritte die Wirkungen eben dieſer Centerfliehenden Kraft an den menſchlichen Körper. Die Geſchichte dieſer Erfindung zeugt von einer philoſophiſchen Aufmerkſamkeit des Hr. Verfaßers aus vorkommenden Begebenheiten — O möchten dieſe viele beſitzen, deren Schikſaal es erlaubt ſie beſitzen zu können! Die Natur iſt eine durch allgemeine Geſetze vereinigte Mannigfaltigkeit. Ihre ſchöpferiſchen Würkungen gehen wie ein reiſender Strom ihren eigenthümlichen Weg. Es iſt den Talenten der Menſchen überlaßen aus dieſem Strom Kanäle zum Wachsthum ihrer

rer Vollkommenheit, und zur Abhelfung ihrer Mängel und Bedürfniße zu leiten. Die Natur zeigt ihnen Mittel dazu. Aufmerkſame Geiſter ſind ihre Schüler und Lieblinge. Ihnen eröffnet ſie das Labyrinth ihrer Geheimniße. Haben ſie ſich durch eine aufmerkſame Thätigkeit, durch ein tiefes Nachſinnen ein gewißes ſcharfſinniges Bemerkungs Vermögen und eine erfindſame Stärke verſchaft, ſo werden ſie in dieſes Heiligtum für ihre Zeitgenoßen und für ganze Nachwelten vortheilhafte Blicke thun. Der Saame zu unzehlbaren Erfindungen, zu erhabnern Vollkommenheiten und Verfeinerungen des menſchlichen Geſchlechts liegt in der Natur. Genie und allgemeine Menſchenliebe müſſen ihn hervorlocken und zum Wachsthum beleben. — — Quum anno 1748, heißt es bey unſrem Hr. Verfaſſer, Petropoli vivebam die quodam feſtiuo ſingularis plane delectationis modus Ruſſis uſitatus mihi in conſpectum veniebat. In foro publico duae columnae 10 pedes circiter altae ſuſtinebant axin horizontalem 5 ad 6 pedes longum, cui quatuor paria radiorum crucis inſtar erant infixa. Singula radiorum paria in extremitate ſua ſellam gerebant penſilem vel apertam, vel clauſam, inſtar ſellae portatilis, (Porte chaiſe) quae inſidentem ſub qualibet inclinatione radiorum in ſitu erecto conſeruabat. Occupatis ſellis Praeſul eius delectationis manibus ſuis radios inferiores prehendens impetumque in illos faciens rotam pro

arbi-

arbitrio inſidentium celerius vel tardius revoluere coepit. Continuata aliquantisper reuolutione ſinguli vel ſingulæ inſidentes, praecipue agitationi huic minus adſueti, omnia fere ingeſta ſua vomitionibus reiteralis ejiciebant, quaſi in naui undis vehementer agitata haererent. Inſolitum hocce ſpectaculum non poterat non meditationes meas excitare, qui motus iſte revolutorius vomitus promovere queat. Non difficile erat perſpicere corpori ſub tali revolutione vires centrifugas inculcari, quae modo viſcera verſus caput, modo verſus pedes, modo verſus umbilicum, modo verſus dorſum pellere debent. Impetus iſte frequenter reiteratus, quem ventriculus in diaphragma exercet, et vicisſim ab hoc recipit, nervos ventriculi irritando illorum ſpasmodicos motus excitat. Hinc vomitus. Effectus iſte memorabilis ſimul antiquas meas ideas de adplicatione vis centrifugae ad medicinam renouabat, quas iam anno 1743 ea occaſione conceperam ubi plurima experimenta de viribus centralibus ad attractionem electricam ex natura forticis explicandam mihi erant inſtituenda. Illa enim ad viſum monſtrabant: quemadmodum fluida in canalibus reuolutis a centro revolutionis uerſus extremitates canalium congeruntur, ita quoque ſanguinem noſtrum facta corporis revolutione ab unaparte uerſus alteram pelli posſe &c. — — So weit der Verfaßer. Daß der Herr von **Maupertuis** eben dieſes Mittel

vorge.

vorgeſchlagen und darüber verſpottet worden, iſt bekannt. Der Verfaßer ſchreibt ſich aber die Erfindung zu, weil er ſie aus unumſtößlichen Gründen bewieſen. Der Beweiß gründet ſich auf folgende drei Sätze.

I) Eine krumlienigte Bewegung iſt zuſammengeſetzt aus zwei zugleich in einander würkenden Bewegungskräfften. Die eine zieht den Körper nach einen gewißen Mittel oder Brennpunkt, und wird die Centerſuchende (vis centripeta) die andre aber, die den Mittelpunkt fliehende Kraft (vis centrifuga) genennt, welche ihn von dieſem Mittelpunkt wegzutreiben ſucht. Dieſe Kräffte würken zuſammen, und man kann die bewegenden Würkungen einer ieden derſelben in unendlich viele Stöße auf den Körper eintheilen, ſo daß in ieden Augenblick in dem ein ſolcher Stoß von der, den Mittelpunkt fliehenden Kraft aus dem Körper geſchiehet auch einer von der, den Mittelpunkt ſuchenden Krafft demſelben eingedrukt wird. Dieſe beiden vereinigten Kräffte heißen Central-Kräfte, Würde z. E. die Centerſuchende Kraft aufgehoben, ſo würde der Körper ſich in gerader Linie, die man die Tangente nennt, ins unendliche fortbewegen; hingegen benimmt man ihm die Centerfliehende Kraft ſo würde er ſich in gerader Linie zum Mittelpunkt hinbegeben.

II) Einem Körper, er ſey feſte oder flüßig, wird durch die Herumbewegung eine Centerfliehende Krafft mitgetheilt. Dieſes fließt theils

aus

aus dem erſten Satz, theils aus der Erfahrung. Einem Stein z. E. den ich in einer Schleuder in der Hand herum bewege, wird ſie eingedrukt. Er fliegt davon, ſo bald ich den Faden fahren laſſe. Das Waßer bekommt gleichfalls dieſe Centerfliehende Krafft, wenn man es in einem Gefäß herum bewegt; welches ſeine erhebende Bewegung zeigt, und es würde herausfließen, wenn es nicht von dem Rand des Gefäßes verhindert würde.

Der Herr Verfaßer, der die verſchiedenen Würkungen der Centerfliehenden Kraft in den flüßigen Theilen des menſchlichen Körpers zu beſtimmen ſucht, ſezt in dem zweyten Theil einige allgemeine Geſetze der Centerfliehenden flüßigen Körper feſte, zu dem Ende ſchickt er 9 bekannte Lehr-Säze von einigen Geſetzen der Central-Kräfte voran, wovon der lezte ſo lautet: Wenn die der Geſchwindigkeit zukommende Höhe dem halben Radius gleich iſt, ſo iſt die Centerfliehende Kraft eines Körpers ſeiner Schwere gleich. Darauf folgen 4 Säze, wovon der Hr. Verfaßer der Erfinder iſt; der erſte iſt ein Lehrſaz und lautet: wenn die Centerfliehende Kraft eines flüßigen herumbewegten Körpers ſeiner Schwere gleich iſt, ſo iſt die Höhe des Flüßigen der durch ſeine Centerfliehende Kraft erhoben worden dem doppelten Radius gleich, welcher die Gleichheit der Centerfliehenden Kraft und der Schwere verurſacht; Die übrigen ſind Auflöſungen dreyer Aufgaben. Sie heißen 1) Wenn die

die Anzahl der Herumbewegungen eines Gefäßes, das flüßige Körper enthält, gegeben worden, die der Centerfliehenden Kraft zukommende Höhe zu beſtimmen. 2) Die krumme Linie auszufinden, welche die Centerfliehenden flüßigen Körper annehmen. Dieſes iſt eine Parabel deren Parameter dem doppelten Radius gleich iſt. 3) Die Geſchwindigkeit zu unterſuchen mit welcher ein Centerfliehender flüßiger Körper aus einem herumbewegten Kanal herausgetrieben wird.

III.) Da der menſchliche Körper ein Innbegriff von labyrintiſchen Kanälen und Gefäßen iſt, die mit Blut und andern Feuchtigkeiten angefüllt ſind, ſo wird ihm nicht allein ſondern auch ſeinen in ſich enthaltenen flüßigen Körpern eine Centerfliehende Kraft vermöge des IIten Satzes mitgetheilet. Es können alſo das Blut und alle ſeine übrigen flüßigen Theile von einem Theil des Körpers zum andern bewegt werden, indem ſie von dem Mittelpunct der Kreisförmigen Bewegung bis an die Peripherie getrieben werden. Die dazu nöthigen Maſchinen befinden ſich in einer Kupfertafel, und ſind zugleich von dem Herrn Verfaſſer nebſt den verſchiedenen Herumbewegungen, Lagen und Stellungen der Patienten deutlich beſchrieben worden. — — Er wendet ſeine im IIten Theil veſtgeſetzte Theorie hier an. Er beſtimmt zuerſt die Kraft des Herzens auf das Blut, wobey ein Irrthum des Borellus angemerkt wird, der ſeiner

ner Gewalt 3000 ℔. zuſchreibt, die aber nur 25 bis 26 ℔. iſt; er berechnet, die dem Druck des Herzens zukommende Geſchwindigkeit des Bluts und geht zur Unterſuchung des Drucks, des den Mittelpunct fliehenden Geblüts auf die Gefäſſe des Körpers in verſchiedenen Entfernungen von dem Mittelpunct, fort. Der vereinigte Druck z. E. iſt zu dem natürlichen in den hämorrhoidal Gefäßen, wie 8 zu 7 und unten an den Füßen wie 7 zu 3.

Nach dieſem Beweiſe alſo von der Beweglichkeit des Bluts durch die Centerfliehende Kraft können die Krankheiten und gefährlichen Zufälle, die aus ſeiner Verſammlung an einen Theil des Körpers entſtehn, gehemmt werden, und die gewiß ſehr zahlreich ſind: z. E. der Schlag, Kopfſchmerzen, die von zu heftiger Ausdehnung der Gefäße entſtehn, Entzündung der Augen, Brauſen und Klingen der Ohren, Zahnſchmerzen, Blutſpeyen Durchfall, Ruhr, Blutkolik, ꝛc. — — alle dieſe und noch viele andere die der Herr Profeſſor anführen, können durch dieſes ſein erfundenes Mittel vertrieben werden.

Der Schlag z. E. der vom Geblüt entſteht, fängt ſich von einer ſehr heftigen Anhäufung deſſelben in dem Kopfe an. Wenn nämlich die Nerven der untern Theile, die entweder durch eine heftige Gemüthsbewegung, oder durch eine Verletzung der innern Theile des Körpers gereizt worden, die Blutadern am Halſe enge zuſammenziehen, ſo daß dem Geblüt, welches beſtän-

dig nach dem Kopf zu durch die Pulsadern ſich drängt, der Rückweg zum Herzen gehemmt wird. Werden dadurch die zarten Aedergen im Gehirn wirklich zerriſſen, daß das Blut ſich ergieſſet, ſo iſt der Tod ohne Hülfe da. Der Schlag alſo in ſeinem Anfang, kann durch die Centerfliehende Kraft gehemmet werden; wenn nämlich der Patiente ſo gelegt wird, daß der Kopf in dem Mittelpunct und die Füße in der Peripherie der ſich herumbewegenden Maſchine ſich befinden. Hiedurch wird das Geblüte vom Haupte in die untern Theile bewegt.

Das Blutſpeyen, welches gleichfalls aus einer ſtarken Anhäufung des Bluts und Ergießung deſſelben in die Lunge entſteht, wird eben ſo vertrieben. Wenn ſich nämlich der Patiente in der Axe des Kreislaufs befindet, ſo wird das Blut durch die Centerfliehende Kraft nach den Füßen und Hemorrhoidal-Gefäßen zugetrieben. Dieſe beyden Exempel mögen zur Erläuterung genug ſeyn. Mehreres wird der Leſer bey dem Verfaſſer ſelbſt finden. Daß die Kopfſchmerzen dadurch geſtillt werden zeigt der Herr Verfaſſer mit ſeiner eigenen Erfahrung. Er verſpricht eine gleiche Hülfe in paralytiſchen Zufällen; Er hält nämlich nicht davor, daß die Verlähmung und das Schwinden der Glieder, wie man gewöhnlich glaubt, einer Verſtopfung des Nervenſafts in oder außer dem Gehirn, ſondern einer durch die Lebenskraft verurſachten Entziehung der Feuchtigkeiten, zuzuſchreiben ſey. Dieſem

ſem Mangel könne durch die Centerfliehende Kraft abgeholfen werden. — Ja durch ſie könne man den Einfluß des Nervenſafts in alle Nerven des menſchlichen Körpers befördern.

Hypochondriſchen Leuten verſpricht er gleichfalls mit der Centerfliehenden Kraft das Geblüt zu verdünnen. Er glaubt, daß durch ſchwingende Bewegungen die verdickten Theilchen des Bluts durch Aneinanderreiben kleiner, und alſo der Patiente durch Anhalten und guter Diät von ſeinem Uebel befreyet werden könne. Seine Beweißgründe ſtützen ſich auf Erfahrungen aus der Naturlehre.

Der Chymie verſpricht der Herr Verfaſſer auch eine neue Scheidungs- und Abſonderungs-Mode vermöge dieſer Erfindung. Der Verſuch, den er mit einer gläſernen Flaſche mit friſcher Kuhmilch angeſtellt hat, iſt artig. Er hat ſie nämlich zugemacht und an das Ende eines Windmühlenflügels befeſtiget, darauf die Flügel ſich einigemal herumbewegen laſſen. Nachdem er ſie wieder abgenommen, habe ſich die Butter in dem Hals der Flaſche und die wäßrigen und irrdenen Theile der Milch am Boden derſelben befunden. Hieraus ſchließt er, daß in andern animaliſchen, vegetabiliſchen und mineraliſchen Vermiſchungen eben dergleichen Wirkung durch die Centerfliehende Kraft hervorgebracht werden können, und die Abſonderung weit leichter und beſſer erhalten würde, als durch die gewöhnliche Zuthat eines ſcheidenden Weſens, oder

durch die Kraft des Feuers. Wir übergehen das übrige. Verlangt der Leſer eine ausführlichere Kenntniß, ſo muß er dieſe kleine Schrift ſelber leſen. Doch die 5te ſeiner Cautelen, die er bey dieſer neuen Arzenenwiſſenſchaft vorträgt, enthält noch eine artige Muthmaßung, daß die Centerfliehende Kraft auch in Gemüthskrankheiten, z. E. in Aberwitz, Raſerey, Traurigkeit ꝛc. gute Dienſte thun könne. Denn es wäre wohl kaum ein Zweifel daß dieſe Zufälle meiſtentheils, durch eine gar zu ſtarke Anfüllung des Gehirns, oder in paralytiſchen Umſtänden, durch Verſtopfung oder gar zu ſtarker Ausdehnung einiger Nerven, oder vermittelſt einer ganz beſondern Miſchung, durch eine Auflöſung oder Verdickung der Säfte im Gehirn, mithin auch des Bluts, verurſacht würden.

Wir wünſchen zugleich mit dem Verfaſſer, daß dieſes neue Arzenenmittel unterſucht, und es der Erfahrung überlaſſen werden möge, ob ſein Nutzen von ſo großer Wichtigkeit iſt.

VII.

Efterretning om Kyſten Guinea, d. i. Nachricht von Guinea durch Lud. Ferd. Römer, vormaligen Oberkaufmann daſelbſt, Kopenh. 1760. 1 Alph. in 8. mit einer Landkarte und den Proſpecten der däniſchen Feſtungen.

Wir haben zu ſeiner Zeit eine Schrift des H. Römers vom Guineiſchen Handel, die

die auch ins Deutſche überſetzt iſt, angezeiget. Nun hat er uns eine allgemeine Nachricht von dieſem Lande ſo weit er es kennen lernen, geliefert. Er verdient deſto mehr Lob, da er nicht zu der Zunft der Gelehrten gehöret, und ſein Ruf eines ehrlichen Mannes läßt an der Wahrheit deſſen, was er ſelber geſehen und erfahren, nicht im geringſten zweifeln. Die eingefloſſenen Erzählungen der Schwarzen aber ſind wohl weniger zuverläßig, inſonderheit da manches offenbar Falſches und höchſt Unwahrſcheinliches darunter iſt. Da der Verf. ſchon 1744. das Land verlaſſen, hat ſich freylich ſeit dem in dem politiſchen Zuſtande vieles geändert. Eine Vorrede von dem berühmten Hrn. Pontoppidan giebt dem Buche einen neuen Werth, und empfiehlet den Verf. bey denen Leſern die ihn nicht kennen. Der H. Procanzler handelt darinn unter andern die Frage ab: Ob der Sclavenhandel unter Chriſten erlaubt ſey, und glaubt, ſelbiger laſſe ſich dadurch entſchuldigen, weil die Sclaven, wenn ſie anders menſchliche Herrn kriegen, in ihrem Vaterlande nicht viel beſſer daran ſind als in der Leibeigenſchaft, und weil ſie dadurch Gelegenheit bekommen zur Kenntniß der chriſtlichen Lehre zu gelangen. Er legt dabey den ſogenannten Herrnhuthern, nach der Unpartheylichkeit, die bekannter maßen zu ſeinem Character gehöret, das Lob bey, daß ſie in Anſehung des letztern das meiſte Gute ſtiften, und die Sclaven zu wahren Chriſten nicht bloß

dem Namen nach, machen, ſo daß weil die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütz iſt, die Herren, auch die ſo ſelbſt wenig daraus machen, ſich recht beeifern, einige von ihnen in ihren Plantagen zu haben.

H. **Römer** hat ſein Buch in 5 Abſchnitte oder Capitel getheilet, doch iſt nicht alles und jedes genau unter ſeine Rubrik gebracht; als ein Kaufmann hat er ſein größtes Augenmerk auf den Handel gerichtet, und möchte man wohl noch mehrers von der Natur und Beſchaffenheit des Landes wünſchen. Das 1. Kapitel handelt **von der Beſchaffenheit des Landes überhaupt.** Es iſt überaus fruchtbar, aber wegen der elenden bürgerlichen Verfaſſung und daraus fließenden ſchlechten Beſchaffenheit der Bewohner unbebauet. Das Clima hält der V. für vorzüglich geſund, und verſichert daß es nur denen ſchädlich iſt, die eine unordentliche Lebensart darinn führen. Faſt von allen fremden für ungeſund geachteten Ländern berichten die Reiſebeſchreiber ein gleiches, der größte Mangel iſt an Waſſerquellen. Die Küſte iſt in einer Breite von etlichen Meilen durchgehends flach Land, höher hinauf aber alles voll Berge und Waldung oder vielmehr Buſchwerk von kleinen Bäumen, die meiſtens ſo dicht ſtehen, daß man kaum eine Hand dazwiſchen ſtecken kann, und kein andrer Raum iſt, als enge durchgehauene Fußſteige, welches denn das Reiſen ſehr beſchwerlich macht, ordentliche Wälder von großen dicken Bäumen

giebts

giebts faſt gar nicht, vermuthlich weil die Menge den Wachsthum hindert. Der Wind bläſet faſt beſtändig aus einer Gegend, nämlich Südweſt, ausgenommen die Orcane bey Gewittern, welche vom Lande kommen, ſehr heftig ſind, und ſich ſo ſchnell zuſammen ziehen, daß wenn man eben eine Wolke einer Hand groß, am Horizont aufgehen ſieht, man kaum unter ein nahgelegenes Dach kommen kann, ehe der ganze Himmel bedeckt iſt. Desgleichen wehet um Neujahr etwa 8 Tage lang ein ſonderbarer trockner Oſtwind, davon die Haut und ſo gar Breter und Balken aufſpringen, doch ziehen ſich in dieſen die Ritzen nachher ſo genau wieder zuſammen, daß ſie gar nicht wahrzunehmen ſind. Dieſer Wind führet eine unendliche Menge fliegender Ameiſen ins Meer, die auf viele Meilen den Fiſchen zur Speiſe dienen. Es iſt zu Zeiten ſelbſt im Sommer ſo kalt, daß man Pelze und Kohlfeuer braucht. Das Wild iſt zu gewiſſen Jahrszeiten ſo häufig, daß ein gemeiner Soldat kein Rehfleiſch auf ſeinem Tiſche duldet, und von lauter Haaſen, Faſanen, Rebhünern ꝛc. lebt. Pferde ſind nicht an den Küſten, wohl aber oben im Lande zu finden, daſelbſt ſind auch Elephanten, deren Zähne von den Schwarzen zu Kauf gebracht werden. H. **Römer** hat einen davon 180. Pf. ſchwer befunden. Von bey uns bekannten Fiſchen hat er nur Broſſen und Heringe bemerkt, übrigens lauter neue und gräßlich ausſehende Arten. Inſecten ſind unzählich, von Eydexen laufen alle Häuſer

voll, und der Chamäleon iſt auch nicht ſelten, die Ameiſen ſind ſehr groß, und machen ſich Haufen bis 6. Ellen hoch mit regelmäßigen Gängen, ſie können, wenn ſie zu den Kornmagazinen kommen, in einer Nacht für einige hundert Rthlr. Schaden thun. Der V. hat einmal bemerkt, daß ſie aus einem Magazine von türkiſchen Weizen eine Straſſe über den Wall bis in ihr eine halbe Stunde entferntes Neſt machten, und ihrer 4 ein Korn fortſchlepten.

2. Vom Handel aller Nationen.

Solcher beſteht in Gold, Elffenbein und Menſchen, dagegen die Europäer Brandtewein, Flinten, Pulver und allerley Zeuge abſetzen. Der Goldhandel iſt jetzt gegen den ehemaligen für nichts zu rechnen, da das Land, wo es gegraben wird, durch Kriege von Einwohnern entblößt, und den übrigen der Weg zum Ufer verſperret iſt. Die Sclaven ſind theils ordentliche Gefangene, die ein kleiner König von andern in ihren immerwährenden Kriegen macht, theils aber auch geſtohlne Leute, die von Straſſenräubern überfallen werden, ja es verkauft auch wohl ein Mann ſein eigen Weib für Brandtewein. Dieſe Sclaven ſind es, deren ſauren Schweiße wir Gold, Silber, Zucker u. a. m. zu danken haben, die wir fern übers Meer an das weſtliche Ende der Erde ſchicken, um einer entbehrlichen Waare willen, die wir von öſtlichen holen Die Holländer ſind die ſtärkſten in Guinea, und haben 14. Feſtungen darunter Elmine der Hauptort iſt. Der V. legt ihren

ihren Handlungsbedienten ein überaus ſchlechtes Lob bey, davon wir in der Reiſe ſeiner obgedachten erſten Schrift etwas erwähnet haben. Die Engländer rühmt er deſto mehr, glaubt aber, daß ſie ihren Handel mit mehrerm Vortheil treiben könnten, ſie hatten damals 7. Feſtungen. Die Franzoſen haben wenige Plätze, aber gleichwohl ſehr ſtarke Schiffahrt.

3. Von der Religion.

In ihrer Religion, ſonderlich die Nation, wo ſich die Dänen aufhalten, findet man Spuren der jüdiſchen, als die Beſchneidung, Opfer, Eiſeropfer, oder Reinigungseyde ꝛc. Sie glauben wie alle Heyden, nun einen wahren höchſten Gott. Den Urheber des Böſen, oder Teufel, bilden ſie ungefähr auf eben die Art wie unſre Mahler, aber weiß, ab. Die unbegreifliche Macht des Aberglaubens zeigt ſich bey dieſem Volke faſt in ihrer größeſten Stärke, wie zwar keines ſo dumm und unwiſſend iſt, das nicht ſeine Prieſter hätte, die ſich auf die feinſte Art unter dem Deckmantel des Gottesdienſtes zu nähren, und eine Herrſchaft über alle andere zu führen wiſſen. Wir ſehen dies ſogar an den Grönländern, dem allerunſchuldigſten Volke unter der Sonnen. Alles was zu Religion der Guineer gehört, wird mit einem verdorbenen portugieſiſchen Worte fetis (fides) benennet. So heiſſen z. B. ihre Amuleta deren ſie unzähliche haben (*) Fetis ihre Prieſter Fetis.

(*) In eben dem Jahr, da dieſes Buch gedruckt worden, iſt ein Kupferſtich eines in Krieg gehenden

tis-macher u. ſ. f. Das vornehmſte Stück ihres Aberglaubens ſind ihre Orakel, welche durch vorgeblich beſeſſene Prieſterinnen unter ſeltſamen Verdrehungen des Leibes ausgeſprochen werden. Man opfert den Götzen Brandtewein, dagegen ſie kleine Portionen heiligen Urins austheilen. Ihre Ausſprüche ſind nach Art der griechiſchen mehrentheils zweydeutig und unverſtändlich abgefaſſet. Merkwürdig iſt, daß auch zu Zeiten die Orakel zweyer in Krieg begriffenen Nationen zum Vortheil der einen übereinſtimmmen, wenn ſie beſtochen ſind oder das Intereſſe der Religion es erfordert. Die Dänen retteten ſich einmal auf dieſe Art, daß ſie zwey Orakel auf ihre Seite brachten, aus der augenſcheinlichen Gefahr des gänzlichen Untergangs. Die umlaufenden beſeſſenen Weiber ſind auch gegen eine Erkenntlichkeit von Brandewein, ſo höflich die Schwarzen zum Gehorſam und Treue gegen die Blanken zu ermahnen. Wir wundern uns, daß der H. V. bey dem allen doch eine teufliſche Kraft zu erkennen glaubt. Auch Chriſten fragen wohl die Orakel um Rath, oder laſſen ſich von ihren Weibern bereden, ihre Heiligthümer zu tragen. Einige ſind blutdürſtig, und verlangen Menſchenopfer, und zu Zeiten angeſehene Leute aus der Verſammlung, welche etwa den Prieſter beleidigt haben.

4. Von

den Negers mit voller Rüſtung, mit einer Beſchreibung aller dazu gehörigen Amuleta herausgekommen.

4. Von der Hiſtorie, Sitten und Lebensart.

So viel wir aus der Beſchreibung des Verfaſſers verſtehen können, heißt die Küſte, wo die däniſchen Niederlagen ſind, Akra. Dieſe Nation ward von den weiter Landwerts wohnenden Aquamboern überwunden. Als aber die Dänen 1733. letztere beredeten, die Holländer mit Krieg zu überziehen, riefen dieſe die Akimer, deren Land noch höher hinauf liegt, zu Hülfe. Dieſe machten den Quamboern, deren König von ſeinen Unterthanen gehaßt war, bald das Garaus, und die Dänen würden gleiches Schickſal gehabt haben, wenn ihnen nicht obgedachter maßen das Orakel aus der Noth geholfen hätte. So lange die Akimer die Oberhand hatten, gieng es noch einiger maßen ordentlich und billig zu, indem ſie beſſere Sitten und Verfaſſungen wie die andern hatten. Allein 1742. wurden ſie von den Aßiantern, die noch weiter Land einwerts wohnen, überwunden, ihr König blieb in einer Hauptſchlacht, worauf alle alten ſich ſelbſt erſchoſſen und die übrigen die Flucht nahmen. Als aber die Aßianter ſich hierauf an ein noch höher im Lande belegenes Reich machten, deſſen Einwohner Muhamedaner ſind, und Pferde haben, mußten ſie mit blutigen Köpfen abziehen. Sie ſind indeſſen nunmehr die herrſchende Nation, haben aber weſtlich die Fanteer zu mächtigen Nachbaren, mit denen 1745. ſich die längs der Küſte wohnenden verbunden haben, jene nicht durchzulaſſen, wodurch ſie vom Handel mit den

Euro-

Europäern zu deren Schaden faſt ganz abgeſchnitten ſind. Der Zuſtand der Einwohner könnte nicht viel ſchlechter ſeyn. Auſſer der Blindheit und des Aberglaubens und Unwiſſenheit haben die Europäer das Elend um ein großes vermehret, theils durch Einführung des Brandteweins und Geſchützes, theils durch den Menſchenhandel, ſo daß keine Familie und kein Menſch vor dem andern ſicher iſt. Da ſie zu ihrem Unterhalte nicht viel brauchen und das Land, was zur Nothdurft gehört, von ſelbſt darreichet, beſteht ihre Arbeit zu Friedenszeiten meiſt darinn, daß ſie des Tages ſchlafen, und des Nachts im Mondenſchein zuſammen kommen, und ſchwätzen. In Religionsgeſpräche laſſen ſie ſich nicht leicht ein. Ein däniſcher Prediger verſuchte es mit einigen durch einen Dolmetſcher davon zu reden, ſie hörten auch in Hoffnung mit Brandtewein bewirthet zu werden, anfangs geduldig zu, als ihnen aber die Zeit zu lang ward, giengen ſie unwillig fort, und ſagten zu ſeinen ſchwarzen Diener: Ein andermal ſage es uns fein, wenn der Prieſter keinen Brandtewein hat, daß wir nicht ſein Gewäſche umſonſt anhören müſſen. Sie fangen die Jahre mit dem Auguſt an, und jeder hat den Wochentag darinn er geboren iſt, zu ſeinem Sonntage, daher nenneu ſie die Europäer Sonntagskinder, weil ſie dieſen Tag feyren, und meynen ſie wären alle darinn geboren. Ihre Töchter verheyrathen ſie gern an die Blanken, ſo daß der vornehmſte Schwarze ſeine Verlobte einem gemeinen Soldaten abtreten muß, wenn er um ſie anhält.

Bey Leichenbegängniſſen mahlen ſie ſich weiß, wie überhaupt bey Feyerlichkeiten, mit europäiſchen Büchern in den Händen, aus denen ſie dem Schein nach ſingen, welches anzeigen ſoll, daß der Verſtorbene nunmehr eben ſo klug wie ein Europäer iſt, und in Büchern leſen kann. Die Vornehmen nehmen gerne europäiſche Mienen an, gehen auch ſo gekleidet, wenn ſie Beſuche annehmen. Das vornehme Frauenzimmer künſtelt ſehr auf den Haarputz, und pudert ſich mit Kohlenſtaub. Ihr Brod iſt von türkiſchen Weizen, der mit der Hand auf einem Stein gemahlen, und gekocht nicht gebacken wird, die übrige Speiſen werden mit Palmenöl bereitet ſo überaus gut ſchmeckt. Die Schwarzen eſſen kein Fleiſch, bis es riecht, Hunde, Katzen, Ratzen ꝛc. ſind ihre beſten Leckerbiſſen. Die Sclavinnen waſchen aus dem ausgefegten Streuſande Gold, der V. vermuthet, daß durch das Treten etwa die am Sande hängende Goldtheilchen abfallen. Man findet in der Erde eine Art länglichter Corallen mit durchgehenden hohen Farben, ſo von den Einwohnern als Koſtbarkeiten gebraucht werden. Der V. hält ſie für eine Gattung Porcellan, welches von einem ehemaligen beſſern Zuſtande des Landes zeuget. Eine ſonderbare Art der Schatzung iſt, daß die Könige in jeden Orte ihres Reichs eine Anzahl der ſchönſten Mädgens zu Weibern ausnehmen, ſie daſelbſt laſſen, und bey ihrer jährlichen Umherreiſe eidlich vernehmen, mit wem ſie indeſſen zugehalten, die denn entweder eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen, oder wenn ſie nichts haben, ſich verkaufen laſſen müſſen. Was der V. von Menſchenfreſſern mit ſpitzigen in einander ſchlieſſenden Zähnen

nen erzählet, kommt uns etwas unglaublich vor. Die Beſchreibung eines Beſuchs, den ein Europäer bey einem Landwerts regierenden Könige, der nie einen Blanken geſehen, abgelegt, iſt lächerlich. Er glaubte anfangs, die Kleidung, inſonderheit der Schwanz in der Perüke gehörte zum Leibe, als ſich aber der andre ganz nackend auszog, rief er verwundernd aus, du biſt ein wirklicher Menſch, aber ſo weiß wie der Teufel. Wie ſich übrigens die Chriſten in ſolchen Ländern betragen, und was ſie den Heyden für würdige Beyſpiele geben, davon mag folgendes eine Probe ſeyn. Weil ſie keine Weiber mit kleinen Kindern kaufen, verbergen die ſchwarzen Kaufleute letztere ſo lange, bis der Kauf geſchloſſen iſt. Wenn ſie ſie bey der Ablieferung gleichwohl bey ſich haben, reißt man ſie ihnen vom Rücken, ſtößt die Weiber ins Schiff, und läſt die Kinder auf dem Felde liegen, wo ſie den wilden Thieren zum Raube dienen. Doch hat der V. dieſe Unmenſchlichkeit nur an denen Franzoſen betrachtet, die Dänen gaben dergleichen Kinder der Compagnie, Sclavinnen zu erziehen, es ward aber wegen der herrlichen Wartung keines davon groß. Dieſe Gewohnheit mit Menſchen als mit Vieh umzugehen, macht, daß alle Europäer, auch die ſo ſonſt von milder Gemüthsart ſind, wenn ſie ſich einige Jahre dort aufgehalten, ein finſteres rauhes Weſen annehmen, daher der V. Spielleute hin wünſcht, deren zärtliche Klänge ein Gegengift dawider wären.

5. Vom Handel der Dänen.

Die däniſchen Niederlagen ſind Ada eine Inſel in der Mündung des Wolta Strohms, woſelbſt ſie aber wegen der Ueberſchwemmung kein Fort erbauet haben. Chriſtiansburg eine ziemlich gute Feſtung an der Küſte Friedensburg gleichfalls eine Feſtung. Was der V. in dieſem Kapitel zur Verbeſſerung des däniſchen Handels für Vorſchläge thut, iſt für unſre Blätter zu ſpeciell, und vielleicht ſind auch dieſe und andre heilſame Einrichtungen bereits ins Werk gerichtet.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Vierten Bandes Zweytes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1766.

Innhalt.

Bücheranzeigen.

I. I. C. L. Pontoppidan Philoſophiske Tanker om Mandens Myndighed i Aegteſkabet.

II. Moralske Sange &c.

III. En philoſophisk afhandling om treenheden.

IV. Hellige Opmuntringer i mödige og Tankefulde ſtunder.

V. Danmarks og Norges Oekonomiske Magazin. 3 B.

I.

Philoſophiſke Tanker om Mandens Myndighed i Ægteſkaber. D. i. Philoſophiſche Gedanken von der Herrſchaft des Mannes in der Ehe. Soroe, gedruckt bey Jonas Lindgreen, 1764. 32. Seiten in 8.

Der Verfaſſer dieſer kleinen Abhandlung iſt der Hr. J. C. L. **Pondoppidan**, welcher jetzt **Profeſſor** in der Gottesgelahrheit bey der **Ritterakademie** zu **Soroe**, und **Hauptprediger** an der dortigen **Stadtkirche** iſt. Er hat ſie ſtatt eines Hochzeitgedichtes dem Commandeur Capitain **Schindel** und der Frau von **Haven** zugeſchrieben. Gleich anfangs redet er von den betrübten Folgen, welche die gemisbrauchte Macht des Mannes über die Frau nach ſich ziehet, und behauptet, daß der Grund zu den vielen unglücklichen Ehen eines Theils darin liege, daß oberwähnte Macht mangelt und gar nicht gebraucht wird; andern Theils aber darin, daß ſie allzuſtrenge ausgeübet wird, daher er es für nöthig achtet den **Grund** und Ur-

Urſprung dieſer Macht und Herrſchaft aufzu⸗ ſuchen.

Er geht in die erſten Zeiten zurück, und be⸗ trachtet den Menſchen in dem bloß **natürlichen** oder **thieriſchen** Zuſtand. Hier, ſagt er, kön⸗ ne man ſich als möglich vorſtellen, daß zwo Per⸗ ſonen verſchiedenen Geſchlechts zuſammenkämen, bloß um ihren **natürlichen Trieben** zu folgen, und ihre **thieriſche Lüſte** zu ſtillen. Hier komme aber auch keinem eine Herrſchaft und Macht über den andern zu; hier ſey keine Ge⸗ ſellſchaft noch Vertrag; denn der Vertrag könne jeden Augenblick gebrochen werden, wenn die Macht fehlet, welche den Treuloſen zwingen ſoll ihn zu halten. Allein dieſer Grund hält dem eigenen Lehrgebäude des Hrn. Verf. zufolge hier gar nicht Stich, denn da er, wie wir im folgen⸗ den ſehen werden, die Herrſchaft des Mannes über die Frau, auf die **überlegene Stärke** des Mannes, die ihm **natürlich** iſt gründet ſo hat der Mann ja gleich anfangs die erforderliche Macht gehabt, die Frau zur Haltung des Ver⸗ trags zu zwingen. Folglich kann Hr. P. nicht von dem Mangel der Macht zu zwingen auf die Unmöglichkeit einer ordentlichen Geſellſchaft, und eines Vertrags, bey den erſten Zuſammenkünf⸗ ten des Mannes und des Weibes in den allerer⸗ ſten Zeiten ſchlieſſen. Doch zu gutem Glück ſagt der Herr Verf. gleich darauf, daß man ſich nicht wohl den Umgang beider Geſchlechter ohne eine Art einer Geſellſchaft vorſtellen könne; denn

die

die gegenſeitigen Bedürfniße haben die erſten Menſchen alſobald genöthiget zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung und Erhaltung zuſammen zu treten. Wir geſtehen zwar, daß ein bloß natürlicher oder thieriſcher Zuſtand, ohne alle Geſellſchaft und Verbindung, ſich in den Gedanken als möglich vorſtellen laße, und daß es ſeinen Nutzen haben könne, die erſten Menſchen in einer ſolchen Abſonderung zu betrachten, allein wir finden auch, daß es ungereimt ſey, einen gewißen Zeitpunkt zu ſetzen, worin die erſten Menſchen ohne alle Verbindung und Geſellſchaft gelebt hätten.

Der Hr. Verf. hält die Geſellſchaft zwiſchen Mann und Frau, die eine gemeinſchaftliche Hülfe und die Erziehung der Kinder zur Abſicht hat, für die erſte und einfacheſte Geſellſchaft. Seine Worte lauten nämlich S. 12 alſo: "Zwar läugnen wir nicht, daß eine Ge„ſellſchaft zwiſchen Mann und Weib möglich „ſeyn könne, die allein ihr ſinnliches Ver„gnügen und, wenn man es allezeit eine Abſicht „auf ihre Seite nennen kann, die Fortpflan„zung ihres Geſchlechts zum Endzweck hat. Nur „ſagen wir, daß es nicht glaublich ſey, daß viele „dergleichen geweſen ſind. Die Erziehung der „Kinder, Kranckheit, Feinde, und wilde Thiere „haben ſie bald genöthiget, die gemeinſchaftliche „Hülfe zur Abſicht bey ihrer Geſellſchaft zu ma„chen." Wenn unſer V. daran zweifelt, ob man allezeit die Fortpflanzung des menſchlichen Ge-

ſchlechts eine Abſicht des Eheſtandes auf Seiten der Eheleute nennen könne, ſo will er wohl ſo viel damit ſagen, daß ſie zwar auf Gottes Seiten eine Abſicht der Ehe ſey, und auch von den Eheleuten dafür angeſehen und ſelbſt zur Abſicht ihrer ehelichen Verbindung gemachet werden ſollte, daß aber ſehr wenige mit einer **klaren** und **deutlichen Vorſtellung** dieſer Abſicht ſich verehlicht haben, oder noch verehlichen. Uebrigens iſt es ſowohl der **Offenbarung** als der **Natur der Sache** und der **Erfahrung** gemäß, die **gemeinſchaftliche Hülfe** und die **Erziehung der Kinder** ſowohl als die Zeugung derſelben als Abſichten der Ehe, die eine **ordentliche** und **fortdaurende Geſellſchaft** ſeyn ſoll, anzunehmen.

Um die **Herrſchaft** des **Mannes** über die Frau zu beweiſen, ſetzet Hr. P. zum voraus, daß ſie nicht beide **gleiche Macht** haben können das gemeinſchaftliche Beſte der ehelichen Geſellſchaft, die ſie ausmachen, zu befördern und zu beſorgen, weil in dieſem Fall ein jeder ſein Urtheil von dem, was zum Beſten der Geſellſchaft erfordert würde, für richtig halten würde, und gefolget wißen wollte, welches nur Gelegenheit zu unzählichen Streitigkeiten geben würde. Hr. P. ſcheint von den Gedanken zu ſeyn, daß in einer jeden Geſellſchaft nothwendig einer von den Mitgliedern die **Oberherrſchaft** haben müße, da es doch viele Geſellſchaften gibt, wo alle Mitglieder ſich auf gegenſeitige Treue verlaßen, ſonſt

aber einander vollkommen gleich ſind, alſo daß keiner eine größere Macht und Herrſchaft über den andern hat.

S. 14 heißt es ferner: "Man läugnet wohl „nicht, daß derjenige natürlicher Weiſe berechti„get iſt zu regieren, welcher am beſten dazu ge„ſchickt iſt. Dieſe größere Geſchicklichkeit be„ſteht entweder in dem Verſtande und der Tu„gend, ſo bey dem einen in einem höheren Gra„de ſeyn kann, als bey dem andern, welcher denn „dadurch bewogen wird, ſich jenes Regierung „zu unterwerfen; oder in einer größeren Macht „und Stärke, die den andern theils nöthiget, „theils überredet, ſich unter den Schutz des erſten „zu begeben. Dis giebt allezeit ein Recht zur „Herrſchaft, und wir könnten, wenn wir in dem „natürlichen Zuſtand lebten, keinen andern Re„geln folgen." Wenn Hr. P. hier den **natürlichen Zuſtand** nennet, ſo ſetzet er ihn nicht, dem **geſellſchaftlichen überhaupt** entgegen, ſondern nur der **bürgerlichen Geſellſchaft.** Und wenn er die **größere Stärke** als einen Grund der Herrſchaft in dem natürlichen Zuſtand angiebt, ſo muß dieſer Saz, wenn er billig und vernunſtmäßig ſeyn ſoll, nicht alſo verſtanden werden, als wenn die bloße Stärke, **an** und **vor** ſich betrachtet, alſobald dem ſtärckeren ein Recht gebe, über den ſchwächeren zu herrſchen, ſondern vielmehr, daß die erwähnte Stärke ein billiger Grund und Anlaß ſey, warum der ſchwächere ſich dem Schutz und der Regierung der ſtärkeren un-

terwirft, daß alſo die Herrſchaft, die dieſer über jenen hat, ſich nicht ſowohl auf ſeine überlegene Stärke, als vielmehr auf die **freywillige Unterwerfung** des ſchwächeren gründet.

"Wir irren (ſagt Hr. P.) wenn wir den na„türlichen Grund zu der Herrſchaft des Mannes „in ſeinem größeren Verſtande ſuchen wollen. „Die Erfahrung lehret, daß das Frauenzimmer „die Mannsperſonen an Einſicht übertreffen kön„ne. — Zudem war Verſtand und ein gutes „Herz in den erſten Zeiten nicht genug, einen „geſchickten Regenten oder Oberherrn auszuma„chen. Es wurde auch noch ein größeres Ver„mögen, größere Stärke und Macht, ſowohl zu „vertheidigen, als zu befehlen, und die andern zu „zwingen, erfodert. Dieſe größere Macht hat „der Mann nicht als die erſten Regenten durch „Tapferkeit und Klugheit erworben, oder durch „einen Zufall bekommen. Die Natur gab ſie „ihm. Sie unterwarf ihn nicht den Schwach„heiten und Zufällen, welche das Frauenzimmer „zu den Verrichtungen, die das Beſte der Ge„ſellſchaft fodert, ungeſchickt machen. Seine „Frau konnte nicht, wenigſtens nicht allezeit, auf „die Jagd nach den wilden Thieren gehen, deren „damals viele waren, oder in den Krieg mit den „Nachbaren, die ſie anfielen. — Seine tägliche „Arbeit und Beſchäftigung machte, daß ſeine „Stärke zunahm. — Da ſeine meiſten Verrich„tungen im Felde vorfielen, konnte ſie nicht über „ihn, aber wohl er über ſie befehlen. Er ver„lohr

„lohr nicht ſo viel durch ihre Abweſenheit, als ſie „durch die Seinige verlieren konnte, da ſie ſo vie„len Beſchwerlichkeiten mit den Kindern, kränk„lichen Zufällen, und der Gefahr vor dem An„fall der Thiere und anderer Menſchen ausge„ſetzt war. Was iſt alſo wahrſcheinlicher, als „daß das Weib einſähe, daß es ihr eigener Vor„theil ſey, unter dem Schutz eines ſtärckeren zu „ſtehen, der ſich ohnehin nicht leicht von einem „ſchwächeren würde haben bezwingen laßen, da „ſein Umgang mit andern Männern, der Krieg „und die Jagd, ihm eine ganz andere Denkungs„art gaben.“

Der Hr. V. ſucht darauf S. 18. 19. 20. zu beweiſen, daß ſeine Theorie ſowohl mit der **Geſchichte** als der **Offenbarung** übereinſtimme, und will zugleich dem Einwurf begegnen, daß ſeiner Lehre zufolge die Frau die Herrſchaft im Hauſe haben müſſe, wenn ſie der ſtärkeſte Theil ſey. Er ſagt nämlich: Man müße niemals von einem **beſonderen Fall** auf eine **allgemeine Einrichtung** ſchließen, da die Frau, wie ſtark ſie auch iſt, doch die ihrem Geſchlecht eigenen Schwachheiten behält. Ohnedem müße man nicht von unſern Mannsperſonen, ſo wie ſie nun ſind, auf diejenigen, die in einem mehr natürlichen Zuſtande lebten, ſchließen. Doch behauptet er, obgleich die Stärke, männliche Aufführung und Verrichtungen der Männer, bey den **polirten Nationen**, nicht dieſelben ſind, die ſie in dem natürlichen Stande waren, ſo ha-

ben doch unſere Frauenzimmer keine Urſache ihnen den gehörigen Gehorſam zu verſagen. Denn Laſter und Eitelkeiten haben ſie noch zärtlicher und ſchwächer gemacht, daß es alſo um ſo viel nöthiger iſt, daß der Mann die Macht habe ihrer Verſchwendung und Eitelkeit Grenzen zu ſetzen. Wozu noch kommt, daß er gemeiniglich größere Einſicht und Erfahrung und einen unmittelbareren Einfluß in den Staat habe, auch nach unſeren Sitten verbunden ſey, die Frau ihrem Stande gemäß zu halten, und für alle Unordnung des Hauſes zu haften. Hier wird es manchem, und zwar nicht ohne Grund, vorkommen, daß Hr. P. ſich ſelbſt widerſpricht; denn er hat zuvor S. 14. nicht die größere Einſicht des männlichen Geſchlechts für einen Grund der Herrſchaft des Mannes über die Frau annehmen wollen, und das aus dem Grunde, weil die Erfahrung lehret, daß das Frauenzimmer die Mannsperſonen an Einſicht übertreffen kann. Jetzt aber ſagt er S. 21 ausdrücklich: daß der Mann um ſo vielmehr Recht zur Herrſchaft habe, je größer ſeine Einſicht und Erfahrung insgemein ſey. Und wie Hr. P. ſeinen Grund der von der größeren Stärke des Mannes genommen iſt, dennoch für gültig gehalten wißen will, ob es gleich einzelne Fälle giebt, wo die Frau ſtärker iſt, als der Mann, ſo kann die andere Parthey gleichfalls von ihm fodern, daß er ihren Grund annehmen ſolle, ob es gleich einzelne Fälle giebt,

wo

wo das Weib dem Manne an Einſichten überlegen iſt.

S. 24. 25. zeiget der Hr. V. daß da die Herrſchaft dem Manne zu dem Ende gegeben ſey, daß er das gemeinſchaftliche Wohl der ehelichen Geſellſchaft befördern ſolle, dieſe nach dem bloßen **Naturrechte** aufgehoben werden könne, wenn er es nicht thut. Allein, da die **Religion** und **bürgerlichen Einrichtungen** in ſehr wenigen Fällen die **Eheſcheidung** erlauben, ſo muß die Frau in dieſem Fall zuſehen, daß ſie die Herrſchaft an ſich ziehen könne, doch ſo, daß er es nicht merke, ſondern vielmehr ſich einbilde, daß er ſelbſt herrſche.

S. 26 werden die **Gränzen** der Herrſchaft des Mannes aus dem Endzweck der ehelichen Geſellſchaft beſtimmt. Endlich wird S. 27. 28 29. 30. 31. behauptet, daß, ob es gleich am beſten ſey, daß Eheleute ſtets freundlich, liebreich und ſanftmüthig mit einander umgehen, es doch ſehr leicht, und faſt unumgängliche Fälle geben könne, wo bey verſchiedenen Meinungen ein entſcheidendes Urtheil gefället werden muß, welches die Frau als einen Befehl anzuſehen, und demſelben zu folgen ſchuldig iſt.

II.

Moralſke Sange &c. **Moraliſche Geſänge von Prahl.** Koppenhagen 1765 bey Aug. Fried. Stein. 4 Bogen in 8.

Hr. **Prahl** hat bey Herausgebung dieſer Geſänge die rühmliche Abſicht gehabt, dem gemeinen Mann, der ſo gerne unter ſeiner Arbeit und in müßigen Stunden ſinget, ſolche Lieder, die ein edles Gefühl in ihm erwecken, und ſeinem Geſchmack verbeſſern können, in die Hände zu ſpielen. Er hat ſie zu dem Ende nach lauter bekannten und zum Theil gemeinen Melodien eingerichtet, und dieſe darüber geſetzet. (*) Der Geſänge ſind an der Zahl 17 jeder hat eine gewiſſe Tugend oder gute Eigenſchaft zum Gegenſtande, und führet eine Stelle aus den Sprüchen Salomonis zur Ueberſchrift. Wenn des Herrn Verfaſſers Wunſch erfüllet wird, ſo hat er ſich würcklich um das gemeine beſte verdient gemacht. Die Poeſie iſt gut und dem Zweck der Geſänge gemäß. Uns dünken die von der Liebe, der Ehre, und der Edelmüthigkeit die ſchönſten.

*) Wir wünſchten, daß Hr. **Prahl** ſeine Abſicht, etwa in einer Vorrede, bekannt gemacht hätte, denn die über den Liedern angezeigte Melodien möchten manchem anſtößig ſeyn.

III.

En kort philoſophisk Afkandling etc. etc. d. i. Eine kurze philoſophiſche Abhandlung, in welcher Gott und der Seele nach dem unfehlbaren Licht der Natur eine wahre und vollkommen deutliche Dreyeinigkeit beygeleget wird, nebſt einem merkwürdigen Briefe an einen vornehmen und gelehrten Edelmann. Kop. bey L. L. Heyden, auf Koſten des Verf. 254 Seiten, auſſer der Zueignungsſchrift und dem ſummariſchen Inhalt in 8vo.

Die wahre Abſicht, welche unſer ungenannter Schrifftſteller, der ſich blos in der Zueignungsſchrift **Agatophilus** nennet, bey dieſer Abhandlung gehabt haben mag, läßt ſich, des unbeſtimmten Tones wegen, den er führet, nicht ſo leicht errathen. In dem ſo genannten **merkwürdigen Briefe** des Verfaſſers an einen Edelmann, welcher eine Unterredung zwiſchen beyden von der **Dreyeinigkeit** enthält, die durch **Watts** Verſuch von dem wahren Gewichte aller menſchlichen Erklärungsarten der heiligen Lehre von der Dreyeinigkeit veranlaßet ſeyn ſoll, ſagt er ausdrücklich: „Ich kann Ew. Excell. „verſichern, daß mein Begriff von der Dreyei„nigkeit das herrlichſte Licht in der Geiſterlehre ſo„wohl, als in der natürlichen Gottesgelahrheit, „giebet, und daß er vermögend iſt, allen Antitri-

„nitariis

„nitariis das Maul zu ſtopfen; folglich zu einer „unüberwindlichen und undurchdringlichen Vor„mauer für den Artickel von der Dreyeinigkeit, „ſo, wie ſie in der heiligen Schrift geoffenbaret „iſt, dienen kann.„ Nach dieſer und einigen andern ohngefehr eben ſo lautenden Stellen zu urtheilen, ſollte man glauben, daß der Verfaſſer das Geheimniß der **perſönlichen Dreyeinigkeit**, das die heilige Schrift uns entdecket hat, aus der Vernunft habe erklären und erläutern wollen. Allein, wenn man die Abhandlung ſelbſt durchlieſet, wird man finden, daß die Dreyeinigkeit, welche in derſelben Gott und der Seele beygeleget wird, und darinn beſteht, daß ein jeder Geiſt aus **dreyen unzertrennlichen Kräften**, die **ein** Weſen ausmachen, beſteht, ganz was anders ſey, als die perſönliche Dreyeinigkeit der heiligen Schrift, es ſey dann, daß der Verfaſſer die drey Perſonen der heiligen Schrift nur als drey Kräfte anſiehet, welches wir doch nicht hoffen wollen. Gewiß iſt, daß wir gar nicht einſehen können, wie der Begriff des Verfaſſers von der Dreyeinigkeit den Antitrinitariis das Maul ſtopfen, und als eine Vormauer der Lehre der heiligen Schrift von der Dreyeinigkeit angeſehen werden könne, denn er iſt ſo beſchaffen, daß ein jeder Antitrinitarius ihn geſtehen, und doch die perſönliche Dreyeinigkeit der heiligen Schrift läugnen kann. In verſchiedenen andern Stellen wird hingegen wieder verſichert, daß man ſich in die **geoffenbarte Dreyeinigkeit**

keit

keit gar nicht einlaßen wolle, und die hier vorgetragene **natürliche Dreyeinigkeit** wird von jener alſo unterſchieden, daß es das Anſehen hat, als wenn der Verfaſſer glaube, daß die eine auf die andere gar keine Beziehung, oder irgend einen Einfluß habe, ſondern eine jede eine beſondere Sache für ſich ſey. Wir wollen alſo die **Abſicht** dieſer Schrift nicht beſtimmen, ſondern vielmehr ihren **Inhalt** betrachten.

Erſtlich wird eine weitläuftige **Einleitung** vorangeſchickt, in welcher der Verfaſſer uns zeigen will, was ihm zu der gegenwärtigen Abhandlung Anleitung gegeben habe, nämlich die verſchiedene **Gleichniſſe**, womit einige aus der Natur das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit haben erläutern wollen. Unter dieſen gefällt ihm **Baxters** Gleichniß von der **dreyfachen Kraft** unſerer Seele, dem Verſtande, dem moraliſchen Willen und der Macht, am beſten, und kömmt ſeiner Meynung am nächſten. Bey dieſer Gelegenheit äußert er den ſonderbaren Gedancken, daß, da der Seele dreyerley ganz verſchiedene Würckungen, nämlich, das **Dencken**, das **Wollen**, und die **Behandlungen**, der **materiellen Dinge** zukommen, dieſe aber nothwendig dreyerley verſchiedene Urſachen oder Kräfte in der Seele vorausſetzen müſſen, es ungereimt und widerſprechend ſey, die Seele einfach zu nennen. Allein die Eintheilung der Dinge in **einfache** und **zuſammengeſetzte** würde ganz wegfallen müſſen, wenn man von jenen behaupten wollte,

wollte, daß ſie vermöge ihrer einfachen Beſchaffenheit gar keine verſchiedene Kräfte oder Eigenſchaften haben könnten, denn dergleichen Dinge, die nur eine einzige Kraft und Eigenſchaft haben, laſſen ſich wohl in der Einbildung dencken, exiſtiren aber nicht würcklich.

Weil die **Harmoniſten** die dritte Kraft der Seele, die ſich in Ausführung des Gutachtens des Verſtandes, und der Rathſchlüſſe des Willens, durch den Cörper beweiſet, und die der Verfaſſer **die Macht der Seele** nennet, leugnen, ſo vertheidiget er wieder dieſelben aus allen Kräften, und zwar mit ziemlicher Gründlichkeit den **phyſiſchen Einfluß**, und zeiget ihnen, wie ungereimt es ſey, allen Einfluß und Würkung unſerer Seele, als eines geiſtigen Weſens, auf den Cörper und die Materie deswegen als unmöglich zu verwerfen, weil jene nicht auf eine materielle und körperliche Art dieſe berühren, und von ihr wiederum berühret werden könne. Er macht zugleich zwo feine und richtige Anmerckungen; **erſtlich**, daß es wunderbar ſey, daß eben diejenigen, welche von dem nexu rerum ſo viel Weſens machen, das innerſte Band in der ganzen Natur auflöſen, indem ſie alle wahre Gemeinſchaft zwiſchen der Geiſter und Cörperwelt aufheben; **zweytens**, daß die Harmoniſten, welche vorgeben, daß durch die vorherbeſtimmte Harmonie die Allwiſſenheit Gottes im höch-

ſten

ſten Grade verherrlichet werde, nicht bedencken, daß die **Allweißheit** Gottes durch ihren Begrif ſehr tief heruntergeſetzt werde.

Die Abhandlung ſelbſt iſt in **zwey Haupttheile** eingetheilt. In dem erſten wird die **Seele**, und in dem zweyten **Gott** als **dreyeinig** nach dem Licht der Natur betrachtet.

Der Iſte Haupttheil enthält **drey Hauptſtücke**, die der V. §. 22 alſo unterſcheidet, 1) daß die Seele ein Geiſt, oder ſelbſtwürkende Subſtanz ſey, die aus dreyen Kräften, dem Verſtand, dem Willen, und der Macht beſtehet. 2) Daß die Seele weder mehr, als dieſe drey Kräfte, noch auch weniger habe, daß aber dieſe unter einander ein weſentliches und unzertrennliches Eins, einen ganzen Geiſt, und die ganze würkſame Subſtanz, welche auch dadurch auf alle Weiſe weſentlich vollkommen iſt, ausmachen. 3) Daß die Seele nicht einfach, ſondern dreyeinig im Weſen und in Kräften ſey, und in dieſer ihrer unauflößlichen Dreyeinigkeit Gottes wahres natürliches Bild vorſtelle.

Daß eine Seele, oder ein **denkendes Weſen** in uns ſey, beweiſet der V. §. 24 aus unſerm **eigenen Bewuſtſeyn**; allein aus dieſem erhellet nur ſo viel, daß wir denken, nicht aber, daß ein von unſern übrigen Theilen verſchiedenes Weſen in uns ſey, das denken könne, und als ein **beſonderer Theil** von uns angeſehen werden müſſe. Daß die Seele ohne alle Materie ſey, oder daß die Materie nicht denken könne

bewei-

beweiſet er §. 25 ganz richtig aus der großen **Verſchiedenheit**, die zwiſchen den **Gedanken** auf der einen Seite, und den **Wirkungen der Materie** auf der andern iſt. Allein ein anderer Beweis, der §. 26 vorkommt, daß nämlich eine denkende Materie nicht außer den Gränzen ihres eigenen Weſens gehen, und ſich alſo keine unmaterielle oder geiſtliche und moraliſche Dinge vorſtellen könne, hält gar nicht Stich, denn ſonſt könnte man eben ſo von den Geiſtern behaupten, daß ſie ſich keine materielle Dinge vorſtellen könnten. Der V. ſagt zwar, daß dieſer Schluß wieder die Geiſter nicht gelte, indem dieſe von einer viel vortreflicheren Natur ſind als die Leiber, und in den Leibern wohnen, die dazu zubereitet und mit Sinnen verſehen ſind. Wer ſiehet aber nicht, daß dis eine offenbare petitio principii iſt. Um darzuthun, daß in dem Weſen eines Geiſtes keine Unmöglichkeit ſey, beruft er ſich §. 27, 28. unter andern darauf, daß Gott nothwendig ein **Geiſt** ſeyn müſſe. Der Beweis aber iſt eben nicht gut gerathen. Er ſchließt alſo: „Gott als der Schöpfer muß von einer ganz andern Natur ſeyn, als die Welt, folglich kann er nicht materiell ſeyn, denn die materiellen Dinge haben nicht den Grund ihrer Würklichkeit in ſich ſelbſt.„ Allein die endlichen Geiſter haben eben ſo wenig den Grund ihrer Würklichkeit in ſich ſelbſt. Auf die Art, wie hier geſchloſſen wird, könnte ein ande-

anderer den Einfall bekommen, und beweiſen, daß Gott weder Geiſt noch Materie ſey.

Weil unſer V. die Seele, wie er ſich ausdrückt, **anatomiren**, d. i. ſtückweiſe nach ihren Kräften durchgehen will, ſo vertheidigt er zum voraus §. 30, 31 dieſe Ausdrücke. Er geſteht zwar, daß ſie der einfachen Beſchaffenheit, die man den Geiſtern beylegt, widerſpricht, aber er hält **Geiſt** und **Einfaches Ding** oder **Monade** für ganz ſtreitige Dinge, denn (ſagt er) ein einfaches Ding oder eine Monade hält einen Gran Materie in ſich, aber die Geiſter ſind eitel Kraft. Hieraus erhellet, daß er einen ganz beſondern Begrif von den einfachen Dingen hat, indem er dieſelben den Geiſtern entgegen ſetzt, da man ſonſt dieſe als eine **Art**, die unter jenen, als ihrer **Gattung** begriffen iſt, anzuſehen pfleget. Es ſcheinet, daß der V. die einfachen Dinge mit den **phyſiſchen Elementen** verwechſelt, und ohnedas iſt es zu beklagen, daß er ſeine Begriffe nicht recht aus einander geſetzt hat, denn bald will er, wie wir oben geſehen haben, darum die Geiſter nicht für einfache Dinge halten, weil jene eine **dreyfache** Kraft haben, bald aber deswegen nicht, weil dieſe einen Gran Materie in ſich halten.

Vom 32 bis 42 §. erklärt er die Natur der dreyfachen Kraft der Seele, wobey nichts beſonderes vorkommt, als daß er die **Freyheit**, die man ſonſt als eine Eigenſchaft des Willens anzuſehen pflegt, zum Verſtande rechnet, und den

Willen nur in ſo fern **frey**, oder wie er ſich ausdrückt, **frey gebohren** nennt, als er nicht von einem ſklaviſchen Verſtande abhängt, der durch ſeine ſchlechte Aufführung ſeine Freyheit verlohren hat, und auf eine ſchändliche Art, wider alle Vernunft, von allerley unreinen Abſichten ſo wohl, als böſen Gewohnheiten und Laſtern beherrſchet wird. Auch gehört das **Wählen** und **Verwerfen** nach ſeiner Meynung nicht zum Willen, ſondern zum Verſtande.

Darauf ſchreitet nun der V. zum IIten **Hauptſtücke** des erſten Haupttheils ſeiner Abhandlung, welches **vier** Punkte in ſich begreifet. 1) **Die Seele beſteht nicht aus mehreren als den oftgenannten dreyen Kräften.** Der Verſtand iſt nämlich die **Grundkraft**, die keine andere voraus ſetzt, die zuerſt in der Seele wirket, und in derſelben das Regiment über die andern Kräfte führet §. 44. Der Wille iſt die **mittlere Kraft**, die das Gutachten des Verſtandes der Macht als der dritten Kraft zur Ausführung überliefert §. 45. Und die Macht iſt die **Vollendungskraft**, welche die Befehle des Verſtandes und des Willens in Erfüllung bringt, §. 46. 2) **Die Seele beſteht nicht aus wenigern als den genannten dreyen Kräften;** denn eine jede iſt an ſich, und in Verbindung mit den andern unentbehrlich, §47-51. 3) **Dieſe drey Kräfte ſind ihrer wirklichen Verſchiedenheit, ohngeachtet, unzertrennlich**, wodurch ſie ſich von den Gliedern des Leibes oder überhaupt von den

Thei-

Theilen der Materie unterſcheiden, und ſie machen die ganze Seele aus, §. 51-54. 4) Die Seele iſt in und mit dieſer ihrer dreyfachen Kraft weſentlich vollkommen §. 54, 55. Der V. macht aus dieſen Punkten ſehr viel, da es doch in der That ſehr trockene Betrachtungen ſind, die eben nichts erhebliches in ſich faſſen.

Am Ende dieſes Hauptſtücks §. 56. wird vorgegeben, daß man eine genauere und hinlänglichere Kenntniß von der Seele als von dem Leibe haben könne, und der V. glaubet zugleich, daß er vor andern die Seele durch dieſe ſtückweiſe Betrachtung einer jeden ihrer Kräfte, in ein helleres Licht geſetzt habe. Wir befürchten aber, daß nur wenige ſolches dem Verf. einräumen, ſondern die meiſten es vielmehr für eine Prahlerey halten werden, und wir müſſen geſtehen, daß der Verf. nicht von allem Schein derſelben frey iſt. Wir würden befürchten müſſen, unſern Leſern eckelhaft zu werden, wenn wir alle Stellen abſchreiben wollten, wo er von Kleinigkeiten, von trockenen und faſt unnützen Unterſuchungen, oder auch von zwar wichtigern, aber von andern ſchon oft vorgetragenen Wahrheiten, viel Aufhebens macht, und ſich das Anſehen giebt, als wenn er wichtige Dinge in der Seelenlehre entdeckt hätte.

In dem IIIten Hauptſtück des erſten Theils beſtreitet er §. 57-61 aufs neue ganz förmlich die einfache Beſchaffenheit der Geiſter, welches

er ſchon zuvor im vorbeygehen zu zwey verſchiedenen malen gethan hat, daher wir der Wiederholung überhoben ſeyn können. Um ſeine Meynung, die von manchem Leſer für einen ſeltſamen **Einfall** gehalten werden möchte, zu rechtfertigen, beruft er ſich insbeſondere auf die **übeln Folgen**, die jene uralte Lehre verurſacht haben ſoll. Sie ſoll nämlich erſtlich das Epicuriſche Syſtem von der Ewigkeit der Atomen veranlaſſet haben; denn weil man aus der einfachen Beſchaffenheit der Geiſter ihre Unvergänglichkeit hergeleitet hat, ſo hat die Sekte der Epicurer eben daſſelbe von ihren Elementen, oder der erſten rohen Materie, behauptet. Zweytens ſoll ſie das unwahrſcheinliche Syſtem Leibnitzens von der Vorſtellungskraft der Monaden hervorgebracht haben. Allein ſo wohl dieſes als jenes iſt leicht geſagt, nicht aber ſo leicht bewieſen. Ueberdies geben uns die zufälligen Folgen einer Lehre kein Recht, ſie zu verwerfen. Drittens ſoll jene Lehre ein Hinderniß geweſen ſeyn, warum man in das Weſen der Geiſter nicht recht eingedrungen iſt, noch ihre Kräfte gehörig unterſcheiden gelernet hat, dergeſtalt, daß man, um mit dem Verf. zu reden, die **herrliche Dreyeinigkeit**, die ſo offenbar in dem Weſen der Geiſter liegt, nicht eingeſehen hat. Hier wird abermal etwas behauptet, das an ſich falſch iſt, daß man nämlich wegen der den Geiſtern beygelegten einfachen Beſchaffenheit ihre verſchiedene Kräfte nicht unterſchieden habe.

Daß

Daß der Verſtand nicht der Wille, und der Wille nicht der Verſtand ſey, und alſo Verſtand und Wille zwey verſchiedene Kräfte ſeyn, hat man zu aller Zeit geglaubet. Die dritte Kraft der Seele, die der V. die **Macht** nennet, iſt zwar nicht von allen, aber doch von vielen angenommen worden. Von andern iſt die **Freyheit** als eine beſondere Kraft angeſehen worden, die vielleicht jemand noch zur **vierten** Kraft machen möchte.

Uebrigens müſſen wir noch zweyerley anmerken. **Erſtlich** der Verf. ſtreitet nicht ſo wohl über Sachen, als vielmehr über **Wörter.** Daß nämlich die Geiſter nicht aus ſolchen Theilen beſtehen, die außer einander ſind, und zuſammenhängen, geſteht er im 60 §. offenbar, wo er ihnen die **Immaterialität** und **Untheilbarkeit** zuſchreibet, und das iſt eben das, was man in ſo vielen Jahrhunderten durch den Namen eines **einfachen Dinges** hat bezeichnen wollen, welches Wort aber unſer Verf. mit aller Macht aus der Seelenlehre verbannet wiſſen will, weil er es nicht mit ſeiner ſo ſehr gerühmten **Dreyeinigkeit** zuſammenreimen kann, da doch die Eigenſchaften, die durch dieſe beyden Wörter bezeichnet werden, ſich ſehr wohl für einander ſchicken und vorlängſt erkannt worden ſind, da hingegen das Wort **dreyeinig** in der Seelenlehre, wo es auch von keiner Nothwendigkeit noch Erheblichkeit iſt, ſonſt nie gebraucht worden. **Zweytens**: in den Begriffen des V.

von den **Monaden** herrſcht viele Dunkelheit und Verwirrung. Er ſetzt nämlich §. 59 die einfachen Dinge aller Compoſition entgegen, und rechnet daher nur die Monaden oder Elemente zu denſelben. Nichtsdeſtoweniger behauptet er §. 60, daß die Länge, Breite und Tiefe einer jeden Monade müſſe beygeleget werden können, folglich ſey die Untheilbarkeit eine Eigenſchaft, die ihnen eigentlich nicht zukomme.

Vom 61 §. bis 65 wird gezeiget, daß die Geiſter zwar nicht an und vor ſich unvergänglich ſind, weil Gott ſie vernichten kann; daß ſie aber doch Recht und Antheil an der Ewigkeit haben, welches ſo wohl aus der Kenntniß, die ſie von der Ewigkeit haben, als aus der Begierde nach derſelben, hergeleitet wird. Endlich endigt ſich der erſte Hauptheil der gegenwärtigen Abhandlung mit dem 65, 66, 67 und 68 Abſatz, in welchen gezeiget wird, daß unſere Seele, in ſofern ſie aus **dreyen** unzertrennlichen Kräften, die ein Weſen ausmachen, beſteht, dreyeinig ſey, und in dieſer ihrer unauflöslichen Dreyeinigkeit Gottes **natürliche Ebenbild** (welches von dem **moraliſchen** unterſchieden wird) vorſtelle. Bey dieſer Gelegenheit wird das Wort **Dreyeinig** als das **ſinnreicheſte, grundrichtigſte** und **unentbehrlichſte** Kunſtwort in der Seelenlehre angeprieſen, worinn wir aber gar nicht dem V. beypflichten.

Im IIten **Haupttheile** dieſer Abhandlung handelt unſer V. von **Gott**. In der **Einleitung**

tung zu dieſem Theile redet er ſehr weitläuftig vom 69 bis 78 §. von der **Begreiflichkeit** und **Unbegreiflichkeit Gottes**, und behauptet, daß er begreiflich ſey, in ſofern er vor der Vernunft **klar, deutlich, glaubwürdig** und **unläugbar** iſt, unbegreiflich aber, in ſofern er **unendlich, unermeßlich** und **unerforſchlich** iſt.

Dieſer Theil beſteht, wie der erſte, aus **dreyen Hauptſtücken**. In dem **erſten** wird erwieſen, daß Gott, wie die Seele, ein Geiſt ſey, d. i. eine ſelbſtwirkende Subſtanz, die aus dreyen Kräften, dem Verſtande, dem Willen und der Macht beſteht. **Daß** nämlich **ein Gott ſey**, beweiſet der Verf. ſowohl aus dem **Satz des zureichenden Grundes**, und der **Zufälligkeit der Welt** §. 79-86, als auch aus der **künſtlichen** und **weiſen Einrichtung** des großen Weltgebäudes §. 86. Dieſer Gott kann nach dem 87. §. nicht wiederum einen Gott oder Schöpfer **über** ſich haben, weil man ſonſt immer einen Gott und Schöpfer **über** den andern annehmen, und alſo in das unendliche fortgehen könnte, da denn die Vernunft niemals einen zureichenden Grund vor ſich finden würde. Nach dem 88. §. kann er auch keinen Gott neben ſich haben, weil mehrere **Nebengötter** einander einſchränken würden. Daß dieſer Gott, welcher ein **ſelbſtſtändiges** §. 89. und **allgenugſames** §. 90 Weſen iſt, ohne alle **Materie** ſey, wird §. 92. aus der **Veränderlich**-

keit Zufälligkeit und Endlichkeit der materiellen und körperlichen Dinge erwieſen. Allein da auch zu der Welt Geiſter gehören, die eben ſo wohl als die körperlichen Dinge veränderlich zufällig und endlich ſind, ſo möchte vielleicht manchem dieſer Beweis etwas verdächtig vorkommen. Daß Gott als ein Geiſt Verſtand, Willen, und Macht habe, wird im 93. §. aus der Schöpfung und Beſchaffenheit der Welt ganz richtig geſchloſſen. Endlich wird zum Schluſſe dieſes Hauptſtückes §. 94 und 95 ſehr wohl angemerket, daß die Selbſtſtändigkeit Gottes, vermöge deren er durch ſich ſelbſt beſteht, und die Hervorbringung der Welt aus nichts zwar Dinge ſind, die viel unbegreifliches in ſich faſſen, aber doch deswegen nicht zu läugnen ſind, weil, wenn wir in Gott und ſeinen Handlungen nichts anders anträfen, als was wir begreifen könnten, ſo wüßten wir nicht, daß wir das höchſte Weſen noch göttliche Handlungen vor uns hätten.

Der Innhalt des zweyten Hauptſtückes iſt, daß Gott weder aus mehreren, noch wenigern, als den genannten dreyen Kräften beſtehe; daß dieſe aber ihm in einer unendlichen Fülle zukommen, und er alſo auf alle Weiſe (ſo wohl als Geiſt als auch als Gott betrachtet) weſentlich vollkommen ſey. Gott iſt als ein Geiſt darinn unſern Seelen gleich, daß der Verſtand die Hauptkraft iſt, die da beſtimmt, was der Wille begehren, und die Macht aus-

führen

führen ſoll, daß der Wille dasjenige, was der Verſtand für gut hält, begehret; und daß die Macht das Gutachten des Verſtandes und das Wohlgefallen des Willens ins Werk ſetzet. Allein er unterſcheidet ſich durch die **Größe, Stufen**, und **Haupteigenſchaften** dieſer Kräfte, nämlich durch die **Allweißheit, Allgütigkeit** und **Allmacht** §. 97 ⸗ 106. Der Verf. hat den zwar gewöhnlichen, aber nicht gar zu richtigen Begriff von der **Allmacht** Gottes, daß ſie ſich nämlich nur zu dem Wirklichen Guten, welches Gott thut, erſtrecke, und verwechſelt alſo die **moraliſche Macht** Gottes mit der **phyſiſchen**, welche letztere ſich auf alles, was an und vor ſich keinen Widerſpruch enthält, erſtrecket. Bey Gelegenheit der drey obgenannten Haupteigenſchaften Gottes, theilt er die **moraliſchen** Eigenſchaften Gottes in **drey Claſſen** ein §. 106, 107, und unterſcheidet die **ruhenden** Eigenſchaften (attributa quieſcentia) von den **thätigen** und **moraliſchen** dadurch, daß man von jenen in der mehreren Zahl nämlich **drey ewige, drey unendliche** u. ſ. w. **Kräfte**, von dieſen aber nicht alſo reden könne, denn die Allweisheit, Allgütigkeit und Allmacht ſind die **Unterſcheidungseigenſchaften** der dreyen Kräfte. Der Verſtand iſt allweiſe, der Wille allgütig, und die Macht allvermögend §. 108, 109. Endlich um zu beweiſen, daß Gott weſentlich vollkommen ſey, nimmt der Verf. fürs erſte §. 111 an, daß man nichts in Gott ohne zureichen-

den Grund annehmen müſſe, weil ſonſt die Vernunft wider ihre eigene Grundſätze handeln würde. Darauf zeiget er §. 112 und 113, daß der allweiſe Verſtand, der allgütige Wille, und die allvermögende Macht zur Schöpfung der Welt **erforderlich** und **nothwendig**, aber auch **hinlänglich** geweſen ſind, und folglich dieſe drey Kräfte einen völlig zureichenden Grund der Welt enthalten. Endlich drittens behauptet er auch §. 114, daß dieſe Kräfte in Gott **ſich ſelbſt genung** ſind; daß folglich Gott ſo wohl in Anſehung **ſeiner ſelbſt**, als in Anſehung der **Welt** ein **allgenugſames** Weſen ſey.

In dem **dritten** und **letzten Hauptſtück** wird 1) behauptet, daß Gott nicht einfach, ſondern **dreyeinig** ſey, wie denn der Verf. zum Theil ohne Noth widerholet, was er von unſern Seelen im erſten Theil geſagt hat, und die **Unvergänglichkeit** Gottes aus ſeiner **Unendlichkeit** und **Allgenugſamkeit** herleitet §. 115-120. 2) Daß Gott in dieſer ſeiner Dreyeinigkeit das **klåreſte Licht**, und der **allervollkommenſte Gott** ſey, indem ſeine Allweisheit, Allgütigkeit und Allmacht, die unzertrennlich ſind, und **Ein** nothwendiges Weſen ausmachen, vor der Vernunft ganz klar und unwiderſprechlich ſind, und wir in ihnen **lauter Gottheit**, ja die **ganze Gottheit**, vor uns finden §. 120-126. Endlich 3) daß wir auf dieſen dreyeinigen Gott unſer Vertrauen mit voller Zuverſicht und Freude ſetzen können.

Hiemit

Hiemit endiget ſich gegenwärtige Abhandlung, die ſonſt verſchiedene gut ausgeführte Wahrheiten enthält, an welcher wir aber zum Schluſſe, außer der großen **Weitſchweifigkeit**, (da ſie doch auf dem Tittelblatte **kurz** genannt wird) noch dieſes auszuſetzen haben, daß die Ausſprüche des Verf. von der **Klarheit** des **Lichts** der **Vernunft** theils zu **häufig**, theils zu **übertrieben** ſind. Wir geſtehen gern, daß es verſchiedene Dinge und Eigenſchaften in Gott giebt, die von der Vernunft gar nicht geläugnet, ſondern ganz klar eingeſehen werden können. Allein der Verf. redet oft ſo, als wenn alles in Gott vor der Vernunft ganz deutlich und ſonnenklar wäre, welches gewiß nicht behauptet werden kann.

IV.

Hellige Opmuntringer i mödige og Tankefulde ſtunder. d. i. **Heilige Aufmunterungen in traurigen und Gedankenvollen Stunden.** Kopenhagen 1764. gedruckt bey Nicolaus Möller. 410 Seiten in 8vo.

Der Verfaſſer dieſer Schrift ſoll der durch ſeine **Oeconomiſche Gedanken** berühmte Hr. Kapitain **Lütken** ſeyn. Er ſagt in der Vorrede, daß er den größten Theil der

in dieſem Buch enthaltenen Gedanken, ſchon vor 20 bis 30 Jahren, für ſich und die Seinigen aufgeſetzt habe, ohne doch im Sinne zu haben, ſie jemals dem Drucke zu übergeben. Allein nachdem ſeiner Kinder und Kindeskinder viel geworden ſind, habe er ſich doch endlich dazu entſchloſſen. Wir ſind dem Hrn. Verfaſſer dafür verbunden; denn unter den erbaulichen Schriften verdienet gewiß gegenwärtige eine vorzügliche Stelle, wegen der **Deutlichkeit, Ordnung** und **Gründlichkeit**, mit welcher **gemeinnützige Wahrheiten** vorgetragen werden. Daher wir auch unſern Leſern einen vollſtändigen **Auszug** liefern werden. Außerdem iſt unſer Verf. in der heil. Schrift, und der heil. Geſchichte überaus wohl bewandert, und weiß die Sprüche und Beyſpiele aus derſelben, zum Beweis und Erläuterung ſeiner Sätze ſo wohl, als zur Erbauung, ſehr geſchickt anzuwenden.

Die Schrift ſelbſt beſteht aus 28 **Kapiteln.**

Im I. Kapitel, welches **von Gott und Gotteslängnern** handelt, wird die Seichtigkeit der Gründe, die ein Gottesläugner für ſeinen Irthum anführen kann, gezeiget. Es wird dabey bemerket, daß dieſe Leute nicht ſo wohl in ihrem Herzen wirklich glauben, als vielmehr nur wünſchen, daß kein Gott ſeyn möchte, und daher ſo wenig an denſelben gedenken, als nur möglich iſt. Der Herr Verf. ſcheint nur praktiſche, nicht aber **theoretiſche Gottesläugner** anzuneh-

zunehmen. Allein aus jenen werden öfters dieſe. Der Wunſch, daß kein Gott ſeyn möchte, iſt eben die Veranlaſſung, daß manche, um nicht, durch die Vorſtellung eines ſtrafenden Richters, in einer zügelloſen Befriedigung ihrer Lüſte, geſtöret zu werden, elende Gründe wider die Würklichkeit Gottes theils ſelbſt mühſam erdenken, theils von andern erborgen, welchen ſie ſo lange nachhängen, bis ſie endlich wirklich in ihren Herzen glauben, daß kein Gott iſt. Selbſt einige dieſer Gründe, die der Herr Verf. anführet, ſind, wie uns dünkt, Beweiſes genung, daß der **practiſche Atheismus** nicht gänzlich für unmöglich zu halten ſey, es ſey denn, daß man ſagen wolle, daß der Mund öfters ganz anders redet, als das Herz glaubet.

Das II. Kap. **vom geoffenbarten Worte Gottes** zeiget erſtlich deſſen **Nothwendigkeit**, **zweytens**, die **Art** und **Weiſe**, wie man daſſelbe **leſen** ſoll, und **drittens**, daß in demſelben ſo wohl, als in dem Buche der Natur, dreyerley Dinge zu finden ſind: einige, die alle Menſchen faſſen können; andere, die groſſes Nachdenken erfordern; und endlich ſolche, die unſern Begrif gänzlich überſteigen.

Im III. Kap. **von den Urtheilen des Menſchen in natürlichen Dingen**, wird aus der **Betrüglichkeit** der **Sinnen**, der **Vernunft**, und der **Erfahrung**; aus der großen **Verſchiedenheit** in den menſchlichen Urtheilen über einen und denſelben Gegenſtand;

und

und aus den erſtaunenden **Veränderungen und Revolutionen**, die ſich im Reiche der natürlichen Wahrheiten, ſo lange die Welt ſteht, zugetragen haben, die **Ungewißheit der menſchlichen Kenntniß in natürlichen Dingen** auf eine ganz ſinnreiche Art gezeiget, und zugleich daraus die richtige Folge gezogen, daß es ſehr ungereimt ſey, mit einer ſtolzen Zuverſicht, ſtets ſeine eigene Meynungen nur für wahr zu halten, und hingegen alle fremde zu verwerfen.

Eben ſo wird im IV Kap. **von den Urtheilen des Menſchen in den übernatürlichen Dingen** die Ungewißheit und Trüglichkeit der menſchlichen Kenntniß in geiſtlichen Dingen ganz bündig gezeiget, und zwar **erſtlich** aus der **Unwiſſenheit**, dem elenden **Gottesdienſt**, und der **groben Irthümern** der **Heyden**; **zweytens** aus der erſtaunenden **Blindheit** der **Juden** zu der Zeit Chriſti. **Drittens** aus den **unzähligen Sekten** in der Chriſtenheit, und endlich **viertens** aus den vielen Beyſpielen großer Heiligen, und Männer Gottes, die in ihren Urtheilen gefehlet haben.

Das V. Kap. zeiget, **wie der Menſch ſeiner irrigen Urtheile ungeachtet dennoch einen untrüglichen Weg zum Himmel finden könne**, nämlich den Weg des **Glaubens** und der **Liebe** den uns die Schrift offenbaret. Bey dieſer Gelegenheit wird zugleich richtig angemerket, daß Heyden und Mahomedaner, Juden und Chriſten und von dieſen wie-

derum

derum ſo viele Secten und Partheyen, die auf ganz verſchiedenen Wegen zum Himmel wandern, doch alle in der feſten Meynung ſtehen, daß ſie auf dem rechten Wege ſind; daß aber ſehr wenige dieſen betreten, daher man ſehr wohl auf ſeiner Hut ſeyn muß, damit man, weder von andern, noch von ſeinem eigenen Geiſte, verführet werde.

Das VI. Kap. **von dem Sündenfalle, und der Unruhe, die in dem Menſchen iſt,** entwickelt die erſtaunenden **Folgen** des Sündenfalls, und enthält ein wohlgetroffenes Gemälde des Menſchen, ſo wie er nach dem Fall beſchaffen iſt; indem der **Verluſt** des **Ebenbildes Gottes**; die **Unruhe**, von welcher der Menſch geplaget wird; und ſeine wunderbare **Veränderlichkeit** und **Unbeſtändigkeit** überaus lebhaft beſchrieben wird. Wir können nicht unterlaſſen folgende **Vergleichung** des Menſchen mit den Thieren abzuſchreiben, die S. 62 und 63 befindlich iſt. „Das, was „wir vor den Thieren voraushaben, und welches „unſere Herrlichkeit ausmachen ſollte, macht „durch den Misbrauch gewiſſermaßen unſer „Elend aus. Die Kenntniß, die wir vom To„de haben, und die uns dazu dienen ſollte, daß „wir wohl ſtürben, beunruhiget uns, und macht „uns furchtſam, da die Thiere, die nichts von ih„rem Tode wiſſen, ruhig ſind. Der Strick, „der ihre Kehle zuſchnüren, und das Meſſer, das „ihren Hals abſchneiden ſoll, iſt ihnen nicht eher

„ſchmerz=

„ſchmerzlich oder ſchrecklich, als in dem Augen-
„blick, da jener zuſchnüret, und dieſes ſchneidet.
„Unſere Sehnſucht und unſer Verlangen nach
„der Glückſeligkeit, welches unſere wahre und
„ewige Glückſeligkeit befördern ſollte, macht
„uns oft unglückſelig, indem wir nicht genung
„einſehen, worinn unſere Glückſeligkeit beſteht:
„da die Thiere hingegen bey ihrer Unvernunft
„mit ſich ſelbſt, mit den Wieſen, auf welchen
„ſie weiden, mit den Kräutern, die ſie daſelbſt
„finden, und mit den Quellen, die ihren Durſt
„löſchen, zufrieden ſind. Die Scharfſinnigkeit
„und Ueberlegung, welche wir haben, in die Zu-
„kunft zu ſehen, um uns zu derſelben zuzuberei-
„ten, quälet und peiniget den Menſchen über al-
„les, was ihn betreffen kann; er ſucht die Bege-
„benheiten auf, ehe ſie da ſind, eben als wenn
„er ſeine Widerwärtigkeiten beſchleunigen woll-
„te; er geht ihnen entgegen, und leidet ſie eher,
„als er ſollte, und macht ſich wirkliche Sorge
„über ungewiſſe Vorfälle, da die Thiere hinge-
„gen unbekümmert ſind, bis ſie wirklich da ſind.
„— Die Erinnerung des vergangenen verur-
„ſacht uns oft Kummer; das Anſchauen des ge-
„genwärtigen wird uns langweilig; und die
„Furcht vor dem Zukünftigen läßt uns das Ver-
„gnügen von dem gegenwärtigen verliehren, da
„die Thiere hingegen von allen dieſem frey ſind.„

Das VII. Kap. ob und wie der Menſch ſeiner Unruhe abzuhelfen ſucht, iſt ſehr ſchön. Der Verf. thut überaus bündig dar, daß

daß die Menſchen (Könige und Hirten, Alte und Junge, Weiſe und Thoren) nach einer wahren und dauerhaften Ruhe trachten, ſie aber vergebens in irrdiſchen und vergänglichen Dingen ſuchen. S. 72 heißt es. „Sie meynen, daß „die Ruhe und Glückſeligkeit in den ſichtbaren „und vergänglichen Dingen zu finden ſey, und „eher in den Dingen, die ſie nicht haben, als „in denen, die ſie haben, daher kommt es, daß „der Bauer Bürger ſeyn will, und der Bürger „Edelmann u. ſ. w. Daher kommt es, daß „einer ſie bey Hofe ſucht, ein anderer im Kriege; „einer in Geſchäften, ein anderer in dem Müßiggang; ein anderer in Geſellſchaft, ein an„derer in der Einſamkeit. Aber wie oft hat „nicht derjenige, welcher dachte, daß die Glück„ſeligkeit unter der Krone wohnete, ſich, wenn „er ſie bekommen hat, betrogen und unruhiger, „als zuvor, gefunden?„ S. 73.

„Um ſeiner Unruhe los zu werden, entſchließt „ſich der Menſch nicht an dieſelbe zu gedenken. „Ihm dünkt, wenn er ſie nur erſt werde ver„geſſen, ſo ſolle ſie nicht mehr da ſeyn. Eben „wie die Kinder, wenn ſie ihre Augen zuma„chen, glauben, daß ſie niemand ſehe. So „denkt der Sünder auch; kann er nur Gottes „und ſeines Geſetzes vergeſſen, ſo gedenke die „Gerechtigkeit Gottes nicht an ihn. Kann er „nur den Tod und das letzte Gericht aus den „Gedanken ſchlagen, ſo kommen ſie nicht.„ Darauf zeigt der Verf. daß die Menſchen da-

her ſo viele verſchiedene Arten des Zeitvertreibs, als **Tanzen, Spielen, Geſellſchaft**, und allerley **Beſchäftigung**, erdacht haben, damit ſie nur ihre Unruhe vergeſſen möchten, und macht zugleich S. 74. folgende feine Anmerkung: „Wir fürchten uns für nichts ſo ſehr, als für „uns ſelbſt; wir fürchten uns, uns ſo zu ſehen, „wie wir ſind, weil wir nicht ſo ſind, als wir „ſeyn ſollten. Alles, was unſere Gedanken von „uns ſelbſt abziehen kann, iſt uns angenehm. „Die Einſamkeit macht uns auf die Stimme „der Vernunft und des Gewiſſens aufmerkſam; „daher lieben wir die Zerſtreuung, und ſo bald „uns dieſe fehlt, dünken wir uns elend. Nichts „kann uns beruhigen, wenn nichts uns verhin„dert, an das, was wir ſind, zu gedenken.„ Doch muß man nicht denken, daß der Verf. einer von den ſtrengen Sittenlehrern iſt, die alles ſinnliche und irrdiſche Vergnügen verdammen, ſondern er redet nur wider den Misbrauch deſſelben. S. 77 und 78 behauptet er ausdrücklich, daß es vielerley ſinnliche Beluſtigungen in der Welt gebe, die an ſich unſchuldig ſind, aber durch die **Anhänglichkeit** des Herzens zur Sünde werden, wenn man nämlich derſelben nicht entbehren kann, und ihnen weder Maaß noch Ziel ſetzet, welches er mit **Salomons** Exempel erläutert. Wir müſſen hier abbrechen, denn wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir der vielen ſchönen Stellen, in welchen die **Vergänglichkeit der irrdiſchen Luſt** und **Freu-**

de nach

de nach der Schrift und der Erfahrung abgemahlt wird, gedenken wollten.

Das VIII. Kap. zeiget, **wie der Menſch Hülfe wider ſeine Unruhe finden kann**, nämlich durch die **Haltung des Wortes Gottes.** Hiebey wird nicht allein mit allem Recht behauptet, daß die Gebote Gottes auf unſer wahres **Beſte**, ſo wohl der Seelen, als des Leibes, gehen, ſondern auch ganz gründlich gezeiget, daß der Weg der Laſter eben ſo wohl ſeine **Beſchwerlichkeiten**, ja noch größere, mit ſich führe, als der Weg der Tugend, welcher durch den beſonderen Gnadeneinfluß Gottes ganz leichte iſt, und auf welchem die wahre Seelenruhe, obgleich in dieſem Leben wegen anklebender Sünde nur unvollkommen, zu finden iſt. Doch hätten wir gerne geſehen, daß der Hr. Verf. in dieſem Kap. etwas mehr von dem **Verdienſte Chriſti**, und der **zuverſichtlichen Ergreifung** deſſelben geſprochen hätte, denn da ein Chriſt auf dem Wege der Tugend doch oftmals fehlet und ſtolpert, ſo iſt es doch vorzüglich das Verdienſt Chriſti, welches ihn tröſten und beruhigen ſoll.

In dem IX. Kap. **von der gelegenen Zeit der Bekehrung** wird die unbeſchreibliche **Barmherzigkeit** und **Langmuth Gottes** vortreflich geſchildert, und mit Beyſpielen der heil. Schrift bewieſen. Nur beklagen wir, daß der Hr. Verf. in einem etwas unbeſtimmten und ungewiſſen Tone von der Gnadenzeit, **wie lan-**

ge ſie dauert, redet; denn S. 102 ſagt er ausdrücklich, daß er nicht wiſſe, wenn eigentlich die unglückſelige Zeit ſey, da Gott ſich nicht mehr über den Sünder erbarmen wolle, und doch will er S. 103 glauben, daß ein Menſch, ſo lange er hier in der Welt lebet, wenn es auch in der Minute des Todes ſeyn ſollte, ſich bekehren könne. Dis leztere aber iſt wohl nicht des Herrn Verfaſſers voller Ernſt, wie wir ſolches aus dem folgenden Kap. ſehen werden. Eine höhere Stufe ſeiner Gnade, und die Hülfe im leiblichen kann Gott dem muthwilligen Sünder wohl verſagen, und von dieſer ſind die bekannten Sprüche zu verſtehen, die verſchiedenen Anlaß gegeben haben, ein Ziel der Gnadenzeit vor dem Tod des Sünders anzunehmen. Allein ihm alle Gnade und Möglichkeit zur Buße abzuſchneiden, erlaubet ihm weder ſeine Grundloſe Gütigkeit, noch die unendliche Gültigkeit des Verdienſtes Chriſti.

Im X. Kap. **von der ungelegenen Zeit zur Bekehrung** wird ſehr rührend und nachdrücklich gezeiget, wie ſchwer und unwahrſcheinlich es ſey, daß ein Menſch, nach einer langen Gewohnheit im ſündigen, ſich im Alter, auf dem Krankenbette, und in der Stunde des Todes, bekehren werde. Wenn die Abbitte der Sünde in der Stunde des Todes genung wäre, ſagt unſer Verf. ſo könne er nicht einſehen, wie die Worte Chriſti, daß der Weg zum Himmel enge ſey, und wenige ihn fänden, wahr ſeyn können.

nen. Die **Betrübniß** über die Sünden hält er nicht für ächte, ehe als man von denſelben abläßt, und das Gegentheil thut. Er beſchreibt ſie, als eine Betrübniß, nicht ſo wohl darüber, daß wir geſündiget haben, als daß wir nicht ohne Strafe ſündigen, noch aller unſerer Gottloſigkeit ungeachtet ſelig werden können. Was den **Vorſatz der Beſſerung** in der Stunde des Todes betrift, ſo lehrt die Erfahrung, daß man nicht auf denſelben bauen könne. Ohnedieß, ſagt der Verf. hat Gott in ſeinem Evangelio nur denen die Vergebung verſprochen, die in der That ihr Leben beſſern, nie aber denen, die nur den Vorſatz haben. Er hält alſo die Abbitte der Sünden, die Bereuung derſelben, und den Vorſatz der Beſſerung in der Stunde des Todes für **verdächtig**, und läugnet daher die Möglichkeit der Bekehrung. Wir wollen uns nicht in dieſe Streitfrage weitläuftig einlaſſen, ſondern nur ſo viel ſagen, daß Gott, als der allwiſſende Richter, alſobald einſehen könne, ob die Abbitte, die Reue und der Vorſatz **aufrichtig** und **redlich** ſey, wir hingegen davon nicht anders, als aus den **Früchten** und **Wirkungen** urtheilen können, die aber nicht mit der **Bekehrung** ſelbſt, die eine **innere Herzens- und Sinnesänderung** iſt, zu verwechſeln ſind. Uebrigens iſt es allerdings das ſicherſte, ſich in den geſunden Tagen zu bekehren, wie unſer Verf. davon ſehr gründlich redet.

Im XI. Kap. **von den Früchten der Bekehrung** zeiget der Verf. die **Nothwendigkeit** der **guten Werke**, und ſuchet ſeine im vorigen Kap. geäußerte Meynung aus der Schrift ferner zu beſtätigen, gedenket auch dabey des **Schächers am Kreutz**, den er nicht ſo wohl als ein Beyſpiel einer ſpäten Bekehrung, als vielmehr eines **ſeltenen Glaubens**, und zwar mit guten Gründen, vorſtellet.

Dieſe beyden Kapitel ſind überaus **practiſch**, dergeſtalt, daß wenn auch gleich wegen der grenzloſen Güte und Macht Gottes die Bekehrung eines Sünders in der Stunde des Todes an ſich nicht unmöglich iſt, doch einem jeden nachdenkenden Leſer die Luſt vergehen muß, ſeine Buße auf dieſelbe zu verſchieben.

Im XII. Kap. welches **von den Mitteln der Bekehrung** handelt, beſtimmt unſer Verf. **erſtlich** ganz richtig das **Verhalten** des Menſchen in der Bekehrung, und folget nicht dem großen Haufen derer, die den Menſchen nicht ſo wohl als ein wirkſames mit Vernunft und freyem Willen begabtes Weſen, ſondern vielmehr als einen **Klotz**, oder zum wenigſten als **ganz müßig**, in dem Werke der Bekehrung; vorſtellen; denn er ſagt ausdrücklich S. 135: daß der Menſch allen Fleiß und Treue im Bitten, Suchen und Anklopfen beweiſen müſſe; und S. 136, daß Gott gerne das ſeinige thun wolle, aber wir müſſen auch das unſrige thun. Darauf zeiget er **zweytens** aus der heil. Geſchichte,

und

und insbeſondere dem Beyſpiel der Juden ſo wohl des A. als N. T. wie Gott auf ſo vielerley Art den Sünder zu gewinnen ſuche; wie aber ofte alle ſeine Wege und Mitteln, wegen der großen Widerſpenſtigkeit des Sünders, nicht anſchlagen wollen.

Das XIII. Kap. handelt **vom Gebet**, und zeiget aus dem Worte Gottes, **daß, wie, warum** und **für wem** wir beten ſollen. Die **Kraft** des Gebets wird aus vielen Beyſpielen der heil. Geſchichte bewieſen, und das ganze Kap. iſt voll von nützlichen Anmerkungen. Zur Probe wollen wir nur eine Stelle anführen, die da zeiget, wie verkehrt der Menſch zu beten pflegt, und S. 169, 170 alſo lautet: „Wir bitten nicht „ſo wohl, daß Gott unſern Willen nach ſeinem „Sinn, ſondern vielmehr ſeinen Willen nach „unſerm Sinn lenken wolle. Der Geitzige bittet „nicht, daß Gott ihn vor dem Geitz bewahren, „ſondern vielmehr, daß er ſeinen Geitz ſegnen „wolle. Der Wollüſtige nicht, daß Gott ſein „Herz von der Welt abziehen, ſondern, daß Gott „ihm genung von der Luſt der Welt geben wolle. „Und ſolche bitten, und bekommen nichts, ſagt „der Apoſtel, weil ſie übel bitten, daß ſie es „in ihren Wollüſten verzehren können. Jac. 4. 3. „Beſſer hat jener Heyde zu beten gewußt, der „da ſagte: Gib mir das, was mir nützlich und „ſeelig iſt, ob ich auch gleich nicht darum bitten „ſollte, und gib mir nicht das, was mir ſchaden „kann, wenn ich auch gleich darum bitten ſollte.„

Das XIV. Kap. **von dem Nutzen des Kreutzes** iſt ſehr lehrreich und erbaulich. Es beſtimmt **erſtlich** ganz richtig den **Unterſchied** zwiſchen den Sorgen und Leiden der **Kinder Gottes**, und der **Kinder der Welt. Zweytens** beweiſet es, daß das Kreutz nicht von einem blinden Ohngefehr, ſondern von der **Vorſehung** und **Regierung Gottes**, abhange. Und alsdann zeiget es **drittens**, daß es die Liebe Gottes den Menſchen zu ihrem **Beſten** auflege, indem ſie dadurch zu beſſeren Chriſten werden, ſo wie ein Schiffer, nicht ohne Sturm und Wellen, zu einem erfahrenen Seemann wird. Sie werden nämlich durch das Kreutz, von der Welt immer mehr ab, zu Gott aber immer näher gezogen; ſie lernen Gott über alles lieben; und können ihr Licht vor den Leuten durch Beweiſung verſchiedener Tugenden, des Glaubens, der Geduld, des Gebets, und der Uebergabe in den Willen Gottes, leuchten laſſen. Es werden auch bey dieſer Gelegenheit diejenigen wiederlegt, die das Chriſtenthum für ein **melancholiſches Weſen** ausſchreyen.

Das XV. Kap. handelt **vom Troſt im Kreutze.** Die **Einrichtung** der **Natur** des Menſchen, vermöge deren der Kummer und die Traurigkeit mit der Länge der Zeit abnimmt; die **Verſicherung**, daß Gott das Leiden der Seinigen **wiſſe**, ſich deſſelben annehme und es ſich zueigne; der **beſondere Gnadeneinfluß Gottes**, vermöge deſſen er oftmals unmittelbar

mitten

mitten in der Stunde des Leidens die Seele erfreuet und erquicket; die **Allmacht** und **Güte Gottes**, vermöge deren er dem Elend einmal ein Ende machen kann und will, und die **lebendige Hofnung** des ewigen Lebens, ſind die Gründe des Troſtes, die der Hr. Verf. überaus erbaulich aus der heil. Schrift erkläret.

Das XVI. Kap. **von den geiſtlichen Anfechtungen** zeiget, daß Gott aus Abſichten, die uns am öfterſten verborgen bleiben, den Gläubigen unterweilen allen Troſt, und alles Gefühl ſeiner Gnade, eine Zeitlang, entziehe, und führet ſchöne Troſtgründe an für diejenigen, die der Schwäche ihres Glaubens, oder böſer Gedanken und aufſteigender Lüſte halber, oder auch aus andern Urſachen an ihren Gnadenſtand zweifeln.

Das XVII. Kap. **vom Zorne** iſt eines der ſchönſten in dieſem Buche. Es wird in demſelben die **Abſcheulichkeit** des Zornes, der die Ruhe der Seele, und die Geſundheit des Leibes, ſtöret, und ſo viel Unheil in der Welt anrichtet, mit lebendigen Farben abgemahlt. Es wird ferner weitläuftig, aber mit großem Nachdruck, gezeiget, wie ungereimt es ſey, die Menſchen im Zorne mit Böſem, welches nur erbittert, beſſern zu wollen, da Gott, Chriſtus, und die Apoſtel des Bittens, Lockens, und freundlichen Ermahnens ſich bedienen, und die Natur der Sache es erfordert, daß das Herz deſſen, den wir beſſern wollen, gewonnen werde, und er

glaube, daß wir ihn lieben, weil er alsdann der Ueberzeugung und Ueberredung am fähigſten iſt. Dann wird die **Liebe**, als ein viel bequemeres Mittel, ſtark angeprieſen. Und endlich werden Mittel vorgeſchlagen, wie man, wenn man zum Zorne geneigt iſt, deſſelben los werden könne.

Das XVIII. Kap. **von der Sanftmuth** enthält eine kräftige Ermunterung zur **Sanftmuth, Gelindigkeit** und **geduldigen Ertragung der Fehler** unſers Nächſten. Andere müſſen ja Geduld mit uns tragen, und wir werden wohl des Splitters in dem Auge unſers Nächſten gewahr, nicht aber des Balken in unſerm eigenen. Wir werden, ſowohl auf unſerer Seite, durch **Eigenliebe, Eigendünkel, natürliche Härte** u. d. m. als auch auf Seiten des Nächſten, durch die **Verſchiedenheit der Umſtände**, die wir nicht einſehen, noch in Erwägung ziehen, gehindert, von den Fehlern eines andern ein wahres Urtheil zu fällen. Endlich trägt Gott ſelbſt, nicht allein mit unſerm Nächſten ſondern auch mit unſern eigenen Fehlern Geduld, und die heil. Schrift iſt voll von Beyſpielen der Sanftmuth. „Wir müſſen, ſagt „der Verf. S. 261, 262 gegen unſere Neben„menſchen Nachſicht gebrauchen, oder auch die „Welt räumen. Wir müſſen mit ihnen zufrie„den ſeyn, wie die Muſici mit den Saiten. Sie „zerſchneiden keine, ſondern ſtimmen ſie ſo lange „höher und niedriger, bis ſie endlich harmoniren. „Wir müſſen die Menſchen nehmen, wie wir ſie „finden,

„finden, und wie die Gnade ſie zubereitet hat. „Nicht mehr von ihnen fordern, als ſie haben, „und ſie um das, was ihnen fehlet, nicht verach= „ten. Gott hat die Gaben unter den Menſchen, „wie unter den Ländern vertheilt. Er hat ei- „nem Lande das eine, einem andern etwas an- „ders gegeben, damit alle einander nöthig ha= „ben möchten: Und wie wir einen armen Grön= „länder ſeines ſchlechten Schickſals halber nicht „haſſen, ſondern vielmehr beklagen, ſo ſollen wir „auch nicht andere Menſchen ihrer geringen Ga= „ben halber verachten, ſondern vielmehr Ge- „duld mit ihnen tragen. Die Böſen ſind übel „genung dran, daß ſie böſe ſind, daß man al- „ſo nicht nöthig hat, ſie noch überdem zu haſſen.„

Das XIX. Kap. **von der Regierung Got- tes** zeiget nicht allein, daß alle Dinge, die uns in der Welt begegnen, von der **göttlichen Fürſehung** und **Regierung** abhangen, ſon= dern auch, daß dieſelbe **voll von Heiligkeit** und **Gerechtigkeit** ſey.

Das XX. Kap. **von dem göttlichen Ver- geltungsrechte** beweiſet mit vielen Beyſpielen aus der heil. Schrift, und mit der Erfahrung, daß Gott auf mancherley Art daſſelbe auszuüben pflege. Wir leiden nämlich 1) entweder eben daſſelbe, daß wir andern angethan haben: oder 2) etwas, das demſelben ähnlich iſt: oder wir werden auch 3) durch dieſelben Sachen geſtraft, mit welchen wir geſündiget haben: oder etwa 4)

an

an eben dem Ort und zu eben der Zeit, da wir ſündigten.

Das XXI. Kap. zeiget, **warum Gott nicht gleich einem jeden nach dem Vergeltungsrechte bezahlet**, nämlich theils aus **Langmuth**, ſo wohl gegen die Gottloſen, als Frommen, und theils auch ſelbſt um **ſeinetwillen**.

In dem XXII. Kap. welches **von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorſehung** handelt, wird gezeiget, daß ob es gleich den Frommen, wie den Gottloſen, ja öfters jenen übel, dieſen aber ſehr wohl hier in der Welt gehet, woran wir uns oft ſtoßen, und ärgern, Gott doch ſeine **weiſe, heilige,** und **gerechte Urſachen** habe, welche wir freylich nicht allemal einſehen. Doch werden **vier allgemeine Gründe** von dem Hrn. Verf. angegeben. **Erſtlich** meynt er, daß der Gottloſe, welcher aller ſeiner ihm von Gott erwieſenen Güte ungeachtet, ſich ſeiner Gottloſigkeit, Undankbarkeit gegen Gott, und Unbarmherzigkeit gegen den Nächſten nicht ſchämet, es noch ärger machen würde, wenn es ihm übel gienge, und ihm dünken könnte, daß ihm Unrecht geſchähe. **Zweytens**: das Chriſtenthum würde **verdächtig** werden, wenn Gott allezeit und alſobald die Frommen belohnete. **Drittens**: das Glück der Welt würde manchen Frommen **ſchaden**. Und endlich **viertens** will Gott den Glauben und die Geduld der Heiligen prüfen.

Das

Das XXIII. Kap. enthält eine ſcharfe Predigt wider die **Lügen**. „Eine Lügen, ſagt unſer Verf. kann größer und ſtrafbarer ſeyn, als „die andere, aber daß Nothlügen und Freundſchaftslügen, und was für andere Namen man „einigen zur Entſchuldigung geben mag, gänzlich von der Sündlichkeit freygeſprochen, und „diejenigen nur für Sünde gerechnet werden „ſollten, welche die Ehre Gottes kränken, und „dem Nächſten ſchaden, das habe ich nicht das „Herze zu ſagen, und kann es auch nicht aus „der Schrift beweiſen.„

In dem XXIV. Kap. wird uns ein ganz erfahrungsmäßiger Begrif **von der Hoheit und Niedrigkeit** gegeben, indem gezeiget wird, daß ein hoher Stand nicht nothwendig, wie wir uns einbilden Ruhe, Zufriedenheit, Freude und Glückſeligkeit mit ſich führet, ſondern mit vielen **Sorgen** und **Verdrießlichkeiten**, ja oft mit großer **Seelengefahr** verbunden ſey.

Gleicherweiſe werden im XXV. Kap. **von dem Reichthum und der Armuth**, die Beſchwerlichkeiten im leiblichen, und Gefährlichkeiten im geiſtlichen, die mit dem Reichthum gerne folgen, weitläuftig und lebhaft beſchrieben. Insbeſondere wird die **Unerſättlichkeit der Begierden**, die nicht, wie man doch denken ſollte, mit dem Reichthum abnimmt, ſondern vielmehr von Tage zu Tage wächſet und zunimmt, ſehr ſchön abgemahlet.

Das XXVI. Kap. von Allmoſen enthält eine gründliche Widerlegung der vielen kahlen Entſchuldigungen, die die Reichen und Geizigen vorzuwenden pflegen, warum ſie den Armen nichts geben wollen.

Das XXVII. Kap. vom Tode, welches voll erbaulicher Gedanken iſt, beſchreibt dieſes Leben ganz ſchriftmäßig als eine Pilgrimsreiſe, und als eine Zeit des Streitens, des Leidens, und der Zubereitung zu einem beſſern Leben, und zieht daraus die Folge, daß es daher beſonders ſey, daß der Menſch den Tod ſo ſehr ſcheuet, da er doch durch denſelben, im Fall er hier gottſelig gewandelt hat, von allem Uebel erlöſet wird.

Das XXVIII. Kap. handelt von dem Ende des Gottloſen insbeſondere, und ſtellet daſſelbe als ſehr ſchrecklich vor. Doch geſteht unſer Hr. Verf. daß ein verhärteter Sünder manchmal ganz ſicher und ruhig dahin ſtirbt, und ſein Gewiſſen nicht eher als in der Hölle aufwachet.

Nicht nur wir haben dieſe lobenswürdige Schrift mit vielem Vergnügen geleſen, ſondern ſie hat auch einen ſo allgemeinen Beyfall und guten Abgang gefunden, daß gegenwärtig eine neue Auflage derſelben veranſtaltet wird.

V. Dan-

V.

Danmarks og Norges Oekonomiske Magazin &c. Däniſches und Norwegiſches öconomiſches Magazin 3 B. vom 7ten St. bis zum Ende. (*) Vorſchlag, wie man am ſicherſten alles Unkraut, inſonderheit die ſogenannten böſen Kräuter oder Morgenfrauen (Goldblumen, St. Johannisblumen) aus den Aeckern ausrotten, und ein reines und gutes Korn zur Saat erhalten könne, nach Anleitung der im 2 Bande dieſes Magazins aufgegebenen Preisfrage, von Ruge, Prediger zu Slidre in Walders, im Stifte Agershuus.

Nach Erwähnung der gewöhnlichen Eintheilung der Pflanzen in jährige, zweyjährige und fortdaurende, ſagt der Hr. Verf. daß die jährige und zweyjährige ausgerottet werden, wenn man nur verhindert, daß ſie ſich nicht wieder ſäen, die fortdaurende aber muß man noch bis auf die feinſten Fibern auswurzeln. Die ſo genannten böſen Kräuter ſ: Bellis lutea foliis profunde inciſis, Maior Bouhin Chryſanthem; ſegetum Glaucum, (Moris); Chryſanthemum ſegetum Clus. Chryſanthemum foliis amplexicau-

*) Siehe des 3ten Bandes 6tes Stück.

xicaulibus ſuperne laciniatis, inferne dentato ſerratis (Linnaeo) ſind von der Art der jährigen. Der Hr. Verf. hat ſie in Norwegen zwar nicht gefunden, glaubet aber aus den Mitteln, die ihn die Erfahrung bey zwo ähnlichen und noch ärgern, in den walderiſchen Aeckern ſehr gemeinen Pflanzen, ſc. Bynke, Buje v. Bunrod,): Artemiſia foliis pinnatifidis, planis, inciſis, ſubtus lomentoſis, racemis ſimplicibus, floribus Ouatis, radio quinquefloro, (Linnaeo) Beyfuß, Johannisgürtel; und Landhaber): Auena fatua, Auena panicula patens; Calycibus trifloris floſculis baſi piloſis (Linnaeo) gelehret hat, die Regel feſtſetzen zu können, wie man auch dieſe ausrotten müſſe. Den Acker, welchen man nämlich vom Unkraut reinigen will, muß man im Frühjahre pflügen und eggen, und die Wurzeln entweder mit den Händen oder durch die beſchwerte Egge ausgäten, und in einen Haufen zum verfaulen legen, den Acker aber ein ganzes Jahr unbeſäet liegen laſſen. Ehe nun das noch hervorwachſende Unkraut ſich wieder ſäen kann, muß es abgemähet, und der Acker noch einmal ſo zeitig gepflüget werden, daß woferne noch etwas von dem Saamen des Unkrauts vom vorigen Jahre auf dem Boden liegen möchte, es alsdenn noch in die Erde hineinkommen, und vor dem Ende des Herbſtes hervorſchießen und abgemähet werden könne. Dabey iſt noch zu bemerken, daß es beſſer ſey, ein ganzes Stück Feldes auf einmal, als einen Acker, der

zwi-

zwiſchen andern unreinen liegt, zu reinigen, indem der Wind und das Vieh, ſo wohl in den Haaren oder der Wolle als auch in dem Dunge den Saamen des Unkrauts von einem Ort auf den andern führet. Das Stück, was man nicht kann ruhen laſſen, muß man gleich nach der Erndte pflügen und eggen, ſo kommt der von dem Unkraute abgefallene Saame in die Erde, ſchießt hervor und verfrieret im Winter. Um reines Korn zur Saat zu haben, wäre es beſſer, ein Stück Feldes einzuhegen, ſolches auf die Weiſe eines Gartens zu bebauen, und lange, doch nicht über eine Elle breite Beete darin anzulegen. Zwiſchen zweyen Beeten könnte ein Gang ſeyn, um hinankommen, und das hervorwachſende Unkraut ausgäten zu können. die Beete müſſen gut gedünget, und die Saatkörner einzeln, und in gehörigem Abſtande von einander, wie etwa die Zuckererbſen, in die Erde geleget werden, worauf man nach einigen Tagen wie bey Gartenarbeit wäſſern und gäten und damit anhalten muß, bis die Aehren ſich zu ſetzen anfangen. In Abſicht auf die Beſtimmung der Arten von Unkraut, wovon in dieſer Abhandlung geredet wird, hat der Herr Verf. ſich durch ſeine gründliche Erkenntniß in der Botanick beſonders verdient gemacht, da ſonſt die Landwirthe leider! nur einen Namen, der höchſtens in ihrer Provinz der rechte iſt, anzugeben pflegen. Wir zweifeln auch gar nicht, daß ja dieſe beyde Vorſchläge hinreichend ſind, das

angeführte Uebel zu heben, und die daran zu wendende Mühe reichlich zu erſetzen, da ſie an andern Orten ſchon lange mit gutem Erfolge gebraucht worden. Doch dürfen wir kaum hoffen, daß ſie hier zu Lande werden aufgenommen werden, weil ſie etwas gar zu mühſam ſind. Die Arbeit ſelbſt würde ſonſt durch die Säemaſchine anſehnlich erleichtert werden können.

Anweiſung zur beſten Art die Goldblumen, den Hederich, Raden, und Treſp, welche insgemein den Wachsthum des Korns verhindern, aus den Aeckern auszurotten, und wie ein Landmann ſich reines und gutes Korn zur Saat anſchaffen könne, von S. Abildgaard.

Der Herr Verf. meinet als eine allgemeine Erfahrung bemerket zu haben, daß der Treſp und Raden nur zwiſchen Rocken und Waitzen, nicht aber zwiſchen Gerſten, Haber, Erbſen, Wicken, oder der Saat, die im Frühlinge geſäet wird, wachſe, dahingegen die Goldblume und der Hederich nur unter den Gerſten- und anderen Frühlingsſaaten, gefunden wird. Er giebt den Vorſchlag, daß man, um den Acker von der Goldblume und dem Hederich zu reinigen, in 10 Jahren nur reinen Rocken oder Waitzen darinne ſäe, da in ſolcher Zeit der Saame in der Erde ausſterben müßte, weil kein Saame länger, denn 10 Jahre, zur Fortpflanzung tüchtig ſey.

Man

Man könnte noch beſſer den Acker 2 Jahre nach einander ruhen laſſen, und ihn denn mit Rocken und Waitzen 2 Jahre lang anbauen, darauf aber wieder 2 Jahre ruhen laſſen, und ſolchergeſtalt in den 10 Jahren abwechſeln. Eben ſo kann der Acker von den Raden und Treſpen befreyet werden, wenn darinnen in 10 Jahren kein Rocken oder Waitzen geſäet wird, doch würde man dabey ſorgfältig beobachten müſſen, daß der Dünger wohl verfaulete, die alten Wurzeln wohl ausgegätet, und der Saame gut gereiniget werde. Am Ende dieſer Abhandlung, welche ſonſt den Preis gewonnen hat, erklären die Herren Herausgeber, was ſie in ihrer vorgelegten Preisfrage durch die ſo genannten Morgenfrauen, oder Goldblumen, verſtanden haben; es wäre aber gar ſehr zu wünſchen, daß Landleute von einer erhabneren Gattung in dergleichen Fällen lieber die beſten Syſtematicker in der Botanick, als einen ſchon ziemlich alten und unbeſtimmten Schriftſteller in der Landwirthſchaft zu Dolmetſchern gebrauchen möchten.

Schreiben eines redlichen Norwegers an ſeinen Freund wegen des ſo genannten Odelsrechts in Norwegen, und deſſen Folgen.

Der Herr Verf. erkläret vorläufig das Odelsrecht, und einige damit verwandte Rechte, und beſtimmet die Bedeutung deſſelben. Es iſt nämlich ein Recht einer Familie, ein Gut, wel-

ches vorher von jemand in derſelben verkauft worden iſt, binnen 20 oder mehr Jahren wieder einzulöſen, auch in Ermangelung des Löſegeldes das Löſerecht noch immer bloß dadurch zu verlängern, daß die Familie dem Beſitzer ihren Anſpruch darauf innerhalb gedachter Zeit ankündiget. Der Verf. bemühet ſich, die Unbequemlichkeiten, die mit dieſem Rechte verknüpft ſind, darzuthun, und erwähnet 1) daß es Unſicherheit in dem Beſitze mit ſich bringe; 2) gar zu große Vorſicht im Kaufen, und große Koſten an Beſichtigungen, Taxirungen, und dergleichen verurſache; 3) die Verbeſſerungen des Landweſens verhindere; 4) Betrügereyen veranlaſſe; 5) zu vielen Proceſſen und Ruinen ganzer Familien Gelegenheit gebe; 6) an beſtändigen Erpreſſungen der Beſitzer Urſache ſey; und 7) viele Familien mit einander entzweye. Hiezu zählet er auch 8) daß es ſchon an verſchiedenen Orten Teutſchlandes, wo es gebräuchlich iſt, für ſchädlich geachtet werde. Darauf beantwortet er die Gründe, die dafür könnten angeführet werden. Endlich fügt er einige Anmerkungen hinzu wie es könne eingeſchränket, wo nicht völlig abgeſchaffet werden. Von den angeführten ſchädlichen Folgen dünkt uns die 2 und 3 aus der Natur dieſes Rechts zu flieſſen, die übrigen aber, wie wohl ſie den Geſetzen offenbar zuwieder ſind, ſind doch leider! in ſtatu naturae depravatae faſt unvermeidlich. Es möchte auch wohl von der Sache ſelbſt nicht ſo ſehr die Frage ſeyn, als viel-

vielmehr davon, ob die Ausführung mit ſo einer milden Regierung, als die Däniſche iſt, übereinſtimmen könne.

Beſchreibung eines vortheilhaften Bienenſtocks.

Der Herr Verf. hält es für eine Undankbarkeit, wenn man die Bienen tödtet, und erkläret daher wie man nach der engliſchen Art die Bienen aus dem alten in einen neuen Stock bringen ſolle. Die Undankbarkeit aber wird doch wohl nur von derſelben Art ſeyn, wie die Unbarmherzigkeit, die man begehet, wenn man ein unſchuldiges Lamm ſchlachtet, um es zu eſſen. Man bedient ſich auch heutiges Tages in England dieſer Weiſe ſo häufig nicht, nachdem man erfahren hat, daß die Bienen, wenn man ihnen den Honig genommen hat, doch Hungers ſterben müſſen. Uebrigens iſt die hiebey befindliche Figur nicht nach den Perſpektiviſchen Regeln gemacht, man kann ſie aber doch aus dem Texte verſtehen, und die Art ſelbſt iſt ſonſt ziemlich bekannt.

Von des Seewaſſers Gradirung zum Salzſieden durch das Zerfrieren und von dem Salzſieden aus der Aſche des Meergraſes in Wendſyſſel, von B. Ström.

Anmerkungen von dieſer Art verdienen hier zu Lande die gröſzte Aufmerkſamkeit. Da der Holzmangel ohnedas überal einreiſſet, wäre es

etwas ſehr erwünſchtes, wenn wir die Kälte unſeres Himmelsſtrichs zur Holzſparung würden anwenden können. Es kommt ſonſt das Gradiren durch die Kälte mit den Grundſätzen der Chymie, und ſchon bekannten Erfahrungen völlig überein. Der Herr Verf. beſtätiget es noch mit ſeinen eigenen Erfahrungen, die er hierinn mit dem Seewaſſer im Jahre 1740 gemacht hat, woraus man ſiehet, daß wenn ein ℔ von der Soole vor dem Frieren 4 Quentlein Salz enthalten, nachher eben ſo viel 9 bis 19 Quentlein gehalten habe. Es kommt daher nur auf eine bequeme Behandlung bey dem Zerfrieren des Seewaſſers an. Des Herrn Verfaſſers Vorſchlag, das Seewaſſer in große Gefäße zu thun, es daſelbſt frieren zu laſſen, und das Eis durch mechaniſche Maſchinen oben abzuheben, ſcheinet uns gar zu koſtbar und mühſam. Wäre es nicht bequemer, das Seewaſſer in große dichte Teiche, die in der Mitte am tiefſten ſeyn müßten, durch Schleuſſen oder Canäle, die man nachher zumachen könnte, zu leiten, es daſelbſt frieren zu laſſen, und aus der Mitte durch andre Canäle die concentrirte Soole abzuzapfen? Man darf nur des D. **Browonriggs** Abhandlung: Die Kunſt gemeines Salz zu machen, oder the Art of making common Salt, leſen, um bequeme Vorſchläge hierüber zu thun. Die Einrichtungen, die er daſelbſt bey dem Bodenſalze gründlich beſchreibt, könnten ſonder Zweifel mit vielem Vortheile bey dieſer Verarbeitung

des

des Sodeſalzes nachgeahmet werden. Dieſe Abhandlung wird mit einer Nachricht vom Salzſieden aus dem Meergraſe, wie man damit in Wendſyſſel verfähret, beſchloſſen. Das Meergras wird nàmlich (am beſten wenn es noch grün und friſch iſt) geſammelt, wie Heu getrocknet, in Haufen geſtellet, und gebrannt, die Aſche wie bey den Seyfenſiedern ausgelauget, und dieſe Soole in Keſſel gethan und verdünſtet. Aus 8 Tonnen Aſche bekommt man 1 Tonne Salz. Das Salz fällt graulicht, und behält immer etwas von ſeinem bitteren Geſchmacke, iſt aber doch gut zum Einſalzen des Fleiſches, Specks und der Fiſche.

Von dem vortheilhaften Gebrauche der Aſche des Seegraſes zum Glasſchmelzen von J. Lueding.

Die Ueberſchrift ſollte vielmehr heißen: Nachricht von demjenigen was den Verf. veranlaſſet hat, und wie mühſam es ihm geweſen iſt, einige Aſche aus dem Meergraſe zu ſammeln, und die Arbeiter bey den Glaßhütten zu bewegen, daß ſie eine Probe damit machten. Man ſiehet hier ein Beyſpiel des Unwillens; womit derjenige begegnet wird, der in der Oekonomie etwas neues, wenn es auch ohnſtreitig nützlich iſt, einzuführen ſuchet. Die am Ende beygefügte Anmerkung, daß die Norwegiſchen Glashütten jetzt die beyden Königreiche mit Glas verſehen können, iſt ganz unrichtig.

Ignoti Sinceri unvorgreifliche Betrachtungen über die Inoculation, oder Einpfropfung der Blattern, als ein unſchuldiges Mittel zur Erhaltung des menſchlichen Lebens.

Die Verſuche, die der Verf. ſelbſt gemacht hat, da er 1755 ſeinen eigenen Kindern die Blattern eingepfropfet, machen den Anfang dieſer Abhandlung aus, wobey wir nichts beſonders zu bemerken haben, als daß der Verf. ſich in der Anzahl ſeiner Patienten zu wiederſprechen ſcheinet.

Hierauf folgt die Abhandlung ſelbſt, worin der Verf. die wider die Einpfropfung gewöhnliche Einwürfe zu widerlegen ſucht. Sie laufen alle hauptſächlich auf folgendes hinaus: 1) da es viele Leute giebt, die nimmer die Blattern bekommen: warum ſollte man denn jetzt demjenigen dieſe Krankheit aufbürden, der derſelben ſonſt vielleicht entgangen wäre? 2) weil viele Leute die Blattern mehr denn einmal bekommen, ſey es ja unnütze, ſie den Kindern einzupfropfen. 3) Man ſolle ſich ſelbſt nicht in Gefahr ſtürtzen. Wären die Gründe, womit der Verf. den zweyten Einwurf beantwortet, ſo ausgemacht als er glaubt, ſo würden die Gelehrten ſich ſo ſehr darüber nicht geſtritten haben. Wir halten ſie für ſehr wahrſcheinliche aber noch lange nicht für ausgemachte Wahrheiten.

Unterſuchung der in der Vorrede zum 2 Theil des Oekonomiſchen Magazins vorgelegten Preisfrage: „Welches iſt „das beſte Mittel um unſern Däniſchen „Stuttereyen, deren vorzeiten eine grö„ßere Anzahl geweſen, aufzuhelfen, und „in beſſern Stand zu ſetzen? was hin„dert jetzt mehr, denn vorhin ihren „Fortgang? und wie können dieſe Hin„derniſſe am ſicherſten aus dem Wege „geräumet werden? von O. Lütken.

Um die vorgelegte Frage genau zu beantworten, achtet der Herr Verf. es nöthig, zu unterſuchen: Warum 1) viele Däniſche Stuttereyen eine Zeitlang niedergelegt und faſt keine neue wieder angelegt worden ſind? Nach einer ſorgfältigen Balanzirung zwiſchen Holländereyen und Stuttereyen, zeigt der Herr Verf. daß die erſten vor dem andern vieles zum voraus haben, es ſey denn an ſolchen Orten, wo man die Waaren nicht abſetzen kann. Denn kömmt der Herr Verf. auf die 2te Frage: warum ſind die Stuttereyen heutiges Tages nicht ſo vortheilhaft, wie vorhin? er führet hiezu folgende Urſachen an: 1) daß der Landmann nun Oekonomiſcher wie vor dem ſey, und wiſſe, daß die Holländereyen mit größerem Nutzen als die Stuttereyen mit der Landwirthſchaft verbunden werden können; 2) die überhandnehmende Verſchwendung, wodurch wegen der vielen Pferde, die jetzt mehr, wie vor-

vorzeiten, zur Pracht gebraucht werden, der Haber faſt um ein doppeltes, der Preis der Pferden hingegen nicht nach eben derſelben Proportion, geſtiegen iſt; 3) daß die beſte Stuttereyʒ Pferde, die ehedem aus dem Lande giengen, und theuer bezahlt wurden, jetzt ſo ſehr nicht geſucht werden, da man aller Orten die Stuttereyen zu verbeſſern geſucht hat; 4) daß das an manchen Orten geherrſchte Vorurtheil wider das Heu, als wäre es nur den Pferden nicht aber den Kühen dienlich, nunmehr weggefallen ſey. Hierauf gehet der Herr Verf. zur 3ten Frage: Wie nämlich dieſe vorgefundene Hinderniſſe wider die Aufnahme der Stuttereyen am ſicherſten aus dem Wege geräumet werden können? Die Antwort iſt, wie man leicht errathen kann, nach den vorher entworfenen Urſachen eingerichtet. Nachdem der Verf. dieſe Fragen entwickelt hat, findet er ſich nun im Stande, ſich an die 4te Frage zu machen: wo und wie den Däniſchen Stuttereyen möchte aufgeholfen werden können; und welches Mittel als das beſte und dienlichſte, um ſie immer in dem, für den Staat nöthigen Zuſtande fortdaurend zu erhalten, vorgeſchlagen werden könnte? Die Gegenden, die nebſt ihrer übrigen Bequemlichkeit ſo gelegen ſind, daß ſie aus den Holländereyen nicht ſo wohl Vortheil ziehen können, wären am beſten dazu geſchickt, als etwa einige Gegenden in Jütland. Die Mittel, die hier vorgeſchlagen werden, ſind 1) daß man denjenigen Höfen die Stuttereyen von

4 Stut-

4 Stutten und 1 Beſcheller halten, die Jagdgerechtigkeit, wenn ſie ſolche nicht ſchon haben, bewilligte; wäre ihnen aber 2) dieſe ſchon verliehen, müßten ſie von der Conſumtion und den perſönlichen Steuren befreyet werden. Dieſer Verluſt könnte dem Könige wieder vergütet werden, wenn die Verordnung vom 16 Jun. 1686, welche die Stuttereyen befiehlet, gegen Darlegung einer Gewiſſen Abgabe von 2 bis 6 Rthlr. nach Tonnen Hartkorn aufgehoben würde. Endlich und 3) wird auch die Zollfreyheit auf die auszuführende Pferde vorgeſchlagen. Zur Beurtheilung und Anpreißung dieſes Stücks mag dies genug ſeyn; wenn wir ſagen, daß Herr Lütken der Verf. ſey, und daß dieſe Schrift den ausgeſetzten Preis gewonnen habe.

„**Unterſuchung deſſen, was jetzt den „Fortgang der Däniſchen Stuttereyen „mehr wie in vorigen Zeiten verhindert, „und welches das beſte Mittel ſey, ihnen „wieder aufzuhelfen, von S. Abild„gaard.**

Der Herr Verf. beſchäftiget ſich hauptſächlich mit der erſten Frage, und unterſuchet die Urſachen der heutigen Abnahme der Däniſchen Stuttereyen. Er vermuthet, daß es folgende ſind: I) der größere Gewinn von Stuttereyen in Beziehung auf die ehemalige Holländereyen. II) Der jetzt gefallene Vortheil aus den Stuttereyen in Dännemark durch die Errichtung aus-

wär-

wärtiger benachbarter Stuttereyen. III) Der angewachſene Vortheil der Holländereyen 1) durch den zugenommenen Gebrauch der Milch zum Thee und Caffee, und 2) der Butter und des Fleiſches, da man heutiges Tages beſſer Leben will, als man vorzeiten lebte; 3) durch die vermehrte Anzahl, wo nicht ernährender doch verzehrender Einwohner; 4) durch den erhöheten Preis der Produkten aus den Holländereyen, welcher zwar eigentlich durch die Viehſeuche veranlaſſet worden, aber doch noch nicht ganz gefallen iſt. IV) Der höher geſpannte Pacht der Landgüter. Es iſt alſo kein beſſeres Mittel zur Aufnahme der Stuttereyen vorhanden, als die Beobachtung gedachter Verordnung von 1686 wiewohl einige Veränderungen nöthig ſeyn möchten, wie auch überhaupt eine Verbeſſerung der Einrichtungen in der Landwirthſchaft.

Geringe Vorſchläge, die gelben Blumen, (Goldblumen) aus der Saat zu vertreiben, von **N. K. Witth**, Prediger zu Taarnebye auf Amack.

1) Wird die Urſache im Mangel des Dungers und der übrigen gehörigen Beſtellung der Erde geſetzt. Es wundert uns, hier den kahlen Einfall des Aeſopus von der Stiefmutterſchaft der Erde gegen die mit Fleiß in ſie geſäete Früchte ſo weitläuftig paraphraſirt und dennoch übel angebracht zu finden; denn wer würde ſich wohl einbilden, daß eine Stiefmutter, die bey ihrer

Ar-

Armuth gegen ihre Stiefkinder neidiſch wäre, ihnen den Vorzug gäbe, wenn ſie reich würde? 2) wird die Möglichkeit durch Beyſpiele einiger Orten, als Alſöe und Fühnen, wo die Bauern unter ſich in dieſer Abſicht gute Ordnungen gemacht haben, dargethan, und eben daher 3) gezeiget, daß man durch Meſſer, die an langen Stielen befeſtiget ſind, ſie bey Zeiten, wo ſie nur nicht gar zu ſehr überhand genommen haben, ausrotten könne. Doch muß 4) der Acker gut gedüngt werden. Darauf werden 5 folgende Regeln feſtgeſetzt: 1) Der Dung muß oft wiederholt werden und in gehöriger Güte und Menge da ſeyn: 2) Das Pflügen muß tief und in ſchmalen Furchen geſchehen, und die Wurzeln wohl mit der Egge, den Händen, oder dem Rechen ausgegätet werden. 3) Der Saame muß rein ſeyn. 4) Wenn alles dieſes beobachtet wird, würden die hervorſchieſſende einzelne Goldblumen leicht auszugäten ſeyn, beſonders wenn die Bauern unter ſich ſelbſt eine Geldſtrafe desfalls feſtſetzten. Die Ordnung dieſer Wahrheiten mag wohl homiletiſch ſeyn, natürlich iſt ſie aber gar nicht.

Als ein Anhang wird die Frage, von den Urſachen des Verfalls der Däniſchen Stuttereyen, und von den Mitteln, wodurch ihnen hoffentlich aufzuhelfen ſtünde, und die Hinderniſſe aus dem Wege geräumet werden könnten, beantwortet. Als allgemeine Urſachen werden folgende angegeben: 1) Die Landwirthe ſind genöthiget, den

höch-

höchſten und geſchwindeſten Vortheil aus ihrer Wirthſchaft zu ziehen, und daher die Holländerey der Stutterey vorzuziehen; 2) die Beſcheller ſind nicht allemal die ausgeſuchteſten; 3) Die Stutten werden nicht gut genug gehalten; 4) die Füllen eben ſo wenig, auch oft zu frühe zur Arbeit gebraucht; 5) Es mangelt an gutem Futter. Aber wer ſiehet nicht, daß dieſe angeführte Urſachen nur die nächſten, und beſonders die 4 letzten allen verdorbenen Stuttereyen gemein ſind? Es iſt ja noch die eigentliche und noch unentſchiedene Frage zurück: warum finden nämlich dieſe Urſachen heutiges Tages mehr Statt wie vorzeiten? Zur Wegräumung dieſer Urſachen werden folgende Mittel vorgeſchlagen: 1) die Landwirthe müſſen durch Befehle, Belohnungen und Freyheiten dahin gebracht werden, mehr Stuttereyen anzulegen. (Allein warum ſind denn die Stuttereyen ohne alle dergleichen Anſtalten vorzeiten von ſelbſt gut von ſtatten gegangen, und warum haben ſie denn nicht ſeit der neulich erwähnten Verordnung von 1686. beſonders zugenommen?) 2) es müſſen gute Beſcheller gehalten, und den Bauren ihre kleinen Hengſte verboten, auch 3) die Stutten und 4) die Füllen wohl in Acht genommen, und mit ſtrenger Arbeit verſchonet werden. Endlich muß 5) genugſame Menge von Sommer und Winterfütterung zu haben ſeyn. Wir glauben, daß jedermann von der Richtigkeit dieſer 4 letzten Mittel überzeugt ſeyn werde.

„Ver-

„Verſuch einer Auflöſung der erſten „von den beyden Oekonomiſchen im Jah„re 1758 aufgegebenen Preisfragen, we„gen Ausrottung der Goldblume aus „den Aeckern, nach hoher Veranlaſſung „unterthänigſt verfaſſet von H. C. S.

Die Goldblumen würden von ſelbſt ausgerottet werden, wenn man nur verhinderte, daß ſie ſich nicht wieder ſäeten. Dieſes geſchiehet aber hauptſächlich, wenn man verhütet, daß ihr Saame nicht mit dem Dünger wieder auf die Felder gebracht wird. Hierauf iſt eigentlich die Aufmerkſamkeit des Verf. dieſer Abhandlung gerichtet. Er will, daß man alle Streue bey dem Viehe ſorgfältig vom Dünger abſondere und verbrenne, und die Aſche derſelben nachher damit vermiſche, weil ſolche einen guten Dünger giebt. Denn will er wahrgenommen haben, daß das Vieh die Goldblumen wohl, wenn ſie noch jung ſind, aber nicht wenn ſie größer werden, und alſo auch nicht den Saamen freſſe; Dieſer wird alſo, wann er nur nicht durch die Streue in den Dünger kömmt, auch nicht mit dieſem auf die Aecker gebracht. Ueberdem thut der Verf. noch einen Vorſchlag, wie man reines Korn zur Saat bekommen könne. Man ſoll nämlich die beſten Garben ausſuchen, und davon die oberſte Aehren abſchneiden, und das darinne enthaltene Korn beſonders dreſchen und aufbewahren. Eine Arbeit, die ob ſie gleich weitläuftig iſt, ſich

doch, wo man viel Geſinde hält, ziemlich geſchwind thun läſſet, und ſich endlich ſehr wohl bezahlen wird.

„Praktiſche Anweiſung, wie die eiſer„ne Windöfen und Beyleger mit gerin„geren Koſten eingerichtet, und mit weit „größerem Nutzen und Vortheil, als „gewöhnlich, gebraucht werden können, „von L. S. Spengler.

Die Einrichtung iſt ſehr vernünftig und nicht gar zu gekünſtelt, läſſet ſich aber hier ohne Kupfer nicht wohl erklären.

„Dieſes Stück enthält 3 Abhandlun„gen von N. Hurtigkarl Prediger zu Grön„beck I. ein Model zu einem Pfluge der auf „einmal zwo Furchen gräbt II. eine mit „dem Pfluge verbundene Säemaſchine, „III. eine Anweiſung, die Furchen in der „Länge in kleinere Theile und Streifen „zu ſchneiden um ſie zum annehmen des „Saamens und zum Eggen bequemer „zu machen.

Das erſte beſtehet in 2 Pflügen oder Häuptern mit ihren Sechen oder Pflugeiſen, die an einem Grengel oder Pflugbalken geſtellet ſind, wodurch man anſtatt einer großen zwo kleine Furchen macht. Die zwote iſt ein Säekorb, der über die Achſe der Pflugräder geſtellet iſt, und deſſen Mündung vermittelſt einer Feder

durch

durch einige an dem einen Rade befindliche Zapfen aufgemacht wird; hieraus fällt der Saame durch eine Röhre in die vorher gelegte Furche. Der Herr Verf. macht ſich ſelbſt den Einwurf: wie werden denn die erſte und die letzte Furche beſäet? wir begreifen aber nicht, warum die erſte nicht eben ſo ſollte beſäet werden können, wie die andere, wenn man nämlich die benachbarte Furche macht. Die dritte iſt ein Zuſatz von 1, 2, oder 3 Haacken hinten an dem Haupte des Pflugs, wodurch die umgewälzte Scholle während des Pflügens nach der Länge zerſchnitten wird. Wäre es aber nicht beſſer, dieſes Inſtrument vor dem Sechen als hinter dem Haupte anzubringen, und dieſes Zerſchneiden lieber von der Raſen- als von der Erdſeite anzuſtellen?

„**Kurze Nachricht von der Verbeſſe„rung des Pflugs, von T.**

Der hier vorgeſchlagene Pflug iſt auch von zween zuſammen geſetzt, und macht zwo Furchen, deren eine jede nur halb ſo dick iſt, wie ſonſt. Zwiſchen den beyden Pflughäuptern iſt der Säekorb an dem Grengel geſtellet, woraus die erſte Furche beſäet wird, da denn der Saame mit der folgenden Furche bedecket wird. Aus dem Säekorbe gehet eine bewegliche Röhre, welche durch das eine Ende eines Hebels geſchüttelt wird, indem das andere Ende deſſelben durch ein hinten an dem Pfluge angebrachtes Rad gedrucket wird. Man ſiehet aber nicht ein, auf

welche Weiſe es hierdurch des Verf. Vorgeben zufolge möglich ſey, den Saamen häufiger oder ſparſamer auszuſträuen.

„Beſchreibung eines Pflugs, welcher „nach wirklicher Probe den Boden eben „ſo gut mit zwey Pferden, als ein ande„rer mit 4 oder 6 behandelt.

Unter den hier gethanen Vorſchlägen finden wir folgende beſonders bemerkenswürdig; 1) zwey oder drey Sechen anſtatt eines an dem Grengel zu befeſtigen; 2) das Rad, welches an dem Erdreiche gehet, kleiner zu machen, wie das andere; 3) ein eiſernes Streichbret anſtatt des hölzernen zu gebrauchen; 4) in dem Baue des Pflugs Acht darauf zu haben, daß die Mittellinie, die man ſich in der Länge mitten durch den Grengel vorſtellen kann, gerade über die Mittellinie durch den Schaar falle, damit der Pflug gerade gehe. Nachdem dieſe Abhandlung den Preis erhalten hat, hat man erfahren, daß der Herr Juſtitzrath Koch, ehemaliger Lehrmeiſter der Königlichen Prinzeſſinnen, derſelben Verf. ſey. Die von den Herrn Herausgebern am Ende angefügte Anmerkung ſcheinet keine Mathematiſche Erkenntniß von der Friction zum Grunde zu haben, denn dieſe kann nicht nach der Größe der einander berührenden Oberfläche berechnet werden.

„Verſuch mit dem gewöhnlichen Pfluge und Viehe ohne größere Mühe oder „wei-

„weitere Beſchwerlichkeit, und in eben „derſelben Zeit ſchmale Furchen zu pflü„gen, von F. Bagger.

Es kommt hier gleichfalls auf einen dem gewöhnlichen Pfluge annoch zugeſetzten, und zwar 3 Zoll vor dem alten Sechen, an der Seite des Grengels feſtgemachten Sechen an. Der Herr Verf. verſichert, daß er durch eigene 5 jährige und ſeiner Nachbaren noch längere Erfahrung dieſe Art beſonders vortheilhaft gefunden habe, und beſtätiget alſo dadurch den in dieſer und in den vorhergehenden Abhandlungen gemachten Vorſchlag.

„Kurze Nachricht von der vortheil„haften Wollmanufactur in der Prob„ſtey Hamrum nach genauer Beobach„tung geſammelt, und in der Königl. „Geſellſchaft der Wiſſenſchaften vorge„leſen von Friedr. Ludewig Graf von „Moltke.

Nach einer vorläufigen kleinen Nachricht von der Wollmanufactur, die ſich in dieſen Gegenden faſt ſelbſt angeleget hat, folgt die genauere Nachricht, als eine Beantwortung derer in der dem Herrn Grafen und ſeinem Geſellſchafter, dem ſel. Prof. Holm, auf ihrer Oekonomiſchen Reiſe mitgegebenen Inſtruction enthaltenen Fragen. Wie ſehr iſt es nicht zu wünſchen, daß viele dieſem rühmlichen Beyſpiel dieſes damals noch ſehr jungen aber hofnungsvollen Herrn fol-

gen, und ſich aus Oekonomiſchen Abſichten in dem Vaterlande umſehen wollten.

„Bedenken über die Stuttereyen in „Dännemark, von Lange.

Die aufgegebene Frage wird von dem Herrn Verf. in zwo Fragen getheilt: 1) was hindert „heutiges Tages mehr wie vorzeiten die Aufnah„me der Stuttereyen? und 2) wie können dieſe „Hinderniſſe am ſicherſten gehoben werden?„ Die Hinderniſſe ſind a) der heutige geringere Abgang der guten Pferde, wiewohl vielleicht unſere ſchlechtere Pferdezucht eher zum verminderten Abgange die Urſache ſeyn mag; b) der gar zu geringe Preis guter Pferde im Lande; c) die ſchlechte Beſcheller, die hier oft gebraucht werden; d) die geringe Fütterung, die die junge Pferde in den erſten Jahren zu bekommen pflegen. Von den angeführten Mitteln, um den Stuttereyen wieder aufzuhelfen, finden wir nur dieſes der Beobachtung der Verordnung von 1686 hinzuzufügen, daß es nämlich den Bauern verboten ſeyn ſollte, kleine Hengſte zu halten, denn die übrigen findet man ſchon darinn. Uebrigens hält der Herr Verf. die immer erlaubte oder freye Ausfuhr der Pferde dem Lande ſchädlich, und die Zollfreyheit für ein unnützes Mittel zur Aufnahme der Stuttereyen, worinn man in einem ordentlich eingerichteten Spate vielleicht nicht immer ſeiner Meinung ſeyn möchte.

„Auf Erfahrung gegründeter Vor„ſchlag, wie die Goldblumen und ande-

„res

„res Unkraut zu vertreiben, und das „Saatkorn zu verbeſſern ſey, von dem „Verf. des vorhergehenden Stückes.

Das Unkraut kömmt entweder 1) aus dem Boden ſelbſt. Dieſer kann am beſten durch wiederholtes Pflügen im Früh- und Spatjahre gereiniget werden. 2) aus der Düngung, welche man daher ſorgfältig verfaulen laſſen muß, 3) aus unreinem Saamen. Bey dieſem muß man alſo Acht darauf haben, daß er a) überhaupt reif und b) die Frühlingsſaat friſch und nicht gar zu lange abgedroſchen ſey; ferner c) nicht zu hart gedroſchen und dadurch beſchädiget werde; d) aus den oberſten Aehren von den Garben geſammelt, und e) nicht immer einerley Art ſey, denn es iſt beſſer mit den Getraydarten abzuwechſeln. Zuletzt werden dieſe Beobachtungen ganz concretiviſch erkläret.

„Einfältige Nachricht wie die Gold„blumen ausgereutet werden können, von „Georgicus.

Die von dem Verf. angegebene Urſachen zum Wachsthum des Unkrauts und inſonderheit der Goldblumen ſind folgende: 1) an dem Orte, wo ſie wachſen, ſtreuen ſie auch ihren Saamen aus, indem das Vieh ſie nicht gerne frißt. Dieſes Uebel könnte man heben, wenn man die Kinder der Bauern durch kleine Belohnungen ermunterte, alle Goldblumen auf den gemeinen Weiden oder Brachfeldern zu ſammeln. Auch iſt es dieſerwegen ſehr nützlich, frühe im Herbſte und nach-

nachher im Frühling zu pflügen, und vielleicht iſt auch dieſes der Grund, daß die Goldblumen nicht ſo häufig unter dem Haber angetroffen werden, 2) ihr Saame wird mit dem Dünger wieder auf die Aecker gebracht. Um dieſem vorzubeugen, muß man den Dünger ein ganzes Jahr lang wohl verfaulen laſſen. 3) Der auszuſäende Saame iſt nicht immer rein, deßhalb muß man das Korn, welches zum ſäen gebraucht werden ſoll, in Ermangelung einer gehörigen Maſchine durch ſieben und werfen oder worfeln ſorgfältig reinigen.

„**Verſuch einer Auflöſung der in der „Vorrede zum 2 Bande dieſes Maga„zins aufgegebenen Preißfrage** ꝛc.

Dieſe Abhandlung wird in 2 Theile getheilet, wovon der erſte von der Ausrottung der Goldblumen handelt, und hauptſächlich das Gäten, inſonderheit der brach liegenden Felder, nebſt dem frühen Pflügen im Herbſt empfiehlet. Der zwente Theil enthält eine Menge wichtiger Regeln, die Reinigkeit der Saat zu erhalten, und macht die letzte und unſtreitig die beſte Seite dieſes 3 Bandes aus.

Uebrigens wird dieſer Band mit einem Regiſter über alle drey Theile beſchloſſen.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Vierten Bandes Drittes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1766.

Innhalt.

Bücheranzeigen.

I. Ove Guldbergs natürliche Theologie.

I. Den patriotiſke Tilſkner.

I.

Den naturlige Theologie &c. d. i. die natürliche Theologie zugleich als eine Einleitung zu der geoffenbarten durch Ove Guldberg. Soroe 1765. gedruckt bey Jonas Lindgreen. 272 Seiten, in 8vo.

Der durch etliche andere Schriften ſchon berühmte Hr. Prof. Guldberg iſt jetzt Lehrmeiſter Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen Friederichs, daher er auch dieſe ſeine Schrift, die anfänglich des Prinzen eigenem Gebrauch gewiedmet geweſen iſt, Sr. Königl. Hoheit zugeeignet hat. Er verdienet allen Dank, daß er uns in der Däniſchen Sprache ein Werk liefert, welches wir ſonſt in derſelben vermiſſen, und daß doch ſeinen großen Nutzen hat. Es iſt, wie wir aus der Vorrede ſehen, zu einem Lehrbuch beſtimmt. Allein wer das Buch ſelbſt durchlieſet, wird alſo bald ſehen, daß Hr. G. nicht al-

lezeit ſeinen Zweck gemäß handele, denn man wird an manchen Stellen eine gewiſſe **Weitſchweifigkeit** finden, Wiederholungen, aufeinander gehäufte Fragen und Ausrufungen, ſynonymiſche Umſchreibungen und Ausdrücke, und dergleichen mehr, welches alles ſich gar nicht für ein Lehrbuch ſchicket. Uebrigens werden die meiſten Wahrheiten ganz gut und deutlich vorgetragen und entwickelt.

In der **Einleitung** zeigt Hr. G. kürzlich theils den **Nutzen** und die **Nothwendigkeit** der natürlichen Theologie, ſo wohl für die Heiden als für die Chriſten, theils den **Innhalt** eines jeden Kapitels ſeines Buches im Zuſammenhange, macht aber auch zugleich zum Schluſſe folgende drey feine Anmerkungen: 1) Es iſt nichts ſchwerer als zu ſagen, **wie weit** die menſchliche Vernunft ſich ſelbſt gänzlich überlaſſen in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten gehen könne, wollen wir, um dieſes zu erfahren, unſere Zuflucht zu dieſem oder jenem heydniſchem Volke nehmen, ſo iſt noch immer die Frage: ob nicht die wenigen Wahrheiten, welche wir unter den vielen und groben Irthümern ausſuchen, Ueberbleibſel von derjenigen Erkenntniß ſind, die Noah und ſeine Söhne durch die Offenbarung bekommen haben. Eben ſo haben die griechiſchen und römiſchen Weltweiſen theils die alte Erkenntniß genutzet, die ſie bey ihren Landesleuten fanden; theils haben auch verſchiedene von ihnen weitläuftige Reiſen gethan, um die

die überall zerſtreuete Erkenntniß zu ſammeln, da ſie dann insbeſondere die Aegypter, Phönicier und Chaldäer beſuchten, welches lauter Völker waren, die den Juden am näheſten wohneten. 2) Nicht allein die vorigen Zeiten haben den Weg für uns gebahnet, ſondern wir wiſſen auch, wenn wir als Weltweiſe zeigen wollen, was die Vernunft uns von Gott und unſerm Verhältniſſe gegen ihn lehren könne, ſchon zum voraus aus der Schrift die Wahrheiten, welche wir beweiſen wollen. Wir dürfen alſo nur den Zuſammenhang aufſuchen, in welchem ſie unter einander und mit unſern übrigen Erkenntniſſen ſtehen, ſo haben wir die Beweiſe, und hierinn beſtehet die natürliche Theologie. 3) Eine Wahrheit einſehen und faſſen iſt etwas ganz anders als ſie ausfündig machen.

Die Abhandlung ſelbſt beſteht aus 15 Kapiteln.

In dem Iten beweiſet H. G. daß ein Gott ſey. Er zeiget nämlich erſtlich, daß es eben ſo ungereimt ſey, den Urſprung der Welt einem zufälligen Zuſammenfluſſe der Atomen zuzuſchreiben, als wenn man ſagen wollte, ein ſchönes Schloß ſey durch einen Sturm entſtanden, der die Materialien deſſelben zuſammen getrieben habe, oder auch: daß ein ſchönes Gedicht, oder eine ſchöne Abhandlung, entſtehen könne, wenn man einzelne Buchſtaben auf einzelnen Stücklein Papier ſchriebe, und dieſe einige millionenmale durch einander würfe. Drauf

zeiget er **zweytens**, daß die Welt in ihrer **Form**, oder ſo wie ſie nun iſt, nicht ewig ſeyn könne, weil man in der **Reihe** der **Jahre** und der **Geſchlechter** doch zuletzt ein **erſtes** Jahr, und erſtes Geſchlecht annehmen müſſe. Hieraus wird der richtige Schluß gemacht, daß man ein **durch und von ſich ſelbſt beſtehendes** und **ewiges Weſen** annehmen müſſe, welches die Welt hervorgebracht hat. Weil aber alles deſſen ungeachtet doch noch immer die Frage aufgeworfen werden kann, ob nicht die **erſte Materie**, woraus die Welt zuſammengeſetzt und hervorgebracht worden, **ewig** ſey, ſo behauptet unſer Verf. **drittens**, daß die Ewigkeit eine allzu **majeſtätiſche** Eigenſchaft ſey, als daß ſie der **rohen** und **todten Materie** beygeleget werden könne; wie auch: daß die **Bildung** der großen Himmelscörper und der vielen Arten Thiere aus der erſten Materie eine nicht geringere Macht erfordere, als die Hervorbringung der erſten Materie aus ihrem Nichts. Sonſt führet unſer Verf. keinen der übrigen bekannten Beweiſe für die Wirklichkeit Gottes an, ohne Zweifel aus dem Grunde, weil ſie allzuvielen Schwürigkeiten ausgeſetzt ſind, als daß ſie diejenige **Klarheit** und **Kraft der Ueberzeugung** haben könnten, welche obiger mit ſich führet.

Das II. **Kap.** handelt **von den Eigenſchaften Gottes.** Hier müſſen wir einige **Begriffe** und **Beweiſe** auszeichnen, die uns nicht

nicht gefallen wollen. Wenn H. G. §. 9 gewöhnlicher Weiſe die Allmacht Gottes darinn ſetzt, daß er alles dasjenige thun kann, welches ſeinen hohen Eigenſchaften nicht widerſpricht, ſo iſt dies gar nicht der Begrif der eigentlichen Allmacht ſondern vielmehr nur der **moraliſchen Macht** Gottes. Der Begrif der **Gerechtigkeit** Gottes §. 20, daß ſie darinn beſtehe, daß Gott ſtets Recht thun will, iſt weder deutlich noch beſtimmt genung. H. G. entwickelt zwar denſelben, und zeiget, was er durch das Wort **Recht** verſtanden wiſſen will, nämlich was ſo wohl mit den göttlichen Vollkommenheiten als auch mit der verſchiedenen Natur der Dinge übereinſtimmet. Allein wir meynen, daß man in der Erklärung der Gerechtigkeit ſein Abſehen nothwendig auf **vernünftige Geſchöpfe** und ihre **moraliſche Verhältniſſe** haben und ausdrücken müſſe, welches wir aber hier vermiſſen. Warum H. G. §. 27. 28, die **unendliche Gröſſe** Gottes von ſeiner **Unendlichkeit** unterſcheidet, und jene darinn ſetzet, daß ſein Weſen an keinem **Orte** gebunden und eingeſchränkt ſey, können wir nicht wohl begreifen; da es nicht allein um körperliche Ideen von Gott zu verhüten, an ſich ſicherer und beſſer iſt, die Gröſſe Gottes nach ſeinen **inneren Vollkommenheiten**, als nach ſeiner Beziehung auf den **Raum** oder **Ort** zu beſtimmen, ſondern auch weil unſer Verf. ſelbſt unmittelbar nach dem Begrif der unendlichen Gröſſe Gottes einen überaus richti-

gen (ob wohl ſonſt ſeltenen) Begrif von der **Allgegenwart** Gottes ſetzet, daß ſie nämlich darinn beſtehe, daß Gott ohne einiges Hülfsmittel auf alle Geſchöpfe wirken kann, und ſtets mit ſeiner Kraft in ſeinen Mitteln iſt. Aus der unendlichen Größe Gottes will er darnach §. 30 ſeine einfache Beſchaffenheit oder **Immaterialität** beweiſen, welches manchem ſeltſam vorkommen muß, da der Ausdruck **unendlich groß**, oder der Begrif der unendlichen Größe Gottes, ſo wie H. G. ihn ausdrückt, ſich mehr mit der Materialität als Immaterialität zu vertragen ſcheint. Der Beweis wird überaus kurz und dunkel alſo vorgetragen: „Wo Theile außer einander ſind, da kann und muß ihre Zahl beſtimmet werden. Ein ſolches Weſen aber iſt an Größe nicht unendlich, und kann es auch nicht ſeyn.„ Allein wir können weder jenen Satz ohne näheren Beweis für ausgemacht annehmen, noch auch aller unſerer Mühe ungeachtet die Folge im Beweiſe einſehen, ja es ſcheint ſo gar, als wenn H. G. nicht ſtets einen und denſelben beſtimmten Begrif mit der unendlichen Größe verbindet. Endlich iſt noch zu merken, daß unſer Verf. die faſt allgemeine, aber doch von einigen der neueſten Weltweiſen mit ziemlichem Grunde beſtrittene, Meynung von der Ehre Gottes als dem **letzten Hauptzweck** Gottes annimmt, doch ohne derſelben neues Licht oder neue Stärke zu geben. Daß Gott für das, was er iſt, erkannt werden will, nennt

er

er den **weſentlichen, nothwendigen,** und **unveränderlichen** Endzweck, nach welchem der andere, nämlich die Glückſeligkeit der Geſchöpfe, beſtimmt werden muß. Allein mit gedachter weſentlichen Nothwendigkeit läßt ſich weder eine **freywillige** Schöpfung, noch auch dasjenige, reimen, was H. G. ſelbſt §. 32 ausdrücklich, und zwar mit gutem Grunde ſaget, daß nämlich Gott der Welt nicht nöthig gehabt habe, ſintemal er in ſich ſelbſt ſelig iſt.

Das IIIte Kap. **von der Welt, den Thieren und den Menſchen** enthält die wichtigſten und nützlichſten Wahrheiten aus der **Seelenlehre**, die überaus faßlich vorgetragen, ſehr deutlich entwickelt, und größtentheils glücklich bewieſen werden. Insbeſondere giebt ſich Hr. G. alle mögliche Mühe die Lehre von der **Unſterblichkeit der Seelen,** und der **Ewigkeit der Höllenſtrafen** aus der Vernunft begreiflich zu machen. Hiebey müſſen wir aber zweyerley erinnern. **Erſtlich** zu folge deſſen, was wir oben aus der Einleitung angeführet haben, können wir unmöglich glauben, daß H. G. der Meynung ſey, daß die Vernunft ſich ſelbſt gelaſſen dieſe doppelte Lehre ausfündig machen, ſondern nur, daß ſie, wenn ſie dieſe Wahrheiten erſt aus der Schrift geſchöpfet hat, darnach den Zuſammenhang derſelben mit andern Wahrheiten einſehen, und ſie folglich beweiſen könne. **Zweytens:** ohnehin halten nicht alle Beweiſe unſers Verf. bey einer ſtrengen Prüfung Stich.

So giebt er z. B. §. 92 die Ehre Gottes, und insbeſondere die nothwendige Beweiſung ſeiner Gerechtigkeit als einen Grund an, warum er die Seelen der Gottloſen nicht vernichten könne, da doch dieſe Vernichtung ſelbſt als eine **Strafe** angeſehen werden kann, und Gott alſo in derſelben ſo wohl ſeine **Macht** als **Gerechtigkeit** verherlichet.

So ſind auch die Gründe, die §. 93 für die **Unmöglichkeit** der **Beſſerung** der Gottloſen nach dieſem Leben, und folglich für die Ewigkeit der Höllenſtrafen, angebracht werden, ziemlich ſchwach. Sie ſind nämlich hergenommen a) von der **gänzlich verderbten Denkungsart**, mit welcher die Seele des Gottloſen in jene Welt tritt, und in welcher die folgenden Gedanken gegründet, und alſo ſich ähnlich ſeyn müſſen. b) von der **Pein**, die den Sünder wider Gott **erbittern** muß, und c) von dem zur Beſſerung erforderlichem **ſtillen Nachdenken**, welches in jenem peinvollen Zuſtande unmöglich iſt. Wer ſiehet aber nicht, daß hier theils viel als bewieſen angenommen wird, das doch noch erſt bewieſen werden muß; theils auch, daß alles dieſes ſchon von manchem **verſtockten** und **geplagten** Sünder **hier** in dieſer Welt gelte, deſſen Bekehrung doch niemand aus der Erfahrung für unmöglich hält; theils endlich, daß wir allzu wenige Erkenntniß von der inneren Beſchaffenheit jener Welt haben, als daß wir mit Gewisheit beſtimmen könnten, ob die Beſ-

ſerung

ſerung in derſelben möglich oder unmöglich ſey. Indeß wird doch mancher denken, wenn der Sünder in jener Welt würklich die Höllenpein eine Zeitlang empfindet, die er hier entweder gar nicht hat glauben wollen, oder der er vermöge eines falſchen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit und Liebe zu entgehen gedacht hat, ob nicht eben dieſes Gefühl ihn zum Nachdenken und zur Reue bringen könne; und dieſer Gedanke verdienet, wenn man die Sache nur nach der Vernunft betrachtet, eben ſo wohl Aufmerkſamkeit als die obenangeführte Gründe des Gegentheils.

Das IVte **Kap. von der Vorſehung** betrachtet überhaupt die **Erhaltung Mitwürkung** und **Regierung** Gottes, welche letztere in die **allgemeine**, und **beſondere**, und dieſe wiederum in die **ordentliche** und **außerordentliche** eingetheilt wird; wobey zugleich gezeiget wird, daß und wie die **Freyheit** des Menſchen, als eine Kraft ſich ſelbſt nach Bewegungsgründen zu beſtimmen, und daher ſeine Entſchließungen bis nach geſchehener Unterſuchung aufzuhalten, durch die Regierung Gottes nicht aufgehoben werde, ſondern mit derſelben gar wohl beſtehen könne.

Das V. Kap. betrachtet die Vorſehung genauer und handelt von dem **Urſprung des Böſen in der Welt**. Hr. G. theilt die Unvollkommenheit der Geſchöpfe ein, in die **weſentliche**, **natürliche** und **moraliſche**.

Die weſentliche, welche in den beſtimmten Grenzen und Einſchränkungen eines jeden Geſchöpfes beſtehet, leitet er ſo wohl aus der Endlichkeit derſelben her, als auch aus der Weisheit und Güte Gottes, die die Claſſen der erſchaffenen Dinge in Anſehung der Vollkommenheit alſo geordnet hat, daß man von der geringſten immer **ſtufenweiſe** zu der höchſten, die einem endlichen Dinge möglich iſt, hinaufſteigen kann. Doch muß man ſich in Acht nehmen, daß dieſe **Leiter** der Vollkommenheit nicht ein Spiel des Witzes und der Einbildungskraft werde.

Die natürliche Unvollkommenheit der erſchaffenen Dinge ſetzt H. G. in der **Abnahme der Kräfte**, und den **gewaltſamen Veränderungen**, welchen ſie ausgeſetzt ſind. Bey dieſer Gelegenheit redet er von dem **Tode der Thiere**, den er unter andern aus dem Grunde für nothwendig ausgiebt, weil ſonſt ſo wenige die Süßigkeit des Lebens ſchmecken würden, welcher Gedanke abermal mehr Witz als Gründlichkeit verräth.

Bey der moraliſchen Unvollkommenheit, die in der Sünde beſteht, hält er ſich am längſten auf. Er beruft ſich nämlich **erſtlich** auf die **Geſchichte**, daß die Sünde ſich von dem erſten **Zeitalter** herſchreibe; zeiget aber auch zugleich ganz richtig, daß der Menſch heilig und Weiſe, folglich nicht mit der Sünde, wie wohl mit der Möglichkeit zu ſündigen erſchaffen ſey.

Dar-

Darnach beweiſet er **zweytens**, daß Gott weder durch eine **unwiderſtehlige Macht** die Sünde habe verhindern können, weil er ſonſt den Menſchen ihre Freyheit genommen, oder ſie wenigſtens als unvernünftige Thiere behandelt haben würde, noch den Menſchen eine ſo **große Stärke des Geiſtes** geben, die ſie außer aller Gefahr zu ſündigen geſetzt habe, weil dieſe nur als eine **Belohnung** des geleiſteten Gehorſams angenommen werden kann. Darauf zeiget er **drittens**, was der heilige und weiſe Gott die Freyheit des Menſchen unbeſchadet zur **Verhütung** der Sünde habe beytragen können und müſſen, welches auch die Schrift ſaget, daß er wirklich gethan habe.

Um nun ferner aus der Vernunft wahrſcheinlich und begreiflich zu machen, daß und wie aus der erſten **vorſetzlichen** Sünde unſerer Stammeltern das große natürliche Verderben habe entſtehen können, ſo bedienet ſich unſer Verf. folgender 6 Sätze, die zum weiteren Nachdenken hier angeführet zu werden verdienen. 1) Eine vorſetzliche Sünde, die mit Vergnügen begangen wird, führet böſe **Begriffe** und **Lüſte** mit ſich, die nicht nur bey gegebener Gelegenheit ſich wiederum äußern, ſondern auch die andern Begriffe und Begierden zum Böſen, oder wenigſtens zum geringeren Grade des Guten, beſtimmen. 2) So bald die Seele alſo durch die Sünde verletzet worden, wird die **Hochachtung** für das **wahre Gute** bey ihr geſchwächet,

chet, und ſie vergißt auf ihrer Hut wider das Scheingute zu ſeyn. 3) Ihre Begierden, die nicht mehr von der vorſichtigen Vernunft regiert werden, bekommen eine **Heftigkeit**, die viele Vergehungen veranlaſſet, und allgemach zur böſen Gewohnheit wird, daher die Seele nicht länger mit der gehörigen Bedachtſamkeit und in der erforderlichen Ordnung handelt. 4) Die von den Begierden hingeriſſene Seele wirket nicht länger auf den Leib ſeiner Natur gemäß, ſondern vielmehr mit einer ſolchen Heftigkeit, die das Blut und die Lebensgeiſter in Unordnung bringt, und den Grund zu **Krankheiten** und zum **Tode** leget. 5) Eben ſo ſteht die Seele nun nicht länger in ihrem gehörigen Verhältniſſe zu den andern **Dingen außer ſich**, indem theils dieſe auf einen verderbten Leib wirken, und ihm alſo in vieler Abſicht ſchaden müſſen, und theils die Seele den Genuß der äußeren Dinge nicht länger weislich einrichtet oder beſtimmet. 6) Dieſes Verderben iſt auf eine dreyfache Art auf die Nachkommen **fortgepflanzt** worden, nämlich durch die **Zeugung**, durch die **Erziehung**, und durch böſe **Exempel**.

Das VI. **Kap. von der erbarmenden Gnade Gottes** zeiget, daß und wie die Vernunft, ſo wohl aus den **vielen irdiſchen und zeitlichen Gütern**, die uns vergönnet werden, als auch aus dem von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzten und ſich ſchon in der **frühen Kindheit** vor dem Gebrauch der Ueberlegung

äußern=

äußernden ſündlichen Verderben, den Grund der Hofnung ziehen könne, daß Gott ſich über uns beklagenswürdige Menſchen erbarmet habe. Allein die Art und Weiſe der Erbarmung kann ſie nicht beſtimmen, ob ſie gleich doch ſo viel leicht einſiehet, daß die Regierung Gottes ſich bey den wiederherzuſtellenden Menſchen ganz anders zeigen müſſe, als ſie ſich ſonſt im Stande der Unſchuld und der Sünde gezeiget haben würde.

Das VIIte Kap. zeiget die Nothwendigkeit der geoffenbarten Religion. Wir würden der erbarmenden Gnade Gottes nicht völlig gewiß ſeyn, und dieſe würde auch ihre gehörige Wirkung nicht haben können, wenn ſie uns nicht geoffenbaret wäre. Ohnedies müſſen wir ſo gar die Wahrheiten, welche eine wohl angewendete Vernunft erfinden kann, von Gott ſelbſt lernen; denn 1) ſind wir allzu nachläßig und ſinnlich, und bekümmern uns zu wenig um das göttliche. 2) Die Wahrheiten, welche durch viele Schlüſſe erfunden werden, fallen nicht allezeit gleich helle in die Sinne, und ſind daher oft den Zweifeln und der Ungewißheit ausgeſetzt, und 3) bleiben ſie ſo gar dem größten Haufen, der zu dem mühſamen Schließen nicht gewohnt iſt, entweder gänzlich verborgen, oder werden wenigſtens ſehr dunkel von ihm erkannt.

In dem VIIIten Kap. welches von den verſchiedenen Arten handelt auf welche Gott

Gott ſeinen Willen offenbaren kann, wird erſtlich behauptet, daß diejenige Offenbarungsart die anſtändigſte für Gott, und die bequemeſte für die Menſchen ſey, welche 1) die wenigſten Wunderwerke erfordert. 2) Zu einem ſteten und täglichen Unterricht am brauchbareſten iſt, und 3) am meiſten dem Menſchen den Gebrauch ſeiner Freyheit läſſet; zweytens wird gezeiget, daß eine geſchriebene Offenbarung alle dieſe Vorzüge vor allen andern möglichen Offenbarungsarten beſitze.

In dem IX Kap. werden folgende Kennzeichen der wahren Offenbarung feſtgeſetzt. 1) Sie muß weder etwas, das Gott unanſtändig iſt, noch auch einiges, das andern ausgemachten Wahrheiten der Vernunft, oder der Erfahrung offenbar widerſpricht, in ſich halten. 2) Sie muß die Art und Weiſe entdecken, auf welche ſich Gott über uns erbarmet hat. 3) Sie muß diejenigen Grundwahrheiten der Vernunft, welche ohne näheren göttlichen Unterricht leicht vergeſſen, verſäumet, oder in Zweifel gezogen werden würden, in ein helleres Licht ſetzen. 4) Sie muß von ſich ſelbſt zeigen, daß ſie göttlichen Urſprungs ſey. (Dieſes Kennzeichen aber wird wohl manchem etwas verdächtig vorkommen) 5) Sie muß eben ſo alt ſeyn, als das Verderben der Menſchen. 6) Sie muß für alle Menſchen beſtimmt ſeyn, und ſolche Pflichten auflegen, die allen Menſchen zu allen Zeiten möglich ſind. Endlich 7) muß ſie wenig-

nigſtens ein unläugbares und ganz offenbares Merkmal ihrer Göttlichkeit in ſich ſelbſt enthalten. Ein ſolches iſt in der Bibel, auf welche die genannten Kennzeichen der Offenbarung zum Schluſſe dieſes Kap. angewendet werden, die Erfüllung der Weißagungen.

Das Xte Kap. handelt von den Kennzeichen der heiligen Schriftſteller. Es fordert nämlich H. G. 1) Eine unmittelbare Erleuchtung. 2) Eine ganz beſondere Bewahrung für alle Irthümer und Fehler, bey Verfertigung der ſchriftlichen Offenbarung. 3) Eine Beſtätigung derſelben durch Wunder. In Anſehung des letzten Punktes ſetzt er folgende zwey Grundregeln feſt. Erſtlich: Iſt es ausgemacht, daß ſolche Begebenheiten, die nur die Allmacht ſelbſt veranlaſſen kann, zur Beſtätigung einer Lehre geſchehen ſind, ſo kann man an der Göttlichkeit derſelben gar nicht zweifeln. Zweytens: eine Handlung mag uns noch ſo wunderbar ſcheinen, ſo kann ſie doch kein Wunderwerk ſeyn, ſo bald ſie Gott unanſtändig iſt, oder zur Beſtätigung ſolcher Lehren beſtimmt iſt, die andern ausgemachten Wahrheiten widerſprechen. Bey Wunderwerken, die wir ſelbſt nicht geſehen haben, müſſen wir es auf die Erfahrung und das Zeugniß anderer, die ſie geſehen haben, ankommen laſſen, wie dann auch H. G. ganz bündig zeiget, daß wir eben ſo guten Grund haben zu glauben, daß die Wunder, welche die heil. Schrift anführet, wirk-

lich

lich geſchehen ſind, als daß **Chriſtian** der Iſte in Dännemark regiert habe, weil eben die Gründe, die uns bewegen, dieſes zu glauben, bey jenen angetroffen werden. Ohnedas werden noch verſchiedene Umſtände, die zur **Glaubwürdigkeit** der Wunderwerke der Schrift etwas beytragen, angeführet, unter welchen folgender vorzüglich bemerket zu werden verdienet, daß nämlich die chriſtliche Religion, die doch dem Fleiſch und Blut gar nicht ſchmeicheln, ſondern vielmehr bey den erſten Bekennern mit vieler Gefahr und Noth verbunden war, ſo ſchleunig in der Welt angenommen und fortgepflanzt wurde, welches ſich ohne Wunderwerke nicht ſo leicht begreifen noch erklären läßt.

Das XIte **Kap.** welches **von den hohen Vorzügen der heil. Schrift** handelt, iſt ſchön und leſenswerth. Es werden nämlich zur mehreren Gewisheit der Göttlichkeit derſelben ferner ſolche beſondere Dinge und Umſtände von ihr angeführet, die unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen müſſen, und uns den Schluß abnöthigen, daß ſie kein menſchliches Buch ſeyn könne. Es ſind dieſe folgende: 1) durch ſie iſt die Erkenntniß der Grundwahrheiten der Religion, die man vergebens bey den aufgeklärteſten heydniſchen Völkern ſuchen, ja kaum bey ihren größten Weltweiſen finden würde, **ausgebreitet** und **allgemeiner** geworden, ſo daß die Ungelehrten ſelbſt Gott, ihre Pflichten, die Unſterblichkeit und die Ewigkeit jetzt beſſer kennen,

nen, als die Gelehrten vormals. Ja, ſo gar die heutige Philoſophie hat ihre ganze natürliche Gottesgelahrtheit der heil. Schrift zu verdanken. 2) Die heil. Schrift würde, wenn man ihr folgen wollte, durch ihre weiſen Lehren die Menſchen ſo glücklich hier in der Welt machen, als es in dem Stande der Prüfung möglich iſt; es ſey nun, daß ſie im Zuſammenhang mit dem Staate, oder auch einzeln für ſich betrachtet werden. 3) Dieſes Buch, welches ſo edle Begriffe von Gott und göttlichen Dingen giebet, und Wahrheiten enthält, die den klügeſten und mächtigſten Völkern verborgen waren, entſtand unter den **Juden**, einem Volke, welches von den übrigen verachtet wurde, und ſich weder auf die Philoſophie, noch auf andere Wiſſenſchaften legte. 4) Die Verf. des N. T. waren, wenn man **Paulum** und **Lucam** ausnimmt, nicht allein **ungelehrt**, ſondern gehörten ſo gar zur **geringſten** Claſſe unter den Menſchen. Und dieſe haben Bücher und Briefe geſchrieben, in welchen nicht allein überall **geſunde Begriffe** von Gott, dem Menſchen, ſeinem Zuſtand, und ſeinen Pflichten, anzutreffen ſind; in welchen nicht allein ein **kurzer, einfältiger** und **würdiger Vortrag** herrſchet; ſondern es werden ſo gar die **ſchwereſten** Wahrheiten, ja die **tiefeſten Geheimniße** von ihnen alſo vorgetragen, daß ſie weder einander noch ſich ſelbſt widerſprechen. 5) Obgleich die heiligen Schriftſteller von ſich ſelbſt bezeugen, daß Gott durch

ſie rede, ſo kann man ſie doch deswegen nicht für Schwärmer ausgeben; denn es herrſchet überall in ihren Schriften und Ausdrücken Ueberlegung und geſunder Verſtand; ſie ſchärfen überall den Unterthanen den Gehorſam gegen ihre Obrigkeit ein; und ihre Lehren betreffen nicht Kleinigkeiten, ſondern lauter wichtige Dinge. 6) Die heilige Schrift iſt das einzige Buch, welches uns eine vernünftige Nachricht von den erſten Zeiten der Welt, und ihren wichtigſten Begebenheiten giebet.

Das XIIte Kap. handelt von dem alten und neuen Teſtamente. Wenn Hr. G. zeigen will, daß dieſes und jenes einzelne Buch insbeſondere zur göttlichen Offenbarung gehöre, ſo beruft er ſich bey den Büchern des N. T. theils auf die Kennzeichen der wahren Offenbarung, theils auf das Zeugniß der Kirche und der erſten Kirchenlehrer, und bey den Büchern des A. T. auf das N. T. Hierbey müſſen wir erinnern, daß es nicht ſo leichte ſey, das kanoniſche Anſehen eines jeden Buches insbeſondere aus den Kennzeichen der wahren Offenbarung insgeſamt darzuthun, ſondern man muß vielmehr die Sache auf das einhellige Zeugniß der Kirche beruhen laſſen. H. G. meinet, daß Johannes, der alle die andern Apoſtel überlebet hat, ſein Evangelium noch die drey andern, und ſeine Offenbarung noch alle übrige Bücher geſchrieben, alle Bücher des N. T. aber geſammelt, und die Kirche von ihrer Göttlich-

keit

keit verſichert habe; gleichwie **Esra** ſolches mit den Büchern des A. T. gethan haben ſoll.

Die Urſachen, warum das A. T. auf **hebräiſch**, das N. aber auf **griechiſch** geſchrieben worden iſt, werden folgendergeſtalt von unſerm Verf. entwickelt. 1) Die Juden waren eben das Volk, dem Gott zur Zeit der erſten Finſterniß ſeinen Willen anvertrauete, ſollte alſo die Offenbarung von ihnen verſtanden werden, mußte ſie in ihrer Sprache geſchrieben werden. 2) Die hebräiſche Sprache konnte ohne große Schwürigkeit von den mächtigen und geſitteten Völkern, die mit den Juden benachbaret waren, als den Chaldäern, Aſſyrern, Phönyciern, Syrern und Arabern verſtanden werden. 3) Nach der Babyloniſchen Gefängniß wurde die hebräiſche Sprache zwar nicht mehr geredet, allein die Chaldäiſche erhielt ſich noch etwas länger, und als dieſe vergieng, hatte man noch die Syriſche und Arabiſche, welche man noch vollkommen lernen, und durch ihre Hülſe das A. T. deſto beſſer verſtehen konnte. Als Chriſtus gekommen war, ſollten die Juden nicht mehr das Volk ſeyn, welches einzig und allein die wahre Erkenntniß Gottes hätte. Die Macht und Wiſſenſchaften hatten die Nachbaren der Juden verlaſſen, und waren nach Europa übergegangen; die hebräiſche Sprache war auch nicht länger im Gebrauch, folglich konnte das N. T. nicht füglich in derſelben geſchrieben werden. Eine andere mußte alſo erwählet werden. Die grie-

griechiſche war die dienlichſte; denn a) war ſie die Mutterſprache des ganzen Griechenlandes, und der griechiſchen Colonien; Sie wurde in Kleinaſien, in Syrien, in Paläſtina und Aegypten in den meiſten großen Städten geſprochen; ja ſo gar der größte Theil der Römer verſtund und redete dieſelbe. b) Sie hat ſich ziemlich lange, ja länger, als die Lateiniſche erhalten. Die Sprache, welche heut zu Tage die Griechen in der Türkey reden, iſt von der Beſchaffenheit, daß ſie das N. T. leicht verſtehen können. c) Wir haben ſonſt ſo viele griechiſche Schriften, die uns in den Stand ſetzen, das N. T. ganz gut zu verſtehen. Hr. G. will uns auch Grund und Urſache geben, warum das N. T. in einer ſo kurzen Zeit von 64 Jahren fertig geworden iſt, da 1100 Jahre vorbey gegangen ſind, ehe das A. T. zu Stande gekommen iſt. Er drückt ſich nämlich hierüber alſo aus: „Der Meßias war nun gekommen, „und alles, was die Welt von dieſem unſerm Verſöhner zu wiſſen und zu glauben nöthig hatte, „konnte und mußte alſobald offenbaret werden. „Die wahre Lehre war nun nicht mehr bey einem „Volk eingeſchloſſen. Sollte alſo die Welt „mehrere neue Offenbarungen bekommen, ſo würde es große Schwürigkeiten gegeben haben, „welches Volk und welche Sprache erwählt werden ſollte. Gott kam dieſem allem zuvor, „indem er alſobald der Welt die Erkenntniß gab, „welche zu allen Zeiten zureichend war.„ Wir

wollen

wollen uns nicht dabey aufhalten, dieſe Gründe zu prüfen, ſondern wollen nur noch anmerken, daß Hr. G. am Ende dieſes Kap. ein ſehr geſundes Urtheil über die **apocryphiſchen Bücher** fället, indem er, nachdem er ſie verſchiedener Irrthümer beſchuldiget, ſaget: Man könne ſie ſonſt leſen, einige derſelben für wohl geſchrieben achten, und aus andern die Hiſtorie lernen. Aber nie müſſen ſie als Regeln unſers Glaubens und Lebens gebraucht werden. Es wäre auch zu wünſchen, daß man, des unwiſſenden gemeinen Mannes halber, ſie den wahren göttlichen Büchern nicht beygefüget hätte.

Das XIIIte Kap. handelt **von den Rechten und Eigenſchaften der heil. Schrift**, nämlich von der **Macht** derſelben **Glaubenslehren und Lebenspflichten vorzuſchreiben**, von der **Vollkommenheit** und **Vollſtändigkeit** derſelben, von ihrer **Deutlichkeit** und **Kraft**, welches alles auf die ſattſam bekannte Art vorgetragen wird. In dem Punkte von der Deutlichkeit der heil. Schrift wird insbeſondere ganz gründlich gezeiget, daß einige ſchwere Stellen in derſelben vorkommen müßen; denn 1) iſt das A. T. ſehr **frühe** und entfernt von unſern Zeiten geſchrieben worden, und anfänglich für die **Juden** beſtimmt geweſen, ein Volk, welches eine ganz andere Sprache, Einrichtung und Sitten hatte, als wir. 2) Die hiſtoriſchen Nachrichten mußten dem Hauptzweck der heil. Schrift gemäß nicht zu weitläuftig ſeyn.

3) Der Styl in den prophetiſchen Büchern iſt erhaben und poetiſch, und fordert daher oft bey dem Leſer eine Erkenntniß der Länder, der Sitten und der Geſchichte der Völker. 4) Einige hohe Wahrheiten der Schrift müſſen nothwendig ſelbſt einige Dunkelheit mit ſich führen. 5) In den Briefen herrſchet ein kurzer und nachdrucksvoller Styl, der eben deswegen oft große Aufmerkſamkeit und mühſames Nachſinnen erfordert.

Das XIV Kap. erörtert die Frage: Ob die heil. Schrift Geheimniße enthalten müſſe. H. G. theilt die Geheimniße in unbegreifliche und unerforſchliche ein. Dieſe ſind ſolche Wahrheiten, die wir nicht mit unſerer eigenen Vernunft entdecken können, ob wir ſie gleich darnach ohne große Mühe verſtehen und begreifen, als z. E. die Lehre von der Schöpfung der Welt in der Ordnung, als Moſes ſie beſchreibt, die Lehre vom Fall Adams, vom Fall der Engel u. d. m. Jene hingegen ſind ſolche, die wir, ob ſie gleich uns von Gott verkündiget ſind, doch nicht einſehen noch begreifen können, als z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit, von der Menſchwerdung des Sohnes Gottes. Von dieſen letzten behauptet H. G. § 257, daß ſie, ob ſie gleich unbegreiflich ſind, doch deswegen nicht unfaßlich oder unverſtändlich ſind, und erklärt ſich hierüber folgendergeſtalt. „Gott hat uns die zu unſerer „Seligkeit nöthige Wahrheiten alſo geoffenbaret, „daß wir, wenn wir die Schrift achtſam und

„redlich

„redlich gebrauchen wollen, einen ſo klaren und
„deutlichen Begrif von ihnen bekommen können,
„als wir nur bedürfen. Die Lehre von der
„Dreyeinigkeit iſt eines von den hohen Geheim-
„nißen der Schrift, und doch hat uns Gott dieſe
„tiefe Wahrheit mit den deutlichſten Worten ge-
„offenbaret, und uns von derſelben eine ſo klare
„und umſtändliche Erkenntniß mitgetheilet, daß
„wir beydes die Meinung Gottes faſſen, und
„auch zugleich dieſelbe von allen unrichtigen
„Begriffen in dieſer Sache unterſcheiden kön-
„nen„. Allein dieß iſt ohne Zweifel zuviel ge-
ſagt, wir haben auch noch nie gehört, daß jemand
das Geheimniß der heil. Dreyeinigkeit **verſtehe.**
**Nicht faſſen, nicht begreifen, nicht ver-
ſtehen,** ſind ſonſt gleichbedeutende Redensarten.
Es iſt alſo hier ein Wortſpiel, oder auch unſer
Verf. widerſpricht ſich ſelbſt.

Daß die heil. Schrift Geheimniße enthalten
müße, beweiſet er daher, weil die Unmöglichkeit
mit unſerer Vernunft die **Art** und **Weiſe** aus-
ſündig zu machen, wie Gott ſich über uns erbar-
met habe, die eigentliche Urſache iſt, warum wir
einer Offenbarung bedurften, welche folglich ver-
ſchiedene der Vernunft verborgene Wahrheiten
in ſich halten muß. Hiermit iſt aber nur die
Nothwendigkeit der unerforſchlichen nicht aber
der unbegreiflichen Geheimniße, die im **ſtren-
geſten** Verſtande eigentlich nur Geheimniße
ſind, bewieſen. Uebrigens zeiget H. G. ganz
gründlich, daß es ſehr ungereimt ſey, ſowohl die

heil. Schrift deswegen zu verwerfen, weil unbegreifliche Dinge in derſelben vorkommen; (gleich als ſollte man die Gottheit nothwendig ergründen können, da man doch in der Natur vieles annimmt, das man nicht völlig einſehen kann), als auch die Geheimniße der Schrift für **nichts bedeutende Spitzfindigkeiten** auszugeben.

Das XV. und letzte Kap. handelt **von verſchiedenen Feinden der Religion**, als den **Atheiſten, Deiſten, Naturaliſten**, denen, die die Unſterblichkeit der Seele läugnen, und den **Indifferentiſten**. Die vier erſten Klaßen ſind ſchon in den vorigen Kapiteln widerlegt, daher unſer Verf. in dieſem Kap. ſich damit begnügt, daß er dieſe Irrthümer in ihrer Blöße und in ihrem **Einfluß** auf die **Sitten** und die **Glückſeligkeit** zeiget. Allein die Indifferendiſten, (welche die heil. Schrift zwar nicht verwerfen, aber es doch für **gleichgültig** achten, ob man die Glaubenslehren der Schrift annehme oder nicht, wenn man nur ſonſt ein unſträfliches Leben führet, und ein guter Bürger iſt,) nimmt er beſonders vor und widerlegt ſie folgendergeſtalt: 1) Es wäre von keinem Nutzen, daß uns Gott ſeinen Willen von dem, was wir glauben und thun ſollen, geoffenbart habe, wenn wir nicht verbunden wären ſeine Lehren anzunehmen. 2) Es iſt eine unverſchämte Dreiſtigkeit, nach eigenem Gutdünken, Wahrheiten, welche Gott ſelbſt für wichtig erklärt, gering zu ſchätzen. 3) Es iſt unverantwortlich, in Erlangung richtiger

Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen ſo gleichgültig zu ſeyn, da man doch ſonſt in andern Dingen gerne nach der beſten Erkenntniß, die man bekommen kann, trachtet. 4) Der Menſch ſoll nicht bloß nach Trieben, ſondern nach Einſicht handeln, folglich ſetzt die Beßerung des Willens, oder ein tugendhaftes Leben Ueberzeugung und richtige Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen zum voraus. 5) Der Menſch iſt nicht in die Welt geſetzt, um bloß ein Bürger eines Staates zu ſeyn, ſondern vornämlich ſich zu jener Ewigkeit zuzubereiten.

Ohne das will Hr. G. uns noch in dieſem Kap. einige Quellen der zu unſern Zeiten ſo ſehr in Gebrauch gekommenen Feindſchaft wider die Religion zeigen. Die **erſte** iſt eine gewiße **Seuche** des **Zweifelns** und **Unterſuchens**, die zu der Zeit der Reformation, da man ſo viele Betrügereyen und Irrthümer in der herrſchenden papiſtiſchen Religion entdeckete, und ſelbſt zu denken anfieng, eingeriſſen iſt, noch jetzt fortdauert, und verſchiedene Schriften wider die Religion hervorgebracht hat; die **Zweyte**: die Begierde neues zu ſchreiben, und ſich einen Namen zu erwerben; die **dritte**: das Verlangen des ſtrafenden Gewiſſens entledigt zu werden, damit man ſo viel freyer ſeinen Lüſten den Zügel ſchießen laſſen könne; die **vierte**: die **lockende** und **verführeriſche Schreibart** der Schriften einiger Freydenker, wodurch unwißende Leſer überraſchet werden; die **fünfte**: die **Leichtſinnigkeit**

der Jugend, welche, vermöge ihrer Eitelkeit, Unwiſſenheit, und Luſt frey ſündigen zu können, leicht durch die Verführung hingeriſſen wird; die ſechſte iſt endlich die Begierde der ſogenannten großen Welt zu gefallen.

H. G. macht zugleich einige ganz richtige Anmerkungen, daß nämlich nur wenige ordentliche Einwürfe und Zweifel wider die Religion vorgetragen worden; daß die neuen Freydenker die alten ſchon längſt und oft beantwortete Einwürfe beſtändig wieder aufkochen; daß ſie wohl die Schriften ihrer Parthey, nicht aber der Gegenparthey fleißig leſen; und daß ihr gewöhnlicher Kunſtgriff darinn beſtehe, daß ſie die Religion ſuchen lächerlich zu machen. Die Stelle, wo von dieſem Kunſtgriff geredet wird, ſchicket ſich ſehr wohl auf die jetzige Zeiten, wir wollen ſie daher zum Schluße dieſer Anzeige anführen. „Kein Angrif, heißt es, iſt leichter, denn wie „wenig Mühe koſtet es doch, einige witzige Ein„fälle anzubringen, und was iſt wohl ſo groß, „das man nicht ſollte lächerlich machen können? „Aber durch dieſe unverſchämte und dumme „Aufführung gewinnen ſie doch ſo viel, daß, „junge Leute, ohne Erkenntniß und geſetztes „Weſen, welche vermöge ihres Alters gerne lachen „wollen, erſt gelocket werden, dergleichen Ein„fälle zu leſen oder zu hören, darnach aber alſo „von ihnen angeſtecket werden, daß ſie alle Hoch„achtung für die Religion verlieren, und im Sinn „und Gedanken verdorben worden. Was iſt es

„dann,

„dann, daß ſie zu Feinden der Religion gemacht „hat? Bloß lächerliche Einfälle. Kann wohl „etwas kläglicher ſeyn!„

II.

Den patriotiſke Tilſkner &c. Der patriotiſche Zuſchauer. Des 2 Jahrgangs erſter Band. Soroe 1762. bey J. Lindgreen, der Ritteracademie Buchdruckern. 424 S. in 8.

In dem 100ſten Blatt, als dem erſten dieſes Bandes, giebt das gleich angefangene neue Jahr dem Verfaſſer Gelegenheit, von dem Mißvergnügen der Menſchen zu reden. Er nennet zwo Urſachen, die ſolches veranlaſſen: 1) Die unangenehme Erinnerung an das Vergangene. Dieſe vereitelt die größte Freude, die man oft über das Gegenwärtige haben könnte, theils dadurch, daß man die guten Folgen der vergangenen Leiden nicht betrachtet, theils aber, wenn man die gegenwärtige Freude mit einem vergangenen entweder wirklich oder nur der Einbildung nach groſſen Vergnügen vergleichet. 2) Die ängſtliche Sorge wegen des Zukünftigen, welche ebenfalls alle gegenwärtige Freude vertreibet. „Die Natur beut allen Menſchen ſo „viel Vergnügen an, daß ſie bey deſſen rechtem „Gebrauch glücklich, und in Anſehung des zu-

„künf-

„künftigen geſichert genug ſeyn würden, wenn ſie „zugleich die Führungen der Vorſicht in Abſicht „auf das Vergangene betrachten wollten. Dieſe „Glückſeligkeit gründet ſich auf eine vernünftige „Wirkſamkeit, auf den Gebrauch aller Gele„genheiten zur Erfüllung unſerer Pflichten, auf „dankbare Erinnerung des genoſſenen Guten, „und Ergebung in den göttlichen Willen fürs „Zukünftige.„

Im 101 Blatt wird unter der Einkleidung eines Briefes des Publici an den Verfaſſer der große Unterſchied zwiſchen dem alten und heutigen Publico gezeiget. Ungefähr am Ende heißt es: „In Athen und Rom redete ich öffentlich auf „den Märkten, aber nun bin ich ſchon ſeit langer „Zeit von dem Pöbel, der ſich in die Schau„plätze, Schulen und Geſellſchaften, ja ſo gar „in die Kirchen ſelbſt dränget, überſtimmet wor„den. Wenn ich endlich müde bin, länger ein „ſtummer Zeuge von dem poltern, klatſchen, la„chen oder weinen zu ſeyn, womit man Dinge, „die ich mit Gleichgültigkeit oder Abſcheu betrach„te, bewundert, ſchließe ich mich in einige kleine „Geſellſchaften ein, und betrachte da die menſch„lichen Werke und Handlungen nach den weni„gen Muſtern, die der vernünftige Theil des „menſchlichen Geſchlechtes zu allen Zeiten ge„rühmet hat„

Das 102 Blatt erzählt unter dem Bilde einer Fabel die Bemühungen eines Menſchen, im Walde, den Thieren, und eines Hundes, in der

Stadt,

Stadt, den Menſchen ähnlich zu werden. Der Hund inſonderheit läßt ſich ſehr martern, um ſeinen Zweck zu erreichen, und bringt es endlich ſo weit, daß er in dem Gange den Menſchen ähnlich wird, und ihre Kleidung tragen kann. Sie gerathen zuletzt beyde in einen elenden Zuſtand, Noth und Mangel aber vereinigt ſie mit einander, und der eine wird ein Hirte, deſſen Heerde der andere bewachet. Solchergeſtalt fanden ſie denn den wahren natürlichen Stand für beyde, und die Philoſophen lerneten daraus, die bürgerlichen Einrichtungen nicht zu ſehr zu tadeln, und die natürliche Freyheit und Einfalt nicht auf eine übertriebene Weiſe zu loben; ihre artigen Mitbürger aber, daß ſchöne Kleider und ein äußeres angenehmes Weſen nicht genug zum Menſchen ſey.

Das 103 Blatt handelt vom geſchäftigen Müſſiggange. Mancher Menſch richtet unter dem Schein einer großen Geſchäftigkeit doch in der That nichts aus, weil er ſich entweder bey Kleinigkeiten aufhält, oder weil er wirklich keine Geſchäfte hat. Gewiſſen Leuten iſt hingegen die größte Arbeit leicht, und man hört ſie nie über die Menge ihrer Geſchäfte klagen. Sie ſind immer Herren über ſich ſelbſt, und können ihre zerſtreute Gedanken gar leicht aus dem Getümmel zu wichtigen Geſchäften zurück rufen. Dieſe Eigenſchaften ſind aber nicht bloße Naturgaben. Der Wille und das Herz tragen eben ſoviel dazu bey, als der Verſtand. Wer aus reinen Abſichten,

ten, und nicht bloß der Belohnung oder des Ruhmes wegen etwas unternimmt, wird, auch wenn es mißlingt, aus dem Beyfall der vernünftigen, die eine Sache nicht allein nach dem Ausfall beurtheilen, und aus der Regierung und den Abſichten der Vorſehung Vergnügen und neuen Muth ſchöpfen.

Das folgende 104 Blatt führet die Ueberſchrift: eine Tagreiſe, und beſchreibet auf eine allegoriſche Weiſe, wie leicht ein Menſch, vornämlich wenn er von Natur biegſam und gefällig iſt, ſich durch Lüſte und Vergnügungen von ſeinen Pflichten könne abwendig machen laſſen. Wir vermuthen aus der Schreibart, und dem unter dem Blatt geſetzten Anfangsbuchſtaben, daß dieſes Stück von Hrn. Hammer herrühre.

In dem 105 Blatt wird von den nahen Gränzen der Tugenden und Laſter, inſonderheit aber von dem Unterſchiede zwiſchen dem Heucheln und aufrichtigen Loben gehandelt. Der Verfaßer bemerkt zuerſt, daß, ſo wie man Grobheit oft für Ehrlichkeit, Menſchenhaß für Eifer, Falſchheit und Heucheley für Wirkungen der Menſchenliebe hält, ebenſo auch ein billiges Lob oft für eigennütziges Schmeicheln gehalten werde, weil vielleicht in den allermeiſten Lobreden nur geſchmeichelt wird. „Eine Lobrede iſt aber noch „deßwegen nicht heuchleriſch, weil die gerühmte „Perſon wirkliche Fehler hat, und weil dieſe „nicht zugleich mit den Tugenden genannt wer„den. Wenn ſonſt niemand, als der keine Fehler „hat, gerühmet werden ſollte, ſo müßten alle Lobre-

„den

„den abgeſchaffet werden, und die Folge davon wä=
„re nicht, daß die Menſchen ſich beſſerten, ſondern,
„daß ſie die Tugenden, zu denen ſonſt die Ehre ſie
„reizte, nicht weiter ausüben würden. Wenn es hin-
„gegen nicht erlaubt wäre, dieſe Tugenden zu rüh-
„men, ohne zugleich die Fehler öffentl. mit bekannt
„zu machen, ſo würde niemand Lobreden verlangen.
„Die—Heucheley iſt und bleibt das niedrigſte La-
„ſter. Sie kann nicht, wie andere Fehler, durch eine
„natürliche Neigung entſchuldiget werden; ſie iſt
„keine Wirkung der Wolluſt oder Furcht. Iſt
„es mir gleich nicht erlaubt, die Wahrheit zu
„reden, ſo iſt es mir doch immer erlaubt, zu
„ſchweigen. —„

„Es iſt nicht genung, wenn ein Redner oder
„Schriftſteller wirkliche Laſter nur nicht ent-
„ſchuldiget oder beſchöniget, und keine andere
„Handlungen, als die es wahrhaftig verdienen,
„rühmet, er muß auch anzeigen, warum dieſe
„Handlungen lobenswürdig ſind; — er muß
„die Menſchen an die wichtige Wahrheit erin-
„nern, daß die ruhmwürdigſten Thaten doch
„nichts mehr als Pflichten ſind, und daß man
„in der Tugend noch immer weiter gehen müſſe;
„— er muß das harte und ſtrenge in Ausübung
„der Pflichten durch Bewegungsgründe, die von
„der Liebe, Dankbarkeit, und Hochachtung an=
„derer hergenommen ſind, zu lindern ſuchen;—
„und endlich muß er auf eine ſolche Weiſe rüh-
„men, daß man erkennen könne, es ſey mehr
„ſeine Abſicht gute Thaten zu belohnen, als ſelbſt
„belohnet zu werden.„ Am

Am Ende merkt der V. noch an, daß, ſo wie niemand ſich über Satyren beſchweret, als wer wirklich laſterhaft iſt, auch niemand Lobreden Schmeicheleyen nenne, als wer die an andern gerühmte Tugenden nicht beſitzet.

Das 106 Blatt iſt ſcherzhaft. Es wird darin von der Bedeutung des Wortes Nichts im gemeinen Leben und bey dem größten Haufen geredet. Unter andern heißt Nichts im täglichen Umgang, Mangel an Neuigkeiten; im Eheſtande, und Handel und Wandel, was nicht Geld oder Geldes werth iſt; in der gelehrten Welt, das nicht griechiſch oder lateiniſch iſt, u. ſ. w.

Im 107 Blatt wird die Genügſamkeit betrachtet. „Vorzeiten, da die Aemter noch mit „keinen groſſen Vortheilen verknüpft waren, war „es eine Schande keines zu ſuchen, und die Ge„ſetze erlaubten einem Bürger in Athen oder Rom „nicht, ein ihm angebotenes Amt auszuſchlagen. „—Heutiges Tages, da die Aemter mehr Be„quemlichkeiten und Reichthümer mit ſich führen, „ſind dergleichen Geſetze nicht nöthig. — Wenn „jetzt ein Mann, der die Arbeitſamkeit liebet, „der weder geizig noch wollüſtig iſt, ein Amt „ſuchet, muß man glauben, daß nicht die Beloh„nung ſeine einzige Abſicht ſey. — Sucht ein „ſolcher Mann kein Amt, ſo kann man nicht „vermuthen, daß er es aus Gemächlichkeit unter„läſſet, ſondern weil ihm entweder die Mittel, „deren ſich andere zur Erlangung eines Amtes „bedienen, nicht gefallen, oder, weil er ſich nicht

„ſtark

„ſtark genug glaubet, bey einem allgemeinen „Verderben ſeine Pflichten zu erfüllen. Eine „ſolche Genügſamkeit und freye Wahl eines „ſtillen und ruhigen Lebens, das nicht zum Müſ- „ſiggang oder zur Wolluſt, ſondern zu ſeiner eige- „nen Beſſerung, und zur Erfüllung der allgemei- „nen menſchlichen Pflichten angewandt wird, iſt „einem Philoſophen anſtändig. — Die Wol- „lüſtlinge mißbrauchen hingegen den edelſten Theil „der Sittenlehre, um ihre Faulheit, Zärtlichkeit „und Zaghaftigkeit mit dem Mantel der Gnüg- „ſamkeit zu bedecken.„

„Es iſt nicht genug, daß wir ſchon ſo kaltſin- „nig gegen das allgemeine Beſte geworden ſind, „daß wir glauben, es ſey uns erlaubt, die Ge- „ſellſchaft zu verlaſſen, ſo bald wir reich genug „geworden ſind, um ohne Bedienung leben zu „können; wir betrachten dieſes ſogar als eine „Heldentugend, und als die Wirkung einer „groſſen Philoſophie. — Die Ruhe, die einem „Weiſen geziemet, beſtehet nicht darinn, daß er „ſich Geſchäften, wodurch er der Welt nützen „kann, wenn ſie gleich mit Mühe und Leiden „verknüpfet ſeyn ſollten, entzeucht, ſondern darinn, „daß er frey von eigennützigen Begierden iſt, „frey von dem unerſättlichen Durſt nach Ehre, „Reichthum und Bequemlichkeit, die den Men- „ſchen mehr, denn die größten Pflichten, beſchwe- „ren, und daß er ohne Sorge für den Ausfall „oder die Belohnung ruhig ſchläft, wenn die „Arbeit jedes Tages vollendet iſt. Ihm allein

„iſt es erlaubt, die ſtolzen und thörichten Wün„ſche des großen Haufens zu verlachen, und die „Ruhe, welche ein mit wenigem zufriedener „Sinn, nach Ausübung der Pflichten in unſchul„digen Vergnügungen findet, zu preiſen.„

Dieſer ſchönen Abhandlung iſt die nicht minder ſchöne Ode des Horaz an den Groſphus über die Gemüthsruhe (die 16 im 2 Buche) in einer guten Ueberſetzung beygefüget.

In dem 108 Bl. wird bey Gelegenheit des Geburtstages unſers jetztregierenden Königes, als damaligen Kronprinzen, von den Vorzügen einer erblichen Regierung vor den Wahlreichen geredet. Es rühren ſolche zum Theil von der Liebe zu den Nachkommen her, einer Eigenſchaft, welche der Grund zu den vortreflichſten Handlungen, und dem wichtigſten ſowohl in der Staatswiſſenſchaft als Sittenlehre iſt. Wenn man die Geſchichte der Staaten, und inſonderheit auch die Geſchichte Dänemarks unterſuchet, wird man finden, daß die wichtigſten Einrichtungen den erblichen Regierungen ihr Daſeyn und ihre Erhaltung zu verdanken haben. Jedermann ſorgt mehr für das Seinige, ſo bald er verſichert iſt, daß ſeine Kinder und Nachkommen Nutzen davon haben, und es nach ihm beſitzen werden.

Im 109 Bl. wird davon geredet, daß oft glänzende und in die Augen fallende Handlungen, inſonderheit angeſehener Perſonen, den Ruhm der Edelmüthigkeit davon tragen, dahingegen andere wahrhaftig edle Thaten, bloß deßwegen, weil

ſie

ſie nicht ſo die Sinne rühren, oder auch durch Perſonen geringeren Standes geſchehen, nicht ſo ſehr geprieſen werden. Der V. führet dabey einige Beyſpiele ſolcher Handlungen beyderley Gattung an.

Das 110 Bl. ſpricht von den Wiſſenſchaften und dem Unterricht der Jugend. Hier wird zuförderſt bemerket, daß wir eine doppelte Erziehung und Unterweiſung bekommen, einmal durch den Gebrauch der natürlichen Kräfte, durch Erfahrung und Umgang, zweytens durch die Wiſſenſchaften, und allgemeine Grundregeln. Jene bekommen wir in der Welt, dieſe aber in den Schulen. Der V. beſchäftiget ſich vornämlich mit der letzten Art des Unterrichts, und erzählet kürzlich die Geſchichte der hohen Schulen, an denen er mit gutem Grunde verſchiedenes tadelt. „Die Fehler derſelben ſind nicht Folgen der Wiſ„ſenſchaften, oder der Weiſe, wie ſie nach einer „geſunden Vernunftlehre vorgetragen werden, „ſondern verſchiedener Mißbräuche, die ſolchen „Stiftungen, inſonderheit, wenn ſie alt ſind, und „es an Aufmunterung mangelt, gemein ſind. — „Nichts iſt aber den Wiſſenſchaften ſo ſchädlich „geweſen, als der Mißbrauch der Vernunftlehre „und der lateiniſchen Sprache.„ Unter den angeführten Verbeſſerungen finden wir vor andern dieſe bemerkenswerth, daß nämlich die Naturlehre und Staatswiſſenſchaft jede in ihrem weiteſten Umfange nicht etwa bloß von einem Manne, ſondern von verſchiedenen geſchickten Männern

nern gelehret werden ſollte, damit jedweder Theil derſelben gut ausgeführet würde; daß man verſchiedene lebende Sprachen nicht verabſäumete, und überhaupt den Unterricht für alle Stände gemeinnützig machte. Eben ſo iſt es auch ſchädlich, wenn in einem Lande nur eine einzige hohe Schule vorhanden iſt, und eine ganze Wiſſenſchaft oft von einem Manne unumſchränkt regieret wird.

Das folgende 111 Bl. enthält eine Ueberſetzung eines Stückes aus dem Chriſten in der Einſamkeit, das Ewige betitelt.

Das 112 Bl. iſt im ſcherzhaften Ton geſchrieben. Der V. ſchlägt ſeinen Leſern verſchiedene Arten von Schriften, als Arzneymittel wider die Schwachheiten des Leibes, vor. Z. B. wider die Schwindſucht und Schärfe des Geblütes, Lobreden, Regiſter, Concordanzen, Briefſteller, u. dergl. wider die Verſtopfung im Kopfe und Gehirn, Bücher in der mathematiſchen Methode, die alles durch Schlußfolgen von der erſten Figur beweiſen; wider die Unbiegſamkeit der Glieder, die Winde und Blähungen, ſatiriſche Schriften; wider die Schlafloſigkeit, Romane, Gelegenheitsgedichte, Poſtillen, Commentarien, u. ſ. w.

Das 113 Bl. handelt von der Sprache und ihrer Verbindung mit der Denkungsart eines Volkes. Es werden zu dieſer Verbindung folgende Gründe angegeben: Durch Hülfe der Sprache lernen wir die Vernunft gebrauchen; die meiſten Wörter einer Sprache bezeichnen nicht ein-

einzelne Dinge, ſondern allgemeine Begriffe; dieſe einzelne oder zuſammen geſetzte Begriffe, werden in verſchiedenen Graden nach ihren Eindrücken empfunden; der größte Theil einer Sprache iſt nicht der Gelehrten Werk, ſondern eine Wirkung der Denkungsart des groſſen Haufens; und endlich machen auch die Begriffe, die wir in der erſten Jugend mit den Wörtern verbinden, den tiefſten Eindruck auf uns. „Der „größte Nutzen (heißt es weiter) der Redekunſt „und Sprachlehre iſt dieſer, daß ſie uns eine „mehr anſchauende Erkenntniß der Dinge geben, „als diejenige iſt, die wir im gemeinen Leben „oder durch die ſogenannten höhern Wiſſenſchaf„ten bekommen. Dieſe ſtellen uns die Dinge „nur unter gewiſſen allgemeinen Begriffen vor, „die ſich auf eine Menge einzelner Dinge ſchicken, „und die der Menſch vermöge ſeiner Sinnlich„keit ſelten faſſet, und noch ſeltener dadurch ge„rühret wird. Der Mathematicus würde ſonſt „nicht nöthig haben, ſeine Figuren zu zeichnen; „es wäre genung, wenn man ſie ſich durch Hülfe „der allgemeinen Begriffe vorſtellete. Dieſe „Zeichnungen und einfache Malereyen, die in „den Wiſſenſchaften, die ſo beſtimmte Begriffe „haben, ſo nothwendig ſind, ſind es noch mehr „in den moraliſchen und andern.„

„Bey den moraliſchen Zeichnungen müſſen „die Wörter nicht ihre künſtliche und beſtimmte, „ſondern gewöhnliche Bemerkung haben. Nicht „die Begriffe, die die Philoſophen allein damit

„verbinden, ſondern diejenigen, die ein jeder Leſer
„oder Zuhörer dabey zu denken gewohnt iſt,
„machen das Bild klar und deutlich. — Ein Red-
„ner muß nicht nur aus dem täglichen Umgang
„und den Definitionen in den Wiſſenſchaften die
„allgemeine und beſtimmte Bedeutung der Wör-
„ter kennen, ſondern auch ihren Gebrauch in Be-
„zeichnung des mannigfaltigen Unterſchiedes der
„Dinge wiſſen. — Er kann aber in einer Spra-
„che nicht mehr ausrichten, als der Reichthum
„ihrer Wörter und die damit verbundene Be-
„griffe ihm erlauben. Hier beruhet es nun auf
„der Bearbeitung einer Sprache, auf der allge-
„meinen Einſicht eines Volkes, auf den herr-
„ſchenden Empfindungen, inſonderheit aber
„auf der Abſonderung feiner und hoher Begriffe,
„auf den Ueberfluß an Wörtern ſie anzuzeigen,
„und endlich darauf, daß ſolche Wörter nicht durch
„einen niedrigen Gebrauch verunedelt werden.„

Zuletzt wird die däniſche Sprache inſonderheit betrachtet.

Sonſt iſt dieſes Blatt ungemein ſcharfſinnig geſchrieben, wir ſind aber doch faſt der Meynung, daß, wenigſtens in verſchiedenen Sprachen, die ſogenannten moraliſchen Zeichnungen ſchon anzutreffen ſind; es würde alſo nur darauf ankommen, wie der V. auch ſelbſt bemerkt, daß dieſe zu allen Zeiten und unter allen Völkern eine ſolche beſtimmte Bemerkung hätten, als die mathematiſchen Figuren, und uns alſo auch eine eben ſo anſchauende Erkenntniß mittheileten.

Allein

Allein dazu würde wohl eine Vereinbarung vieler Völker erforderlich ſeyn.

Im folgenden 114 Bl. lieſet man eine ganz artige Schilderung eines wahren Patrioten, und im 115 eine moraliſche Erzählung von einem mächtigen und ſtolzen Indier, deſſen Seele nach ſeinem Tode zuerſt in einen Eſel, und darauf in einen Schooßhund fährt, in welcher beyden Körpern er verſchiedenes Ungemach empfindet, das er vorhin, als Menſch, andern Menſchen hat empfinden laſſen.

In dem 116 Bl. redet der V. von der Erziehung der Jugend und früher Anführung derſelben zu ihrer künftigen Beſtimmung. „Die ganze „vernünftige Welt glaubt jetzt, daß nicht dasje„nige, was man etwa in 9 Jahren in einer „Schule lernet, nicht jede Wiſſenſchaft und „Sprache, die auf Academien gelehret wird, „einen Mann zu Staatsgeſchäften und bürgerli„chen Aemtern geſchickt mache. Man glaubet, „daß die Rechtsgelehrſamkeit, der Ackerbau, der „Handel, die Finanzen, die innere Verbindung „der Staaten, eben ſowohl ihre Grundſätze ha„ben, als die Arzneywiſſenſchaft, Baukunſt, und „Schifffahrt, und ſo gewiß es iſt, daß niemand „durch den gemeinen Weg der Schulen und „Academien ein Arzt, Baumeiſter, oder Steuer„mann werden wird, eben ſo wenig wird man „auch dadurch zum Mitgliede eines Staatscol„legii geſchickt gemacht werden.„

Hierauf wird noch einiges von Anlegung gewiſſer Schulen zum Nutzen aller Stände ange-

merket, und die eitele Begierde des däniſchen Volkes nach Titeln und höherem Range getadelt, wohingegen der patriotiſche Eifer der Engländer, die ihr Geld zu nützlichen Einrichtungen und Stiftungen für die Unterweiſung der Jugend anwenden, geprieſen wird.

Das 117 Bl. iſt eine gründliche Abhandlung vom Verſtande. „Der Verſtand beſtehet in „einem Vermögen, ſich deutliche und allgemeine „Begriffe zu machen, welche er aber nicht ſelbſt „bildet, ſondern aus den ſinnlichen Vorſtellungen „der inneren und äuſſeren Empfindungen em„pfängt. Die Klarheit dieſer Vorſtellungen „beruhet auf der Feinigkeit und Stärke der ſinn„lichen Werkzeuge. — Die Fähigkeit des Ver„ſtandes, die Aehnlichkeit unter den Eigenſchaf„ten der Dinge auſſer ihm zu bemerken, wird „Witz oder Genie genannt, diejenige hingegen, „da er ihre Verſchiedenheit einſiehet, nennet man „Beurtheilungskraft. — Bey den meiſten Wer„ken des Verſtandes ſind beyde Fähigkeiten un„zertrennlich, ſowohl in Abſicht ihres Nutzens, „als ihrer Natur. — Der Philoſoph, der die „Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der Dinge be„merket, um ſie in Arten und Geſchlechter ein„zutheilen, und allgemeine Begriffe feſt zu ſtel„len, bedarf des Witzes eben ſo wohl, wie der „Maler und Dichter bey ſeinen Beobachtungen, „um die allgemeinen Begriffe durch Bilder von „einzelnen und ſinnlichen Dingen einer Art deut„licher zu machen. — Und hierzu iſt wiederum

„dieſen

„dieſen beyden letzten eine gute Beurtheilungskraft „nothwendig. — Die genaue Verbindung zwi„ſchen dem Witz und der Beurtheilungskraft „bemerkt der gemeine Hauſe nicht, und unter „dieſem Haufen ſind viele, die ſich Philoſophen „und ſchöne Geiſter nennen. Jene erheben die „Beurtheilungskraft, dieſe den Witz, beyde „führen daher einen ewigen Krieg mit einander, „um allein das Recht zum Verſtande zu erlan„gen. — Aus der Aehnlichkeit der Dinge ſtellen „wir gewiſſe allgemeine Grundregeln feſt, aus „ihrer Verſchiedenheit aber machen wir Abwei„chungen von dieſen Regeln; — das hat einen „andern Streit zwiſchen den theoretiſchen und „practiſchen Philoſophen veranlaſſet. Jene ſind „ſtolz auf eine allgemeine Erkenntniß, und die „Fähigkeit nach Grundſätzen zu urtheilen, dieſe „auf die Verſchiedenheiten, die ſie durch lange „Erfahrung erlernet haben, und welche die „Ausübung der Regeln nicht ſchlechterdings er„lauben, u. ſ. w „.

„Bey Beſtimmung der Fähigkeiten des Ver„ſtandes muß man die Begierden nicht aus der „Acht laſſen. Die Wirkungen des Verſtandes „beruhen auf der Achtſamkeit und Stärke, womit „die Seele ihre Gedanken von andern Dingen „ab auf denjenigen Gegenſtand wenden kann, „den ſie unterſuchen will; und hierbey kommt die „Heftigkeit der ſinnlichen Eindrücke und der Be„wegungen, die ſie hervorbringen, allerdings in „Betrachtung. — Eine groſſe Scharfſinnigkeit

„in Dingen, zu deren Unterſuchung wir durch „natürliche Luſt oder Begierde angetrieben wer„den, iſt niemal ein ſo groſſer Beweis des Ver„ſtandes, als ein geringerer Grad der Scharf„ſinnigkeit bey Dingen, zu denen uns die Leiden„ſchaften nicht reizen. — Dieſe Anmerkung iſt „inſonderheit deswegen wichtig, um den Unter„ſchied zu faſſen, der zwiſchen einer Art des Ver„ſtandes, die den Menſchen veredelt, und einer „andern, die, ob ſie gleich einen gröſſern Schein „hat, dennoch geringer iſt, ſowohl in der heil. „Schrift, als auch in gewiſſer Abſicht von allen „wahren weiſen zu allen Zeiten gemachet wor„den. Wenn es alſo heißt: Die Kinder dieſer „Welt ſind klüger, als die Kinder des Lichts, ſo „wird der ſinnliche und eigennützige Verſtand, „der durch heftige Begierden in Bewegung ge„ſetzet wird, gemeinet.„

Im 118 Bl. leſen wir einen Brief an den B. worinn ſich ein Vater über ſeinen Sohn beklaget, weil es dieſen in den Sinn gekommen iſt zu heirathen, ehe er noch ein Amt bekommen hat. Er erzählet zugleich die Weiſe der Erziehung ſeines Sohnes, wider welche verſchiedenes angemerket werden könnte, wenn hier der Ort dazu wäre.

Das 119 Bl. betrachtet die Urſachen, warum viele Gelehrte ſchlecht reden und ſchreiben. Die vornehmſte oder einzige liegt in der Art des ſtudirens. Man verſäumet die Mutterſprache ganz, und lehret die Jugend zuerſt eine todte Sprache

nach grammaticaliſchen Regeln ſchreiben und reden. Darnach nimmt man andere Wiſſenſchaften vor, und vergißt ſo gar die Redekunſt gänzlich. In dem folgenden 120 Bl. wird darauf von einer Art der falſchen Wohlredenheit gehandelt, wo man ein Vergnügen an lauter Schlußfolgen, Antitheſen, und dunkeln Redensarten findet. Der V. ahmet dieſe Schreibart in einer Beſchreibung der menſchlichen Seele nach, welches ihn am Ende auf die angenehme Anmerkung führet, daß, wenn etwa das Vergnügen an der Auflöſung ſolcher dunkeln Reden, daher rühren ſollte, weil die Seele denn vielleicht ein Vermögen, große Schwürigkeiten aufzulöſen, bey ſich wahrzunehmen glaubet, ihre Freude denn unbeſchreiblich ſeyn müſſe, wenn ſie ſich einſt im Stande ſehen wird, alles, was bisher allen Weiſen dunkel geweſen iſt, zu entwickeln.

Das 121 Bl. beziehet ſich auf das vorhergehende 110, und giebet noch eine Urſache an, die den Fortgang der Wiſſenſchaften hier zu Lande verhindert, nämlich die Verachtung derjenigen, die ſich den Studien wiedmen, die ſehr oft bloß durch ihre Armuth veranlaſſet wird.

Im 122 Bl. redet der V. davon, wie beſchwerlich es einem wöchentlichen Schriftſteller ſey, ein jedes ſeiner Blätter ſo einzurichten, daß es allen gefalle. Was einen zum Lächeln bewegt, macht einen andern verdrießlich, und umgekehrt. Das folgende 123 Bl. theilet einen Brief an unſern V. mit, worinn von ihm verlanget wird, daß er

auch von den Schauſpielen in ſeiner Schrift handeln ſolle. Der Verf. des Briefes behauptet, daß Witz und Wohlanſtändigkeit das einzige ſey, was man auf dem Schauplatz ſuchen ſolle, daß aber auch dieſe beyde Stücke überall in den Gedanken, der Schreibart, den Handlungen, Manieren, der Kleidung, dem Tanze ꝛc. angetroffen werden müſſen. Von Trauerſpielen oder Luſtſpielen voll Moral iſt er kein Freund, ja er will ganz und gar keine Tugend vorgeſtellet wiſſen. Es iſt zwar dieſer Brief wohl eine bloſſe Satyre über den Geſchmack des hieſigen Publici, verſchiedene Anmerkungen darinn wären aber vielleicht einem theatraliſchen Schriftſteller nicht unnützlich.

In dem 124 Bl. wird unterſucht, woher es komme, daß die Menſchen das Böſe lieber, denn das Gute bemerken, ein Fehler, der doch nur ihre Glückſeligkeit vermindert und ſtöret. „Eines „Tages leiden (ſagt unſer V.) iſt uns ſchon „genug, um uns über ein Schickſal zu beklagen, „das uns viele glückliche Jahre hat genieſſen laſ„ſen, und über den geringſten Verluſt vergeſſen „wir alles gute, das wir noch beſitzen, und noch „zu hoffen haben. So geneigt wir ſind, uns mit „andern, die mehr haben, denn wir, zu verglei„chen, ſo ſelten vergleichen wir uns mit denen, „deren Glück geringer iſt, als das unſrige. — „So denken einzelne Perſonen, ſo denken ganze „Völker.—Wenn wir das moraliſche Uebel mit „demſelben Maaß meſſen wollten, womit wir

„das

„das natürliche meſſen, ſo würden wir gar bald
„einſehen, wie wenig wir über die Vorſehung zu
„klagen Urſache haben, aber wenn unſere Gedan-
„ken ſich zuweilen über die äußere Umſtände
„hinaus machen, ſo bedienen wir uns einer ganz
„anderen Waage. Unſer Glück vergleichen wir
„mit anderer größerem, unſere Verdienſte aber
„mit geringeren, und hier hat denn der Mangel
„bey andern eben ſo ſehr das Uebergewicht, als
„dort der Mangel bey uns.—Dieſe Denkungsart
„iſt ſo allgemein, daß faſt alle, die über die Zei-
„ten klagen, und ihre wirkliche oder eingebildete
„Mängel durch die Vergleichung mit andern
„vergrößern, eben diejenigen ſind, welche glauben,
„daß an ihren Handlungen nichts zu verbeſſern
„ſey.—An dieſer Sprache kann man alle falſche
„Patrioten erkennen.—„

„Wenn wir erſt einſähen, wie nothwendig oft
„das Uebel iſt, um dem Guten ſeinen wahren
„Werth zu geben, würden wir nicht mehr über
„das Schickſal klagen. Unſer Verſtand iſt ſelten
„ſtark genug, Tugend und Verdienſte um ihrer
„ſelbſt willen zu ſchätzen. Wir müſſen oft, in-
„ſonderheit wenn eine lange Folge glücklicher
„Begebenheiten uns in den Schlaf gewiegt hat,
„durch ein fühlbares Uebel aufgeweckt werden,
„um die Nothwendigkeit des rechten Gebrauchs
„unſerer Kräfte zu erkennen. — Wenn man
„Frankreich und England unter Heinrich dem
„Vierdten und Eliſabeth mit der Macht des
„öſterreichiſchen Hauſes vergleichet, wie verſchieden
„ſind

„ſind ſie nicht ſowohl in der Größe der Länder, als im „Reichthum? — Und dennoch iſt eben dieſer Zeit„punkt der Anfang zum Aufnehmen Frankreichs „und Englands und zur Abnahme der ſpaniſchen „Monarchie.„

Zum Schluſſe wird dieſes mit wenigem auf Dänemark angewandt.

Das 125 Bl. liefert ein ziemlich wohl gerathenes Singgedicht auf den Geburtstag des vorigen Königes. Wir vermuthen, daß Hr. Hammer deſſen Verf. ſey.

Wir ſehen uns genöthiget, um anderer Materien willen hier abzubrechen, und die Anzeige der übrigen Blätter dieſes Theiles bis zu einem andern Stücke zu verſchieben.

Das 126 Bl. handelt vom natürlichen Uebel, und iſt zum Theil aus einer engländiſchen Wochenſchrift genommen. Wir wollen uns bloß bey unſers V. eigenen Anmerkungen aufhalten. „Ebenſo (ſagt er im Schluß dieſes Bl.) wie viele „ſich über das Uebel in der Welt ohne Urſache „beklagen, ſo müſſen auch andere ſich in Acht „nehmen, nicht zuviel auf die Rechnung des „Uebels zu ſchreiben. So nothwendig das na„türliche Uebel in unſerm gegenwärtigen verderb„ten Zuſtande iſt, um den Menſchen zur Verab„ſcheuung des Laſters zu bewegen, ſo gewiß iſt „es auch, daß man ſich den Menſchen gar leicht „in einem Zuſtande, worinn dieſes Uebel nicht ſo „nothwendig iſt, vorſtellen könne, und daß er „auch ohne ſchmerzhafte Empfindungen den

„Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen erken-
„nen könne. — Die Wahrheit, daß die Voll-
„kommenheit des Gemüths wichtiger ſey, als das
„Vergnügen des Geſchmacks, — und daß Ge-
„ſchöpfe von gleichen weſentlichen Vorzügen die
„Dinge nicht auf eine ſolche Weiſe gebrauchen
„dürfen, daß einige wenige Ueberfluß haben,
„viele aber dahingegen Mangel leiden, iſt ſo klar,
„daß der Menſch keines ſchmerzlichen Gefühles
„bedarf, um ſie einzuſehen. — Ein ſolches Ge-
„fühl lehret ihn zwar wohl, ſein Vermögen nicht
„zu mißbrauchen, aber nicht, es auf größere
„Vollkommenheiten bey ſich ſelbſt und andern
„anzuwenden. Höhere Gründe, und ein feineres
„moraliſches Gefühl müſſen ihn den natürlichen
„Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen, zwi-
„ſchen einem geringeren und gröſſeren Gute
„lehren.„

„Gerechtigkeit und Menſchenliebe ſind auf ſo
„klaren Wahrheiten gegründet, daß man ſich den
„Menſchen in einem hohen Grade des Verder-
„bens gedenken muß, wenn der Schmerz und
„die natürlichen übeln Folgen, die aus der Ver-
„abſäumung dieſer Pflichten flieſſen, die einzigen
„oder ſtärkſten Bewegungsgründe, ſie zu erfüllen,
„ſeyn ſollten. — Zur Ausübung der Gerechtig-
„keit kann zwar das Uebel aber nicht ſowohl das
„natürliche, und aus der Unterlaſſung ſelbſt
„flieſſende, ſondern vornämlich das Uebel der
„Strafe, den Menſchen bewegen, allein das kann
„niemand zur Liebe reizen. — Man wird
„einwen-

„einwenden, daß einige Liebeswerke Wirkungen „der Ehre, andere der Hoffnung einer Belohnung „nach dieſem Leben ſind, aber wenn man es denn „für ſo ſehr unmöglich hält, daß die Liebe allein „ſolche Handlungen hervorbringen könne, ſo wird „es doch noch ſchwerer zu beweiſen ſeyn, daß die „Furcht für dem natürlichen Uebel ſie erzeuge.„

„Wenn man durch Hülfe des Nachdenkens „und der Erfahrung unterſucht, wie tief die „Wahrheit auch bey dem größten Verderben den „Menſchen eingepräget iſt, daß nämlich eine böſe „Handlung nicht bloß deswegen, weil ſie uns „ſchadet, böſe, oder eine gute Handlung allein, „weil ſie uns nützet, gut ſey, ſo wird man bemer„ken, daß dieſe Begriffe ſelbſt den gemeinen „Haufen von ſolchen Handlungen, worauf nicht „allemal eine Strafe in dieſem Leben folget, zu„rückhält ꝛc.„

Das 127 Bl. erzählet eine Geſchichte eines jungen Frauenzimmers in London, das ſich nach verrichtetem kurzen Gebete in die Themſe ſtürzt. Zween Männer, die dies anſehen, ziehen ſie zwar wieder heraus, und bemühen ſich, ſie ins Leben zurück zu bringen, aber vergeblich. Indem kommt ein junger Menſch hinzu gelaufen, der ſich aus Verzweifelung über ihren Tod ebenfalls in den Fluß ſtürzen will, wovon man ihn aber abhält. Nachher erfähret man, daß das Frauenzimmer die Liebſte dieſes jungen Menſchen geweſen iſt, welche er aber verlaſſen, und dadurch

ihre

ihre Schwermuth veranlaſſet hat. (*) Des Verf. Abſicht hiebey iſt zuerſt, ſolche Begebenheiten bekannt zu machen, aus denen man den Menſchen kann erkennen lernen. Er hat ſchon vorher in verſchiedenen Bl. den Wunſch gethan, daß die Geſchichtſchreiber auch auf die Geſchichte des Menſchen ihr Augenmerk richten möchten; ein Wunſch, deſſen Erfüllung warlich viel Gutes ſtiften würde. Außerdem aber führet ihn dieſe rührende Erzählung auf verſchiedene ſchöne Betrachtungen von den unangenehmen Folgen der Liebe, einer Leidenſchaft, die ſonſt die natürlichſte und erhabenſte am Menſchen iſt. Er bemerket hier den unglücklichen Zuſtand des weiblichen Geſchlechtes, da faſt alles Uebel auf ſelbiges allein zurück fällt; und wahrlich, wenn man erwäget, wie wenig die Männer, die doch faſt allemal, und vielleicht, im Grunde betrachtet, immer, die Verführer ſind, verlieren, und wie hingegen Schande und alles Ungemach das einzige Loos der armen Verführten iſt, ſo muß man dieſe gar ſehr bedauren. Sie, denen die Männer alle Anmuth zu verdanken haben, die ihnen die nothwendigen Unbequemlichkeiten des Lebens verſüßen, die zur Fortpflanzung und Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes ſo vieles beytragen, und um deßwillen ſo vieles leiden, die endlich ſonſt in aller andern Betrachtung ſchon unter-

drückt

*) Dieſe Geſchichte findet ſich im Journal etranger vom April 1761. aufgezeichnet.

drückt genug ſind, dieſe liebenswürdigen Geſchöpfe werden von uns noch überdem in ſo einen beklagenswerthen Zuſtand gebracht, und wir ſuchen ſo gar einen Ruhm darinn. Wie wenig Gefühl von wahrer Ehre und Liebe in unſern aufgeklärten Zeiten!

Der V. merkt weiter an, daß die in der Erziehung den Sitten, und der Lebensart angenommene Grundſätze dieſe Unglückſeligkeiten gebären, den Eheſtand höchſt beſchwerlich, und durch die falſche Ehre ſo gar verächtlich machen. Er ermahnet zuletzt das junge Frauenzimmer, diejenigen Stunden, die ſie den häußlichen Geſchäften entziehen müſſen oder wollen, dem Leſen guter Bücher zu wiedmen, um ſich dadurch gegen die Angriffe des ſtärkeren Geſchlechtes zu verwahren.

Im 128 Bl. wird von dem Werke der Verſöhnung gehandelt. „Die Nothwendigkeit einer Verſöhnung iſt, allgemein betrachtet, mit „den Eigenſchaften Gottes, und andern aus der „Vernunft bekannten Wahrheiten nicht ſo ſchwer „zu vereinigen, als verſchiedene ſo wohl Feinde „als Vertheidiger der chriſtlichen Lehre glauben. „— Unglaube und Aberglaube ſind immer nahe mit einander verbunden. — Derjenige, „der die Vernunft misbrauchet, um den Glauben zu beſtreiten, führet oft eben dieſelbe Sprache, wie derjenige, der um ihn zu vertheidigen, „die Vernunft unterdrückt. Beyde reden von

„der

„der Unbegreiflichkeit Gottes, und der Schwä„che des menſchlichen Verſtandes.—„

„Wenn unſere ſtarken Geiſter die Lehre von „der Verſöhnung aus der Urſache umſtoßen „wollen, weil ein Weſen von unendlicher Macht „keines ſolchen Mittels, ein Geſchöpf glücklich „zu machen, bedarf, und weil ſeine Güte es ihm „nicht erlaubet, durch Drohungen, Strafe, „oder Genugthuung dasjenige auszurichten, was „ſeine Macht durch einen Wink thun kann; was „verlangen ſie denn anders als eine unaufhörliche „Folge von Wunderwerken, Wirkungen ohne „Mittel, und Veränderungen in den Seelen oh„ne Bewegungsgründe? — — Die Vernunft „lehret uns, daß die Glückſeligkeit des Men„ſchen auf ſeiner innern Verfaſſung beruhet, — „daß einige unſerer Handlungen unſre Glückſe„ligkeit befördern, andere ſie verhindern: aber die „Erfahrung zeiget, daß dieſer Unterſchied nicht „allezeit erkannt wird; daß wir außer der Er„kenntniß von gutem und böſem noch Erinnerun„gen und Ermahnungen bedürfen; und daß die„ſe mit Drohungen und Verheißungen, deren „Erfüllung gewiß iſt, verknüpfet ſeyn müſſen. „Wenn man dieſe einfältigen und bekannten „Grundſätze erwäget, — iſt es denn ſo unglaub„lich, daß das höchſte Weſen es nothwendig er„achtet hat, uns auf eine beſondere Weiſe an „gewiſſe wichtige Wahrheiten zu erinnern, mit

„den Befehlen Strafe und Belohnung zu ver„binden, und im Falle der Uebertretung weder „jene aufzuheben, noch uns dieſe mitzutheilen, „als nur in Anſehung einer Perſon, deren große „Verdienſte wir uns zueignen können? Sind „Genugthuung und Zueignung nach den allge„meinen Begriffen geſellſchaftlicher Verbindun„gen nicht möglich? — Gott, als Vater und „Geſetzgeber, iſt unendlich größer, denn alle an„dere Väter und Geſetzgeber, aber die Kinder, „Unterthanen, und Bürger dieſes Theiles ſeines „großen Reiches ſind dieſelben, wie in den „menſchlichen Geſellſchaften, und Gott beobach„tet in ſeinen Wirkungen jederzeit die Regeln, „die in der Natur der Dinge, auf welche er „wirket, gegründet ſind.—„

„Wenn gleich die Vereinigung der Gottheit „und Menſchheit in der Verſöhnung unſerer „Vernunft immer ein Geheimniß ſeyn wird, ſo „iſt es doch thöricht, ſie mit der gewöhnlichen „Einwendung, daß nämlich eine ſolche Hand„lung dem höchſten Weſen zu gering und demü„thigend ſey, zu beſtreiten. Keine Wirkung, „welche die ewige Weisheit zur Beförderung der „Vollkommenheit der Geſchöpfe nöthig und nütz„lich findet, iſt einem Weſen zu gering, deſſen „Größe und Seligkeit nicht darinn beſtehet, ſich „dienen zu laſſen, ſondern in einer unaufhörli„chen Wirkſamkeit, alle Geſchöpfe, vom En-

„gel

„gel an bis zum kleinſten Staube, zu er„halten.„

In dem 129 Bl. redet der Verf. von der Unſterblichkeit. Er theilet die verſchiedenen Lehren davon in 3 Hauptclaſſen ein. In die erſte ſetzet er die Lehre von der Seelenwanderung; in die zwote diejenige, deren Anhänger ein Leben nach dieſem glauben, das dem gegenwärtigen in Anſehung der ſinnlichen Begierden gleich ſeyn ſoll, und worinn die Menſchen nach eines jeden Aufführung in beſtändigem Vergnügen oder Leiden leben werden. Zu der dritten Claſſe gehöret die Lehre von einem vollkommenern oder unglückſeligern Leben nach dieſem. „Nach dem „erſten Lehrbegrif iſt der Zuſtand beſtändig der„ſelbe. Die Seelen laufen in einem immer„währenden Cirkel aus einem Körper in den an„dern. — Der Urſprung des Böſen, dieſer gro„ße Knoten in allen Meynungen hat ſo eine „ungereimte Lehre zuerſt hervorgebracht. — „Man wollte Gottes Güte retten, und machte „darüber ſeine Weisheit zu Schanden. — Die „Belohnung, aus einem Körper in einen an„dern verſetzt zu werden, wo man jeden Augen„blick das Gute wieder verlieren kann, was man „etwa vorhin mag verdienet haben, iſt nur ge„ring.—„

„Bey der andern Lehre iſt es möglich, um „einer Pflicht willen, die man als ein Mittel „zur Erlangung eines größern und dauerhaftern „ſinnlichen Vergnügens anſiehet, etwas aufzu-

„opfern. Aber welche Hofnung für ein vernünf-
„tiges Geſchöpf, einſt in einen Zuſtand zu kom-
„men, wo man beſtändig eſſen und trinken kann!
„— So glückſelig Mahomets Paradies einen
„Sclaven im Serail dünken mag, ſo übel wür-
„den ein Socrates, Lycurg, Cato, und alle, die
„ihre Glückſeligkeit nicht bloß im Gefühl oder
„Geſchmack ſuchen, mit dieſer Belohnung zu-
„frieden ſeyn.„

„Eine Lehre von der Unſterblichkeit, welche
„den Menſchen zu einer größeren Vollkommen-
„heit, als diejenige iſt, die wir in dieſem Leben
„erreichen können, vorbereitet, muß uns nach
„höhern als bloß ſinnlichen Dingen trachten leh-
„ren, doch aber auf eine ſolche Weiſe, daß wir
„die Pflichten gegen das gegenwärtige Leben
„dabey nicht verabſäumen, ſondern deren Er-
„füllung, als eine Bedingung, unter welcher
„wir zum Genuß eines vollkommenern Lebens
„gelangen, betrachten. — So iſt die Unſterb-
„lichkeit, die uns die chriſtliche Religion lehret.
„Sie beſchreibt uns die künftige Seligkeit, als
„eine größere Vollkommenheit und Ueberein-
„ſtimmung aller Seelenkräfte. — Die beſtän-
„dige Vereinigung der Seele mit dem Leibe ſtel-
„let ſie uns ſolchergeſtalt vor, daß ſie uns nicht
„nur einen für ſinnliche Geſchöpfe faßlichen Be-
„grif von unſerm künftigen Glück giebet, ſondern
„auch zugleich allen groben und niedrigen Vor-
„ſtellungen davon vorbeuget. — Die chriſtli-
„che Lehre von der Unſterblichkeit wird zugleich
„mit

„mit einer ſo reinen Sittenlehre verbunden, daß „ſie uns über alles ſinnliche erhebet, um uns nur „unſere Pflichten ſo viel wichtiger vorzuſtellen. „Nach Chriſti Lehre ſtehet das gegenwärtige Le„ben mit dem zukünftigen in der genaueſten Ver„bindung. — Es iſt gering, auch in ſeiner „größten Herrlichkeit, wenn man es als die ein„zige Abſicht Gottes bey der Schöpfung be„trachtet, aber groß und wichtig, wenn man „es als ein Mittel zur Erlangung des Künftigen „anſiehet. — Wie ſchändlich handeln alſo nicht „diejenigen, welche die theuerſten Wahrheiten „der chriſtlichen Lehre dazu mißbrauchen, daß ſie „die Pflichten des gegenwärtigen Lebens verach„ten und gering ſchätzen.—„

In dem 130 Bl. leſen wir einige ganz angenehme Betrachtungen über einen ſchönen Abend, und das folgende 131 und 132 Bl. enthält eine Critick über das heutige Europa, unter dem Namen eines gelehrten chineſiſchen Mandarins. Der Chineſer bauet ſeine Gedanken vornehmlich auf dieſen Grund, daß er glaubt, es ſey kein ſolches Volk in der Welt, als das ſeinige. Das bringt unſern Verf. am Ende auf die Anmerkung, daß verſchiedene große Gelehrte und Freygeiſter manche hiſtoriſche Wahrheiten, daran ſonſt kein vernünftiger Menſch gezweifelt haben würde, aus eben demſelben Grunde beſtreiten. „Indeſſen (ſetzt er hinzu) wenn gleich die Euro„päer nicht eben die Vollkommenheiten alle be„ſitzen, welche man von der Lehre, zu der ſie ſich

„bekennen, und von den Künſten und Wiſſen„ſchaften, die ſie erfunden haben, erwarten könn„te, ſo ſind doch dieſe Vorzüge deßwegen nicht „weniger vortreflich, und der Nutzen, der dadurch „ſchon geſtiftet worden, wie gering er auch im„mer iſt, iſt dennoch groß genug, um ſie für „das vornehmſte Volk in der Welt zu hal„ten.„

Das 133 Bl. nebſt dem folgenden 134 theilet den Leſern einige bey dem Verf. eingelaufene Briefe mit. In dem 1 giebt jemand ſeine Freude darüber zu erkennen, daß der Zuſchauer nicht mehr von den ſchönen Wiſſenſchaften redet; in dem 2 tadelt man ihn, weil er ſo oft ernſthafte Betrachtungen anſtellet; im 3 klagt ein junges Frauenzimmer, daß er nicht luſtig genug ſey; im 4 will man, daß in Wochenſchriften nicht ſo viel, und wenn es geſchiehet, mehr orthodox von der Religion geredet werden ſolle; endlich wird im 5 darüber geklaget, daß verſchiedene angeſehene Leute nicht nach der heutigen Mode ſpät zu Mittage ſpeiſen, ſpät ſchlafen gehen, und ſpät wieder aufſtehen. Dieſer letzte Brief bewegt den Verf. einen Plan eines Calenders, nach welchem in Zukunft ſolche Leute ihre Haushaltung einrichten ſollen, zu entwerfen.

In dem 135 Bl. wird des Grafen von Shaftsbury Einwurf wider die Bibel, daß nämlich die Liebe zum Vaterlande nicht darinn gelehret werde, kürzlich widerleget. „Die Liebe zum „Vaterlande iſt nicht ein niedriger Eigennutz, „nicht

„nicht die glücklichere Ausſicht die ſich hier unſe-
„rer Hofnung und unſern Wünſchen darbeut.
„Sie beſteht auch nicht in tiefſinnigen Betrach-
„tungen, die wir bey reifern Jahren über die
„Vortheile unſers Vaterlandes vor andern Län-
„dern anſtellen. Es iſt ein Gefühl, wozu der
„Grund in einem Alter gelegt wird, da wir
„noch nicht zu denken gelernt haben. — Die
„Dankbarkeit iſt der Grund dieſer Liebe. Nie-
„mand kann hier gleichgültig ſeyn, als nur der,
„der entweder fühllos gegen die Vortheile dieſes
„Lebens iſt, oder der genoſſene Wohlthaten nicht
„zu ſchätzen weiß. — — Wenn man die er-
„ſten Zeiten des neuen Teſtaments betrachtet,
„wird man nichts wahrnehmen, daß dem Stif-
„ter unſerer Lehre Anlaß geben konnte, ſich der
„Pflichten gegen das Vaterland ſo beſonders
„nachdrücklich anzunehmen; man findet vielmehr
„das Gegentheil. Die Juden waren damal,
„ſo wie zu allen Zeiten, von einem unerträg-
„lichen Stolz auf ihr eigenes Volk eingenom-
„men. — Hier wollte alſo Chriſtus durch den
„Eifer für das Vaterland ihnen keinen Anlaß
„geben, zu glauben, daß er ihren Unſinn bil-
„ligte; er tadelte vielmehr das Uebertriebene in
„ihrem Eifer, z. E. in Abſicht auf die Samari-
„riter. — Die erſten Chriſten waren genöthi-
„get, alles aufzuopfern, was ihnen lieb war.
„Das Chriſtenthum forderte nichts von ihnen,
„das wider ihre bürgerliche Pflichten ſtritte, aber
„es war zu befürchten, daß ſie durch die gar zu

„große Liebe für das Vaterland bewogen werden „konnten, wichtigere Pflichten an die Seite zu „ſetzen, — und deswegen ſagt Chriſtus, daß „niemand, der ſeine Eltern mehr liebe, als ihn, „ſein Nachfolger ſeyn könne. — Wie kann man „daran zweifeln, daß derjenige nicht die Pflicht, „das Vaterland zu lieben, kennen und zu ſchä„tzen wiſſen ſollte, der die Liebe der Eltern ſo „hoch ſchätzet, daß er ſie der Liebe Gottes an die „Seite ſetzt, und der den einen Lügner nennet, „der ſich rühmet, daß er Gott liebe, dabey aber „ſeinen Bruder haſſet? Iſt nicht die doppelte „Liebe zu Eltern und Geſchwiſtern das Band, „wodurch die Natur die meiſten Menſchen mit „dem Vaterlande ſo genau verbindet? — Auch „der Ernſt, mit dem der Gehorſam gegen alle „und jede Obrigkeit in der Schrift geboten wird, „iſt eines Theils ein Bewegungsgrund, das Be„ſte des Vaterlandes zu befördern, und zweytens „eine Ermahnung, ihm durch unbeſonnenen und „übertriebenen Eifer nicht zu ſchaden. ꝛc.„

Das 136 Bl. von den Zufällen im menſchlichen Leben, worinn uns nur die chriſtliche Lehre allein tröſten kann, iſt aus Sucros Erfahrungen, und zwar deren 1 Theil, genommen.

Das 137 Bl. handelt von der Geſelligkeit und den Vergnügungen. Der Verf. betrachtet ſo wohl deren rechten Gebrauch, als auch ihren Mißbrauch, und will, daß wir uns nur zuweilen der Beluſtigungen bedienen ſollen, weil nach der Abſicht Gottes unſer Leben gleichſam eine

eine Kette von Arbeiten ſeyn müſſe. Unter den öffentlichen Luſtbarkeiten bedarf inſonderheit der Schauplatz einer ſcharfen Cenſur.

In dem 138 Bl. wird von der menſchlichen Seele gehandelt. Der Verf. redet zuerſt von den Vorzügen eines Menſchen, der ſeine Vernunft gebraucht, und bemerket danach, daß niemand mehr über die Schwäche der menſchlichen Natur klage, als die ſo genannten ſtarken Geiſter, die doch ſonſt aller göttlichen Hülfe, um einſt zu einem vollkommenern und glücklichern Gebrauch ihrer großen Kräfte zu gelangen, entbehren zu können glauben. Nichts in der Welt iſt ihnen zu hoch, als allein der Gedanke, daß ihre große Seele vielleicht etwas höheres, etwas unvergänglicheres ſeyn könne, als Thiere und Pflanzen. „Wenn wir zuweilen (heißt es nun „weiter) zu große Gedanken von uns ſelbſt ha„ben, weil wir das, was wir ſchon wiſſen, nicht „mit dem vielen uns noch verborgenen verglei„chen, ſo mißbrauchen wir doch dieſe Betrach„tungen eben ſo oft, um uns gar zu ſehr zu er„niedrigen. Wie ungewiß auch die menſchliche „Erkenntniß iſt, ſo iſt ſie dennoch groß genug, „um zu glauben, daß das in uns denkende We„ſen alle bekannte Kräfte in der Natur, deren „Wirkungen wir an uns wahrnehmen, an Voll„kommenheit weit übertreffe. Die Mittel, die „wir zur Vermehrung unſerer äußerlichen Be„quemlichkeiten erfunden haben, und die Menge „von Begriffen, die wir in unſerm Gedächtniß

„be-

„behalten, können uns deſſen genugſam überzeu-„gen. — Diejenigen erhabenen Seelen, die „durch den fleißigen Gebrauch ihrer Kräfte den „Gränzen der menſchlichen Erkenntniß ſo nahe „gekommen ſind, daß alles, was ſie wiſſen, ſie „nicht befriedigen kann, weil es gegen das noch „zurück ſeyende nur gering ſcheinet; können die-„ſe wohl mit einigem Grunde den Schluß ma-„chen, daß ein weiſer und gütiger Schöpfer ih-„nen dieſe Kraft, nur um ſie zu betrügen, ſollte „verliehen haben? — Sie müſſen vielmehr „glauben, daß der Tod nur ein Umſturz derje-„nigen Schranken ſey, außer welchen die See-„lenkräfte einen größern Raum ſich auszubreiten „finden werden.—„

Im 139 und 140 Bl. werden einige große Reden und Handlungen erzählet. Ein Bauer nicht weit von hier beklagte ſich bey Gelegenheit des Marſches unſerer Truppen im Frühling 1762, daß in ſeinem Dorfe kein Gewehr verhanden ſey, weil er und die übrigen Einwohner ſich ſonſt im Gebrauch deſſelben üben wollten, denn es ſey eine Schande, wenn Leute, denen es nicht an Kräften mangelte, ſich für einem Schuß fürchteten. Ungefähr um eben dieſelbe Zeit erſchoß ein norwegiſcher Soldat bey der Armee in Holſtein einen ſeiner Cameraden, der ausriß, nachdem er ihn zu verſchiedenen malen, aber vergeblich, zurück gerufen hatte. Dieſen rühmte ein vornehmer Officier deshalb, und bot ihm etliche Ducaten

taten an, aber der Soldat ſchlug die Belohnung aus, und antwortete, daß er um Geld niemand erſchöſſe. Eben damal ließ ſich ein bemittelter Mann allerley Geſchirr von Zinn nach Art des ſilbernen gießen, mit der Ueberſchrift: An Statt des Silbers, das ich zum Schutz des Vaterlandes dargegeben habe; weil er entſchloſſen war, jenes, ſo bald es nöthig seyn ſollte, dazu anzuwenden. Dieſen wird im 140 Bl. die nicht unbekannte rührende Geſchichte, welche ſich im Jahre 1662 zu Paris mit dem Herrn von Salo zugetragen hat, beygefüget. Sie findet ſich in Bourſaults Briefen ſo wohl als in verſchiedenen andern Schriften aufgezeichnet, und hat auch ein dramatiſches Stück (l'humanité ou le tableau de l'indigençe) veranlaſſet. Das folgende 141 Bl. erzählet uns den rühmlichen Lebenslauf eines Edelmannes von großen Verdienſten.

Das 142 Bl. enthält einen Auszug aus Addiſons Abhandlung über die alte und neue Litteratur, und im 143 wird uns Origenis Vertheidigung der chriſtlichen Lehre wider Celſum gleichfalls auszugsweiſe mitgetheilet. In dieſem letzten Bl. merkt unſer Verf. noch vorher an, daß dieſe Schrift von großer Wichtigkeit ſey, und vieles vor den Vertheidigungen der chriſtlichen Lehre in den neuern Zeiten zum voraus habe, weil dieſe Lehre jetzt nicht ſo rein und einfältig vorgetragen werde, als in den Zeiten,

da

da ihre Wahrheit und Kraft, den Verſtand zu überzeugen, und das Herz zu rühren, die einzigen Waffen waren, deren man ſich bediente, und zu dem die Chriſtenheit damal nicht in ſo viele Secten getheilet war.

Das 144 Bl. handelt ſehr gründlich und angenehm von der Erziehung. „Die beyden Triebe, welche man an den Kindern wahrnimmt, „nämlich die Luſt zum nachahmen und die Neugierde, ſind die wichtigſten Stücke in der Erziehung. Das erſte iſt unter allen Mitteln das „bequemſte, das Herz zu bilden, und das andere, den Verſtand zu bearbeiten. —„ Der „Verf. zeiget, wie jede dieſer Eigenſchaften angewandt werden müſſe, und welche Fehler dabey zu vermeiden ſind. Man muß vornehmlich auf ſich ſelbſt, auf ſeine Reden und Handlungen genau Acht haben und durch bequeme „und einfältige Unterredungen die natürliche „Denkungskraft der Kinder erwecken, ohne doch „den Verſtand zu zwingen. „Eine der wichtigſten Grundregeln, die man ihnen einprägen „muß, iſt die allgemeine Ehrfurcht, gegen alle, „die mehr Einſicht und Erfahrung haben. — „Eltern und Lehrer müſſen inſonderheit ſuchen, „das Vertrauen der Kinder zu behalten, — ſie „weder mit Worten noch Handlungen betrügen, „ſich nicht verſtellen, und nicht mehr verſprechen „oder drohen, als ſie zu halten gedenken. — „Alle heftige Leidenſchaften müſſen ſchleunig unterdrücket werden, ehe ſie einwurzeln, aber man

„muß

„muß zugleich ſelbſt ohne Leidenſchaften ſeyn,
„und mit Kaltſinn handeln. — Gottesfurcht,
„Genügſamkeit, Menſchenliebe, und Ehre ſind
„vier Haupttugenden, die man ihnen vor andern
„einprägen muß. — Die Ehre iſt unter allen
„Bewegungsgründen der ſanfteſte, wo die ſich
„findet, darf man ſelten durch Strafen, die nur
„das Gemüth erbittern, ſchrecken, oder durch
„Vergnügungen, die nur die ſchädlichen Be-
„gierden vermehren, reizen. Allein ſie müſſen
„zugleich die wahre Ehre kennen lernen, den
„Beyfall des geringſten vernünftigen Menſchen
„höher zu ſchätzen wiſſen, als alle äußere Ehren-
„zeichen, und ſich nicht um deren Lob, die keine
„guten Sitten haben, bekümmern; vornämlich
„aber muß man den Stolz, der ſich bloß aufs
„äußerliche gründet, unterdrücken.„

In dem 145 Bl. wird davon geredet, daß die hieſigen Gelehrten ſo vielen Gefallen an Streitſchriften finden, und im 146 von der Veranlaſſung oder dem Urſprung der meiſten Fehler in der Religion und dem Staate, welche zum Theil von dem Mißbrauch einiger an ſich guter Handlungen, und Theils von dem übertriebenen Eifer, wie man dieſen Mißbräuchen hat vorbeugen wollen, herrühren. „Die Lehren der
„römiſchen Kirche geben inſonderheit deutliche
„Beweiſe dieſer Wahrheit. — Das Cloſterle-
„ben, das Faſten, die Buſſen, der Bann, die
„Gaben an Kirchen und Klöſter haben ihren Ur-
„ſprung aus den einfältigen Zeiten, und zu etli-

„chen iſt der Grund unter den Verfolgungen „ſelbſt geleget worden. — Die erſten Mißbräu„che ſind mehr aus Aberglauben als aus Liſt ent„ſtanden. Die Politik der Päbſte, haben ſie „nicht erdacht, ſondern ſie haben ſie nur nachher „genützet, und dadurch mit Hülfe einiger dazu „gekommenen unvermutheten Zufälle ein Syſtem „aufgerichtet, das viel zu künſtlich iſt, als daß „es die Wirkung einer Ueberlegung von etlichen „hundert Jahren ſollte ſeyn können. — Die „weltlichen Fürſten haben aus eigenem Triebe „mehr zur Ausbreitung der Macht der Geiſt„lichkeit beygetragen, als die Geiſtlichkeit ſelbſt, „u. ſ. w.„

„Man wird bey der Unterſuchung aller Miß„bräuche der römiſchcatholiſchen Kirche, welche „jetzt eben ſo viele Theile eines aufs künſtlichſte „und mit vieler Staatsklugheit aufgerichteten „Gebäudes zu ſeyn ſcheinen, finden, daß einige „davon, als der Bann und die Clostergelübde, „Wirkungen guter und reiner Abſichten gewe„ſen ſind; — andere hingegen, als die Anbetung „der Heiligen und Wallfahrten, Folgen einer „allgemeinen Unwiſſenheit und des Aberglaubens „waren; und wieder andere, als Faſten, Buſſen, „und die meiſten Ordensregeln der Mönche, viel„mehr für Wirkungen einer wahren Selbſtver„leugnung, als eines politiſchen Syſtems, ge„halten werden müſſen.—„

Vielleicht dürften aber bey einer ſolchen Unterſuchung höchſtens nur die Cloſtergelübde ausge-

genommen werden können; denn dazu kann frey- lich wohl eine irrige Deutung der Worte Pauli der Grund geweſen ſeyn. Die übrigen Gebräu- che ſind wohl alle nach und nach durch Liſt und Eigennutz erdacht und befördert. Unwiſſenheit und Aberglaube wird wohl nie ſo allgemein ge- weſen ſeyn, daß viele dadurch hätten können hin- geriſſen werden, wenn man nicht gleich Anfangs Liſt gebraucht hätte.

Im 147 Bl. finden ſich einige Briefe, die ſich auf den im vorhergehenden 134 Bl. getha- nen Vorſchlag zur Einrichtung eines neuen Ca- lenders beziehen. Im folgenden 148 Bl. lieſet man auch einen Brief, den ein junges Frauen- zimmer an unſern Verf. geſchrieben hat. Er iſt wider diejenigen Mütter gerichtet, welche ih- re Kinder nicht ſelbſt ſäugen, ſondern lieber Am- men dazu halten wollen, und im 149 Bl. wird deſſen noch einmal rühmlich gedacht, am Ende deſſelben aber der Character einer guten Mutter in einer Ueberſetzung aus **Wielands** proſaiſchen Schriften beſchrieben. Sonſt könnte man viel- leicht noch wohl die Mutter, die ihre Kinder nicht gerne ſäugen, aus der Urſache entſchuldi- gen, weil ſie etwa durch die Ausübung dieſer Pflicht in andern eben ſo wichtigen Pflichten verhindert werden können. Wird nicht eine Mutter, die viele Kinder hat, indem ſie die klei- neren ſäuget und ihrer pfleget, gar leicht eines oder das andere wichtige in der Erziehung der größeren verabſäumen, zumal, wenn noch die

Sorge für die Haushaltung hinzu kommt? Wann dem alſo wäre, ſo möchte es doch wohl rathſamer ſeyn, die kleinern Kinder in den erſten Jahren lieber einer Amme anzuvertrauen, und dagegen ſo viel ſorgfältiger die Seelen der älteren zu bilden, welches doch eine faſt noch wichtigere Pflicht der Mütter iſt.

Im 150 Bl. wird eine in Bern heraus gekommene Schrift (plan d'une societé des citoyens) nach ihrem ganzen Innhalt bekannt gemacht. Die Geſellſchaft ſoll dieſen Plan eingeſandt haben, mit dem Begehren, daß er einer oder der andern nordiſchen Wochenſchrift einverleibet werden möchte.

Das 151 und letzte Bl. dieſes Bandes enthält ein Geſpräch eines Lehrmeiſters mit ſeinem Untergebenen. Es handelt von der frühzeitigen Uebung in der Bezwingung ſeiner Lüſte, und iſt ungefähr auf eben dieſelbe Art, wie das im 41 Bl. befindliche, abgefaſſet. Vielleicht irren wir auch nicht, wenn wir glauben, daß es eben ſo, wie jenes, zwiſchen dem Prinzen Friedrich und dem ſel. Snecdorf gehalten worden.

Fortgeſetzte
Nachrichten
von dem
Zuſtande
der
Wiſſenſchaften
und Künſte
in den
Königl. Däniſchen Reichen
und Ländern.

Vierten Bandes Viertes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1767.

Innhalt.

I. P. B. Giörup den Chriſtelige Religions-Tröſt. p. 1.
II. E. F. Gellerts Breve overſatt. p. 16.
III. *J. A. Cramer* de peccato originali. p. 18.
IV. *M. Hübner* de reditibus publicis. p. 21.
V. J. F. Fedderſen vermiſchte Betrachtungen. p. 34.
VI. Den patriotiſke Tillkner &c. p. 62.

I.

Den chriſtelige Religions Tröſt etc. etc.
d. i. Der chriſtlichen Religion, nebſt den beſten Gründen von ihrer göttlichen Wahrheit und Vortreflichkeit in einigen Geſprächen zwiſchen Euſebiam und Libertinum von **Peter Bering Giörup**, Prediger zu Oeſttofte in Laaland. **Erſtes Geſpräch.** Sorve 1766. bey Jonas Lindgreen. 160 Seiten, außer der Zueignungsſchrift und der Vorrede, in 8vo.

Herr **Paſtor G.** hat vor einigen Jahren die bekannte kleine Schrift, **Boetii Troſt der Philoſophie** genannt, überſetzt, und dis hat ihm, wie er in der **Vorrede** ſagt, Anleitung gegeben, ſelbſt eine Schrift zu verfertigen, in welcher die wichtigen Troſtgründe, die die **chriſtliche Lehre** enthält, und vor der Philoſophie und bloßen Vernunſt voraus hat, vorgeſtellet werden. Dieſe beſondere und vorzügliche Kraft unſers Glaubens, das Gemüth in den betrübten Fällen des menſchlichen Lebens,

zu tröſten und zu beruhigen, will er zugleich als einen Beweis der Göttlichkeit deſſelben wider die Freydenker gebrauchen, wie er denn überhaupt der Meynung iſt, daß dergleichen Beweiſe, die aus der inneren Beſchaffenheit der chriſtlichen Religion, aus ihren Vorzügen, und insbeſondere aus ihrer kräftigen Wirkung auf das Herz der Menſchen, gezogen werden, gemeinnütziger und faßlicher ſind, als diejenigen, welche eine ziemliche Kenntniß in der Kritik, Chronologie, in den gelehrten Sprachen, und den Merkwürdigkeiten des Alterthums, vorausſetzen, die man weder bey dem allgemeinen Haufen der Spötter ſuchen, noch auch von den ungelehrten Chriſten, die doch den größten Theil ausmachen, fordern muß.

In der allgemeinen Einrichtung der gegenwärtigen Schrift hat unſer V. Boetii obengenanntes Buch zum Muſter genommen, daher er ſie ſowohl Geſprächsweiſe verfaßet hat, als auch an einigen Stellen mit Poeſie abwechſelt, und die Gottesfurcht, wie jener die Philoſophie, unter der Perſon eines Frauenzimmers vorſtellet. — Die Hauptperſon, auf deßen Beßerung und Troſt alles abzielet, und die (ſonder Zweifel, weil ſie einen Freygeiſt vorſtellen ſoll) Libertinus genannt wird, iſt eine Perſon vom Stande, und von vornehmer Erziehung; denn bey einer Standesperſon muß man billig ſoviel Wißenſchaft vorausſetzen, als zu ſolchen Geſprächen erfordert wird. Ohnedem haben

Beyſpiele von ſolchen Perſonen, ſie mögen gut oder böſe ſeyn, einen merklichen **Einfluß** auf die Denkungsart der geringeren. Dieſer **Libertinus** iſt in ſeiner Jugend zur Gottesfurcht und Tugend angeführt geweſen, aber darnach durch den Umgang mit der Welt **verführt** worden, denn H. G. glaubt, daß dieſes das Schickſal der meiſten Religionsſpötter ſey. Durch eine plötzliche und ungemein traurige Veränderung des Glückes aber läßt er ihn endlich in **ſchlechte Umſtände** gerathen, welches er für das kräftigſte Mittel zur Veränderung einer leichtſinnigen Denkungs- und Lebensart hält. Dis iſt die Beſchaffenheit und **Situation** des Libertinus, die bey dieſen Geſprächen zum Grunde gelegt werden muß.

Hr. G. liefert uns hier nur das **erſte Geſpräch**, verſichert uns aber, daß die übrigen ſchon ausgearbeitet ſind, und nachdem es die Umſtände begünſtigen werden, über kurz oder lang ausgegeben werden ſollen. Es wäre auch dem Leſer mit dieſem erſten Geſpräch allein wenig gedient, denn es iſt, wie der Verf. ſelbſt geſteht, nur eine **Einleitung** oder **Vorbereitung** zu den übrigen, und die **Hauptſache** kommt erſt in folgenden Geſprächen vor.

Das **erſte Geſpräch** beſteht wiederum aus vier Abtheilungen.

Erſte Abtheilung. Den Anfang macht ein **Klagelied**, in welchem **Libertinus** mit Ungeſtüm ſein Schickſal bejammert, und

Innhalt.

I. P. B. Giörup den Chriſtelige Religions-Tröſt. p. 1.
II. E. F. Gellerts Breve overſatt. p. 16.
III. *J. A. Cramer* de peccato originali. p. 18.
IV. *M. Hübner* de reditibus publicis. p. 21.
V. J. F. Feddersen vermiſchte Betrachtungen. p. 34.
VI. Den patriotiſke Tilſkner &c. p. 62.

I.

Den chriſtelige Religions Tröſt etc. etc. d. i. Der chriſtlichen Religion, nebſt den beſten Gründen von ihrer göttlichen Wahrheit und Vortreflichkeit in einigen Geſprächen zwiſchen Euſebiam und Libertinum von **Peter Bering Giörup**, Prediger zu Oeſttofte in Laaland. **Erſtes Geſpräch.** Sorøe 1766. bey Jonas Lindgreen. 160 Seiten, außer der Zueignungsſchrift und der Vorrede, in 8vo.

Herr **Paſtor G.** hat vor einigen Jahren die bekannte kleine Schrift, **Boetii Troſt der Philoſophie** genannt, überſetzt, und dis hat ihm, wie er in der **Vorrede** ſagt, Anleitung gegeben, ſelbſt eine Schrift zu verfertigen, in welcher die wichtigen Troſtgründe, die die **chriſtliche Lehre** enthält, und vor der Philoſophie und bloßen Vernunft voraus hat, vorgeſtellet werden. Dieſe beſondere und vorzügliche Kraft unſers Glaubens, das Gemüth in den betrübten Fällen des menſchlichen Lebens, zu

zu tröſten und zu beruhigen, will er zugleich als einen Beweis der Göttlichkeit deſſelben wider die Freydenker gebrauchen, wie er denn überhaupt der Meynung iſt, daß dergleichen Beweiſe, die aus der inneren Beſchaffenheit der chriſtlichen Religion, aus ihren Vorzügen, und insbeſondere aus ihrer kräftigen Wirkung auf das Herz der Menſchen, gezogen werden, gemeinnütziger und faßlicher ſind, als diejenigen, welche eine ziemliche Kenntniß in der Kritik, Chronologie, in den gelehrten Sprachen, und den Merkwürdigkeiten des Alterthums, vorausſetzen, die man weder bey dem allgemeinen Haufen der Spötter ſuchen, noch auch von den ungelehrten Chriſten, die doch den größten Theil ausmachen, fordern muß.

In der allgemeinen Einrichtung der gegenwärtigen Schrift hat unſer V. Boetii obengenanntes Buch zum Muſter genommen, daher er ſie ſowohl Geſprächsweiſe verfaßet hat, als auch an einigen Stellen mit Poeſie abwechſelt, und die Gottesfurcht, wie jener die Philoſophie, unter der Perſon eines Frauenzimmers vorſtellet. — Die Hauptperſon, auf deßen Beßerung und Troſt alles abzielet, und die (ſonder Zweifel, weil ſie einen Freygeiſt vorſtellen ſoll) Libertinus genannt wird, iſt eine Perſon vom Stande, und von vornehmer Erziehung; denn bey einer Standesperſon muß man billig ſoviel Wißenſchaft vorausſetzen, als zu ſolchen Geſprächen erfordert wird. Ohnedem haben

Beyſpiele von ſolchen Perſonen, ſie mögen gut oder böſe ſeyn, einen merklichen Einfluß auf die Denkungsart der geringeren. Dieſer **Libertinus** iſt in ſeiner Jugend zur Gottesfurcht und Tugend angeführt geweſen, aber darnach durch den Umgang mit der Welt **verführt** worden, denn H. G. glaubt, daß dieſes das Schickſal der meiſten Religionsſpötter ſey. Durch eine plötzliche und ungemein traurige Veränderung des Glückes aber läßt er ihn endlich in **ſchlechte Umſtände** gerathen, welches er für das kräftigſte Mittel zur Veränderung einer leichtſinnigen Denkungs- und Lebensart hält. Dis iſt die Beſchaffenheit und **Situation** des Libertinus, die bey dieſen Geſprächen zum Grunde gelegt werden muß.

Hr. G. liefert uns hier nur das **erſte Geſpräch**, verſichert uns aber, daß die übrigen ſchon ausgearbeitet ſind, und nachdem es die Umſtände begünſtigen werden, über kurz oder lang ausgegeben werden ſollen. Es wäre auch dem Leſer mit dieſem erſten Geſpräch allein wenig gedient, denn es iſt, wie der Verf. ſelbſt geſteht, nur eine **Einleitung** oder **Vorbereitung** zu den übrigen, und die **Hauptſache** kommt erſt in folgenden Geſprächen vor.

Das **erſte Geſpräch** beſteht wiederum aus **vier Abtheilungen.**

Erſte Abtheilung. Den Anfang macht ein **Klagelied**, in welchem **Libertinus** mit Ungeſtüm ſein Schickſal bejammert, und

zugleich verſchiedene Troſtgründe aus der Vernunft anbringet, deren Unzulänglichkeit er aber ſchmerzhaft fühlet. Als er hierauf eine Zeitlang ganz ſtille ſitzet, und ſeinem Unglück traurig nachdenket, ſiehet er unvermuthet die **Euſebia** mit einem majeſtätiſchen Weſen und Anzuge zu ihm eintreten, und wirſt ſich zu ihren Füßen.— Wir müßen hierbey rein heraus geſtehen, daß uns dieſe ganze **Erdichtung** gar nicht gefallen will. Es iſt eines Theils nicht wahrſcheinlich, daß ein **Freydenker**, wie **Libertinus**, ſich alſobald der Euſebia zu Füßen geworfen habe. Theils wird auch die Beſchreibung ihres **Anzuges** den Freydenkern nothwendig etwas **romanhaft** vorkommen müßen, und iſt folglich dem Zwecke des Verfaßers, dieſe wo möglich, durch ſeine Schrift zu gewinnen, nicht gemäß, ſondern wird ſie vielmehr, wie wir befürchten, abſchrecken, das Buch ihrer ferneren Aufmerkſamkeit zu würdigen. Damit es aber nicht ſcheine, daß wir dieſes ohne Grund ſagen, wollen wir die Beſchreibung ihrer Kleidung ganz herſetzen. „Sie „war (heiſt es) zwar nicht eigentlich nach irgend „einer von dieſer oder der vorigen Zeiten veränder„lichen Moden eingerichtet, ſchien aber doch der „morgenländiſchen Tracht am nächſten zu kom„men, die von den Griechen ϛολη genannt wur„de. Das Kleid an ſich ſelbſt beſtund aus einem „weißen ſchimmernden Zeuge, welches eine Art „eines ſilbernen Mohres war, und, ungeachtet „ſeines Alters, doch nichts von ſeinem herrlichen

„Glanz

„Glanz verlohren hatte. Die Kunſt der Arbeit „harmonirte zugleich vollkommen mit dem koſt„baren Werthe des Zeuges. In dem Grunde „deſſelben, welcher mit verſchiedenen goldenen „Zierathen beſetzt war, ſahe man hier und da die „Worte: Die Gottesfurcht iſt zu allen Dingen „nütze. Der unterſte Theil des Kleides bedeckte „ihre Füße gänzlich, mit einem koſtbaren breiten „Saume, worauf einige Thürme, Schlößer und „Gebäude vorgeſtellet waren, über welchen in „goldenen Buchſtaben die Worte eingewirkt ſtan„den: Ich achte alles für Koth gegen der über„ſchwenglichen Erkenntniß Chriſti Jeſu meines „Herren. Sie hatte auch einen Bruſtſchmuck, „der mit verſchiedenen koſtbaren Edelſteinen be„ſetzt war, unter denen dreye eine außerordent„liche Größe und Klarheit hatten, und unter „dieſen las man: Der Glaube, die Hofnung, die „Liebe, ſind dieſe drey, aber die Liebe iſt die größte. „Auf dem Haupte trug ſie eine Krone, von einem „Metalle, deßen Werth man auf der Erde nicht „kennt, und in der Hand ein Scepter, welches „wie ein Kreuz geſtaltet war, mit der Ueberſchrift: „Es ſey ferne von mir rühmen, denn allein von „dem Kreuze unſers Herren Jeſu Chriſti„. In einem **aſcetiſchen** blos zur **Erbauung** geſchriebenen Buche ließe ſich eine ſolche Stelle noch wohl leſen; wenn man aber Eingang bey den Religionsſpöttern zu gewinnen ſucht, iſt ſie nicht allein ganz unbrauchbar, ſondern kann ſo gar ſehr leicht ſchaden.

Nachdem ſich die Euſebia dem Libertinus völlig zu erkennen gegeben, und ihm gezeiget, daß ſie eben dieſelbe ſey, die von ihm in ſeiner Kindheit und erſten Jugend zwar gekannt und geehret, darnach aber verkannt und verachtet worden ſey, ſo offenbaret er ihr ſeinen unruhigen und kummervollen Zuſtand, und erzählt ihr mit derjenigen Offenherzigkeit, die ſie gleich anfangs von ihm gefordert hatte, wie er durch den Umgang mit der großen Welt, insbeſondere auf ſeinen Reiſen, da er allenthalben mit Spott und Läſterreden wider die Religion, wenig aber oder nichts zu ihrem Vortheil, gehört habe, ſich erſtlich ihrer geſchämt habe, darnach aber ein Verächter derſelben geworden ſey.—Dieſe Erzählung iſt der Erfahrung vollkommen gemäß.—Euſebia fragt ihn, auf welche Weiſe er, nachdem er von dem höchſten Gipfel des Glückes in das tiefſte Elend gefallen ſey, ſich zu tröſten geſucht habe, worauf er antwortet, daß er anfangs, als er noch einige Hofnung beßerer Umſtände hatte, ſich aller möglichen Zerſtreuungen bedienet habe, als ihm aber alle Hofnung abgeſchnitten worden ſey, habe er dasjenige, was er zuvor bey den Weltweiſen, und in der Geſchichte von der Unbeſtändigkeit des Glückes, der Standhaftigkeit in den Widerwärtigkeiten, und der Zufriedenheit geleſen, ernſthaft wiederholet, und in Erwägung gezogen. Allein er beklaget, daß weder das eine, noch das andere Mittel, habe anſchlagen wollen, und geſtehet zugleich, daß er oft die chriſtliche Religion ihrer ſchönen

ſchönen Troſtgründe halber von ihren Anhängern habe rühmen gehört; allein, da man des Troſtes derſelben nicht genießen könne, es ſey dann, daß man ihre Glaubenslehren annehme, er aber an der Richtigkeit derſelben ſchon ſeit langer Zeit zweifele, ſo habe er allzugroße Schwierigkeiten zu beſtreiten. Er bittet ſich daher bey der Euſebia Rath, Hülfe, und Ueberzeugung aus, die ſie ihm auch verſpricht. — Den Schluß machen einige Verſe, worinn **Euſebia Libertinum** beklagt, daß er bisher des herrlichen Troſtes, den die Religion darbietet, habe entbehren müßen.

Wir müßen hierbey noch erinnern, daß H. G. zwar an der Vorrede, bey der **Ankündigung** ſeines **Planes**, ſagt, daß er ſeinen **Libertinum** im Anfange etwas **ſpöttiſch** und **widerſpenſtig** gegen die Religion abbilden, aber darauf nach und nach **ernſthaft** und **lehrbegierig** machen wolle. Allein wir finden ihn alſobald in dieſer erſten Abtheilung zwar **zweifelnd**, aber gar nicht ſpöttiſch und widerſpenſtig. Er ſagt ja S. 48. zu der **Euſebia** ausdrücklich: „Vielleicht „kann der Troſt, welchen ich bisher vergebens „geſucht habe, eben ſobald in der chriſtlichen Reli„gion, als anderswo, gefunden werden. Vielleicht „ſind ihre Lehren nicht ſo unrichtig, als ſie von „ihren Feinden vorgeſtellet werden, denn ich habe „oft andere und nützliche Wißenſchaften eben ſo „ſtark von ihren Feinden tadeln, als von ihren „Freunden rühmen gehört. Vielleicht wirſt du „mich überreden, wo nicht ein Chriſt zu werden,

„doch zum wenigſten beßere Gedanken von dieſer „bisher ſo verhaßten Religion zu faßen„. — Uebrigens kommen in den unten beygefügten Noten einige ganz gute Erinnerungen von den verſchiedenen Fehlern in der Erziehung und dem Unterricht der Jugend vor, welche in der Folge der Zeit die Verachtung der Religion nach ſich ziehen und befördern, und unter welchen die Vorſtellung des Chriſtenthums als einer ſtrengen und unangenehmen Sache, die unmäſſige Erhöhung oder Erniedrigung der Vernunft und die Abweichung von der Hauptſache zu unnützen Fragen insbeſondere angemerket zu werden verdienen.

Zwote Abtheilung. Libertinus geſteht, daß er dasjenige, was Euſebia, in ihrem Geſange von der Vortreflichkeit der chriſtlichen Lehre geſaget habe, ſchon oft zuvor von den Geiſtlichen gehört habe; allein er ſey nicht gewohnt, dieſen guten Leuten auf ihr Wort zu glauben. Euſebia fragt ihn hierauf, ob er die chriſtliche Religion unterſuchet habe, und will nicht hoffen, daß er ſein Urtheil, von dem inneren Werthe derſelben, nach einem vorausgefaßten Haße wider diejenigen, ſo ſie lehren, eingerichtet habe. Allein Libertinus will ſeinen Haß wider die Geiſtlichen behaupten, und vertheidigen, deßen Ungrund aber Euſebia ganz bündig entwickelt. Sie zeiget nämlich, 1) daß die Verſpottung der Geiſtlichen gemeiniglich mit der Verachtung der Religion folge, weil jene in Verbindung mit

dieſer ſtehen, und die Freydenker aus politiſchen Urſachen ihren Haß wider die Religion ſelbſt nicht allezeit ſo offenbar äußern dürfen. 2) Daß es an ſich unbillig ſey, einen ganzen Stand einiger unwürdigen Mitglieder halber zu haßen und zu verlachen. 3) Daß dieſes Verfahren denen heut zu Tage ſo ſehr angeprieſenen feinen und zarten Empfindungen der Menſchenliebe ſchnurſtracks zuwiderlaufe. 4) Daß es gar nicht wahrſcheinlich ſey, daß die Laſter einiger Geiſtlichen, dieſen Stand den Religionsſpöttern verhaßt gemacht haben, ſintemal dieſe ihrer Tugend halber gewiß nicht in Rufe ſtehen. 5) Daß die Beßerung des äußeren Wandels, welche die neueren erleuchteten Zeiten beynahe in allen Ständen hervorgebracht haben, in dem geiſtlichen Stande ganz merklich ſey. 6) Daß dasjenige, was bey den Geiſtlichen Geiz, Hochmuth, Zankſucht, Rachſucht, u. ſ. f. heißet, bey andern mit viel gelinderen Namen, ja ſo gar mit Namen der Tugenden benennet werde, und 7) daß der Schluß, den die Religionsſpötter von den Laſtern der Geiſtlichen auf die Unrichtigkeit ihrer Lehre machen, ganz füglich wider ſie ſelbſt angewendet werden könne.

Weil Libertinus ferner behauptet, daß er nicht ohne alle Unterſuchung die Religion und ihre Diener verachtet habe, und einige ſeiner Zweifel vorzutragen verſpricht, ſo legt ihm Euſebia im voraus zwo Fragen vor. Erſtlich: Wann, bey welcher Gelegenheit, und mit

welchem Gemüthszuſtande er die Unterſuchung der Religion vorgenommen habe? **Zweytens: Wie** er ſich in derſelben verhalten habe? Auf die erſte Frage antwortet er: er habe gemerket, daß man manchmal durch witzige Einfälle, die man wider die Religion anbringt, genöthiget werde, mit den Verehrern derſelben, ja ſo gar mit den Geiſt-lichen ſelbſt, anzubinden, und mit einigen von ihnen, die Wißenſchaft und Geſchmack beſitzen, wäre es nicht ſo leicht fertig zu werden, daher habe er für nöthig geachtet, die Religion kennen zu lernen, und ſie zu unterſuchen. **Euſebia** zeigt ihm hierauf, daß ſein Gemüth unter ſolchen Umſtänden von einer **tadelhaften Begierde** über die Religion zu **ſpotten**, und ihr bey aller Gelegenheit zu **widerſprechen** eingenommen, und daher zur Unterſuchung derſelben **unge-ſchickt** geweſen ſey. — Was die zweyte Frage betrift, ſo nöthigt **Euſebia** dem **Libertinus** das Geſtändniß ab: daß er die Religion als etwas **trauriges** und **unangenehmes** ange-ſehen; daß er daher bey der Unterſuchung derſel-ben ſie als **falſch** zu befinden **gewünſchet**; und folglich in der Beurtheilung derſelben ſich **gar nicht unpartheyiſch** verhalten habe.

Bey dieſer zwoten Abtheilung haben wir ſonſt nichts zu erinnern, als daß wir unſerm V. nicht beypflichten können, wenn er in einer Anmer-kung S. 77. mit dem Hrn. **Etaatsrath Suhm** aus den Schriften der Trondheimiſchen Geſellſchaft behauptet, daß man von den Geiſt-

lichen

lichen nicht größere Vollkommenheit und Strenge des Lebens, als von andern, fordern müße. Es iſt glaublich, wie **Libertinus** ganz richtig bemerket, daß ſie **mehr** von der Religion **wißen**, als andere, folglich erwartet und fordert man mit allem Recht von ihnen **größere Vollkommenheit.** Ueberdem kann ein jeder, der den **Zuſammenhang** und die **Beziehung** verſchiedener Stände auf einander genauer in Erwegung ziehet, leicht einſehen, daß man von gewißen Ständen, vermöge ihres **Einflußes** auf andere, **größere Vorſichtigkeit** und **Klugheit**, folglich **größere Strenge** des Lebens, fordern müße.

Dritte Abtheilung. Um ſeinen bisherigen Unglauben zu entſchuldigen, beruft ſich **Libertinus** darauf, daß die chriſtliche Religion **unauflöslichen Zweifeln** und **Schwierigkeiten** ausgeſetzt ſey. Allein **Euſebia** zeiget ihm ganz gründlich: **Erſtlich**, daß eine jede Wiſſenſchaft in gewißen Stücken ihre Schwierigkeiten habe, und man ihr deswegen doch nicht alle Wahrheit und Gewißheit abſpreche. **Zweytens**: daß es darauf ankomme, ob die vermeinten unauflöslichen Zweifel und Schwierigkeiten die **Hauptſache** der Religion, d. i. die **Göttlichkeit** und **Glaubwürdigkeit** der h. **Schrift**, oder die auf dieſe ſich wiederum gründende **Hauptlehren**, betreffen. — **Euſebia** verweiſet ihn ferner zu einigen **berühmten Schriftſtellern**, die mit großer Gelehrſamkeit das göttliche Anſehen der Schrift, mit einer ſolchen Gewißheit,

heit, als die Natur der Sache es erlaubet, feſtgeſetzt, und die weſentlichen Lehren der chriſtlichen Religion auf das gründlichſte, ſowohl aus der Glaubwürdigkeit der h. Schrift, als auch zum Theil aus der Uebereinſtimmung mit der Vernunft bewieſen haben. Libertinus wirft zwar den Verdacht der Partheylichkeit auf dieſe Leute, weil ſie ſonder Zweifel Geiſtliche geweſen wären, denen es ihres eigenen Vortheils halber angelegen ſeyn müße, die Sache der Religion zu vertheidigen. Allein Euſebia antwortet ihm hierauf, daß theils dieſer Verdacht auf die Freydenker ſelbſt zurückfallen könne, und daß theils die Geiſtlichen es eben ſowohl verdienen in ihrer Wißenſchaft gehört zu werden, als ein jeder anderer in ſeiner Wißenſchaft gehört und um Rath gefragt wird, ohne der Partheylichkeit beſchuldiget zu werden. (H. G. ſagt ſehr richtig in einer Anmerkung. „Man höret „gerne einen jeden in der Wißenſchaft oder der „Kunſt, deren er ſich rühmet. Dieſes Recht „hat ein jeder Arzt, Juriſt, Philoſoph, Staats„mann, ja Künſtler und Handwerker; in der „Religion allein will faſt ein jeder, ja oft der „Unkündigſte, ſich zum Richter aufwerfen. Läßt „ſich hingegen ein Geiſtlicher hören, der ſeine „Zeit der Erkenntniß der Religion und ihrer „Gründe aufgeopfert, ja oft diejenige Zeit daran „gewandt hat, die andere beym Spieltiſche oder „mit anderem Zeitvertreibe verſchwenden, ſo muß „er alſobald ein partheyiſcher Richter ſeyn und

„heißen,

„heißen, weil er von dem Unterricht der Religion „einen geringen zeitlichen Vortheil ziehen kann, „den er doch vielleicht ſowohl gröſſer, als auch mit „weniger Beſchwerlichkeit in einem andern Stan„de haben könnte, wenn er ſich demſelben gewid„met hätte.)

Euſebia zeiget dem **Libertinus** ferner ganz bündig, daß wenn er einen rechten Anfall auf die chriſtliche Religion thun wolle, er die Gründe, die von den Vertheidigern derſelben mit vieler Scharfſinnigkeit gebraucht werden, gehörig unterſuchen und prüfen müße, wozu ſowohl **Zeit, Geduld** und **Fleiß**, als auch **gründliche Gelehrſamkeit** erfordert werde.—**Libertinus**, will zwar nichts von dieſer mühſamen Unterſuchung wißen, ſondern behauptet, daß ſie nur den **Gelehrten**, deren Temperament, Stand, Amt und Lebensart ſie dazu geſchickt macht, aufgelegt werden könne. Allein **Euſebia** nöthigt ihn erſtlich durch ihre Fragen zu behaupten, daß, weil er einen **unvortheilhaften Begrif** von der Religion gehabt habe, daß ſie nämlich der Glückſeligkeit der Menſchen Hinderniße im Wege lege, er ſich für **berechtiget** und **verpflichtet** gehalten habe, die Lehren derſelben zu **verwerfen** und zu **beſtreiten**. Und dann zeiget ſie ihm auf eine **zwiefache Art**, daß, wenn er ſich hiezu verpflichtet geachtet habe, er auch zu einer **ſorgfältigen Unterſuchung** und **genauen Prüfung** der Gründe der chriſtlichen Religion verbun-

bunden geweſen ſey. 1) So wie ein Richter, der ſich für verbunden achtet, einen Menſchen zum Tode, oder zu einer andern Strafe, zu verurtheilen, alles was in dem Gerichte, zur Anklage oder Vertheidigung des Mißethäters vorgebracht wird, aufs genaueſte in Betrachtung ziehen muß, damit er im Stande ſeyn könne ein gerechtes Urtheil zu fällen; alſo iſt auch derjenige, der ſich zum Richter über die chriſtliche Religion aufgeworfen hat, und ſich für berechtiget und verpflichtet hält dieſelbe zu verwerfen, unumgänglich verbinden ſein **Recht** und ſeine **Pflicht** dadurch zu beweiſen, daß er beßer und genauer, als der große Haufe, alle Beweiſe und Gründe, die für und wider die Religion angeführt werden können, unterſuche und prüfe, um ein ſicheres Urtheil fällen zu können. 2) Man kann in gewißer Abſicht ſagen, daß ſowohl die Feinde als die Freunde der chriſtlichen Religion ihren Glauben haben. Nun können die Lehren des chriſtlichen Glaubens und ihre Gründe als eben ſo viele **Einwendungen** wider den Glauben der Freydenker betrachtet werden. Die Feinde des Chriſtenthums können alſo nicht von der **elendeſten Leichtgläubigkeit** losgeſprochen werden, noch einer **offenbaren Beſchämung** entgehen, wenn ſie nicht die Einwendungen der Chriſten, die dieſe für gegründet ausgeben, auf das genaueſte und ſorgfältigſte unterſuchen und prüfen.

Vierte

Vierte Abtheilung. **Libertinus** verſpricht die Schriften, welche die beſten und kräftigſten Gründe für das Chriſtenthum enthalten, auf das ernſthafteſte und genaueſte durchzuleſen, und zu unterſuchen. **Euſebia** thut, als wenn ſie ihn nun ſich ſelbſt überlaßen wolle, erweckt aber auch zugleich durch die Vorſtellung, daß ſeine vorhabende Arbeit ſchwer und wichtig ſey, ein Verlangen nach ihren ferneren Beyſtand und Unterricht bey ihm, den ſie ihm auch verſpricht, aber im voraus ein **redliches Herz** fordert. Bey dieſer Gelegenheit behauptet ſie zugleich, daß, obgleich eine **rechtſchaffene Verfaßung** des Herzens ihren Grund in der **Ueberzeugung** und **Erleuchtung** des Verſtandes haben, und die **Neigung** die Lehren der Religion zu glauben und anzunehmen vornämlich durch die **Einſicht** in ihre Gründe und Beweiſe gewirkt werden müße, man doch mit Recht, eine redliche Liebe zur **Wahrheit überhaupt** fordern könne, ehe die Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion **insbeſondere** Statt findet. Denn die Erfahrung lehret, daß man ſein Herz und Gewißen, wenn es im voraus ſchon wider die Wahrheit eingenommen iſt, ganz fühllos gegen dieſelbe machen könne, es mögen die Gründe und Beweiſe derſelben auch noch ſo ſtark an ſich ſelbſt ſeyn als ſie wollen. — Hiemit wird die erſte Unterredung abgebrochen, und wir erwarten bald die Fortſetzung derſelben.

II. Breve,

II.

Breve, tillige med en practiſk Afhandling c.
Briefe nebſt einer practiſchen Abhandlung über den guten Geſchmack in Briefen von C. F. Gellert, Kopenhagen 1762 bey Nic. Möller. 544 S. in 8.

Herr Mag. **Baden**, jetziger Rector bey dem Pädagogio in Altona, iſt der Ueberſetzer dieſer Briefe. Man muß ihm für ſeine Bemühung verbunden ſeyn, ob es gleich unſtreitig beſſer geweſen ſeyn würde, wenn er die Abhandlung mit originalen däniſchen Briefe hätte begleiten, oder uns doch wenigſtens einige ſolche neben den gellertiſchen liefern können. Er ſagt in ſeiner Vorrede ſelbſt, daß er dieſes gewünſcht, und ſich auch darum, aber vergeblich, bemühet habe. Etliche hat er zwar bekommen, allein es iſt ihm nicht erlaubet worden, ſie bekannt zu machen; und ſelbſt einige aufzuſetzen; — daran haben ihn vielleicht ſeine Geſchäfte gehindert. Wir werden uns alſo auch in dieſem Stücke, ſo wie in manchen andern Fällen, vors erſte noch mit Ueberſetzungen begnügen müſſen.

Sonſt gedenkt Herr B. in ſeiner Vorrede eines zufälligen Uebels, das Gellerts Briefe geſtiftet haben ſollen. Man weiß, daß ſie alle die Sprache der Freundſchaft und Vertraulichkeit führen; hierinn ſollen ihm nun verſchiedene junge Leute ſo gar ohne Ueberlegung nachgeahmet haben, daß ſie auch in Briefen an vornehmere,

an

an ihre Gönner, dieſer Schreibart gefolget ſind. Aber haben denn dieſe Leute die vor den Briefen befindliche Abhandlung nicht geleſen? Und haben ſie nicht bemerket, daß darinn auch von ſolchen Briefen geredet wird, die die vertrauliche Sprache nicht annehmen wollen und können? Wer ſo wenig Ueberlegung und Beurtheilungskraft von ſich blicken läßt, für den ſind wohl alle Anweiſungen vergeblich.

Die Ueberſetzung ſcheint ziemlich getreu und richtig zu ſeyn, ſo viel wir beym Durchblättern haben bemerken können, doch ſind uns einige Fehler zu Geſichte gekommen. So wird z. B. im 2. Briefe **Landkutſche** durch Vognmandsvogn gegeben. Nun hat man freylich bey uns keine Landkutſchen, allein eine kleine Anmerkung wäre hier wohl nicht undienlich geweſen, zumal, da in eben demſelben Briefe durch obige Ueberſetzung noch eine andere Unrichtigkeit entſtehet. Das **Tuch**, nämlich womit die Decke der Kutſche bezogen war, nennet der Herr Rector Kappe (Mantel), wozu ihn ohne Zweifel der Begriff von einem offenen Wagen verleitet hat. Im 14. Briefe wird **Holzbauer**, durch Kulſvier überſetzet. Vielleicht wäre eine kleine Umſchreibung, da man das Wort Holzbauer im Däniſchen nicht hat, hier beſſer geweſen; denn wir zweifeln faſt, daß ſich die ſächſiſchen Holzbauren mit den hieſigen Kohlbrennern füglich vergleichen laſſen. Im letzten Briefe wird **gepflaſtert** durch belagt med Flüſer überſetzt; warum hat man ſich hier nicht lieber des richtigen Wortes

broelagt bedienen wollen? Eben daſelbſt wird ein ſchreckliches Geld en ſune Groſken genannt, aber dieſes zeigt eher an, daß der Wächter, von dem die Rede iſt, das Geld für jede Nacht ſauer verdiene, im deutſchen wird hingegen darüber geſpottet, daß der Mann ſo wenig bekommt, und deßfalls heißt es ironiſch ein ſchreckliches Geld. In der Abhandlung von dem guten Geſchmack in Briefen finden wir ein paar gar nicht zierliche Ausdrücke, als: S. 111. (nach der Ueberſetz.) den hele Titul *opramſe* (im deutſchen den ganzen Titel herbeten) und S. 129. jeg græmmer mig ſaa *beſtialſk* (ich ängſte mich ſo abſcheulich).

Es fällt uns noch eben ein ganz kleiner Fehler in die Augen. Die poetiſche Erzählung, von einem jungen Menſchen, der einen Trauerbrief ſchreiben wollte, die Herr B. ſonſt ganz gut überſetzet hat, fängt er, ohne die geringſte Nothwendigkeit, mit einem Engang (Einmal) an; was mag ihn doch immer zu dieſem altväteriſchen Ton bewogen haben?

III.

De peccato originali aduerſus Joh. Taylorum Exercit. prima, quam pro loco in fac. theol. obtinendo — *Joh. Andr. Cramer.* Th. Prof. & Concionat. aulicus. Hafniae 766. 6 Bogen in 4.

Im erſten Abſchnitt beweiſet der berühmte Verfaſſer, daß man die Lehre von der Erbſünde und dem Verluſt des göttlichen Ebenbildes nicht in

Zweifel ziehen kann, ohne die Wahrheit der Schriſt und Religion überhaupt zu läugnen, und daß ſolches die Quelle einer Menge Ketzereyen in den erſten Zeiten geweſen iſt. Der zweyte handelt von einigen neuern Widerſachern, ſonderlich dem Engländer Joh. Taylor, der theils in einer eigenen Schriſt, theils in ſeiner Auslegung des Briefes an die Römer, die auch deutſch heraus iſt, dawider geſchrieben hat. Im dritten wird deſſen nirgend ordentlich und beſtimmt vorgetragenes Lehrgebäude entworfen und mit der rechtgläubigen Meynung verglichen, und endlich im vierten ſeine Uebereinſtimmung mit den Pelagianiſchen, Socinianiſchen, Arminianiſchen und Päbſtiſchen Irrthümern gezeigt. Die Widerlegung ſeiner Sätze iſt der folgenden Diſſ. vorbehalten.

Taylor ſetzt das göttliche Ebenbild, das nach der orthodoxen Lehre in einer richtigen Erkenntniß des Guten und Böſen, und einem ſich ſchlechterdings darnach richtenden Willen beſtand, bloß in der Vernunſt überhaupt. Er leugnet alſo deſſen Verluſt und behauptet, daß die erſten Menſchen weder in der Einſicht noch in der Heiligkeit des Willens einen Vorzug vor ihren Nachkommen gehabt, vielmehr von vielen weit übertroffen werden, welches er ſo wohl a priori daher beweiſet, weil ihnen das Wort Gottes, die Erfahrung und anders, ſo uns zu ſtatten kommt, mangelten, als auch a poſteriori aus dem Erfolg ſelbſt, indem ſie alsbald der erſten und kleinen Verſuchung untergelegen, da andere bey weit härtern

Proben ſtandhaft geblieben. Er weiß von keinen andern Folgen des Falles als dem leiblichen Tode. Dieſen ſterben wir zwar als eine Wirkung des Falles der erſten Aeltern, aber nur als eine natürliche Wirkung und denn auch, weil wir alle ſelbſt eben ſo wohl wie ſie ſündigen. Er hält die Lehre von der Fortpflanzung der Sünde Adams auf ſeine Nachkommen nicht nur für ungereimt, ſondern höchſt ſchädlich, weil man abgehalten wird nach dem Guten zu ſtreben und das Böſe zu unterdrücken, wenn man ſeine Natur zum voraus verdorben und dazu untüchtig glaubt. Er will, was die Schrift von einer Zurechnung der erſten Sünde, die wider alle Billigkeit ſeyn würde, ſagt, könne keinen andern Verſtand haben, als daß Gott aus weiſen Urſachen alle Nachkommen Adams anſieht, als ob ſie an ſeiner Sünde Theil gehabt, * ſo wie auch Chriſtus ſelbſt alſo betrachtet worden. Die Erklärung deſſelben iſt nach ihm nur ein Beyſpiel des Gehorſams und der Heiligkeit, und die Wiedergeburt ein bloßes eigenes Beſtreben der Tugend.

IV.

* Der H. V. pflichtet denen nicht bey, ſo auch unter uns dieſe Art der Zurechnung der Sünde der erſten Aeltern mit annehmen, und glaubt, daß ſie bloß deßwegen zugerechnet wird, weil ſie durch die Fortpflanzung wirklich auf uns gekommen iſt.

IV.

Diſſertatio politica inauguralis de reditibus publicis quam, pro loco in Conſiſtoriali conceſſu Havnienſi rite occupando, placido Academici Senatus examini VII Kal. Sextileis A. Æ. C. CIƆIƆCCLXVI inſtituendo proponit *Martinus Hübner*, S. R. M. a Conſiliis Iuſtitiæ, J. U. Phil. & Hiſtor. P. P. Ordin. Conſiſtorii Aſſeſſor, Soc. Reg. Sc. Britt. Acad. Reg. Inſor. & Hum. Lit. Paris. & incl. Soc. Lond. Art. Opif. & Mercat. promov. deditae Sodalis. Reſpondente Mag. Ieremia Woldicke.

67 S. in 4.

Dieſen Titel führt eine Streitſchrift, die der Herr Juſtizrath Hübner als Profeſſor bey der hieſigen Univerſität beym Antritt ſeiner Academiſchen Verrichtungen gewöhnlichermaßen vertheidiget hat. Wir hoffen, daß der H. V. nicht umſonſt das Eis werde gebrochen, oder unſern ziemlich häufigen Academiſchen Streitſchriften ſo ein neues, nützliches und weitläuftiges Feld eröfnet haben, da es uns bishero an Abhandlungen ſowohl in den beſonderen als allgemeinen Oekonomiſchen Wiſſenſchaften gemangelt hat.

Seine eigene vielfältige wichtige Anmerkungen und Beobachtungen, die er bey ſeinem vieljährigen Aufenthalte in den Reichen und Städten, wo dieſe Wiſſenſchaften im großen getrieben werden, und woraus er ſich ſo gar ein ganz neues Sy-

ſtem gemacht hat, deſſen in der Diſſertation nur gar zu oft Erwehnung geſchieht, ſchmeichelt uns mit der Fortſetzung ihrer Ausgabe. Auch ſeine jetzige Beſtimmung, den hieſigen Studirenden durch Vorleſungen zu nützen, vermehret unſere Hofnung mit der Zeit viele glückliche Nachahmungen zu ſehen.

Wir aber werden uns ſtets mit wahrem Vergnügen aufs möglichſte bemühen, Abhandlungen von dieſer Art auch *ultra Academica ſubſellia* bekannt zu machen.

In der Vorrede rechtfertiget der Herr Verfaſſer die Wahl einer ſo ungewöhnlichen Materie, als dieſe iſt. (Schade, daß dergleichen Rechtfertigungen bey uns noch ſtatt haben können! Auf andern Univerſitäten, wo die Oekonomiſchen Wiſſenſchaften ſchon längſtens vorgetragen werden, würden ſie ohne Zweifel wegfallen); dann führet er ſeine Quellen an, die eigentlich bloß ſeine eigene Wahrnehmungen ſind, wiewohl auch einige von den vorzüglichſten Schriftſtellern angezeiget werden. Endlich beſchließt er ſeine Vorrede mit einer Entſchuldigung, daß er, weil dieſe Wiſſenſchaft nicht auf lateiniſch pflegt abgehandelt zu werden, einige unlateiniſche Wörter habe erfinden, und ſich deren bedienen müſſen. Wir können dieſes doch nicht zugeben, denn die von dem H. V. gebrauchte Wörter: Portoria, Pedagia, Edicta Burſalia, Vectigalia Maritima & Riparenſia, Bona Domanialia, Tributa Territoria-

lia & Agraria, Municipalis geſtio, Cadaſter, (welches doch wohl Cataſtrum hätte heißen ſollen). Jura aquaria, Telonia, Naula vadorum, Dominium eminens, Inveſtitura feudorum, Laudemia &c. wenn ſie auch gleich nicht alle einem Cicero bekannt geweſen ſind, finden ſich doch faſt insgeſammt in den lateiniſchen Wörterbüchern. Die Archaismi: Sextileis, Civitatium, Bovium, Abuti (paſſiv.) &c. möchten eher einer ſolchen Entſchuldigung bedürfen, aber das ſind, wie der H. V. ſelbſt erinnert, nur Kleinigkeiten, wenn man von wichtigern Sachen ſchreibt.

Die Abhandlung ſelbſt iſt in 5. Hauptſtücke getheilet, wovon das 1ſte von den öffentlichen Einkünften überhaupt handelt, und das 2te von den Quellen der öffentlichen Einkünfte, ſo wie das 3te von den Auflagen oder der Ausſchreibung der Abgaben. Das 4te enthält verſchiedene Anmerkungen über die öffentliche Einkünfte, und das 5te zeigt endlich den Gebrauch dieſer Einkünfte. Wir wollen ſie alle näher betrachten.

Im 1ſten Hauptſt. §. 1. kommen die Erklärungen der öffentlichen Einkünfte und des Regenten im weitläuftigen Verſtande vor; §. 2. wird der Unterſchied zwiſchen den öffentlichen und des Regenten eigenen Einkünften feſtgeſetzt, und da dieſe hauptſächlich von des Regenten eigenen Domainen herkommen: ſo läuft hier eine Anmerkung über die Veräußerung der Domainen mit ein, die vielleicht eher zum 4ten Hauptſtücke gehören möchte. §. 3. Wird gezeiget, warum dieſe

Einkünfte öffentliche heißen, und §. 4. woher ſie genommen werden, weiter §. 5. daß ſie zur Kammer gehen, und § 6. daß der Regent die oberſte Aufſicht über die Finanzen haben ſolle. Nach §. 7. ſollen die öffentlichen überhaupt zur gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit angewandt werden.

Im 2ten Hauptſt. §. 1. wird das bereite, bereitere und bereiteſte Vermögen des Staats erkläret. Das 1ſte ſind die Fonds des Staats; das 2te die Einkünfte, ſo die Nation daraus ziehet, und das 3te die Abgänge, die davon zur Regierung des Landes gehen; daß alſo die öffentliche Einkünfte das bereiteſte Vermögen des Staats ſind. Vier andere Lehrſätze werden noch daraus gefolgert. Im §. 2. bemerkt Hr. H. daß man heutiges Tages wenig lateiniſche, und noch weniger Academiſche Streitſchriften, welche kaum ultra academica ſubſellia bekannt werden ließe, und daß er alſo nicht willens ſey, ſein neues Syſtem, deſſen wir oben gedacht haben, hier vorzutragen, ſondern nur die gewöhnliche Quellen der öffentlichen Einkünfte nennen, und dieſelbe mit häufigen Anmerkungen gelegentlich begleiten wolle, §. 3. Die erſten und ſonder Zweifel die älteſten Quellen der öffentlichen Einkünfte ſind die Domainen. Die Frage, welche hier vorkommt, ob ſie zu verpachten? möchte wohl auch zum 4ten Hauptſtück gehören. §. 4. Die Steuren und Abgaben machen die 2te Quelle aus. Ferner §. 5. der aus- und eingehende Zoll, und

§. 6.

§. 6. die Steuren auf die Grundſtücke; wobey denn bemerkt wird, daß die Cataſtra alle 5. oder 10. Jahre billig nachgeſehen und verändert werden ſollten, und daß der Eigenthümer der ungebauten Felder ſie entweder ſelber bauen oder an andere, die ſie bauen wollen, umſonſt überlaſſen ſollte, (welches auch wohl zum 3ten oder 4ten Hauptſt. gehörete,) Der 7. §. handelt von den Acciſen. Der H. V. bemerket, daß die gar zu hohen Acciſen dem Staate nachtheilig ſind und giebt eine Nachricht von den Engliſchen Acciſeeinrichtungen. Es wäre unſers Bedünkens nicht aus dem Wege geweſen, wenn die Regalien vor dem 8ten §. wären erkläret worden, da hier das Poſtweſen, als zu den Regalien gehörend, in ſo weit es ein Vorwurf der öffentlichen Einkünfte iſt, vorkömmt. Das Forſtweſen wird kaum genannt; und die Jagdgerechtigkeit gar nicht gerühmet. Im 9. §. kömmt die Salzſteuer beſonders in Abſicht auf Frankreich vor, ingleichen wird von den Bergwerken geredet. Der H. V. hält es für heilſamer, daß die Bergwerke auf Koſten des Regenten getrieben werden, als daß ſolches von Privatleuten geſchiehet, welches durch das Beyſpiel der Engeländer bewieſen wird. Der 10. §. enthält eine ganze Menge von öffentlichen Einkünften, die nur (ohne Ordnung) hergerechnet; des engen Raums halber aber nicht abgehandelt werden.

Im 3ten Haup:ſt. und zwar §. 1. wird gezeigt, wie ſchwer es ſey, Steuren, ſo wie es ſich gebühret, auszuſchreiben. Da es aber gar

zu weitläuftig ſeyn würde, die ächten Grundſätze der Steuerausſchreibungen hier zu entwickeln: ſo hat der H. V. einige **Anmerkungen darüber nicht aus Büchern zuſammengetragen, ſondern aus eigener Erfahrung geſammelt** und in dem 2 §. 7 Regeln, welche bey den Auflagen zu beobachten vorgetragen. Wir hätten ſie vielleicht alle 7. aus einer, die der H. V. an einem andern Orte S. 35. anbringet und die ſonſten mit der 5. Regel einerley iſt: „Zu Friedenszeiten iſt das überflüßige der Unterthanen der wahre und eigentliche Gegenſtand der Auflagen hergeleitet. „ Sie werden in der Folge weiter ausgeführet. §. 3. Bey der 1ſten Regel: Man ſoll weder mehr noch größere Abgaben den Unterthanen auflegen, als die öffentliche Wohlfahrt des Staats erfordert, wird die Frage: ob es auch die Wohlfahrt des Staats erfordert, Schätze beyzulegen? mit Nein beantwortet und aus verſchiedenen Gründen, die doch ziemlichen Einſchränkungen und Beantwortungen unterworfen ſeyn möchten, bewieſen. (Es bleibt aber noch immer dieſer Zweifel übrig, daß man alsdann im erforderlichen Falle die nöthige Summen nicht gleich bey der Hand habe; und wenn man ſie auch gleich auftreiben könnte; wäre es ja doch wohl den Unterthanen bequemer zu guten Zeiten auf die ſchlechtere etwas auf dieſe Art beyzulegen, als nach einem Kriege oder anderer Landplage es durch vermehrte Abgaben zu bezahlen, und überhaupt würde man wohl in allen Staaten

nur

nur nach den jetzigen Abgaben und ohne ſie zu vermehren, heutiges Tages beträchtliche Schätze ſammlen können, wenn nur nicht unordentliche Mildthätigkeit oder Verſchwendung es verhinderten.) Im §. 4. bey der Erläuterung der 2ten Regel: die Abgaben müſſen einfach und ihre Einhebung muß nicht gar zu weitläuftig ſeyn, werden des Gr. v. **Mirabeau** und des Franzöſiſchen Verfaſſers, von dem Reichthum des Staats, entgegengeſetzte Meynungen, indem der erſte alle Abgaben nach den Grundſtücken, der andere aber nach den Köpfen der Vermögenden gerechnet hat, geprüfet. Beyde werden als unvollkommen erwieſen, aber eine vollkommenere Verknüpfung von beyden wird für möglich gehalten. Der 5te §. iſt eine Erläuterung der 3ten Regel: Man muß ſich beſonders hüten, daß das bereite Vermögen des Staates (durch Plusmacherey) keinen Schaden leide. Die 2te Regel: daß die Abgaben ſo viel möglich der Ermunterung des Fleißes und des Handels dienen ſollen, kömmt in dem 6. §. vor, wo denn gezeigt wird, wie ſchädlich die Monopolien und hingegen wie nützlich die Prämien im Staat ſind, welche alſo von den öffentlichen Einkünften oder was noch beſſer wäre (nach dem Beyſpiel der Engeländer) durch die Liebe der Bürger zum Vaterlande ausgeſetzt und errichtet werden könnten. Der 7te §. enthält einige wichtige Wahrheiten bey der Wiederholung der 5ten Regel, daß nämlich zu Friedenszeiten die Abgaben nur ein gemäßigter Theil des

bereite-

bereiteren Vermögens des Staats ſeyn ſollen. Die 6te Regel: daß die Gleichheit der Abgaben ihr gehöriges Verhältniß haben müſſe, führet den Herrn Verfaſſer in dem 8. §. wieder auf die Cataſtra und ihre jedes 5 oder 10 Jahr billigerweiſe vorzunehmende Reviſion, wovon ſchon oben Hauptſt. 2. §. 6. gehandelt worden. Es werden hier noch einige Beyſpiele und Beantwortungen etlicher Einwendungen hinzugefüget. Bey der Acciſe meinet der H. V., man könnte die Gleichheit ziemlich durch die 6fache Eintheilung der Waaren nach ihrer Nothwendigkeit befördern. (Es ſind aber noch viele andere Umſtände, die nach der 4ten Regel §. 6. bey der Acciſe in Betrachtung kommen müſſen, als hauptſächlich der Nutzen, den der Staat z. E. durch die Bearbeitung oder Raffinirung der rohen Materialien ziehet ꝛc. Der Activ- oder Paſſivhandel u. dgl.) Endlich kömmt in dem 11ten §. die 7te Regel vor: daß die Abgaben allgemein ſeyn ſolten. In Anſehung der Freyheit gewiſſer Perſonen von Abgaben unterſcheidet der H. V. tributa moralia und realia. Jene bedeuten gewiſſer Perſonen Verdienſte, die größer ſind, als ihre ausdrückliche Verbindlichkeiten und von der Art, daß ſie nicht durch Belohnungen oder Geſchenke können vergütet werden. Wir würden den Begriff vielleicht nicht auf die Art gebildet haben; aber da man weiß, wie das Moraliſche manchmal in dem Naturrecht genommen wird, z. E. wenn es von perſona oder caput u. d. g. geſagt wird: ſo wird man

man leicht einſehen, daß dasjenige, was in Anſehung der öffentlichen Einkünfte die Stelle der Abgaben vertritt, eine moraliſche Steuer genennet werden könne. Wenn nun jemand dem Staat um eine gewiſſe Beſoldung dienet; der Staat aber ihm zum voraus die Abgaben abziehet, oder welches das nämliche iſt, ihm eine um ſo viel kleinere Beſoldung giebt: ſo kann man ja mit allem Rechte ſagen, daß der Abzug in Abſicht auf die öffentlichen Einkünfte die Stelle der Steuer vertrete und das tributum moraliſch ſey. Hieraus kann nun erſehen werden, daß es nicht unbillig, ſondern viel bequemer wäre und immer etwas erſpahret werden würde, wenn der Staat aller ſeiner Bedienten tributa zu moraliſchen machen, d. i. ihnen keine größere Beſoldungen geben wollte, als die ihnen nach Abzug der Abgaben zukommen könnte. Eben ſo kann es auch nicht unbillig, ſondern vielleicht nur etwas unordentlich in Anſehung der Einnahme genannt werden, wenn der Staat dieſen oder jenen ſeiner Verdienſte halber frey von Abgaben macht, das heißt: der Staat hätte ihm eine ſo große Beſoldung geben wollen, als ſeine Abgaben ſich betragen, und die ziehet er ihm jetzt der Abgaben halber ab. Der Abzug iſt alsdenn eine moraliſche Steuer und er bezahlet ſie moraliſch dadurch, daß er keine Beſoldung bekommt oder vielmehr wie in dem Falle, deſſen der H. V. erwehnet, wenn jemand dem Staate ſo große Dienſte leiſtet, daß ihn der Staat nicht genungſam belohnen kann: ſo iſt ſeine

ausbleibende Belohnung größer, wie die Abgaben und ſie kann daher leicht die Stelle derſelben in Anſehung der öffentlichen Einkünfte vertreten. Wenn er jetzt von Abgaben befreyet wird, kann man ſagen, daß er die Steuer moraliſch bezahlet und die ausbleibende Belohnung, **nicht aber eigentlich ſein Verdienſt**, kann man ein tributum morale nennen. Da hier von der Freyheit von Abgaben überhaupt die Rede iſt: ſo wird auch bey der Gelegenheit von der dem Staate nachtheiligen Freyheit von Steuern bey den feudis geſprochen und zur Sparſamkeit in deren Errichtung, wie auch zu ihrer möglichen Einziehung oder Einſchränkung nach dem Beyſpiel der Engeländer gar ſehr gerathen.

Das IV. Hauptſt. §. 1. enthält eine Menge Tituln von Materien, die nebſt andern noch zu der Lehre von den öffentlichen Einkünften gehören, die aber der H. V. des engen Raums halber wieder hat übergehen müſſen und an deren Statt er ſich damit begnüget, einige vermiſchte Anmerkungen über die öffentlichen Einkünfte anzuführen. §. 2. Das größte Kunſtſtück bey dem Finanzweſen beſtehet darinn, daß die Unterthanen mit Vergnügen die Abgaben bezahlen. §. 3. Man kann an den öffentlichen Einkünften und an der Leichtigkeit in ihrer Hebung den Zuſtand des Staats erkennen; §. 4. die Finanzen ziehen auch ihren Nutzen aus den Handwerkern. §. 5. Es giebt eine Art von Ueppigkeit, die der Hervorbringung der Waaren und dem Umlauf des Gel-

des

des einträglich iſt. Die Verbote wider die Verſchwendung ſind nicht anzurathen. §. 6. Die öffentlichen Einkünfte müſſen durch den kürzeſten Weg nach der Kammer gehen, welches durch die fehlerhafte Einrichtung in Frankreich bewieſen wird. §. 7. Auf des **Melons** Finanzaufgabe: Was nämlich zu thun ſey, wenn die Abgaben nicht einmal durch Soldaten können eingetrieben werden? antwortet der H. V. daß weil die Urſache in dergleichen Fällen die Armuth der Unterthanen wäre, das bereitere Vermögen des Staats zu vermehren der beſte Rath ſeyn müßte. Ein Rath, der eben ſo gewiß iſt, als wenn man einer Privatperſon, die auf dem Punkte ſtehet, Hungers zu ſterben, den guten Rath geben wollte: ſie müßte mehr zu verdienen ſuchen. §. 8. Die vernünftige Anwendung der öffentlichen Einkünfte trägt dem Staate mehr ein, als viele reiche Metallgruben.

Nach des V. Hauptſt. 1. §. iſt der öffentlichen Einkünfte gehöriger Endzweck: eine bequeme Regierung, nöthige Vertheidigung und gerechte Vermehrung des Staats. Dieſer Endzweck muß die gehörige Anwendung beſtimmen. Wenn der nicht erreichet wird, leidet die Wohlfahrt des Staats immer. §. 2. Der bequemen Regierung halber muß der Regent mit geſchickten und wohl geſinneten Leuten die Bedienungen beſetzen und ſelbige wohl bezahlen, aber nicht gar zu viele halten und ſie dadurch dem Staate entziehen, auch mit den Bedienungen keinen Handel treiben. §. 3. Die Vertheidigung

der

der Staaten erfordert einen großen Aufwand, inſonderheit ſeitdem man angefangen hat, beſtändige Armeen zu halten (die Erzählung vieler Artikeln dieſes Aufwandes möchte vielleicht des Raums halber etwas zu weitläuftig ſeyn) §. 4. Die Vermehrung des Staats kann entweder von auſſen oder von innen geſchehen. §. 5. Die Ausbreitung des Reichs durch Krieg macht ſelten den Staat glücklicher; doch giebt es Fälle, wo ein Staat auf öffentliche Unkoſten die Gränzen des Reichs mit Recht erweitern kann, die gar nicht aus der Acht zu laſſen ſind, und §. 6. die ſicherſte Weiſe, wie der Staat zunimmt, iſt die Beförderung ſeiner innern Vollkommenheit, worauf der Staat alſo einen beträchtlichen Theil der öffentlichen Einkünſte anzuwenden hat, da er immer nachhero reichlich aus dieſer Quelle wird ſchöpfen können. §. 7. Hieher gehöret denn hauptſächlich die Landwirthſchaft, als wodurch die Naturproducte hervorgebracht werden. §. 8. Die Handwerke und mechaniſche Künſte, wodurch die rohen Materialien zubereitet werden. §. 9. Die Handlung, vornemlich der auswärtige Handel, wodurch die Waaren des Landes mit den auswärtigen umgeſetzt werden; zu deren Aufnahme einige der hauptſächlichſten Mittel erwähnet werden. §. 10. Es ſind noch einige andere Gegenſtände der Anwendung der öffentlichen Einkünfte von der 2ten Claſſe als die Geſandſchaften, die geheime Unterhandlungen und die freyen Künſte, welche dem Staate lange nicht ſo nützlich, aber

mehren-

mehrentheils viel koſtbarer als die §. 8. erwähnte mechaniſche Künſte zu ſeyn pflegen. §. 11. Das wichtigſte in der Finanzwiſſenſchaft beſtehet mehr in der vernünftigen Anwendung der öffentlichen Einkünfte als in derſelben Einhebung.

§. 12. Dieſe höhere Cameralwiſſenſchaft, die von der untern Finanzwiſſenſchaft, welche ſich bloß mit dem Buchhalten über die öffentlichen Einkünſte abgiebt, verſchieden iſt, iſt alſo ſehr wichtig, weitläuftig und ſchwer und es iſt daher kein Wunder, daß die Geſchichte nicht viele Süllys oder Colberte aufweiſen kann. Man ſiehet hieraus, wie wir dem Herrn Verfaſſer für ſeine Anmerkungen, die er bloß aus Wahrnehmungen und Erfahrungen geſchöpfet hat, verbunden ſeyn müſſen, da er dadurch die ſonſt allgemein bekannte und mit der Theorie übereinſtimmende Regeln der Staatskunſt beſtätiget hat. Man kann ſie mit den wichtigſten Erfahrungen in der Naturlehre vergleichen, woraus eben nichts neues gelernet wird, aber wodurch doch die Gewißheit der Theorie neue Kräfte zu bekommen ſcheinet, wenn ſie ad oculum demonſtriret wird. Wir hätten indeſſen mehr neues aus den vielen Verſprechungen erwartet, und wenigſtens mehr Ordnung und Ausführung der Gedanken gewünſchet.

V.

Würden und Glückſeligkeiten des Chriſten in vermiſchten Betrachtungen von Jacob Friedrich Feddersen Hochfürſtl. Anhalt - Bernburgiſchen evangeliſchlutheriſchen Hofprediger. Flensburg, bey Johann Chriſtoph Korte. 368 Seiten außer der Zueignungsſchrift der Vorrede und dem Regiſter in 8vo.

In der Vorrede geſellet ſich der Herr F. zu den berühmten Vertheidigern des chriſtlichen Glaubens, die durch einen **anmuthigen und hinreißenden Vortrag gründlicher Lehren** deſſelben, in das Herz der Gegner ſchleichen, und ſie zu gewinnen ſuchen. Nun ſind es zwar größtentheils **wichtige** und **intereſſante** Wahrheiten, die derſelbe in ſeinen Betrachtungen vorträgt; allein wir können nicht leugnen, daß man den anmuthigen und hinreißenden Vortrag oft vermiſſet. Es gibt unſtreitig hie und da **gute**, ja ſchöne Stellen; allein es kommen auch wieder mittelmäßige Stellen vor. Man merkt es dem Herrn Verfaſſer bald ab, daß er gerne ſchön ſchreiben will. Er häufet aber oft ſo viele **Bilder** und **Beywörter**, ſo viele **gleichbedeutende Redensarten**, ſo manche **ausgedehnte Perioden** und leere **Ausrufungen** zuſammen, daß er in die **Weitſchweifigkeit** und bisweilen in gewiſſe **Schwatzhaftigkeit** verfällt. Es enthält dieſe Sammlung — — **drey und zwanzig** Betrachtungen. I. Betrach-

I Betrachtung. **Das Chriſtenthum iſt keiner übertriebenen Strenge zu beſchuldigen.** Hier wird nach einer angeſtellten Vergleichung des Geſetzes der Natur und der **Sittenlehre der Vernunft** mit der **Sittenlehre Jeſu** behauptet, daß dieſe nicht nur keine ſtrengere Pflichten, als jene, den Menſchen auflege, ob ſie gleich mehrere, ſtärkere und wichtigere Bewegungsgründe enthält, ſondern ſo gar den Weg der Tugend erleichtere, indem ſie uns auf den **Beyſtand** des heil. Geiſtes verweiſet, und von einer **fremden** uns zugerechneten **Gerechtigkeit** belehret.

In der II Betrachtung wird das **angenehme Leben eines Chriſten**, nach verſchiedenen Umſtänden und Beziehungen, in der Perſon des **Beati** geſchildert.

III Betrachtung. **Das Chriſtenthum ehrwürdig in ſeinen Geheimniſſen.**

„Mancherley Tadel werden von den Spöttern erſonnen, die Ehre chriſtlicher Geheimniſſe zu verdunkeln. Bald ſchreyen ſie dieſelben ihrer Unbegreiflichkeit halber für **ungereimt** aus; bald verwerfen ſie dieſelben wie **unnöthige Zuſätze** der natürlichen Religion; bald ſchmähen die Vermeſſenen, ſie wären Gott unanſtändig; bald verläumden ſie ſie als **Irrthümer** des **Betrugs** und **Aberglaubens**, die dem Heil der Menſchen zuwider ſind.“ Mit der Widerlegung der beyden erſten Einwürfe beſchäftiget ſich unſer Verfaſſer in dieſer Betrachtung,

 und

und in den Drey folgenden mit den beyden letzten.

„Die Natur iſt eine Dienerin des Herren, er iſt aber nicht an ſie in ſeinen Rathſchlüßen und Unternehmungen gebunden. Sie iſt eine Heroldinn ſeiner Größe; aber er hat noch wichtigere Zeugen ſeiner Herrlichkeit. — Die Möglichkeit der Geheimniſſe wird keiner läugnen, es ſey denn, daß er die Macht, Weisheit und Güte der Unendlichen auf den engen Kreis der Natur, die wir kennen, einſchränken, und die weſentlichen Gränzen menſchlicher Vernunft nicht zugeben wolle „ — Das feyerliche Dunkel der chriſtlichen Lehren zeiget, daß ſie von einem Lehrer herrühren, der unendlich weiſer iſt, als die Menſchen, die Kinder am Verſtande ſind. — Die Natur ſelbſt tritt auf, die gute Sache der chriſtlichen Geheimniſſe zu vertheidigen, und deren Hohnſprecher zu beſchämen, indem ſie unzähliche Tiefen weiſet, worinn der Scharfſinn ihrer Forſcher ganz verſchwindet, und tauſend wirkliche Dinge darſtellet, die ihren Kindern ein Räthſel ſind.

S. 38. „Wer von der Unbegreiflichkeit einer Sache das Recht zu erlangen vermeint, über ſie zu ſpotten, der fange an ſich am erſten zu verachten. Nichts kann dem Menſchen unbegreiflicher ſeyn, als er ſich ſelbſt iſt. Wie ein groſſer Fremdling iſt er nicht beſonders in der Erkenntniß des Haupttheils ſeines Weſens? Der kleinſte Gedanke ſeiner Seele giebt ihm Grund

über

über ſich zu erſtaunen. Und der, welcher ſich in ſeinen eigenen Augen ſo geheimnißvoll vorkommt, wollte Wahrheiten außer ſich zum Gegenſtande der Verachtung machen, weil er ſie nicht einſiehet? „

Die **ewigen** und **unveränderlichen Wahrheiten**, die Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht ändern kann, ſind himmelweit von den **Zufälligen** unterſchieden, die nur ſo lange dauren, als der gegenwärtige Zuſammenhang der erſchaffenen Dinge, an den Gott, als der Herr der Natur, nicht gebunden iſt, bleibet. — Endlich, wenn der Gottesgelehrte die hohen Offenbarungen eben ſo deutlich und unläugbar beweiſen könnte, als der Weltweiſe ſeine Lehrſätze darthut, ſo wäre das Evangelium keine **Prüfung** des Gehorſams, der Demuth, und der Hofnung, und unſer **Glaube** würde nicht ſo **heroiſch** ſeyn, als er jetzt iſt; denn je unglaublicher die Sache iſt, die erzählt wird, deſto mehr Achtung erzeigen wir dem, der ſie erzählt, wenn wir ſie glauben. „

Die **Nothwendigkeit** der Geheimniſſe, (welche das zweyte Stück der gegenwärtigen Betrachtung ausmachet) leitet unſer Verfaſſer erſtlich aus den verſchiedenen **Bedürfniſſen** des Heils her, die nicht durch die Vernunft, ſondern nur durch die geheimen Lehren des Evangelii gehoben werden können. Dieſe Bedürfniſſe aber ſind (S. 42) die Armuth an der Erkenntniß der Gnade bey Gott; der Mangel an Seelenruhe,

der Wankelmuth in den Gedanken: ſollte auch Gott wohl die Welt regieren; die Ungewißheit wegen der Zukunft; und der Schrecken der Todesſtunde. **Zweytens** leitet er obgedachte Nothwendigkeit aus den **ſchönen und ſtarken Bewegungsgründen zur Tugend** her, die das Evangelium enthält.

In der IV. Betrachtung wird gezeiget, **daß und wie die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit durch die Geheimniſſe des Evangelii verherrlichet werde.** Herr F. geſteht, daß die Weiſen der Erde auch erkennen, daß Gott heilig und gerecht ſey, allein er behauptet auch zugleich mit allem Recht, daß ſie nie ſo **ſtarke Empfindungen,** nie ſo **lebhafte Ueberzeugung,** nie ſo **erhabene Begriffe** von der **Heiligkeit** Gottes haben können, als die Chriſten durch die Offenbarung bekommen. Zu dem Ende beſchreibt er das **Leiden Chriſti,** die **Auferſtehung der Todten,** und das **allgemeine Gericht,** auf eine feyerliche und rührende Art, als eben ſo viele ſtarke Beweiſe der Heiligkeit Gottes.

Die V Betrachtung **von der durch die Geheimniſſe verherrlichten Güte Gottes** entwickelt gleichfalls auf eine rührende Art die ſtarken Proben derſelben, die in der Beſchäftigung des dreyeinigen Gottes mit der Erwerbung und Mittheilung des durch den Fall verlohrnen Heyls liegen, und der aus der Vernunft geſchöpften Ueberzeugung ein großes Gewichte geben.

In

In dieſer Betr. hat uns der Anfang vorzüglich gefallen, daher wir ihn hier abſchreiben wollen. „Die Güte des unendlichen iſt ſo ſichtbar „und freygebig, daß ihr Anbeter allenthalben „Zeugen derſelben ſieht. Ein einziger aufmerkſamer Blick in das reizende Gebiet der Schöpfung „läſt ihn ſo viele Wunder der unendlichen Erbarmung erkennen, daß er gerührt ſeufzet: die „Erde iſt voll der Güte des Herrn! Schauet er „in die Höhe; ſchauet er neben ſich, ſchauet er „in die Tiefen, allenthalben entdecket er Fußtapfen des Allmächtigen, die von Seegen triefen. Am Tage iſt die Sonne eine freudige „Heroldin der himmliſchen Güte, und in Mitternächten iſt der Mond in dem Kreiſe unzählbarer „Gefährten, die zu ihrem Ruhme ſtralen, ihr „Lobredner. Sie preiſen die Morgenſterne, und „jede Abendröthe feyert ihre Ehre. Sanfte Lüfte „wehen; rauhe Stürme toben; wilde Wogen „brauſen; ſchreckliche Donner ſchmettern; wilde „Regengüße rauſchen, und er höret lauter Lobredneriſche Stimmen der unermeßlichen Liebe. „Die Berge mit ihren fruchtbaren Kräutern, die „Thäler mit ihren nahrreichen Quellen, die Wälder mit ihren kühlenden Schatten, und die „Büſche mit ihren fröhlichen Sängern; die „Wieſen mit ihren Blumen, und die Aecker mit „ihren Aehren, ſind begeiſternde Ausſichten für „ſeine Andachten über den liebreichen Pfleger der „Menſchen. Dieſen findet er in der Pracht des „Frühlings, in der Fülle des Sommers, in den

„Erndten des Herbſtes, in der Ruhe des Win-
„ters. Da iſt nichts als Harmonie und Nutzen
„in den Ganzen des Weltgebäudes, wie in dem
„kleinſten Theile deſſelben. Das geringſte Ge-
„würm wurde ſowohl von der Milde des Schö-
„pfers bedacht, als der vorzüglichſte Geiſt; und
„die, welche von ihr verſäumt zu ſeyn ſcheinen,
„ſind, wenn man ihren Zuſtand ohne Vorurtheil
„prüfet, gar nicht vergeßen.„

Eine andere Stelle hingegen, in welcher Hr.
F. die Erde anredet S. 72 hat uns gar nicht
gefallen wollen. „Erde, was biſt du, was ſind
„die Menſchen deine Bewohner, wenn der Va-
„ter der Barmherzigkeit und Gnade mit ſeinem
„eingebornen Sohn, und dem Geiſte der Kind-
„ſchaft dir nicht hilft. Du biſt eine traurige
„Wüſte, wo der Fluch des über die Sünder
„allmächtig Zürnenden allenthalben ſeine Spuren
„eingedrücket; ſie ſind verirrete Schaafe, die
„kein Hirte leitet und beſchirmet, die nirgends
„Weide zu ihrer Sättigung und Quellen des
„lebendigen Waſſers, ihren Durſt zu ſtillen, finden
„können; überall von Raubthieren verfolgt, und
„nirgends vor ihren mörderiſchen Anfällen ſicher.
„Wenn in dieſen kläglichen Umſtänden ein hold-
„ſeliger Immanuel kommt, der die Fußtapfen
„des Fluches in dir auslöſchet, und Seegen über
„dich bringt, der deine verſchmachtete, zerſtreuete,
„und verlaßene Bewohner ſammlet, mußt du
„denjenigen nicht als ein Muſter einer nie geſe-
„henen Liebe erheben. Ey ſo erhebe denn auf
„die

„die Weiſe den ewigen Sohn des ewigen Vaters: „Er iſt der ſchönſte unter den Menſchenkindern, „holdſelig ſind ſeine Lippen. Er tritt für dich ins „Mittel. Er hat dich vom Fluch erlöſet, da er „ward ein Fluch für dich.„ Wenn die Erde für die vernünftigen Bewohner derſelben, die Menſchen, genommen würde, ſo ließe ſich eine ſolche Anrede an dieſelbe wohl hören. Allein da der H. V. die Erde von den Bewohnern derſelben ausdrücklich unterſcheidet, und nichts deſto weniger der Erde **an ſich** ſolche Dinge beylegt, die eigentlich nur von ihren vernünftigen Bewohnern geſagt werden können, ſo klingt dis etwas widerſinniſch. Wir wollen auch nicht hoffen, daß H. F. einiges Abſehen auf den Fluch gehabt habe, womit die Erde gleich nach dem Fall belegt wurde, und der darinn beſtand, daß ſie Dornen und Diſteln tragen, und mit ſaurer Mühe bearbeitet werden ſollte, denn davon redet die zuletzt angeführte Schriftſtelle gar nicht, und dieſer Fluch iſt auch durch die Verſöhnung nicht aufgehoben worden.

VI. Betrachtung. **Die verborgenen Lehren der übernatürlichen Offenbarung ſind endlich wohlthätige Quellen des menſchlichen Heils.** „Zu ihnen müßen die Sterblichen ſich wenden, wenn ſie ächte und zuverläßige Mittel ihrer Beßerung, Zufriedenheit, und Glückſeligkeit finden wollen.— Nirgends wird den Sterblichen die Abſcheulichkeit der Sünde, und die Pflicht ſie zu flie-

 hen,

hen, nachdrücklicher geprediget, als unter dem Kreuze Chriſti. — Ohne das veredelt die Offenbarung, die Geſinnungen menſchlicher Gemüther, indem ſie dieſelben die Schickſale der künftigen Welt in einer lichthelien Ferne erblicken läßt. Folglich ſind die Vorwürfe ſo unbillig als ohne Grund, daß die Lehre von der Verſöhnung, und dem Glauben an den göttlichen Anfänger, Mittler, und Vollender deſſelben ein weiches Ruhekűßen für die Gottloſen ſey, ihre Trägheit zum Guten vergrößere, und ſie in die Träume der Sünde noch mehr einwiege. — Die **Zufriedenheit** iſt das große Gut, welches von allen Sterblichen geſucht, aber von unzählichen nicht gefunden wird. In Palläſten und Hütten will man es gerne beſitzen. Der Jüngling eilet und der Greis kriecht darnach. In den **zeitlichen Schickſalen** ſowohl als in den **Angelegenheiten der Seele** brauchen wir dieſelbe. Allein in beyden vermag uns nicht die Vernunft, ſondern allein die Offenbarung am untrüglichſten zu rathen, indem ſie uns ſowohl recht überzeugende Begriffe von der **Vorſicht**, die alles weislich ordnet und regieret, und dem **Glück** und der **Pflicht**, ihren Vorſchriften ſich willig zu unterwerfen, giebet, als auch durch den von Chriſto errichteten **Bund des Friedens** uns außer allen Sorgen vor dem Grimme des Ewigen ſetzet, wenn wir uns nur als verſöhnte Bundsgenoßen aufführen. — In der Schule chriſtlicher Geheimniße werden endlich **höhere** und **reinere** Begriffe

griffe von der Seligkeit mit Gott vereint zu ſeyn, offenbaret, als irgend die Vernunft uns zu geben vermag.

VII. Betrachtung. **Der Chriſt hat ein gegründetes Vertrauen zu Gott.** Man weiß, daß das Vertrauen zu Gott auf die Ueberzeugung von der Allmacht, Allwißenheit, Weisheit, und Liebe Gottes, d. i. auf die Ueberzeugung, daß Gott uns alles, was unſere wahre Wohlfarth fordert, geben könne und wolle, ſich gründe. Nun behauptet Hr. F. daß die Vernunft zwar wiße, daß Gott allmächtig, allweiſe und allwißend ſey, obgleich die Offenbarung dieſe Vollkommenheiten Gottes in ein viel höheres Licht ſetzet; allein von der Freundſchaft und Liebe Gottes könne ſie den Sünder, als Sünder nicht verſichern. „Wer unter den „Sündern, wenn er nur den Unterricht der Natur „empfängt, vermag zu ſagen: Gott will, ohngeachtet meines Aufruhrs wider ihn, dennoch mich „mit unveränderlicher Liebe umfaßen? Er ſehe „immerhin tauſendmaltauſend herrliche Tiefen „der unendlichen Allmacht und Weisheit. Die „herrlichſten bleiben ihm doch verborgen. Weiß „er ſich die verlohrne Freundſchaft Gottes wider „zu erwerben? Kann er alle die Hinderniße aus „dem Wege räumen, die dieſelbe von ihm zurückhalten? Wie will er die Erlaßung ſeiner Schuld „in dem Gerichte des Allerheiligſten bewirken, „und den Fluch heben, der von demſelben über „ihn ausgegangen iſt, der, ſo lange er noch auf

„ihm

„ihm ruhet, ihm das Glück verweigert, einen „Gnadenſtuhl in der Höhe zu erblicken, von dem „Hülfe und Wohlthaten zu ihm hernieder kom„men? Wie will er ſich ſelbſt gelaßen die Gewalt „ſeiner böſen Leidenſchaften unterdrücken, die „Fähigkeiten ſeines Geiſtes von ihren Unvoll„kommenheiten reinigen, den Grund zum Guten „in ſich legen, und in der Liebe zu Gott ſtark „werden?„

VIII. Betrachtung. **Der Chriſt iſt der beſte Freund.** Hier werden die **reineren Begriffe**, welche die chriſtliche Lehre von der **Freundſchaft** giebet, und ihre **wahren Gränzen**, angezeiget, vermöge deren der Chriſt bey der Ausübung derſelben ein **Freund Gottes**, und **Liebhaber des allgemeinen menſchlichen Wohls** bleibet. Darauf wird das **Muſter**, welches Chriſtus von dieſer Tugend in ſeinem Leben hinterlaßen hat, vorgeſtellet. Und dann wird endlich in der Perſon des **Philus** die **Ausübung** dieſer Tugend, ſowohl was die **Wahl** eines Freundes, als was die **Aufführung** gegen den gewählten Freund betrift, abgebildet.

Uebrigens iſt zu beklagen, daß unſere meiſten Moraliſten faſt immer nur bey **allgemeinen** und ſattſam bekannten **Regeln** ſtehen bleiben, ſich aber nicht in **beſondere** nur ſelten ereignende Fälle, und was in denſelben zu thun ſey, einlaßen wollen, welches doch ſehr gemeinnützig wäre. Allein hiezu wird ſowohl viele **Erfahrung** und **hiſtoriſche Kenntniß**, als

auch

auch eine reife Beurtheilungskraft erfordert, welche man freylich nicht von allen (insbeſondere jungen) Schriftſtellern erwarten kann.

In der IX, X, XI und XII Betr. wird der Sieg der chriſtlichen Religion bey dem Sterbebette ihrer Verächter vorgeſtellet. Es theilet näml. Hr. F. die Verächter der chriſtlichen Lehre in Anſehung ihres Verhaltens auf dem Sterbebette in vier Klaſſen. Die erſte begreift diejenigen in ſich, die noch am Ende ihrer Tage Buße thun; die Zweyte hingegeu diejenigen, welche mit Unruhe und Verzweifelung; und die dritte ſolche, die mit Trotz und Hartnäckigkeit; ſo wie die vierte, die ſo mit ſtolzer Verſtellung dahin fahren. Hr. F. nimmt eine jede von dieſen Klaßen in einer beſonderen Betr. vor, und zeiget, wie die Ehre des Evangelii an ihnen den Sieg davon trage.

Die erſte Klaße, mit welcher er ſich in der IX Betr. beſchäftiget, theilt er wiederum ein in ſolche, die ein ruchloſes, und andere, die ein äußerlich ehrbares Leben geführet haben, und ziehet beyde Arten mit ihrem Zuſtande in nähere Erwägung. Allein dieſe Betrachtung preiſet ſich den Leſern nicht ſonderlich an; denn erſtlich iſt der V. unausſtehlich weitſchweifig in derſelben, und häuffet ſo viele durch einander geworfene Redensarten, die doch am Ende nichts beſonderes ſagen, dergeſtalt zuſammen, daß dem Leſer alle Geduld darüber vergehen muß. Zweytens wird die Bekehrung des ruchlos geweſenen

Frey=

Freydenkers als ſehr **plötzlich** und folglich **unnatürlich**, beſchrieben. Auch wollen uns **drittens** die ſchönen den größten Helden des Glaubens aus der h. Schrift abgeborgten Worte in dem Munde eines eben jetzt ſich bekehrenden ruchloſen Sünders und Religionsſpötters gar nicht gefallen.

Es führet Hr. F. auch **drey Beyſpiele** bekehrter Verächter Jeſu von der feineren Art an, wovon er zwey ſeiner eigenen Erfahrung zu verdanken hat. Wir hätten aber gerne geſehen, daß er, um allen Schein des **Selbſtruhms** zu vermeiden, den zweyten, der, wie er uns erzählt, unter ſeinem Gebet ſein Haupt geneiget, nicht alſo zum Schluß aus einem **Liede Gellerts** angeredet hätte: In jener Welt

Rufſt du vielleicht auch mir einſt zu
Heil ſey dir! denn du haſt mein Leben
Die Seele mir gerettet, u. ſ. w.

Uebrigens billigen wir den **Wunſch** und **Vorſchlag** unſers Verf. den er, damit mehrere Beyſpiele ſolcher bekehrter Freygeiſter in der Welt kund würden, mit folgenden Worten S. 128. in einer **Anmerkung** äußert: „Würde es nicht den „Seegen des Evangelii ſehr ausbreiten, wenn die „Geiſtlichen eines jeden Landes in einer gewißen „Friſt allezeit ihrem oberſten Vorſteher die ihnen „kundgewordnen Beyſpiele treulich nach allen „Umſtänden meldeten, der ſie dann in einer „Schrift kund machte? So würde die Welt die „Siege Jeſu erfahren, wovon man itzt nur in

„einigen

„einigen Familien ſpricht; ſie würden zu den „Ohren der Nachkommen dringen, da ſie nun „mit ihren Zeitgenoßen vergeßen werden.„

Die X Betrachtung, welche viel beßer gerathen iſt als die vorige, zeiget, wie die in **Verzweifelung** ſterbende Spötter durch ihren **Jammer** ſelbſt, den Hr. F. ziemlich glücklich beſchreibet, die Herrlichkeiten des Evangelii verkündigen müßen. „Ihr Zuſtand der Unruhe und Ver„zweifelung beweiſet, daß die Religion, die ihre „Führerin zur Ruhe und Glückſeligkeit geweſen, „nicht Stärke und Weisheit genug habe, zu die„ſem Zwecke zu gelangen; daß ſie die Seelen, die „ſich ihrer Leitung anvertrauen, in der Stunde „der größten Angſt verſchmachten und umkom„men laße. — Ihr Gewinn iſt das abgenöthigte „Geſtändniß, daß die Lehre vom Kreuze Chriſti „unentbehrlich ſey, um die Mängel der natürli„chen Sittenlehre zu erſetzen, wenn ſie den Frie„den der Seele am Rande der Ewigkeit ſchenken „ſoll. Jeder laute Seufzer ſagt heimlich: „Jeſus iſt der wahrhaftige Gott, der allmächtige „Bezwinger des Todes. Wer von ihm ver„laßen iſt, der iſt auch von allem Troſt verlaßen. „Ruhmvolles Zeugniß, das ihr quaalvoller Zu„ſtand kund machet, wenn ihre Zunge es ver„ſchweiget. — Die Wohlthätigkeit und Größe „eines Menſchenfreundes richten ſich die herr„lichſten Siegeszeichen auf, machen alle Läſter„zungen, von denen ſie beflecket wurden, ſtumm, „und vertheidigen ihren Ruhm männlich, wenn

„ihre

„ihre Hohnſprecher in traurige Bedürfniße ge„rathen, weil ſie ihr freundliches Anerbieten ver„ſchmähten; wenn es ohne Widerrede klar iſt, „daß ſie in freudiger Fülle hätten leben können, „woferne ſie den bereitwilligen Wohlthäter geach„tet und ſeine zugedachten Gunſtbezeugungen „dankend angenommen hätten.„

In der XI Betr. werden diejenigen Spötter welche mit einem **trotzigen, hartnäckigen** und **widerſpenſtigen** Herzen in jene Ewigkeit gehen, in **zwey Claßen** eingetheilt; denn entweder haben ſie über die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens auf dem Sterbebette keine ernſtliche und unpartheyiſche Unterſuchung angeſtellt; oder ſie haben ſich in ihren letzten Stunden mit Unterſuchungen darüber beſchäftiget. Bey jenen ſetzt Hr. F. wiederum einen doppelten Fall; denn entweder unterlaßen ſie die erforderliche Unterſuchung aus der Beſorgniß, daß ſie einſehen und geſtehen möchten, daß ſie geirret und unrecht gehandelt hätten: oder ihre freche und widerſpenſtige Geſinnungen ſind eine unſelige Wirkung ihrer eingepflanzten Gewohnheiten und bis zum höchſten Gipfel geſtiegenen Fertigkeiten. In jenem Fall gereicht die Hartnäckigkeit des Spötters dem Chriſtenthum zu einem wahren Lob, eben wie ein Rebell, der die Augen vor der Majeſtät ſeines Oberherren zuſchließt, weil er befürchtet, er möge dadurch erwecket werden von der Rotte der Aufrührer zu der Zahl ſeiner gehorſamen Bürger

über,

überzutreten, eben dadurch ſeinem beſchmähten Beherrſcher das Vorrecht der Majeſtät zugeſtehet. Was den zweyten Fall betrift, ſo ſind eine ſolche trotzige und hartnäckige Verwerfung von Wahrheiten, die man nicht unterſuchet hat, und die Ermangelung der gehörigen Unpartheylichkeit, **ſchwehre Sünden** eines mit Vernunſt begabten **Geiſtes**, nnd um ſo viel ſträflicher, je wichtiger die Angelegenheiten ſind in welchen ſie begangen werden.

Endlich von der zweyten in dieſer Betr. vorkommenden Klaße, d. i. von ſolchen Spöttern, die auf dem Sterbebette die chriſtliche Religion unterſuchen, und doch darnach mit hartnäckigem Trotze verwerfen, glauben wir, daß es ſehr wenige, oder vielmehr, insbeſondere wenn von einer **ernſtlichen Prüfung** (die doch nicht einmal allemal auf dem Sterbebette möglich iſt), die Rede iſt, gar keine giebt; denn iſt der erſte und wichtige Schritt der Unterſuchung gethan, ſo können wir ſchon von der **Gnade** Gottes und der **Kraft** des Evangelii das übrige mit allem Recht hoffen. Daß ein Spötter nach angeſtellter Prüfung und Unterſuchung, wenn er ſeinen bisherigen Irrthum einſiehet, mit einer gewißen **Unruhe**, ja ſo gar in **Verzweifelung** ſterben könne, ließe ſich noch wohl hören. Allein der Sprung von der **Unterſuchung** der chriſtlichen Lehre auf eine **trozige** und **widerſpenſtige Verwerfung** derſelben in den **letzten** Stunden des Lebens iſt **alzunatürlich**. Uebrigens be-

hauptet Hr. F. daß wenn ſolche Spötter einige Blicke von der Wahrheit des Evangelii geſehen haben, und doch nicht tiefer in die Herrlichkeit deſſelben bis zu ihrer völligen Ueberzeugung eindringen, die Schuld an ihnen liege, weil ſie **nachläßig, feige, kaltſinnig, wankelmüthig, unredlich** und **leichtſinnig** bey dem Winke, den ihnen der chriſtliche Glaube gab, gehandelt haben.

Die XII Betr. handelt von denjenigen Spöttern, die mit einer ſtolzen Verſtellung mit einer **gezwungenen Gleichgültigkeit** und **erpreßten Unerſchrockenheit** aus dieſer Welt gehen. „Ihr Muth, mit dem ſie ſich in der „letzten Noth brüſten, hat einen ſeichten und nich„tigen Grund. Wer mit wahrem Heldenmuth „des Todes Bitterkeit vertreiben will, muß von „der Vergebung ſeiner Mißethaten vollkommen „überzeugt ſeyn, und ſich der Gnade Gottes aus „gewißen Gründen verſichert halten können. „Woher ſollen aber jene dieſe Verſicherungen er„halten? — Da ſie es für einen Ruhm achten, „nach Weiſe der Chriſten zu erblaßen, geben ſie „ihnen dann nicht in geheim zu, daß die Art ihres „Sterbens preiswürdig ſey? Sind Anbeter des „Gottmenſchen in ihren Augen ſo ſchwache See„len, über deren Einſichten ihr von großem Ei„gendünkel ſchwindelnder Geiſt ſich weit erhebt, „ſchämten ſie ſich in ihrem Leben, wie ſie zu den„ken und zu handeln, warum geben ſie ſich dann „die kläglichſte Mühe ihnen im Tode ähnlich er-

„funden

„funden zu werden? Wenn ihr Stolz ihnen es „auch nicht erlaubet, zu antworten, ſie thäten es „um einen Rang mit ihnen zu behaupten, ſon„dern weil es überhaupt der Vorzug eines großen „Geiſtes wäre, unerſchrocken in den Tod zu „gehen, ſo werden ſie ja doch genöthigt, denen „die auf Jeſu Verdienſt und Tod ſterben, eine „wahre Größe einzugeſtehen.„ Wir müßen hier abermal bekennen, daß uns eine ſolche **ſtolze Verſtellung** in den letzten Stunden etwas unwahrſcheinlich vorkommt. Zum wenigſten wird es nur ſehr wenige dergleichen Fälle geben können. Etwas ganz anders iſt es, ob nicht manchmal ein Spötter, insbeſondere von der feinen Art mit einer falſchen **Ruhe** und **Hofnung** in die Ewigkeit geht.

XIII Betrachtung. **Beantwortung der Einwürfe, die von den Feinden des Chriſtenthums wider die Bekehrung ihrer ehemaligen Brüder auf dem Sterbebette gemacht werden.** Es ſind ihrer nur zween, womit ſich Hr. F. beſchäftiget. Der erſte iſt: **die Sinnesänderung der auf dem Sterbebette bekehrten Spötter ſey von der Schwachheit des Leibes verurſachet worden,** denn die körperliche Schwäche ziehe auch eine Schwäche der Seele nach ſich. Hier wird als ausgemacht angenommen, was doch erſt bewieſen werden muß, daß näml. die Meynungen der Spötter **erhaben**, die Lehrſätze der Chriſten aber **ſchwach** genennet zu werden ver-

dienen. Dis wirft Hr. F. den Feinden des Chriſtenthums, die ſonſt ſo ſehr mit ihrer Scharfſinnigkeit pralen, als einen **großen Fehler** wider die **Vernunftlehre** mit allem Recht vor, und vergleichet zugleich die Lehren der Vernunft mit den Lehren der Offenbarung, um darzuthun, daß dieſe viel erhabener ſind als jene. Ferner beſchuldiget er ſie einer **matten Beurtheilungskraft**, da ſie eine ſo wichtige und ſtarke Veränderung, als die Bekehrung des Spötters auf dem Sterbebette iſt, von den ſchmerzhaften Empfindungen des Leibes, als einer **wirkenden Urſache**, herleiten wollen. Doch geſteht er, und zwar nicht ohne Grund, daß die Schwachheiten des Leibes bey verhärteten Gegnern Chriſti eine **Aufmunterung**, und ſelige **Gelegenheit**, ihn zu ſuchen werden können; denn aus der Geiſter und Sittenlehre erhelle es, daß unſer Geiſt zum **ernſten Nachdenken** komme, wenn die Sinne nicht ausſchweifen; und daß dieſen kein ſtärkerer Zügel als die Bande der Trübſale könne angeleget werden.

Der zweyte **Einwurf** iſt: **daß die Buße der Spötter auf dem Sterbebette von dem Zureden zaghafter Gemüther herkomme.** Um dieſem Einwurf zu begegnen, zeiget Hr. F. **erſtlich**, mit wie wenigem Rechte man die Chriſten der Zaghaftigkeit beſchuldigen könne. **Zweytens**: daß man zwar andere bitten, ermahnen, lehren, beſtrafen, und durch Beyſpiele reizen könne, dann aber müße man es

ihrer **Freyheit** überlaßen, ob ſie den vorgelegten Bewegungsgründen eine Wirkung auf ihr Herz verſtatten wollen. Nun habe die Freyheit der Spötter einen Hang wider Chriſtum, und die Rechtfertigung und Heiligung durch ihn, daher müße man eine **höhere Macht** annehmen, die an der Aenderung ihres Herzens arbeitet.

XIV. Betrachtung. **Das Chriſtenthum giebt den Großen Sicherheit und Glanz.** Vorläufig macht H. F. einen kurzen Abriß von den **Pflichten**, **Beſchwerden** und **Belohnungen** der **Großen**, und unter den letzten giebt er den **ſüßen Empfindungen**, welche durch die **Macht**, die ſie haben, **andere glücklich zu machen** gewirket werden können und müßen, mit allem Recht eine vorzügliche Stelle. Hierauf entwickelt er **die Sicherheit** und den **Glanz**, welchen die chriſtliche Lehre den Großen giebt. Sie dringt mit allem Ernſt auf die **Gottesfurcht** und **Rechtſchaffenheit** in allen Ständen, und bildet folglich **gute Bürger**. Sie giebt uns hohe Begriffe von der **Würde** und dem **Urſprung** der Obrigkeit. Sie ſchärft nur die pflichtmäßige **Treue** und **Achtung** gegen dieſelbe ſowohl als ein ernſtes **Gebeth** für dieſelbe auf das nachdrücklichſte ein. Endlich giebt ſie uns ſowohl in ihrem Stifter als in ihren erſten Bekennern nachahmungswürdige **Beyſpiele** des Gehorſams gegen die Obrigkeit. Auf dieſe Weiſe befördert ſie alſo die Sicherheit der Großen. Ihren Glanz befördert ſie aber, indem

ſie ſie mit der Art, wie die Regierung Gottes beſchaffen iſt, bekannt machet, ihnen die **würdigſten Vorſchriften** ihrem Beruf zu führen ertheilet, und endlich ihnen ſchöne **Beyſpiele preisvoller Großen** vorhält.

XV. Betrachtung. **Das Bild einer Fürſtin, die durch das Chriſtenthum ihre Größe verherrlichte.** Das iſt eine Trauerrede auf den Tod der Prinzeßin **Louiſe Sophie zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg.** Hr. F. erhebt ihre Größe im **Glauben** und in der **Gottſeligkeit,** in der **Menſchenliebe,** im **Leiden,** auf dem **Sterbebette,** und endlich im **Himmel.**

XVI. Betrachtung. **Die Weisheit des unendlichen in der Religion der Chriſten.** Es behauptet unſer V. in dieſer Betr. daß die Vernunft zwar die Weisheit Gottes in ſeinen Werken erblicke, aber doch alleine, ohne Hülfe der Offenbarung ſich in die **ungleiche Austheilung des Glückes** nicht finden könne. Uebrigens beſchäftiget er ſich vorzüglich mit der **Erlöſung** und **Verſöhnung,** in ſo fern ſie durch eine **göttliche Perſon** hat müßen bewerkſtelliget werden, und die **beſten** und **ſicherſten Mittel** der **Beurtheilung** des Gewißens, und des **Vertrauens** auf Gott in ſich hält.

XVII. Betrachtung. **Die Reichthümer und Hoheit eines armen und verachteten Chriſten.** Es wird hier in der angenommenen Perſon des **Theodor** erſtlich die äußere kägli-

klägliche Geſtalt eines armen verachteten Chriſten, und darauf der innere Werth ſeiner Seele, und ſeine hohe Glückſeligkeit vorgeſtellet. Er genießet eines vertrauten Umganges mit Gott im Gebeth; er wird von ihm in ſeinem Wort freundſchaftlich belehret; er iſt ein begnadigtes Kind Gottes, ein geprüfter Jünger Jeſu, ein muthiger Held des Glaubens, ein geliebter Schüler des h. Geiſtes, und der gewiße Erbe des ewigen Lebens. Unſchätzbare Ehrennahmen, deren einer alles Gepränge der höchſten zeitlichen Titel verdunkelt — „So herrlich der verachtete Theodor mit wahrer Hoheit geſchmückt iſt, ſo wahre Schätze beſitzt der arme Theodor. Des Dreyeinigen Gnade, des Vaters Huld, des Sohnes Liebe, des h. Geiſtes Freundlichkeit; die Ruhe ſeiner Seelen; das lebhafte Bewuſtſeyn des Friedens mit Gott; die Stille ſeiner Leidenſchaften in deßen Vereinigung; die Sättigung ſeiner Wünſche in des allerſeligſten Gnade; die lebhafteſte Hofnung einſt von allen Mühſeligkeiten des Lebens entbunden zu werden; die freye Ausſicht in die Glückſeligkeit des neuen Himmels und der neuen Erde; das unzertrennliche Geleite des allmächtigen Geiſtes; der Heldenſinn der Gelaßenheit und der Gedult, ſind die unvergänglichen Reichthümer, die er ſich in der Geſellſchaft des armen Jeſu erworben hat.„

XVIII. Betrachtung. Die Schande und Armuth eines Feindes Jeſu, den die

Welt groß und reich nennet. „Was ſind „Titel, die man nicht verdienet? Was ſind „Würden, für die das Herz zu klein iſt? Was „ſind Lobſprüche der Schmeichler? Was ſind „ferne Gerichte des Ruhms, an welchen die „Tugend keinen Antheil hat? Beſchimpfungen! „Sie decken die Schmach ſeines Herzens vor den „Augen der Weiſen und Gerechten, die allein „wahres Lob ertheilen können, auf. Vielleicht wäre „dieſelbe ſonſt vor der Welt in Finſterniß gehüllet „geblieben, obgleich der Allwißende, bey dem Finſter„niß nicht finſter, ſondern wie das Licht iſt, und um „den die Nacht, wie der Tag, leuchtet, ſie erkann„te. Nun aber locket der Ungläubige durch den „Glanz die Blicke der Welt auf ſich. Der Weiſe, „der Gerechte, laßen ſich durch keinen äußeren „Glanz blenden. Sie dringen durch das Gewühl „der Pracht, durch die Menge der Sklaven, die „zu ſeinen Füßen kriechen, in ſeine Thaten, und „ſie ſchlagen ihren Blick aus Abſcheu nieder, „denn wie klein, wie unanſtändig, thöricht, „menſchenfeindlich, ruchlos, und unchriſtlich ſind „ſie—Er, der Feind Jeſu, iſt mit Schande wie „mit einem Rock gekleidet. Denn leer von „Tugenden voll von Laſter ſeyn, iſt das Weſen „eines Niederträchtigen. Der allwißende Gott „ſiehet in die ganze Menge ſeiner geheimen und „öffentlichen Schandthaten, aus unendlicher „Gerechtigkeit verwirft er ihn, wie einen „Gräuel. Er muß den Schändlichen verwer„fen. Es mangelt derſelbe alles Ruhms; keine „ſeiner Sünden ſind ihm vergeben, keine

„Ueber-

„Uebertretung iſt ihm bedecket. In ſeinem Ge„wißen hat er Brandmale; an den Himmel hat „er keine Anſprüche, er würde ihn durch ſeine „Gegenwart verunehren. — Das Weltgericht, „worüber er lacht, wenn er in dem Rath der „Spötter ſitzt, die nach ihren eigenen Lüſten „wandeln, und ſagen: wo iſt die Verheißung „ſeiner Zukunft? wartet ſeiner. Hier gilt „keine Schminke des Anſehens für Frevler, hier „beſchönigt kein Höfling die Fehltritte der Großen, „hier ſtreuet kein Schmeichler die Blumen des „Lobes darüber.„

Nachdem unſer V. alſo in dem erſten Theile dieſer Betrachtung die von der Welt geehrten und reichen Feinde Jeſu in ihrer **wahren Schande** dargeſtellet, ſo entdecket er im zweyten Theile ihre Armuth. Denn, er hält denjenigen in dem volleſten Ueberfluß **Blutarm**, der ſein Gut mit **Undank** gegen den unendlichen Verſorger verpraßet; ein **ruhiges Herz** vermißet, und den Genuß ſeiner Fülle durch wohlthätige Mittheilungen derſelben an Darbende nicht ſchmakhaſt und ſüße macht. „Laßet ſein (des Reichen) Haus ein Sammelplatz für hungrige Thoren ſeyn! Laßet ſeine Tiſche für die Brüder ſeiner Wolluſt immer gedecket ſtehen! Laßet ihn den Werkzeugen ſeines Laſters große Geſchenke geben! Verbreitet er wohl Segen durch ſeine unſinnige Freygebigkeit? Er verführt dadurch, ſtärkt die Bosheit, giebt dem Müßiggange Nahrung, macht die Geſellſchaft, die mit ihm zur

Hölle wandelt, größer, und häufet ſeine Verantwortung.»

XIX. Betrachtung. **Die hohen Freuden eines weinenden Chriſten.** Dieſe Betr. iſt überaus gut gerathen, und verdienet ganz durchgeleſen zu werden. Vorläufig wird der Unterſchied zwiſchen den **Plagen** der **Frevler**, und der **Trübſalen** der **Chriſten**, angegeben; und dann werden folgende drey Sätze überaus bündig entwickelt und erwieſen. 1) **Trübſale befeſtigen in der Freundſchaft Gottes.** Hier wird ganz erfahrungsmäßig gezeiget, daß das menſchliche Herz bey lauter zeitlichem Glücke ſowohl **kaltſinnig** und **träge** im Umgang mit Gott, als auch **ſtolz** und **übermüthig** werden könne, wodurch es dem Falle allmählich ziemlich nahe kömmt. Der **hohe Werth** der Freundſchaft Gottes wird zugleich ſehr lebhaft geſchildert. 2) **Die Trübſale geben der Tugend Glanz und Stärke;** Denn in denſelben und nicht im Wohlſtande kann ein Chriſt durch **Heldenthaten** des **Vertrauens** der **Gedult**, der **Gelaßenheit**, und der **Uebergebung** in die Rathſchlüße der beſten Vorſicht entzücken, und erbauen. 3) **Trübſale machen muthig in dem Kampfe um den Himmel;** denn je mehr die Chriſten in irrdiſchen Trübſalen klagen, deſtomehr Jubellieder werden ſie in der ewigen Herrlichkeit anſtimmen.

XX. Be-

XX. Betrachtung. Die hohen Ehren eines weinenden Chriſten. Dieſe Betrachtung kommt der vorigen ziemlich nahe. Es werden erſtlich diejenigen Thränen angegeben, die der Menſchheit Schande machen, welche nämlich aus einer ungegründeten Furcht; aus Kleinmüthigkeit; aus Verzweifelung; aus einem unzeitigen Mitleiden; aus Bosheit, Rache oder Neid vergoſſen werden. Darauf werden zweytens die Thränen eines Chriſten in Betrachtung gezogen, ſo wohl diejenigen, die ſein fühlbares, wohlgeſinntes Gemüth, und ſeine kindliche Bekümmerniß über die Beleidigungen ſeines guten Vaters, ihm auspreſſet, als auch diejenigen, die er als ein Lazarus vergießt. Bey dieſer Gelegenheit werden die Thränen Jeſu, die er bey verſchiedenen Gelegenheiten vergoſſen hat, und der Segen, der aus ihnen fließet, lebhaft und rührend vorgeſtellet.

In der XXI. Betrachtung werden folgende Quellen der Feindſchaft wider das Chriſtenthum angegeben: eine ausſchweifende Begierde witzig zu ſeyn vergeſellſchaftet mit Unwiſſenheit; die Trägheit zu den Tugenden, worinn Jeſu Jünger ſich üben, und eine zügelloſe Begierde zu den Laſtern, dawider ſie ſtreiten, eine gewiſſe aufgebrachte Leidenſchaft, und herrſchende Urſache der Partheylichkeit; Vorurtheile, die von dem Abergläubiſchen und Unverſtändigen in dieſer oder jener Parthey der Chriſten herrühren, die den Unterricht unchriſtlicher Lehrer, das Le-

ſen verführeriſcher Schriften, und den Umgang mit den Spöttern, wie auch die Laſter vieler tauſenden, die mit dem Chriſtennamen pralen, zum Grunde haben.

XXII **Betrachtung. Der Chriſt nach den Stufen des Lebens betrachtet.** In der **Kindheit** iſt der Chriſt ſchon durch die **Taufe** in den **Gnadenſtand** verſetzet worden, und hat ein Recht zu den Gütern des Heils bekommen. — Als **Jüngling** iſt er mit **Liebe, Furcht, Ehrerbietung** und **Dankbarkeit** ſo wohl gegen Gott, als gegen ſeine Eltern und Vorgeſetzten, die Gottes Stelle hier auf Erden vertreten, geſchmücket; er ſucht nach dem Beyſpiel Chriſti in der **Weisheit** und **Gnade** bey Gott und Menſchen täglich zuzunehmen; er kennet die **Schwäche** ſeines **Herzens**, die **Flüchtigkeit** und **Unerfahrenheit** ſeines **Alters**, und die **Hitze** ſeines **Blutes**, daher **flehet** er den Allmächtigen um ſeinen Beyſtand an, und **kämpfet** wider die Verführungen und Reizungen zur Sünde; wird er aber, wie es leicht geſchehen kann, manchmal im Kampfe überwunden, ſo läßt er doch deswegen den Muth nicht ſinken, ſondern **erneuret** den Streit mit verdoppelten Kräften. Endlich **vergiſſet** er auch nicht mit einem anhaltenden **Fleiß** ſich zum **Dienſt der Welt** geſchickt zu machen. — In dem **männlichen Alter** iſt der Chriſt, bey einem **ernſteren Zuſtand** des **Herzens**, bey einer **geſetzteren**

Stille

Stille der Leidenſchaften, bey verſchiedenen Kenntniſſen und Erfahrungen, und bey der Abweſenheit der Schwachheiten, die das Alter drücken, recht im Stande zu nützen und zu erbauen. Er iſt gottſelig, rechtſchaffen und zufrieden in dem Stande, darein ihn Gott geſetzet hat, und treu in ſeinem Beruf: er ſey nun ein Herrſcher, oder eine obrigkeitliche Perſon, oder ein Hofmann, oder ein Lehrer u. ſ. f. — Endlich glänzet der Chriſt auch als ein Greis durch eine unerſchütterte Standhaftigkeit die Laſten hoher Jahre zu tragen; durch eine ſorgfältige Vorbereitung auf den Tag des Todes; durch einen troſtvollen Muth, mit welchem er demſelben entgegen geht; durch eine feyerliche Andacht; durch eine ruhige Berichtigung der Geſchäfte, die er ſeinem Hauſe ſo wohl als ſeinem Vaterlande ſchuldig iſt; ja endlich durch eine ſeltene Heiterkeit im Umgange mit andern. — Dieß alles wird von unſerm Verf. ganz gut ausgeführt.

Die XXIII Betrachtung führt zur Aufſchrift: Die chriſtliche Religion hat die beſten Lehrer. Es geſteht unſer Verf. daß von den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Religion an bis auf das jetzige manche ſträfliche Zeugen derſelben geweſen ſind, die ſich nicht allein mit Fehlern des Verſtandes, ſondern ſo gar mit Bosheiten des Willens beflecket haben; allein er zeiget zugleich ganz richtig, daß die chriſtliche

Lehre nicht ſchuld daran ſey, indem in keiner andern Religion ſo reine und vortreffliche Vorſchriften von den nothwendigen Tugenden eines Lehrers, als in der chriſtlichen, gegeben werden.

Wir müſſen noch beym Schluſſe erinnern, daß Herr F. dadurch, daß er alle und jede Schriftſteller, auf die er ſich unten in den Anmerkungen bezieht, ohne Unterſchied mit gleich ſtarkem Lobe erhebt, leicht, da faſt alle von ihnen noch am Leben ſind, ſich den Verdacht der Schmeicheley zuziehen könne.

VI.

Den patriotiſke Tilſkner &c. Der patriotiſche Zuſchauer. Des erſten Jahrgangs zweyter Band. Soröe 1761 bey J. Lindgreen der ritterlichen Academie Buchdruckern.

Dieſer Band fängt mit dem 48 Blatte an und endiget ſich mit dem 99.

In dem 48. Blatte leſen wir wieder eine Abhandlung von der Geſchichte, dergleichen wir ſchon vorher im 35. und 36. gehabt haben. „Die wichtigſten Eigenſchaften einer guten Geſchichte ſind die Wahrheit und der Nutzen derſelben. In ſo weit, als die Geſchichte die Menſchen, und inſonderheit die großen, deren Handlungen vornämlich aufgezeichnet werden, eifriger in Ausübung ihrer Pflichten machet, iſt wohl nicht immer das wahre zugleich auch das nützlichſte. Aber wenn gleich manche hiſtoriſche Wahrheiten in

dieſer

dieſer Abſicht nicht ſo wichtig ſind, als lehrreiche Gedichte, ſo übertrifft dahingegen eine erbauliche Geſchichte doch allemal die beſte Fabel. Die Wahrheit einer edeln That iſt ein ſtärkerer Beweiß ihrer Möglichkeit, als alle Gründe. — Selbſt die Ehre, der ſtärkſte aller äußerlichen Beweggründe, — die einzige zeitliche Belohnung des Helden, — würde wegfallen, wenn die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit aufhörte. — Es iſt aus vielen wichtigen Urſachen nöthig, daß ſolche Handlungen aufgezeichnet werden, die den Nachkommen zu Muſtern dienen können, und dieſe müſſen nach wahren Gründen der Sittenlehre unterſuchet und beurtheilet werden. Hierinn beſtehet vornämlich der Nutzen der Geſchichte. Wenn die allgemeinen Urtheile die Ehre beſtimmen, und wenn die Urtheile der Geſchichte die wichtigſten von allen ſind; wie nothwendig iſt es denn nicht, daß dieſe Urtheile richtig ſind? — und daß die wahre Ehre von der falſchen unterſchieden werde? — Es iſt hiebey hauptſächlich zu erwegen, daß die mit einer That verbundene Beſchwerlichkeiten, wenn ſie gleich die Größe derſelben vermehren, dennoch nicht genug ſind, ſie wirklich groß zu machen, wenn ſie nicht zugleich nützlich iſt. — Dieſer Nutzen muß nach den Vortheilen der ganzen Geſelliſchaft beſtimmt werden. — Andere überwinden iſt nicht ſo beſchwerlich, als ſich ſelbſt beſiegen. — Ein Volk bezwingen, es regieren, und bereichern iſt nicht ſo mühſam, als es erleuchten und beſſern —

Die allgemeine Liebe iſt die einzige Tugend, die einen Regenten groß machet. — „ (*)

Das 49 Blat iſt bey Gelegenheit des Durchgangs der Venus geſchrieben. Die Betrachtung dieſer ſeltenen Begebenheit führt den Verf. auf dasjenige Weſen, welches mit einer ſo großen Weisheit die Ordnung aller Dinge beſtimmet. „So klar als die Wahrheit iſt, daß nichts klein oder groß an ſich ſelbſt, ſondern nur im Verhältniß mit andern Dingen, genannt werden kann, — und daß nichts ſo klein iſt, das nicht gegen andere Dinge groß ſeyn könnte, — ſo ſehr muß man ſich darüber wundern, daß noch zu unſern Zeiten große Geiſter leben, welche behaupten, daß ein vernünftiges Weſen der Aufmerkſamkeit des Schöpfers zu gering ſeyn könne, — daß ein unendliches Weſen, gegen welches alle Größe verſchwindet, dem nichts groß oder klein iſt, ſich nicht um jedes einzelne, ſondern nur um ganze Arten und Geſchlechte bekümmere. — Wenn dieſe Meynung Grund hätte, ſo wäre den zuverläßigſten Ausrechnungen der Sternſeher nicht zu trauen, und man würde es vielleicht vergeblich erwar-

(*) Der Verfaſſer gedenket bey dieſer Gelegenheit der vortrefflichen Worte Heinrichs des Großen, Königes von Frankreich: „Ich will ſo regieren, daß ein jeder Bauer in meinem Lande ſich ſatt eſſen, und etwas übrig behalten kann, ſich einmal in der Woche zu vergnügen. „ Worte, die von einer recht allgemeinen Menſchenliebe zeugen, und eines Königs würdig ſind.

erwarten, daß die Venus über etliche Jahre wieder denſelben Weg nehme. — Ein Planet iſt bey aller ſeiner Größe doch nur ein einfaches Weſen. — Iſt nun vielleicht obige Regel nicht allgemein, wozu nützt ſie denn, wenn man ihre Gränzen nicht beſtimmen kann? — oder wo ſollen etwa dieſe Gränzen ſich anheben oder endigen?„

Der Verfaſſer bemerket darauf, daß es oft vergeblich ſey, den Grund zu den menſchlichen Irthümern im Verſtande zu ſuchen, ſondern daß vielmehr die Leidenſchaften und Gewohnheiten ſehr oft die rechten Quellen ſind. „Man nennet den äußern glänzenden Zuſtand eines Staates das allgemeine Beſte, ohne ſich um die Glückſeligkeit einzelner Perſonen und Familien zu bekümmern. Eines ſolchen falſchen Begriffes wegen opfert man Millionen Menſchen auf, — und dieſen Weg zur Größe zu gelangen, hat man leichter befunden, als wenn man ſie auf den erhabenen Grundſatz bauete, daß nämlich auch der geringſte Menſch, der durch unſere Hülfe glücklich werden kann, unſere Fürſorge verdienet. — Um ſolche Leidenſchaften zu beſchönigen, mißbraucht man die Vernunft, und glaubt, es ſey Gott entweder unmöglich oder unanſtändig, für alle ſeine Geſchöpfe zu ſorgen. — Es iſt natürlich, daß ein Menſch, der nach ſolchen Grundſätzen in der Welt gehandelt hat, am Ende ſeines Lebens wünſcht, daß Gott ſich auch nicht um ihn bekümmern wolle, daß nichts als

ſein Name nachbleiben möge, — denn bekümmert ſich Gott um die Menſchen, was hat er denn nicht zu befürchten, und bekümmert er ſich nicht um ſie, was kann er denn hoffen? „

Zuletzt zeigt der Verfaſſer noch, daß auch die Kürze und Eitelkeit des menſchlichen Lebens, die Schwachheit unſers Verſtandes, und die Menge unſerer Thorheiten und Leiden manchen zu ſolchen Gedanken von Gott verleitet habe. „Da aber (ſetzt er hinzu) dieſe Leute doch einräumen, daß die Dinge, ſo wie ſie ſind, in Gottes Vorſtellung der Schöpfung nicht unwürdig geweſen ſind, ſo können ſie aus der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens vernünftigerweiſe nichts anders ſchließen, denn daß ein ſo weiſer Schöpfer mit ſo ſchwachen Geſchöpfen höhere Abſichten haben müſſe, die in dieſem Leben nicht in ihre Erfüllung gehen. — „

Das 50 Blat iſt ſatyriſch. Der Verfaſſer erzählt darinn, daß er einen Mann habe kennen lernen, der zukünftige Dinge vorher ſagen könne. Einige Fragen, die ihm von Leuten aus allerley Ständen vorgeleget worden ſind, und die alle eine Beziehung auf eines jeden Amt und Gewerbe haben, werden angezeiget, und zuletzt heißt es, der Wahrſager habe den Verfaſſer entdeckt, daß in dieſen Gegenden einſt betrübte Zeiten ſeyn würden: die Dichter würden weniger reimen; die mathematiſche Lehrart würde abgeſchaffet werden; die Streitſchriften würden aufhören; die Gelehrten nicht mehr Latein reden ꝛc.

Im

Im 51 Blatte wird von der Gefälligkeit gehandelt, und gewieſen, wie ein Menſch von dieſer an ſich rühmlichen Eigenſchaft, wenn ſie nicht von der Vernunft beherrſchet wird, ſondern als eine bloße Leidenſchaft ihn regieret, auf Abwege geführet werden könne. „Die Kunſt zu gefallen iſt ein Syſtem, das auf Leidenſchaften gebauet iſt, und wenn die Vernunft auch die größte Kunſt in ihrer Entwickelung zeiget, ſo iſt ſie dennoch immer in Feſſeln. Sie muß, ſtatt den eigenen Trieben des Herzens zu folgen, ſich immer nach andern richten, und tauſend fremde Neigungen ergründen und annehmen. Dadurch wird zuletzt der größte Verſtand ermüdet, und verlieret alles Gefühl. — Und wenn ihm endlich dieſes Joch zu ſchwer wird, wenn die Gunſt der Menſchen verſchwindet, ſo wird er mit ſich ſelbſt unzufrieden. — Die Aufopferung vieler großen Pflichten, Verſäumniß, Kaltſinnigkeit, Zweifel, laſſen eine Reue in dem Herzen nach, die guten Gemüthern, (und das ſind gemeiniglich die, die gerne beliebt werden wollen) die größte Quaal iſt. „

Hierauf wird der Lebenslauf eines gefälligen Menſchen erzählet, der kein wahres Vergnügen, keine rechte Ruhe genoſſen hat, bis er endlich der Vernunft ungehindert folgte, und ſich von einer Leidenſchaft, die ihn nur zum Sclaven fremder Urtheile machte, nicht länger regieren ließ.

Das 52 Blatt theilet einige Stücke aus Lockes Schrift von der Erziehung mit. In

Anſehung des Leibes will er, daß die Erziehung vornehmlich Stärke und eine dauerhafte Geſundheit zum Zweck habe. Was die Bildung der Seele betrifft, ſo glaubt ſo wohl Locke, als unſer Verfaſſer, daß die wichtigſte Regel und der Grund aller andern dieſe ſey, daß man die Kinder zur Unterdrückung ihrer Begierden gewöhne. Leibliche Strafen werden faſt gänzlich verworfen, dagegen aber ſoll man den Kindern ein Gefühl für Ehre und Schande beyzubringen ſuchen.

Das darauf folgende 53 Blatt handelt vom Mangel am Volk in gewiſſen Ständen hier zu Lande, vornehmlich in Baurenſtande, und unter den geringen Arbeitern. Es wird die Anmerkung gemachet, daß, ſo wie man von den Römern zu ſagen pflegte, daß ſie nur Brod und Schauſpiele verlangten, man hier von dem gemeinen Mann ſagen könne, daß er nur Brod und Gemächlichkeit begehre. Wenn man (ſagt der Verfaſſer ferner) auf dem Lande, ſo wie in den Städten, gewiſſe Stiftungen für arme Kinder errichtete, und die Jugend überhaupt zum arbeiten anhielte, ſo könnte dieſem Mangel vielleicht abgeholfen werden, denn in einem Staate, wo die Nahrungsmittel ſich mehren, können nur wenig Leute vorhanden ſeyn, die nicht durch Arbeit ihren Unterhalt ſollten finden können.

Im 54 Blatte lieſet man einige Nachrichten nach der Art der gewöhnlichen Zeitungsblätter, nämlich von verlornen Hunden, Dienſtboten,

die

die verklingt werden, und dergleichen. Unter andern auch eine, in welcher ein Mitglied der bekannten mathematiſchen und metaphyſiſchen Geſellſchaft demjenigen eine anſehnliche Belohnung verſpricht, der die beſte Weiſe, alle Wiſſenſchaften durch die Monaden zu erklären, erfindet ꝛc. Nachher wird ein Brief eines Edelmannes an einen Prediger angeführet, worinn jener einen Candidaten zu einer Pfarre verlanget. Er fordert hauptſächlich von einem ſolchen, daß er ein wahrer Chriſt ſeyn, wohl reden, und das, was er redet, ſelbſt fühlen ſolle. Auch wünſcht er, daß er in irgend einer andern Wiſſenſchaft kein Fremdling ſeyn möge. Darauf lieſet man einen andern und zwar nicht erdichteten Brief, deſſen Verfaſſer ſich ſolchen Wiſſenſchaften, die in der Welt von wahrem Nutzen ſind, mit vielem Fleiße gewiedmet hat, aber aus Mangel äußerlicher Gaben und der Bekanntſchaft der Großen nicht befördert werden kann.

In dem folgenden 55 Blatte redet der Verfaſſer von der Lehre, daß ein anderes Leben nach dieſem zu hoffen ſey, „ein ewiges Leben, welches in einem höheren Grade der Wirkſamkeit aller Seelenkräfte beſtehet. — Ein Leben, in welchem nicht allein das Vermögen des Verſtandes, die größern Vollkommenheiten zu erkennen, immer wächſet, ſondern das auch einen eben ſo wirkſamen und unaufhörlichen Trieb im Willen hervorbringt, dieſe Vollkommenheiten zu befördern, und Gott und unſere Nebengeſchöpfe zu lieben.„

Am Ende ſucht der Verfaſſer auch aus der Offenbarung Johannis zu beweiſen, daß, ſo wie es unter den Engeln Thronen und Fürſtenthümer gebe, auch die vollkommneren Seelen unter den Seligen zu Lehrern und Regenten in jenem Leben von Gott beſtimmt ſeyn könnten.

In dem 56 Blatte leſen wir einen Brief eines Menſchen, der ſich dem Predigtamt gewiedmet hat. Er iſt vornehmlich wider diejenigen gerichtet, die nur bey der bloßen Schultheologie und den metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten in der Philoſophie ſtehen bleiben, und hingegen die ſchönen Wiſſenſchaften und alles, worinn ein guter Geſchmack herrſchet, verwerfen. (*)

Das 57 Blatt enthält eine Erzählung von einigen abgeſchiedenen Seelen, die Charon ins Reich

(*) Mit dieſem Blatte wurde ein Anhang in Geſtalt eines Briefes an den Verfaſſer ausgetheilet, in welchem er ſich wider die ihm von dem ſeligen Juſtizrath und Profeſſor Kraft zu Sorøe gemachte ganz ungegründete Beſchuldigungen vertheidiget. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß der ſel. Sneedorf in dieſem Briefe ein wenig hitzig redet, aber wie rühmlich iſt ihm dagegen nicht das wahrhaftig großmüthige Geſtändniß, das er in der Vorrede ſeines Zuſchauers von der Perſon und den Verdienſten ſeines Gegners ableget, und dabey wünſchet, daß dieſer Anhang möge vergeſſen werden. Wir haben dieſe Worte ſchon in dem vorigen Stücke unſerer Nachrichten bey der Recenſion des 1 Bandes des Zuſchauers angeführet.

Reich der Todten hinüber führt. Dieſe beklagen ſich insgeſammt, daß ſie die Welt zu einer Zeit haben verlaſſen müſſen, da ſie das Ziel ihrer Wünſche noch nicht erreichet hatten. Der Richter der Unterwelt, der ihre Klagen angehört hat, erlaubt ihnen, wieder in das Leben zurück zu kehren, und giebt ihnen die Unſterblichkeit, doch ſollten ſie alle Unvollkommenheiten des menſchlichen Lebens fühlen; allein das gefällt keinem unter ihnen. Darauf entſchließt ſich der Richter, ihnen in der Unterwelt ſelbſt Geſchäfte nach eines jeden Neigung zu geben. Einem Feldherrn giebt er ein unſterbliches Kriegsheer anzuführen; einem Gelehrten weiſet er eine Wohnung unter den griechiſchen und römiſchen Verfaſſern an; einem Wohllüſtigen verſpricht er alle Arten von Vergnügungen, u. ſ. f. Aber wie ſie ein ſolches Leben eine Zeitlang geführet haben, ſind ſie auch deſſen überdrüßig, und beklagen ſich wieder, den Gelehrten ausgenommen, vor dem Richter; allein dieſer läſſet ſie im Zorn wieder in die Oberwelt in andere Cörper fahren, den Feldherrn in einen gemeinen Soldaten, und die übrigen theils in Menſchen, theils in Thiere. Der Gelehrte, ob er gleich auch Luſt zu klagen hatte, bleibt aus Furcht eines ſtrengen Urtheils ſo lange bey dem Socrates, bis er vollkommen gelernet hatte, daß er nichts wiſſe.

In dem folgenden 58 wird von einem reichen Kaufmann geredet, der zweifelhaft iſt, was er

aus ſeinem Sohne machen ſoll. Einige ſeiner Freunde rathen ihm aus einem thörichten Stolz, daß er ihn adeln laſſen ſoll, der vernünftigere Vater aber will ſich nicht ſogleich dazu entſchlieſſen, ſondern fragt den Edelmann der patriotiſchen Geſellſchaft (*) um Rath. Dieſer beſtreitet die Eitelkeit der Freunde des Kaufmanns mit Gründen, und wird von dem dazu gekommenen Kaufmann der Geſellſchaft unterſtützet, welcher jenem den Rath giebt, ſeinen Sohn, da er Luſt und Genie zur Handlung hat, reiſen zu laſſen, und einen Kaufmann aus ihm zu machen.

Das 59 und 60 Bl. giebt von einer gewiſſen über die ganze Welt ausgebreiteten Geſellſchaft (Antinovateurs) Nachricht, deren Mitglieder über alte Gebräuche und Sitten unbeweglich halten, hingegen abgeſagte Feinde alles neuen ſind. Man lieſet hier eine Rede eines Vorſtehers der Geſellſchaft, worinn er über den Verfall der heutigen Zeiten klagt, und darauf einige Stücke aus ihren Verſammlungsprotocollen. Sie enthalten zum Theil Berathſchlagungen wegen Verfolgung gewiſſer Leute die allerhand Neuerungen einführen wollen, zum Theil werden Belohnungen für die Vertheidiger des Alten ausgeſetzet, und desgl. mehr. Dieſe Geſellſchaft nimmt ſonſt zwar alles neue an, aber erſt nach Verlauf einer gewiſſen

Zeit,

(*) Man ſehe die erſten Blätter dieſer Wochenſchrift.

Zeit, und wenn es der übrigen Welt ſchon alt iſt. Aus dieſem Grunde werden auch ſolche Leute zu Gliedern darinn aufgenommen, die in ihrer Jugend ſelbſt Neuerungeu eingeführet haben, und der Geſellſchaft Feinde geweſen ſind, wenn ſie nur im Alter bey ihren jugendlichen Meynungen ſtandhaft bleiben.

Das 61 Bl. redet von einem Nationalfehler des däniſchen Volkes, daß es ſich nämlich ſo wenig um den Zuſtand und die Verbeſſerung ſeines eigenen Landes bekümmere. Der Verf. wünſcht, daß die Prediger, ſtatt unnützer Streitigkeiten, ſich ſolcher Wiſſenſchaften befleißigen möchten, die dem ganzen Lande und dem gemeinen Weſen Nutzen ſchaffen. Da die geiſtlichen Aemter hier die einzigen gewiſſen Belohnungen der Wiſſenſchaften und zugleich ſehr zahlreich ſind, ſo glaubt er, daß dieſes das beſte Mittel ſey, die Nation zur Aufmerkſamkeit für ihres Landes Nutzen zu bewegen.

In dem 62 Bl. lieſet man eine ſinnreiche Erzählung, welche auf die Streitigkeiten des Verfaſſers mit den tiefſinnigen Gelehrten abzielet. Eine Spinne wirft einer Lerche ihr unaufhörliches Singen, das doch keinen Nutzen ſchaffe, mit vieler Bitterkeit vor, und rühmt dahingegen den Nutzen die Schönheit, und die mathematiſchen Figuren ihres Gewebes. Die Lerche behauptet aber, es ſey beſſer, den Schöpfer zu loben, und ſich an der Schönheit und Pracht der Natur zu ergötzen. Sie räth ihrer Widerſacherinn, daß,

weil doch andere Thiere die tiefſinnigen Arbeiten der Spinnen nicht einſähen, das ganze Spinnengeſchlecht ſich in einen wüſten Thurm zu wohnen begeben ſollte. Da würden ſie recht glückſelig bey einander leben, und ungeſtört eine der andern Arbeit bewundern können. Hierauf antwortet aber die Spinne: „Die Liebe ſey nur eine Tugend „ſchwacher eingeſchränkter Seelen, die vom Ge„fühl und nicht von Gründen regieret würden. „So tiefdenkende Thiere, wie Spinnen, kenne„ten kein Gefühl. — Eine jede von ihnen be„wundre nur ihre eigene Arbeit, und niemals „liebten oder rühmten ſie einander. — So wie „jedwede philoſophiſche Secte unter den Men„ſchen ihr Syſtem für das beſte hielte, ſo würde „auch von jeder Art Spinnen ihr Gewebe für „das beſte gehalten ꝛc.„

In den folgenden beyden Bl. dem 63 und 64, wird von den Verächtern der ſchönen Wiſſenſchaften und den Feinden des guten Geſchmacks geredet, zugleich auch eine Ueberſetzung von Adams Gebet beym **Milton** mitgetheilet. Sie iſt vermuthlich aus der geſchickten Feder des Hrn. **Lous** gefloſſen, der ſchon vorher im 42 Bl. den Traum der Eva glücklich überſetzet hat. Weiter werden in dieſen beyden Blättern einige practiſche Betrachtungen, doch in ungebundener Sprache, über die Schönheiten der Natur, ſo wie ſie ſich dem Verfaſſer derſelben in einer Sommernacht bis zum Anbruche des Tages vorgeſtellet haben, geleſen. Dieſe Betrachtungen ſind leſenswürdige,

voll ſchöner und erhabener Gedanken. Wie rühꝛ rend iſt nicht dieſe Wendung beym Anbruch der Morgenröthe: „Iſt dies der kürzlich traurende Himmel? Wie ſind die Scenen verändert; ſchnell verändert! . . . . Lehrreiches Geſicht! Können ſchwarze Wolken ſich ſo bald zertheilen, wer will denn an dem Morgen der Freude nach traurigen Nächten verzweifeln? . . . . Vor kurzem war keine Ausſicht in dem grauenvollen Dunkel, nun hat das Lächeln des Morgens alle Finſterniß vom Himmel vertrieben; und ſollte denn meine Hoffnung wanken, wenn gleich ſchreckende Donner als rund um mein Haupt herab hängen? — Ich ſehe hinter den Gränzen der Zeit eine Freudenvolle Ausſicht, und die Zeit ſelbſt iſt nur ein Augenblick.„

Im 65 Bl. beſchweret ſich ein Ehemann über ſeine Gattin, daß ſie wider alle gute Sitten ihre Kinder ſelbſt ſäuge, und ihnen eine zwar vernünftige aber nicht nach dem herrſchenden Gebrauch eingerichtete Erziehung gebe, wodurch ſie beyderſeits um alles Anſehen bey ihren Freunden und Bekannten kommen. In der Antwort des Verf. auf dieſen Brief räth er dem Mann ſeine Frau zu überreden, daß ſie ihre mütterliche Liebe und Fürſorge einer gewiſſen Grille, oder einem ſolchen Eigenſinn, dergleichen für Kennzeichen eines wohl geſitteten Frauenzimmers gehalten werden, zuſchreibe, oder auch daß ſie ſage, ſie wolle ſich eben dadurch vom Pöbel unterſcheiden,

den, weil jetzt faſt ein jedes gemeines Weib eine Amme zu ihren Kindern hielte.

Das 66 Bl. iſt eine Fortſetzung des 53, in welchem vom Mangel an Einwohnern gehandelt wird. Es beſtehet in einem Geſpräch der ganzen patriotiſchen Geſellſchaft über dieſe Materie. „Daß die Menſchen (heißt es unter andern) eben ſo wie die Thiere ſich nicht ſtärker vermehren, als die Nahrungsmittel es erlauben, iſt eine ſo natürliche Folge, als nur irgend etwas, das in der Welt geſchiehet. — Die Wirkungen aller allgemeinen Verwüſtungen hören wieder auf, ſo bald ſie keine beſtändige Abnahme der Lebensmittel veranlaſſen. — Krieg, Peſt, Theurung, Erdbeben, Waſſerfluth ſind der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechtes bey weiten nicht ſo hinderlich, als die Fehler in der Denkungsart, den Sitten, und der Einrichtung, durch welche der Fleiß und die Nahrung eines Volkes eingeſchränket wird, und die durch Gewohnheit ſo tief einwurzeln, daß ſie eben ſo ſchädlich ſind, wie zehrende Krankheiten.„

Es wird hierauf mit dem Beyſpiel einiger Völker gewieſen, wie ſie durch Arbeitſamkeit und daraus entſtehende Vermehrung der Nahrungsmittel angewachſen ſind. „Um hierzu zu gelangen, ſind verſchiedene Verbeſſerungen nicht allein in den Geſetzen, ſondern auch in der Denkungsart und den Sitten nöthig.—Ein jeder Arbeiter muß völlige Freyheit haben, ſeine Kräfte und ſeine Kunſt zu gebranchen.—Die jungen Leute müſſen

nach eines jeden Stande frühe zur Arbeitſamkeit gewöhnet werden, und die öffentliche Anſtalten für Arme ebenfalls dahin abzielen. — Verdienſte und Fleiß müſſen in jedwedem Stande geehret werden. — Die Begierden ſich hervorzuthun, muß durch die Vernunft in ihren richtigen Schranken gehalten werden, — und Erziehung und Wiſſenſchaften müſſen die Fehler in der Denkungsart und den Sitten verbeſſern.—„.

Im 67 Bl. lieſet man erſtlich ein kleines Gedicht des vortreflichen Engländers **Addiſons** von der Größe des Schöpfers ins Däniſche überſetzt, und darauf eine däniſche ſapphiſche Ode in reimfreyen Verſen. Dieſe Ode, in welcher ebenfalls die Größe Gottes und ſeine gütige Fürſorge für ſeine Geſchöpfe beſungen wird, iſt ſowohl wegen ihres eigenen Werthes, als auch der großen Seltenheit ſolcher Gedichte in däniſcher Sprache, vorzüglich ſchätzbar. Der Verfaſſer derſelben iſt, wenn wir nicht ſehr irren, der ſchon öfter erwähnte Herr Lieutenant **Lous**.

Das 68 Bl. erzählet die weiteren Schickſale Philomelens und Prognens nach ihrer Verwandelung. Progne fand, als eine Schwalbe, ihr Glück überflüßig in der Liebe ihres Gatten, und in der Verſorgung ihrer Jungen. Philomele hingegen ward durch den Beyfall, den ihr Geſang erhielt, und durch den Neid anderer Nachtigallen, ſo ſtolz, daß ſie alle Liebe verachtete, und es ſich zur Schande rechnete, Neſter zu bauen, Eyer auszubrüten, und Junge zu füttern. Sie lebte

nur

nur für die Ehre, und ob ſie gleich nicht ohne Gefühl für die Liebe war, ſo konnte ſie ſich doch nicht eher dazu entſchlieſſen, als bis die Schönheit ihrer Stimme ſich verloren hatte, ſie ſtarb aber, wie ſie das erſte oder zweyte Ey legte. Die Anwendung dieſer Erzählung wird auf die Abnahme des menſchlichen Geſchlechtes gemacht. „Eitelkeit, Zärtlichkeit, und Unmäſſigkeit ſind den vermögenden Ständen ein tödtendens Gift, als Armuth und Drangſale der übrigen Menge.— Wenn man das weibliche Geſchlecht, ſtatt es einzuſperren und zu verzärteln, an die Luft, Kälte, und Bewegung gewöhnete; wenn man die eitle Begierde, ihre Schönheit, derentwegen ſie Geſundheit und Pflichten aufopfern, ſie bewahren, unterdrückte, ſo würden ſie ſelbſt vieler Beſchwerlichkeiten, die ihnen das Leben verbittern, überhoben ſeyn. Man würde geſunde und fruchtbare Mütter, tapfere und rechtſchaffene Männer ſehen.„

Das 69 und 70 Bl. enthält eine Ueberſetzung zweyer Stücke aus des Ami des hommes fünftem Theil, welcher vom Ackerbau handelt. In dem erſten Stück wird bewieſen, wie wichtig der Bauernſtand für einen Staat ſey, und in dem zweyten wird von den Sitten des Landmannes, und den verſchiedenen Mitteln, einem ſo nützlichen Stande das Leben angenehm zu machen, geredet. Beyde Stücke werden auf Dänemark angewandt und die Einwohner dieſes Landes ermun-

muntert, weiſe, tapfere, und zufriedene Unterthanen zu erziehen.

In dem 71 Bl. wird von den verſchiedenen Perioden in Anſehung der Wiſſenſchaften geredet. Der Verf. zählet deren vier. In der erſten regierte die ſcholaſtiſche Theologie; in der zweyten die gelehrten Sprachen, nebſt den griechiſchen und römiſchen Alterthümern; in der dritten die Mathematik und Philoſophie; und jetzt ſcheint die Periode der Rechtsgelehrſamkeit, Staatskunſt, und ſchönen Wiſſenſchaften da zu ſeyn. Im übrigen redet dieſes Bl. hauptſächlich von den Schulſtreitigken der Gelehrten, worinn die Anhänger einer Wiſſenſchaft immer die Partey der andern zu unterdrücken ſuchen. Es wird hiebey zugleich angezeiget, was man alles von einem Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften mit Recht fordern könne, nämlich: die Kunſt ordentlich und natürlich zu denken, die Erkenntniß von Gott, dem Menſchen und der Welt, die durch den Gebrauch einer geſunden Vernunft, durch eine ordentliche Lehrart, durch die Betrachtungen eines aufgeklärten Verſtandes über Gottes Haushaltung in der Welt, durch eine Einſicht in die Rechtsgelehrſamkeit und Staatskunſt, durch das nützliche und lehrende aus der Geſchichte, und durch vernünftiges Leſen der älteren und neueren ſchönen Schriften gewirket worden. Man wird aber, wie der Verf. noch anmerket, den Verehrern der Wiſſenſchaften, ehe man von dem ſchönen, gründlichen, und erhabenen mit ihnen reden

kann,

kann, geſunde Vernunft und lautere Abſichten wünſchen müſſen. Dieſe Abhandlung gehört ſonſt, wie leicht einzuſehen iſt, zu denjenigen, die durch die Streitigkeiten des Verf. veranlaſſet worden.

In den folgenden drey Bl., dem 72, 73 und 74, handelt unſer Verf. mit ſeiner gewöhnlichen Gründlichkeit von der göttl. Offenbarung. Zuerſt zeiget er mit wenigem, theils die Gewißheit, theils die Ungereimtheit der Meynungen der alten Weltweiſen von dem göttlichen Weſen. Er bemerkt ferner, daß, ſo wie die tägliche Erfahrung lehre, daß der menſchliche Verſtand manche Wahrheiten, wenn ſie ihm von andern vorgetragen werden, leicht faſſen, ſie aber doch nicht ſelbſt entdecken könne, ſo gebe es ohne Zweifel auch ſolche wichtige Wahrheiten, die die Erfindungskraft des ganzen menſchlichen Geſchlechtes überſteigen, und alſo einer göttlichen Offenbarung bedürfen. „Wenn nun (ſagt er weiter) die Lehren der „Apoſtel von Gott, der Seele, der Welt, und „den Pflichten nicht nur der geſunden Vernunft „näher kommen, ſondern auch einen weit allge„meiner Nutzen in der Welt geſchaffet haben, „als die philoſophiſchen Syſteme der Griechen „und Römer; müſſen wir denn nicht billig glau„ben, daß ſie dieſe Lehre nicht von ſich ſelbſt „haben? —„

Es werden hierauf zwo der vornehmſten Einwendungen wider die göttliche Offenbarung unterſuchet und beſtritten; die erſte: warum Gott ſeine

ſeine Offenbarung den Menſchen, da ſie ihnen ſo nothwendig iſt, nicht eher, denn erſt nach 4000 Jahren gegeben haben? die zwente: warum Gott ſich nicht öfter und ſo deutlich den Menſchen offenbare, daß die Vernunft keine Zweifel und Einwürfe dagegen finden könne? Zuforderſt nimmt der Verf. dieſe Wahrheit als ausgemacht an, daß nämlich Gott im Reiche der Natur ſowohl als der Gnade gewiſſe Regeln beobachte, die mit der Natur und dem Zuſtande des Menſchen übereinſtimmen; daß Gott ferner allezeit durch Mittel, entweder ordentliche oder auſſerordentliche, wirke; und endlich, daß alle Veränderungen gradweiſe geſchehen. „Es ſcheint (heißt „es darnach) aus der alten Geſchichte klar zu „ſeyn, daß die gröſſere Erleuchtung, die den „Menſchen durch Chriſti Predigt gegeben wor„den, ſich eben damals auf ihren Zuſtand ge„ſchicket habe.—Gott gab die erſte Offenbarung „einem Volke, das einerley Herkunft, Regie„rung, Sitten, und Geſetze hatte, und alle Jahre „in einem Tempel zuſammen kommen konnte, „— und dennoch fiel es jeden Augenblick in „die gröbeſte Abgötterey.—Von denen, die außer„halb der jüdiſchen Kirche lebten, forderte Gott „nur, daß ſie grobe Laſter, die ihr eigenes Ge„wiſſen verdammte, vermeiden ſollten, und wenn „dis geſchahe, erbarmete er ſich ihrer. Der „menſchliche Verſtand mußte theils durch die „erſte Offenbarung, theils durch die Betrachtung „der Natur zu einem höheren Lichte vorbereitet,

„werden, und da er endlich, obgleich nur unvoll-
„kommen, aus dem Lichte der Natur einen
„Schöpfer Himmels und der Erden erkennen
„lernete, — da war es Zeit, der Vernunft zu
„Hülfe zu kommen, und dem noch übrigen Man-
„gel abzuhelfen. — Ohnehin würde uns, wenn
„die letzte Offenbarung früher gegeben wäre,
„derjenige Beweis von ihrer Nothwendigkeit
„gemangelt haben, der aus der Unzulänglichkeit
„des menſchlichen Verſtandes in dieſem Stücke,
„zu einer Zeit, da er es in andern Dingen ſehr
„weit brachte, genommen wird. —„ Der Verf.
zeiget ferner, daß eine Welt, worinn Gott zuwei-
len unmittelbare Veränderungen ſelbſt wirket,
ſeiner Weisheit gemäßer ſey, als eine andere, in
der alles durch natürliche aber zugleich über-
flüßige Kräfte geſchehe; denn diejenigen Mittel,
durch welche das auſſerordentliche hervorgebracht
wird, würden bis zu der Zeit immer unnütz und
folglich überflüßig geweſen ſeyn. — Bey der Ver-
kündigung der Lehre Chriſti hält er die Wun-
derwerke um deswillen für nothwendig, weil da-
durch die Menſchen zur Aufmerkſamkeit bewogen,
und diejenigen, die dieſe Lehre predigten, in
Anſehen geſetzet wurden; und nun wendet er ſich
zur Beantwortung des zweyten Einwurfs.

„Wenn Gott ſich uns deutlich offenbaren
ſollte, würde ſolches, da er ein Geiſt iſt, durch
Zeichen geſchehen müſſen, und zwar durch ſolche,
die ſich gleich als Wirkungen des höchſten Weſens
erkennen lieſſen. Die Zeichen, die uns Gott in
der

der Natur giebt, die Zeugniße, die aller Dinge Zuſammenhang, Ordnung, und Uebereinſtimmung von ihm ablegen, — ſind die gewiſſeſten, — aber ſie ſind uns zu bekannt. — Das **ungewöhnliche** nur macht aufmerkſam. — Allein wenn gleich auſſerordentliche Begebenheiten die Aufmerkſamkeit des Menſchen erregen, ſo können ſie doch nicht, als bloße Wunderwerke, und wenn ſie nicht von einer Lehre, die den Verſtand überzeuget, und den Willen beuget, begleitet werden, ihn erleuchten und beſſern. — Unmittelbare und ungewöhnliche Wirkungen der Allmacht Gottes würden Schrecken und knechtiſche Furcht, aber keine Liebe, kein Vertrauen in uns erwecken. — Beſtändige Abweichungen von der Natur würden auch nur den menſchlichen Verſtand, der blos allgemeine Wahrheiten kennet, verwirren. — „

Dieſe Abhandlung beſchließt der Verf. mit der Anmerkung: daß Gott zwar keine außerordentliche Wunderwerke mehr geſchehen laſſe, daß wir aber dennoch nicht Urſache haben, unmittelbare und uns verborgene Wirkungen der Vorſehung zu leugnen. „Wenn Gottes Abſichten eine Veränderung, zu der keine hinreichende Urſache in der Natur verhanden iſt, erfordern, ſo geſchiehet ſolches entweder durch verborgene oder durch offenbare Wirkungen ſeiner Allmacht. — Dieſe ſcheinen nur in wichtigen Fällen mit der Weisheit Gottes, und dem gegenwärtigen Zuſtand des Menſchen überein zu ſtimmen, — jene

können hingegen noch täglich vorgehen.„ Der Verf. ſucht dieſes mit einem Beyſpiel zu erläutern. Er nimmt nämlich an, daß Lazari Krankheit nach natürlichen Urſachen an ſich tödlich geweſen ſey, und daß Gott ihn alſo, wenn er leben ſollte, durch ein Wunder erhalten müſſen. Solches hätte auch ohne Sterben und Auferwecken blos dadurch geſchehen können, daß die verborgene tödliche Urſache der Krankheit in ſeinem Körper wäre gehoben worden.

In dem 75 Bl. redet der Verf. von der Hochachtung für die Alten, und daß man ihnen dennoch darinn, worinn ſie wirklich Muſter ſind, ſo wenig nachahme. „Die Alten hielten die Pflichten des Menſchen und Bürgers, die Sittenlehre und die Staatskünſte für die wichtigſten Theile der Philoſophie; — die neuern Weltweiſen ſchränken hingegen ihre Wiſſenſchaft blos auf die Metaphyſik und Logik ein.—Jene ſchrieben Hiſtorien um Staatsleute und Helden zu bilden; — wir halten uns bey der Kleidertracht, den Straßen, Märkten ꝛc. der Alten auf. — Sie ſtelleten in ihren Heldengedichten, Trauerſpielen, Münzen und Bildſäulen berühmte Männer ihres Volkes vor; — wir bedienen uns immer wieder ihre Helden, und halten die Unſrigen deſſen nicht würdig ꝛc.„ Den übrigen Raum dieſes Bl. nehmen einige Anmerkungen über die ſchönen Künſte ein, welche aus dem Octobermonat des allgemeinen Magazins von 1752 genommen ſind.

In

In dem 76 Bl. wird von Pedanterey gehandelt. „Kein Stand iſt von dieſem Fehler frey, aber jedweder glaubt es zu ſeyn. Der Soldat ſucht ſie in der Studierſtube, und der Gelehrte auf dem Paradeplatz. „Ein Pedant der hochmüthig und eigenſinnig iſt, und zugleich einige Macht in Händen hat, wird für den ärgſten unter allen erkannt. Nach dieſem werden noch verſchiedene Caractere von Pedanten geſchildert, z. B. einer, der nie ohne Diener ausgeht; ein anderer der ein Religionsſpötter ſeyn will, um ein luſtiger Schalk heiſſen zu können; ein junger Edelmann, der immer drey Stunden in ſeinem Vorgemach auf ſich warten läſſet; ein ſchöner Geiſt, der ſeinen Wiz gerne zeigt, und dergl. mehr *). Sonſt ſcheinet dieſes Blatt nicht von dem Verf. ſondern von einer fremden Feder herzurühren.

Das 77 Blat hat mit dem 72, 73, und 74 eine Verbindung. Es wird darinn gewieſen, daß der Vorzug der chriſtlichen Lehre vor allen Syſtemen der alten Weltweiſen eine der wichtigſten Urſachen ihrer ſchnellen Ausbreitung ſey. So ſehr aber dadurch dieſe Lehre, wie ſie noch neu war, beför-

*) Einige Caractere dünken uns nicht zur Pedanterey zu gehören. Kann man z. B. wohl einen Menſchen, der große Luſt zum ſatyriſiren hat, der ſelbſt denjenigen, der ihn deßfalls rühmet, ſo gar ſeinen Freund, nicht verſchonet, der ſeinen Vater einfältig nennet, eigentlich zu den Pedanten zählen?

befördert worden iſt, ſo ſehr haben nachher Mißbräuche und neue Zuſätze ihren Fortgang verhindert. Der Verfaſſer führt dieſe Materie ſelbſt nicht weiter aus, ſondern rückt einen hieher gehörigen Brief ein, der ſich in dem Gentlemans Magazine vom April 1760 findet. In dieſem werden drey Urſachen angegeben, die den Fortgang des Chriſtenthums gehemmet haben. Die erſte iſt: der wenige Eifer, den die meiſten Chriſten blicken laſſen, nach den Grundregeln der Lehre, die ſie bekennen, zu leben. Die zweyte, die vielen Zuſätze, die zu den Glaubenslehren hinzugefüget ſind, und die Mißbräuche, die ſich nach und nach in den Gottesdienſt der Chriſten eingeſchlichen haben. Die dritte: die blinde Hochachtung für das Anſehen der Väter und Kirchenverſammlungen.

Das folgende 78 Bl. giebt von einer Art Leute Nachricht, die große Patrioten ſeyn wollen, aber nichts weniger denn ſolche ſind. Es betrift hauptſachlich die hieſigen Fabriken und Manufacturen, von welchen, ob ſie gleich noch in ihrer erſten Jugend ſind, man dennoch eben ſo viel und wohl gar mehr fordert, denn von Fremden. Am Ende beſchwert ſich auch ein Gelehrter, der ebenfalls ein Patriot ſeyn will, über den heutigen verdorbenen Geſchmack in Abſicht auf die Wiſſenſchaften. Er beklagte inſonderheit die Geringſchätzung ſo mancher ſchönen prächtig abgedruckten Leichenrede.

Das 79 Bl. iſt ſatyriſch und beſtimmet die Bedeutung verſchiedener Wörter in der däniſchen Sprache. Z. B. **Bürger.** Dieſe Benennung gebraucht man nur von ſolchen Leuten, die in Städten von irgend einem Handwerk leben. **Liebe zum Vaterlande** bedeutet in der großen Welt Staatsintereſſe, Ehre ꝛc. **Natürliche Freyheit** iſt eine Weiſe ſo zu reden und zu handeln, daß man keine Spur von Vernunft und Ueberlegung darin entdecken könne. **Religionsfreyheit.** Dieſes Wort zeigt einen Zuſtand an, in dem man von allem Zwange des Gewiſſens befreyet iſt. **Liederlich.** Ein Wort, das nur von gemeinen Leuten gebraucht wird, denen es am Vermögen fehlt, den äuſſerlichen Wohlſtand zu beobachten. **Schöne Wiſſenſchaften** bedeutet eine Fertigkeit in exclamiren. **Welt.** Ein Wort, das man von Leuten gebraucht, die zu leben wiſſen, wenn ſie aber dieſe Kunſt in hohem Grade beſitzen, werden ſie die **große Welt** genennet, u. dergl. mehr.

Jn dem 80 Bl. findet ſich ein vermuthlich eingeſandter Brief eines Edelmanns an ſeine Verwandtinn, in welchem von der Schädlichkeit der meiſten Romane, inſonderheit für das weibliche Geſchlecht, das von Natur ein zärtlicheres Gefühl zu haben ſcheinet, gehandelt wird. Clariſſa und Grandiſon werden als leſenswürdig und nützlich angeprieſen.

Jm 81 Bl. erzählt der Verf., daß er eine Reiſe nach dem Tempel der Vergeſſenheit gethan

 habe.

habe. Dieſer Tempel liegt in der Mitte eines finſtern Thales, durch welches der Acheron fleußt. Der eine Eingang wird von dem Engel des Schlafes, der andere aber von dem Engel des Todes bewahret, und dieſe bringen alle menſchliche Arbeiten hieher, die darauf von der Zeit zerſtöret werden. Es liegen da allenthalben Stücke von Kronen, Ehrenpforten, und Triumpfwagen umher, die gleich in Staub zerfallen, ſo bald ſie an die freye Luft kommen. Schatten von Fürſten, Staatsmännern, Helden, und Gelehrten wandern da herum, und ſind nicht von einander zu unterſcheiden. Das Gebäude ſelbſt hat verſchiedene Abtheilungen. In einer derſelben liegen diejenigen Bücher älterer Zeiten, die von den Gelehrten **verlorene Schriften** genannt werden, zwiſchen welchen und den übrig gebliebenen ſolcher Zeiten unſer Verf. einen merklichen Unterſchied, und zwar zum Vortheil der letzteren gefunden hat. Ferner eine Menge Kloſterchroniken, Commentarien, Acten und Protocollen von Kirchenverſammlungen; Schriften von der Chiromantie, Aſtrologie, dem Stein der Weiſen, u. ſ. w. ſehr viele Chronodiſticha, und andere ſolche witzige Schriften; ingleichen eine Menge ganz neuer Gedichte, academiſche Streitſchriften, und dergleichen. Aus einer andern Abtheilung iſt ein ſo giftiger Geſtank hervorgekommen, daß niemand hat hineingehen dürfen. In dieſer hatten die berühmteſten Streitigkeiten in der Religion und den Wiſſenſchaften ihren Platz.

Lan=

Langens Schriften wider Wolf und die pietiſtiſchen Streitigkeiten haben den ärgſten Geſtank verurſachet. Von einigen andern iſt der Geruch nicht ſo giftig geweſen, unter welchen der Verf. auch ein Papier mit Anmerkungen über einen Brief an den Zuſchauer fand. Er hat das letzte Blatt nur geleſen, welches ſehr übel gerochen hat, der Engel des Schlafes aber hat ſie in den tiefſten Raum des Tempels hinunter geworfen *). Eine dritte Abtheilung iſt mit Tagebüchern der Staatsminiſter und Generale, und mit ſolchen Handſchriften, die die Verfaſſer, um nicht als Zauberer verbrannt zu werden, ſelbſt dem Feuer aufgeopfert haben, angefüllet. Noch eine andere iſt voll veränderter Bibelausgaben, und eine voll Tageregiſter von vergeſſenen Vermahnungen der Eltern. Wieder in einem andern Raum ſind alle Sünden der Menſchen, und nicht weit davon alle vergeſſene Wohlthaten, unbelohnte Verdienſte, und nicht gehaltene Verſprechen, und mehr dergl. aufgezeichnet. Endlich iſt auch ein Raum da, in welchem aller Ruhm aufbewahret wird, es iſt aber nichts als glänzender Staub darinn vorhanden.

Im 82 und 83 Blatt wird wieder von dem Nutzen einer guten Geſchichte gehandelt. Der Verf. bemerkt, daß auch diejenigen Geſchicht-

*) Dies iſt derjenige Brief, deſſen oben beym 56 Bl. gedacht wird. Kraft hatte ihn wieder abdrucken laſſen, und mit ſehr bittern und theils groben Anmerkungen begleitet.

ſchreiber welche die Beſſerung und Erleuchtung der Menſchen zur Abſicht haben, dennoch die Geſchichten und Lebensbeſchreibungen mit vielen unnöthigen und unnützen Dingen anfüllen. Nachdem er darauf kürzlich gezeiget hat, was von großen Männern eigentlich aufgezeichnet zu werden verdienet, ſetzt er hinzu, daß auch dieſes noch nicht genung ſey, ſondern daß man, weil der Fürſten, Staatsmänner, und Helden doch nur wenig ſind, zum allgemeinen Nutzen die Handlungen und Worte aller großen Leute aus allen, auch den geringſten, Ständen aufzeichnen müſſe, daß hierzu aber nicht ſowohl Muſter aus der älteren, ſondern vielmehr aus der neueren Geſchichte zu nehmen wären. „Solche Nach„richten würden dieſen großen Nutzen haben, „daß 1) die Bürger eines jeden Standes zur „Erfüllung ihrer Pflichten durch eine Ehre, die „gröſſer und beſtändiger iſt, denn diejenige, „nach welcher ſie ſonſt ſtreben, aufgemuntert „würden. 2) Daß man aus der wahren „menſchlichen Geſchichte Materialien zu ſolchen „Erzählungen nehmen könnte, die mehr als alle „Lehrbücher nützen würden.„ Hierauf werden einige Beyſpiele von ſolchen bemerkenswürdigen Handlungen von Leuten allerley Standes angeführet.

In den folgenden beyden Blättern, dem 84 und 85, wird eine Ueberſetzung von des berühmten Youngs Gedanken eines Bußfertigen in ſeiner Einſamkeit mitgetheilet. Sie wird ohne

Zweifel

Zweifel von dem geſchickten Herrn Hammer herrühren.

Das 86 Blat enthält einen Brief eines 54jährigen Junggeſellen, der, weil er von ſeinem Hausgeſinde ſehr hintergangen wird, und um beſſerer Pflege willen, noch heyrathen will. Der Verfaſſer zeigt ihm aber, daß ſich denn ſtatt jener Verdrießlichkeiten andere finden würden, die ihn noch mehr ärgerten. Er räth ihm daher ledig zu bleiben, und lieber dasjenige auszuüben, was die alten Römer denen, die die Welt nicht hatten vermehren helfen wollen, als eine Strafe auferlegten, nämlich: andern, die viele Kinder zu erziehen haben, mit ihrem Vermögen unter die Arme zu greifen.

Das 87 Blatt iſt eigentlich eine Schutzſchrift wegen verſchiedener Anmerkungen, die der Verf. über den Zuſtand der Wiſſenſchaften und den Geſchmack ſeiner Landsleute hin und wieder in ſeiner Wochenſchrift gemacht hat. Er beweiſet mit einer Stelle aus einem ſchwediſchen Wochenblatte, den frie ſvenſka, daß man in dieſer Schrift, die doch auf Befehl der Reichsſtände herauskommt, ſo wie auch in den dortigen gelehrten Zeitungen, dem Volke eben ſolche Dinge ſage. Es wird aber freylich (merkte er dabey an) eine gewiſſe Stärke der Seele dazu erfordert, ſolche verhaßte Wahrheiten anzuhören.

Im

Im 88 Blatte findet ſich ein Brief eines ſchwarzen Sclaven in Weſtindien an ſeine Mutter. Es wird darin theils von der chriſtlichen Lehre, die ein Prediger dem Sclaven beyzubringen geſuchet hat, theils aber von der ſchändlichen Gemüthsart ſeines Herrn, der ſeines Eigennutzens wegen den Unterricht des Predigers verhindern will, geredet. Wie ſehr iſt nicht zu befürchten, daß dieſer Herr viele ſeines gleichen dort im Lande habe!

Das 89 Blatt redet von dem Nutzen des Kriegsſtandes und des bürgerlichen Standes in einem Staate, deſſen wahre Wohlfahrt auf ein vollkommenes Gleichgewicht unter dieſen Ständen beruhet. Nachdem der Unterſchied und die beſondern Eigenſchaften jedes Standes kürzlich betrachtet worden, wird bemerket, daß ein Volk, das lange Frieden gehabt hat, am erſten geneigt ſey, den Soldatenſtand zu verachten, und da dieſes auch von Dänemark geſaget werden kann, ſo ſucht der Verfaſſer in gegenwärtigem Blatte hauptſächlich den Nutzen, den dieſer Stand auch mitten im Frieden einem Lande bringet, zu beweiſen. „Wenn die Erziehung eine wichtige Verrichtung in einem Staate iſt, ſo iſt es eine nicht weniger ehrwürdige Verrichtung, den verdorbenen Haufen, der in der Erziehung vernachläßiget worden, in einer ſolchen Ordnung und Zucht zu halten, daß er die Ruhe der Geſellſchaft nicht

nicht zerſtöre, ſondern zu ihrer Vertheidigung und Sicherheit diene. Aus dieſem Grunde iſt alſo das Amt eines Officiers, der 100 zum Theil ruchloſe Leute unter ſeiner Aufſicht hat, gar nicht ſo leicht, — ſondern wichtiger und beſchwerlicher, als manches bürgerliche. — Und ſollte ein Mann, der zu einem ſolchen Amte beſondere Fähigkeiten beſitzet, nicht auch mitten im Frieden nützlich ſeyn, und Hochachtung verdienen? —„ Ferner wird bemerket, daß der Kriegsſtand nicht allein dem durch Laſter verdorbenen Haufen eines Volkes eine Zucht und Schuſe ſey, ſondern daß er auch den nicht Laſterhaften, deſſen größter Theil träge, langſam und zärtlich iſt, aufwecke, und daß dieſer Nutzen noch größer und allgemeiner werden würde, wenn die Armee nur aus Leuten von guten Sitten beſtünde. Dazu werden aber keine Mittel ausfindig gemachet werden können, ſo lange das ganze Volk, und der Pöbel ſelbſt, die Soldaten verachtet. Auch der junge Adel lernet im Kriegsſtande recht einſehen, daß die wahre Ehre nur in Munterkeit, Höflichkeit, Ehrfurcht gegen die Geſetze, und einem untadelichen Wandel beſtehe.

Im 90 Blatte wird von dem Rang der Wiſſenſchaften gehandelt. Eine Geſellſchaft von verſchiedenen Gelehrten geräth nach des Verfaſſers Erzählung darüber in Streit. Jedweder hält ſeine Wiſſenſchaft für die vornehmſte und

wichtig=

wichtigſte, alle aber verwerfen einhellig die ſchö- nen Wiſſenſchaften, als ganz und gar unnütz. Das bewegt unſern Verfaſſer, der unterdrück- ten Parthey beyzuſtehen, und etwas von ihrem Nutzen zu reden. Was aber den Rangſtreit an- langet, ſo hält er es für beſſer und nützlicher, ſich überhaupt der Wiſſenſchaften zu befleißigen, und ſolche unnütze Streitigkeiten, die nur zum Spott und Gelächter Anlaß geben, zu vermei- den. Auch dieſes Blatt gehört zu denen, die des Verfaſſers Streitigkeiten angehen.

Das 91 Blatt handelt von der wahren Glück- ſeligkeit. Nach einer kurzen Vergleichung der rauſchenden Freude der Laſterhaften mit der ſtillen Freude der Frommen, wird der Schluß gema- chet, daß unſere Glückſeligkeit allein in der Tu- gend beſtehe, daß ſie aber, weil unſere Tugend ſchwach iſt, ſehr unvollkommen ſey und ſeyn müſſe. „Wenn ein Geſchöpf von ſo ſchwachen Einſichten und Tugenden, und ſo voll von Ge- brechen, wie der Menſch iſt, immer vergnügt ſeyn könnte, ſo wären Tugend und Weisheit un- nöthige Dinge. — Vernunft und Religion ſind oft nicht hinreichend genug, uns die Eitelkeit unſerer beſten Handlungen zu entdecken, — ſon- dern Krankheit und Widerwärtigkeit müſſen uns zum Nachdenken bringen. ꝛc.

Im

Im 92 Blatt ſpottet der Verf. auf eine artige Weiſe über die Heyrathen, die aus Begierde zum Gelde geſchehen. Er meynt, daß die europäiſchen Frauen dadurch eben daſſelbe Recht über ihre Männer bekommen, das ein Türke über ſeine Sclavinnen hat, weil jene in der That die Männer, eben ſo wie dieſer ſeine Weiber, durch ihr Geld erkaufen. Um indeſſen den Klagen und Entſchuldigungen der Männer, daß ſie nämlich genöthiget wären, nach Geld zu trachten, weil eine Frau ſo viel koſte, abzuhelfen, ſchlägt er vor, daß das Frauenzimmer (1) die Pracht ſo einſchränke, daß den Männern der Eheſtand nicht ſo koſtbar würde, und (2) daß es allem Erbtheil entſage. Denn würden beym Heyrathen nur Tugend, Schönheit und Verſtand in Betrachtung kommen können.

Im 93 Blatte wird zum Theil von der Verbeſſerung der Däniſchen Sprache, und zum Theil von der geiſtlichen Beredſamkeit gehandelt. Von einem geiſtlichen Redner wird gefordert, daß er die Sprache der Schrift, der Vernunft, und des Herzens rede, und die Lehren des Geſetzes und des Evangelii mit einander verbinde.

Im 94 Blatte vergleichet der Verfaſſer Alexander den großen, Karl den großen, und Kanut den großen mit einander, und zeiget aus

ihrer Geſchichte, daß, ſo ſehr auch die Lobeser-
hebungen in Abſicht auf die Fürſten immer ge-
mißbrauchet worden ſind, dennoch die Wahrheit
zu allen Zeiten in ſo weit über die Schmeicheley
geſieget habe, daß nicht bloße Eroberer, ſondern
ſolche, die zugleich Menſchenfreunde, die gütig
und weiſe geweſen ſind, **groß** genennet
werden.

Das 95 Blatt redet bey Gelegenheit des Bau-
ren der patriotiſchen Geſellſchaft von der Glück-
ſeligkeit eines Standes, in welchem die Natur
mit wenigem zufrieden iſt. Der Verfaſſer äu-
ßert auch einige Wünſche, die auf die Verbeſſe-
rung der hieſigen Bauren abzielen.

Im 96 Blatte wird wieder von der Geſchich-
te gehandelt, in ſo weit ſolche nämlich nach des
Verfaſſers Meynung gemeinnützig iſt. Er zäh-
let hiezu noch zwo Gattungen, nämlich: Ge-
ſchichten von Kindern in den Jahren, da die
Vernunft und Leidenſchaften ſich zu entwickeln an-
fangen, und die Erfahrungen, die ein Menſch
aus genauer Betrachtung ſeiner ſelbſt, und der
Urſachen und Folgen der mit ihm vorgegangenen
Veränderungen ſammlen kann.

Das 97 Blatt iſt bey Gelegenheit des Weih-
nachtfeſtes geſchrieben, und handelt von der
Noth-

Nothwendigkeit und dem Nutzen der Feſte. Der Verfaſſer zeigt, wie die den Juden von Gott gebotene Feſte von ſeiner Liebe zeugen, und wünſcht am Ende, daß in der proteſtantiſchen Kirche die Feyertage mit mehr Freude und Wohlanſtändigkeit begangen werden möchten; daß die Kirchengeſänge verbeſſert würden; und daß die Herrſchaften ihrem Geſinde mehr Freyheit und Ruhe an ſolchen Tagen geſtatteten.

Wir würden hievon noch verſchiedenes anführen können, und uns auch bey vorhergehenden Blättern länger verweilet haben, wenn wir nicht zum Schluſſe eilen müßten.

Das folgende 98 Blatt hat eine Verbindung mit dem vorhergehenden. Derjenige Zeitpunct, den die Schrift die Fülle der Zeit nennt, wird darinn als der wichtigſte in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes betrachtet. Ferner wird aus der Beſchaffenheit und dem damaligen verderbten Zuſtande der Welt, auch nur in Abſicht auf die Wiſſenſchaften und die bürgerliche Einrichtung gewieſen, daß eine außerordentliche Verbeſſerung und Veränderung nothwendig war, und alſo die Geburt Chriſti eben zu dieſer Zeit geſchehen mußte.

Das 99 und letzte Blatt ſcherzet über die Neujahrsbeſuche, und ſchlägt zur Erleichterung der Beſuchenden gewiſſe geſtempelte Zettel vor, die man allenthalben herum ſchicken ſoll, um ſich ſelbſt die Mühe des Beſuchs zu erſparen.

Hiemit wird denn der erſte Jahrgang dieſer nützlichen Schrift beſchloſſen. Den Innhalt des 2 und 3 werden wir in den übrigen vier Stücken dieſes Bandes unſerer Nachrichten mittheilen.

Fortgeſetzte

Nachrichten

von dem

Zuſtande

der

Wiſſenſchaften

und Künſte

in den

Königl. Däniſchen Reichen
und Ländern.

Vierten Bandes Fünftes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1767.

Innhalt.

I. L. Sahlii paraphraſis Epiſtolæ Pauli ad Romanos. p. 1
II. Jakob Baden von der Aufnahme der Städte p. 28
III. Plinii Lovtale overſat of Guldberg p. 34
IV. Von dem Zuſtand der Wiſſenſchaften in Dännemark p. 37
V. I. C. Kallii Examen Criſeos Houbigantianæ p. 40
VI. C. F. Streſow Catechiſmus-Lehren p. 46
VII. Statutum der Stadt Flensburg p. 51

I.

Specimen Paraphraſeos, quae Exegeticis & Philologicis obſeruationibus illuſtrata, Caput primum Paulinae ad Romanos Epiſtolae explanatum deduxit in Auditorio Collegii Elerſiani diſputanda a *Laurentio Sahl.* Phil. Mag. & in Comm. Regia Decano. Hauniae. Typis A. H Iodiche, 1762. 6 B. 4.

Paraphraſis in Epiſtolam Pauli ad Romanos ſtudioſe elaborata & Notis illuſtrata a Laur. Sahl. Hauniae, Typis Haeredum Berlingiorum. 1763. 10¼ B. 8.

Der Herr Mag. Sahl, jetziger Conrector der lateiniſchen Schule zu Copenhagen, war damals ein Mitglied des Elerſiſchen Collegii, und einer unter den 4 Decanis, denen jährlich 50 Rthlr. beygelegt waren, um bey hieſiger Univerſität öffentliche Vorleſungen zu halten. Nach den Geſetzen des Collegii war er verbunden jährlich eine Probeſchrift auszuarbeiten, zugleich aber dachte er, daß es ſeinen Zuhörern nützlich wäre, wenn er ihnen eine Probe

ſeiner künftigen Vorleſungen lieferte. In dieſer zwiefachen Abſicht gab er zuerſt das Specimen Paraphraſeos heraus, und verſprach, daß er mit der Zeit eine paraphraſtiſche Umſchreibung des ganzen Briefes an die Römer mittheilen wollte, darinn er mehr auf die Kürze und Neuigkeit ſehen würde. Dieſe Verſprechung zu erfüllen, ward er durch das Anrathen vieler Gönner und Freunde noch mehr aufgemuntert, weswegen er auch ſchon im December 1763. die obenbenannte Paraphraſe ſelbſt lieferte.

Da dieſe beyde Schriften nur darinn unterſchieden ſind, daß die erſte eine weitläuftigere Erklärung des erſten Capitels des Briefes an die Römer enthält, welche die Paraphraſe kürzer hat; ſo wollen wir beyde auf einmal anzeigen, und alles, was wir wichtiges und unterhaltendes gefunden haben, anführen, damit unſere Leſer daraus erſehen mögen, wie nützlich dieſe beyden Schriften einem jeden ſind, dem es darum zu thun iſt, dieſes ſo ſchwere als wichtige Stück des neuen Teſtaments zu verſtehen.

In der Vorrede der Paraphraſe ſelbſt ſagt der Herr Magiſter, daß er anſtatt durch viele verſchiedene Schriftſterklärer ſich unſchlüßig machen zu laßen, nur **Wolf**, **Heumann** und **Baumgarten** zu Rathe gezogen habe, weil ſie (ſeiner Meinung nach) das neueſte und beſte, was über dieſen Brief geſchrieben iſt, enthalten, und wenn dieſe ihm nicht gnung gethan, hat er alle Schriftſterklärer bey Seite gelegt, und nur mit

mit dem heil. Schriftſteller allein geredet, den er alsdenn viel beßer zu verſtehen gelernt hat, als durch Hülfe aller Commentatoren. So urtheilet der Herr V. Nun dürfen wir uns aber auch nicht wundern, daß das in der Vorrede gelieferte Verzeichniß der Stellen, wobey er was neues geleiſtet zu haben glaubt, ziemlich angewachſen iſt, weil wir faſt bey allen finden, daß **Locke**, **Turretin**, **Wetſtein** und **Michaelis** daßelbe ſchon haben. Insbeſondere bedauren wir, daß Herr S. nicht wenigſtens den **Wetſtein** mit zu Rathe gezogen, da ſeine Ausgabe des N. B. ſowohl in Abſicht auf die verſchiedene Leſearten (worauf unſer Herr V. gar nicht Acht giebt) als auch der Anmerkungen halber, die allerwichtigſte, und einem Ausleger ganz unentbehrlich iſt.

Wegen der paraphraſtiſchen Erklärung, die der Herr V. gebraucht hat, erinnert er, daß ſie insbeſondre andern vorzuziehen ſey, weil ſie eine abgekürzte, zuſammengezogene und fruchtbare Rede am beſten in eine leichte, fließende und ausgewickelte verwandeln könne, wobey der Zuſammenhang dem Leſer beßer in die Augen falle, und der Erklärer viele ſonſt anzubringende Noten erſparen könne. Insbeſondere wäre dieſe Erklärungsart bey den Briefen Pauli nothwendig, weil er ſich eben einer dunkeln Schreibart bedienet. Er iſt (wie der Herr V. aus dem Origenes anführet) einem Manne gleich, der einen Fremden durch verſchiedene Umwege und heimliche

liche Gänge in eines reichen Fürſten Pallaſt einführet, und ihm einen großen Schatz zum Theil in der Ferne, zum Theil in der Nähe und zum Theil gar nicht zeiget, oft durch eine Thüre herein, und durch eine andere herausgehet, ſo, daß der Fremde vor Erſtaunen nicht weiß, wo er iſt, woher er gekommen, und wo er wieder hinausgehen ſoll.

Die Urſache der Dunkelheit des Briefes an die Römer will der Herr V. durchaus nicht mit dem ſeel. **Heumann** in der hitzigen Beſchaffenheit des Apoſtels ſetzen, denn dieſe (ſagt er) hindert ja nicht, daß man deutlich reden könne. **Demoſthenes** iſt ganz voll Feuer, und dennoch ſind ſeine Reden plan und deutlich. Ja, der Apoſtel läßt in dieſem Briefe vielmehr Sanftmuth und Gelindigkeit, als Hitze blicken. Er redet ſeine Zuhörer auf die ſanfteſte Weiſe an. Ermahnet er, ſo geſchiehet es allezeit mit der allergrößten Beſcheidenheit und Klugheit. (S. Cap. IV, 17-19. XI, 1-32. XIV, 1-23. XV, 14. 15.) welches gar kein Zeichen der Hitze iſt. Der Brief an die Corinthier iſt hingegen voll Feuer und Hitze, deſſen ungeachtet aber weit leichter und deutlicher, als der Brief an die Römer. Wir ſind allerdings auch der Meinung, daß eine hitzige Gemüthsart an und vor ſich zu einer undeutlichen Schreibart gar nichts beytrage. Wenn aber eine große Gelehrſamkeit damit verbunden iſt, und man um die Einſchärfung und

Ueber-

Ueberzeugung von einer Sache ſich viele Mühe giebt, da kann man leicht, weil einem im Schreiben ſo vieles beyfällt, abgekürzt und undeutlich reden. Und eben deswegen waren Pauli Briefe für die damaligen Zeiten ſchon dunkel; wie vielmehr aber ſind ſie es für uns, die wir den Zuſtand der Römer nicht völlig kennen, nicht alle ihre Einwendungen wiſſen, und oft zweifeln müſſen, ob dies oder jenes die Worte des Apoſtels ſind, oder derer, an die er ſchreibt. Der Herr Mag. meinet, daß Paulus den Brief mitten unter der Allmoſen-Sammlung, wie er ſelbſt nach Jeruſalem, und Phoebe nach Rom zu reiſen Willens war, geſchrieben habe; und da er bey den vielen Beſchäftigungen die Hauptſtücke der Chriſtlichen Religion hat vortragen, und die Streitigkeiten der Römer entſcheiden wollen, hat er deßwegen nothwendig dunkel und kurz werden, auch vieles zum mündlichen Unterrichte verſparen müßen. Allein, der Apoſtel hatte ja, wie er dieſen Brief ſchrieb, die Allmoſen ſchon eingeſammlet. (Röm. XV, 25. 26. 27.) Sein Aufenthalt in Corinth iſt wohl auch ſo kurz nicht geweſen, daß er ja Muße gnung hätte haben können, den Brief völlig auszuarbeiten. Ferner wiſſen wir nicht, warum er mit der Phoebe Reiſe ſo ſehr eilete, daß ſie dem Apoſtel die gehörige Zeit rauben ſolte, den Brief zu ſchreiben. Ueberhaupt dünkt es uns ſehr ſeltſam, anzunehmen, daß ein Brief, der in ſo vielen Jahrhunderten für göttlich angeſehen werden ſolte, bloß

eine Reiſe zu beſchleunigen, nicht mit gehöriger Muße abgefaßt ſey.

An die gewöhnliche Unterſcheidungszeichen und Abtheilungen in Verſen kehret der Herr V. ſich nicht. Sie rühren von dem göttlichen Schriftſteller nicht her, und zerreißen oft an einander hängende Meinungen, (S. Cap. II, 4. 5. III, 25. 26.) Allein, da die Abtheilung in Verſen wegen der Citationen nothwendig beybehalten werden muß, ſo hat er ſie an ihrem gewöhnlichen Orte ſtehen laßen, ohne ſich in der Erklärung ſelbſt darnach zu richten.

Uebrigens entſchuldiget der Herr Mag. daß er in der Paraphraſe viel kürzer habe ſeyn müſſen, als in dem zuvor heraus gegebenen Specimen, und viele Beyſpiele, die er aus weltlichen Schriftſtellern hätte anführen können, auslaſſen müſſen, theils, weil ein hoher Gönner ihm ſolches gerathen, theils auch, weil der Druck ſonſt gar zu koſtbar würde geworden ſeyn.

Das Specimen Paraphraſeos theilet das erſte Capitel in 6 Abſchnitte. Bey dem erſten (1. 7. v.) beweiſet der Herr Mag. wider den ſeel. Heumann, daß der Gruß des Apoſtels niemanden wegen der vielen Einſchaltungen unſchicklich und wunderbar vorkommen müſſe, weil man, wenn man den 2. und 3. v. die ſehr unbillig von einander abgeſondert ſind, vereinbaret, und ὁ προπηγγειλατο mit περι του υιου αυτου verbindet, anſtatt dreyer Mittelſätze nur einen bekömmt, der vom 2. bis zum 7. v. fortgehet.

Ferner zeiget der Herr V. die Abſicht dieſer Parentheſe, und ihre Verbindung mit dem folgenden. Der Apoſtel wollte nämlich in dieſem Briefe beweiſen, daß der chriſtliche Glaube einem jeden ſowohl Juden als Chriſten zur Seligkeit nothwendig wäre. Hierzu war nöthig den Satz voraus zu ſetzen, daß Jeſus Chriſtus der wahre Meßias ſey, und aus dieſem folge denn ferner, daß die durch die Propheten verſprochene Glaubensgerechtigkeit in dem Evangelio Jeſu Chriſti geoffenbaret worden (v. 17.) und alſo, das Evangelium Jeſu Chriſti ein durch göttliche Kraft wirkendes Mittel ſey, alle gläubige Jůden und Chriſten ſelig zu machen (v. 16.). Hieraus wird denn wieder der neulich erwähnte Hauptſatz des Briefes deutlich hergeleitet.

Die ſchweren Wörter: ἐν δυνάμει, κατὰ πνεύμα ἁγιωσύνης, ἐξ ἀναςάσεως νεκρῶν erkläret der Herr Verfaſſer in der Umſchreibung als drey verſchiedene Beweiſe der Gottheit Chriſti, ob er gleich in der Anmerkung mit ſich ſelbſt uneinig ſey, wie er εν δυναμει erklären will. Er bringet daher 2 Vermuthungen an, 1) das Wort εν δυναμει durch die göttliche Natur zu erklären, weil δυναμις αιδιος bey den Heyden die göttliche Natur heißt, und das Wort δυναμις ſelbſt Matth. XXVI, 54. in dieſer Bedeutung vorkomme, allein dieſe Vermuthung hat er in der Paraphraſe ſelbſt ausgelaſſen, und, wie ſie

auch in der That iſt, für unwahrſcheinlich gehalten. 2) Die Wörter ἐν δυνάμει κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης mit einander zu conſtruiren, (ſo wie die Griechen δύναμις κατὰ Θεὸν, κατ' ἄνθρωπον ſagen) und alſo zu überſetzen: tanta virtute, quanta nullius meri hominis eſſe poſſet, exaequata vero diuino illi Sancto Spiritui, qui vt praedictum erat, diuinitatis eius teſtis fuit. Dieſe Erklärung des πνεύματος ἁγιωσύνης zu beſtätigen, berufet der Herr V. ſich auf die Stellen Jeſ. XI, 2. XLII, 2. wo ſeiner Meinung nach geweißaget wird, daß der heil. Geiſt vom Meßias zeugen würde. Allein dort wird nur von der Inſpiration und dem großen Verſtande des Meßias, und nicht von der Perſon des heil. Geiſtes geredet. Es iſt auch ganz unrichtig, wenn der Herr V. meinet, daß man Hebr. IX, 14. wohl eine Beſtätigung finden könnte, daß πνεῦμα ἁγιωσύνης die göttliche Natur anzeige, denn πνεῦμα αἰώνιος iſt dort eben ſo dunkel, als πνεῦμα ἁγιωσύνης hier, und bedeutet nichts weniger als die göttliche Natur.

Den 2. Abſchnitt (8.15. v.) theilet der Herr Mag. in 2 Glieder ein: Das erſte von πρῶτον μὲν, welches er principio quidem überſetzt und das zweyte im 13. v. οὐ θέλω δὲ, welches er ſo überſetzt, als wenn da ſtünde ἐστα δὲ οὐ θέλω, weil δὲ oft bey weltlichen Schriftſtellern (Xenoph. Mem. Socr. L. 1. cap. 1. und cap. 2. Sect. I. cap. 1. S. XII. p. 6.) für ἐστα δὲ vorkomme.

Der

Der 3te Abſchnitt begreift den 16. und 17. v. in ſich. Hier äußert der Herr Mag. ſeinen Zweifel, daß die Wörter ευαγγελιον του Χριστου εστι δυναμις του Θεου εις σωτηριαν, nicht virtutem aliquam diuinam effectiuam, (wie er ſagt) ſondern diuinum Euangelii valorem ad ſalutem humani generis reſtituendam, d. i. nicht die innere bekehrende Kraft des Evangelii, ſondern bloß die Kraft, die Seligkeit denen, die es annehmen, zu ertheilen, anzeigen, ſo, daß δυναμις του Θεου durch remedium diuina virtute validum zu überſetzen ſey; denn der 16. v. wird aus dem 17. erwieſen. Daraus aber, daß die Gerechtigkeit, die durch den Glauben erhalten werden ſoll, in dem Evangelio geoffenbaret iſt, folget nicht, daß dieſes auf eine innere Weiſe in die Gemüther der Menſchen wirke, ſondern bloß, daß es kräftig ſey, die Menſchen ſelig zu machen, oder wie der Apoſtel Jacobus Cap. I, 21. ſpricht: λογος δυναμεως σωσαι τας ψυχας.

Eben dieſes beweiſet er auch aus 1 Cor. I, 8. wo δυναμις Θεου τη μωρια entgegen geſetzt wird, weil die, die verlohren gehen würden, das Evangelium für Thorheit anſahen, da es hingegen denen, die errettet würden, ein kräftiges Mittel zur Seligkeit wäre.

Ferner vergleichet er 1 Cor. I, 25. und Ebr. IV, 12. 13. welche letztere Stelle er in eine Umſchreibung einkleidet.

Durch δικαιωσυνη του Θεου (v. 17.) verſteht der Herr Mag. nicht die ſtrafende Gerechtigkeit Gottes, denn der Schluß würde übel zuſammenhängen: το ευαγγελιον του Χριϛου εϛι δυναμις Θεου εις σωτηριαν, weil die ſtrafende Gerechtigkeit Gottes darinn geoffenbaret wird. Vielmehr iſt es, da εκ πιϛεως dabey ſtehet, eine ſolche Gerechtigkeit, dadurch die Menſchen Gott wohlgefällig werden, und τη ιδια δικαιωσυνη entgegengeſetzt. Daß ζησεται daſſelbe ſey, als εξη ζωην αιωνιον, beweiſet der Herr V. aus lauter Stellen im N. T. und behauptet dabey, daß der Apoſtel, wenn er das Leben als eine Belohnung der Gerechtigkeit dem Tode als einer Strafe der Sünde entgegen ſetzt, niemals das zeitliche Leben und den zeitlichen Tod meine.

Es wundert uns aber, daß der Herr V. hier ſo wenig um den Zuſammenhang, darinn dieſe Stelle beym Habakuk ſtehet, bekümmert iſt, ſonſt würde er gewiß geſehen haben, daß חיה dort nicht vom ewigen Leben zu verſtehen und alſo hier eine Ausnahme in ſeiner Regel zu machen ſey.

Den Zuſammenhang des 4. Abſchnittes mit dem vorhergehenden und nachfolgenden, der durch die Partickel γαρ ausgedruckt iſt, zeiget der Herr S. alſo: Nachdem Paulus den Hauptſatz der ganzen Abhandlung im 16. und 17. v. vorgetragen hatte, daß nämlich der chriſtliche Glaube allen Menſchen, Juden und Griechen nothwendig wäre, ſo beweiſet er ihn von dem

18ten

18ten v. an indirecte, daß alſo der ganze Erweis in dieſem Vernunftſchluß gefaßt werden könne: Si nullus homo, neque Graecus, neque Iudaeus ex operibus legis juſtificari poteſt, ſequitur, vt omnibus ad ſalutem neceſſaria ſit diuina illa ex Chriſtiana fide imputanda juſtitia.

Das erſte von den Griechen erweiſet der Apoſtel Cap. 1. Das 2te von den Juden im 2ten Capitel und daraus führet er im 3ten Capitel den Schluß ein: Colligimus, fide juſtificari hominem absque operibus legis.

Daß αλητεια nicht ſo ſehr die theoretiſche Erkenntniß von Gott, als vielmehr die Vorſchriften der natürlichen Sittenlehre anzeige, beweiſet der Herr V. ſowohl aus dem Zuſammenhange, als aus Cap. II, 14. 15. Dieſe Vorſchriften haben die Griechen auch wirklich für göttlich gehalten, (S. Plutarchs Libell. de Auditione S. 37.) und war es alſo deſto ſchändlicher, daß ſie ſie mit aller Gewalt in ihrer Wirkung hinderten, (denn eine ſolche Bedeutung hat das Wort κατεχω bey Xenophon Mem. Socr. 4 B. 1 Cap. allwo es von Zähmung der wilden Pferde, und widerſpenſtigen Menſchen gebraucht wird.

Da der 25. v. die Wörter: ὁς εςιν -- αμην ausgenommen, mit dem 23. und der 26. mit dem 24. einerley iſt, und man den 24. v. mit αι θηλειαι im 26. bequem vereinigen kann, ſo meinet der Herr Mag. daß man den 25. v. ſehr

gut

gut in Klammern einſchließen, und die Wörter des 26. v. διὰ τοῦτο --- ἀτιμίας als eine Wiederholung anſehen könne. Die Urſache aber dieſer Parentheſe ſetzt er in dem Eifer des Apoſtels, die Griechen zu überzeugen, daß ihre Unreinigkeit eine Folge der Verachtung Gottes ſey. Uebrigens muß οἵτινες im 25. v. durch vtpote qui überſetzet werden, wie der Herr V. aus Röm. II, 15. VIII, 32. erweißt, ſo wie οἵ γε bey Xenoph. Mem. Socr. l. 4. cap. 4. und Thucyd. L. I. c. 74. p. 50.

Da συνέϑαι conuenire de re aliqua mutuo tranſigenda heißt, wie Herr S. aus etlichen Stellen im Homer und Thucydides erweiſet, ſo vermeinet er, daß ἀσυνέτος (v. 31.) ſich am beſten durch inſociabilis homo, quo cum conveniri de re nulla facile poteſt, erklären laſſe, und alsdenn entſtünde eine ſchöne Steigerung in dieſem Verſe. Da er indeßen keine Beyſpiele dieſer Bedeutung hat, giebt er es für weiter nichts als eine Vermuthung aus.

Cap. II, v. 5. umſchreibet der Herr V. die Wörter: κατὰ δὲ τὴν σκληρότητα — σεαυτῷ ὀργὴν alſo: tum vero etiam (hand perpendens) propter induratum & a reſipiſcentia alienatum animum te tibi colligere, pro indureſcentis indies contumaciae tuae ratione, creſcentem vna indies theſaurum poenae. Die Partickel ὅτι ziehet er alſo auf ἀγνοῶν, und leget dem Vorworte κατὰ ſignificatum ſowohl cauſalitatis als proportionis bey.

Gemei-

Gemeiniglich pflegt man die Wörter: εργον αγαθον v. 7. 13. durch den Glauben, das Wort νομον aber durch das Evangeliſche Geſetz zu erklären, damit die päbſtliche Theologen ihre Lehre vom Verdienſte guter Werke nicht hierauf bauen ſollen. Allein unſer Herr V. zeigt ganz richtig, daß Paulus nicht von einem Evangeliſchen, ſondern bloß geſetzlichen Urtheile rede, oder, weil der Apoſtel ſich die Menſchen als vollkommen und gar nicht gefallen vorſtelle, ſo ſage er nur, wie Gott richten würde, wenn auch gar kein Evangelium ſtatt fände. Hieraus wolle nun Paulus wiederum die Nothwendigkeit des Glaubens beweiſen, indem δοξα, τιμη, ειρηνη, da ſie durch eine vollkommene Tugend nicht erhalten werden können, durch den Glauben geſucht werden müſſen.

In der Cap. III. 4. befindlichen Accommodation der Stelle Pſ LI. 4. glaubet der Herr V. ein dreyfaches Gleichniß zu finden, nämlich, auf der einen Seite David als den gröbſten Sünder, Nathan als Ankläger, und das Sündenbekenntniß, welches David ablegt, damit Nathans Worte, mit denen er an Gottes Statt David anredete, gerechtfertiget werden, und Gott, der durch die Propheten mit den Menſchen haderte, die Sache gewinnen möchte. Auf der andern Seite findet er 1) jeden Menſchen, er ſey Jude oder Grieche. 2) Den Apoſtel als Ankläger, der alle Menſchen vors Gerichte ruft. 3) Das Sündenbekenntniß, was ein jeder nach Davids Beyſpiel

ſpiel ablegen muß, γινεσθω πας u. ſ. f. So mühſam aber auch dieſe Erklarung herausgebracht iſt, ſo können wir ſie doch nicht annehmen. Die beyden erſten Stücke hat der Apoſtel nicht berühret, er ſieht weder auf die Sünde Davids ſelbſt, noch auf Nathan oder ſich ſelbſt als Ankläger, ſondern bloß auf das Sündenbekenntniß, welches David ablegte, nicht um die Worte Nathans zu rechtfertigen, ſondern um Gott, wenn er ihn ſtrafte, für gerecht zu erklären, welches Sündenbekenntniß die Juden auch zu des Apoſtels Zeiten ablegen mußten, um Gott, da er ſie verworfen, und die Heyden angenommen, zu rechtfertigen. Και νικηση εν τω κρινεσθαι überſetzt er zwar ganz recht: cauſam obtineas in actione quam de violata lege inſtituis, bekümmert ſich aber gar nicht, wie dieſer Sinn mit der angeführten Stelle ſelbſt übereinkomme.

Cap. IV. erweiſet der Herr Mag. bey dem 2. v. wie ungereimt es ſey, die Redensart εξ εργων δικαιουσθαι von der Gerechtigkeit **vor den Menſchen** zu erklären, da im 3ten Cap. bloß von der Gerechtigkeit **vor Gott**, welche, wie der Apoſtel jetzt aus Abrahams Exempel zeigen will, durch den Glauben allein zu erhalten ſteht, die Rede geweſen. Eben ſo wenig kann er mit Heumann bey εχει καυχημα die Worte: **bey den Menſchen** verſtehen, denn würde es kein wirklicher Ruhm vor Gott ſeyn, wenn jemand durch ſeine Werke gerecht geworden wäre.

(S. Cap

(S. Cap. 3, 23.) Der Ruhm vor Gott ſteht alſo demjenigen entgegen, den man vor ſich ſelbſt hat. Wenn man ſich eines Guten, das man beſitzt, ſo rühmen kann, daß man es von Gott und der göttlichen Gnade allein bekommen hat, ſo hat man Ruhm vor Gott. Hat man hingegen dieſes Gute lediglich ſich ſelbſt und ſeiner eignen Tugend zu verdanken, ſo hat man Ruhm vor ſich ſelbſt. Abraham hatte alſo allein Ruhm vor Gott, weil die Zurechnung der Gerechtigkeit ein Gut war, das von Gott allein, und nicht von ſeiner eignen Tugend herrührte. So lautet die Meynung des Herrn V. So richtig aber dieſe Erklärung an und vor ſich iſt, ſo wenig iſt ſie doch dem Herrn V. eigen; wir finden ſie ſchon bey Wetſtein.

Daß der Herr S. den ſel. Heumann bey dem 3. v. von dem Glauben Abrahams widerlegt, glauben wir, mit gutem Grunde geſchehen zu ſeyn: Paulus hätte ſeinen Leſern gar zu viel zum Nachdenken überlaſſen, wann ſie erſt Abrahams Glauben als ein gutes Werk hätten anſehen, nachgehends aber den Schluß machen ſollen, Gott hätte keinen Gefallen daran finden können, wenn kein ſeligmachender Glaube damit verknüpft geweſen wäre.

In ſo ferne geben wir zwar dem Herrn V. Recht, allein er leiſtet nichts vorzüglicheres, wenn er behauptet, daß, da die Verheißung eines leiblichen Sohnes, und der Ausbreitung der Familie keine ſo wichtige Sache wäre, daß Gott dem

Abra-

Abraham deswegen ſo oft erſcheinen ſollte, dieſe alſo die Verheißung des Meßias in ſich enthielten, und daß Abrahams Glaube alſo ein Glaube an den Meßias wäre.

Wir finden im 15. Cap. des 1. B. Moſ. nicht die geringſte Spur von einer Verheißung des Meßias, und dennoch wird hier, ohne daß etwa eine andere vorhergegangen wäre, der Ausſpruch von ihm gethan, daß er durch ſeinen Glauben gerecht wäre. Und geſetzt auch, Abraham hätte geglaubt, der Meßias würde aus ſeinem Saamen entſtehen, wäre denn das ſchon der ſeligmachende Glaube? Dieſer beſteht ja darinn, daß wir glauben, unſre Sünden ſeyn durch das Opfer des Meßias verſöhnet worden. Einem Morgenländer aber, dem es um die Vermehrung ſeiner Familie ſehr zu thun iſt, und einem reichen Manne, der ſeine Güter ungern in fremde Hände übergiebt, iſt die Verheißung eines Sohnes, und einer zahlreichen Nachkommenſchaft ſchon an ſich ſo wichtig, daß Gott ſich dem Abraham, ſeinem Freunde deswegen wohl ſo oft hat offenbaren können.

Gewöhnlicher weiſe pflegt man den Nachſatz des Vorderſatzes ωσπερ δι' ενος ανθρωπȣ, Cap. 5, 12. im 18 v. zu ſuchen, und die ganze Rede vom 13-17. v. in Klammern einzuſchließen. Dies aber gefällt unſerm Herrn Verfaſſer nicht. Er meinet zuförderſt, daß man auf die Weiſe den 15. v. nicht mit dem 14. verbinden könne, welches doch nöthig wäre, wenn ſie in einer Parentheſe

renthese ſtünden, (dieſer Grund ſcheint uns jedoch nicht bündig genung, denn Paulus bringt oft, ſelbſt in den Mittelſätzen, neue Materien an.) Zweytens iſt er der Meinung, daß man den Nachſatz bey dem erſten ουτω και, und alſo im 15. v. ſuchen müſſe, allwo die durch den 13. und 14ten v. unterbrochene Vergleichung von Adam und Chriſto wieder anfängt, und eine kurze Epanalepſis in den fragenweiſe abgefaßten Worten des 15 v. αλλ᾽ ουχ ως κ. τ. λ. vorkommt, und drittens hält er den im 18. v. wiederhohlten Nachſatz für eine Summirung alles deſſen, was der Apoſtel im vorgehendem geſagt hatte, und meinet dazu befugt zu ſeyn, weil αρα ουν (vergl. Cap. VII, 25. VIII, 12.) ein gewöhnliches Zeichen der ανακεφαλαιωσις iſt.

Οι πολλοι (15. 19. v.) bedeutet nach des Herrn V. Meinung nicht daſſelbe wie παντες (v. 18), weil viele an und vor ſich nicht daſſelbe iſt als alle. Er ſieht ſich deswegen genöthiget durch ὁι πολλοι eine Menge auswärtiger Völker, oder die Heyden zu verſtehen, und glaubt dazu befugt zu ſeyn, weil 1) der Artickel dabey ſteht, die viele (welches unſrer Meinung nach weiter nichts ſagt, als die viele, von welchen der Apoſtel im 12. und 18. v. geredet hatte, die er dem einzigen Adam entgegen ſetzte. 2) Weil der 19. v. ſonſten gleichen Inhalts mit dem 18. ſeyn würde, (welches wir jedoch keinesweges einſehen, indem der Apoſtel im 18 v. behauptet, daß alle Menſchen Sünder geworden ſind, im 19. aber

die Art und Weiſe, wie dieſes geſchehen, vorträgt.) 3) Weil der Apoſtel im 19. v. οἱ πολλοι anſtatt παντες im 18. v. ſetzet, ſo müßten alſo dieſe Wörter was verſchiedenes andeuten. (Uns dünket aber, daß man ſie deswegen doch für gleichbedeutend anſehen könne.) 4) Da der Apoſtel eben in dieſem Cap. beweiſen will, daß die Heyden auch an Chriſti Verſöhnung Antheil hätten, ſo gienge ſeine Abſicht mehr auf die Heyden als auf die Juden. Wir ſind der Meinung, der Apoſtel ziele in dieſem Cap. auf beyde, und gebrauche nicht nur das Wort πολλοι, ſondern auch παντες, jedoch in gleicher Bedeutung. Sollte aber ein Unterſcheid zwiſchen beyden Wörtern ſeyn, möchten wir lieber durch οἱ πολλοι die im 14. v. genannte: μη αμαρτησαντες ε. τ. ο. τ. π. Αδαμ verſtehen, das heißt: die gerechteſte und heiligſte unter den Menſchen, als Seth, Enos, auf deren Verdienſte die Juden ſich ſo ſehr verließen.

In der Erklärung des 6. Cap. weichet der Herr V. zwar bey den Redensarten απεθανομεν τη αμαρτια, εβαπτισθημεν και συνεταφημεν εις τον θανατον τȣ Χριϛȣ, παλαιος ανθρωπος von den gewöhnlichen Erklärungen ab. Seine Meinung aber brauchen wir nicht anzuführen, denn der Herr Hofrath Michaelis hat dieſelbe ſchon in ſeinem Comp. Theol. Dogm. §. 122. S. 228. vorgetragen. Weil indeſſen dieſe Erklärung von dem Herrn V. ſelbſt erfunden iſt, wie wir aus der Vorrede ſehen, ſo glauben

ben wir hier eine Beſtätigung der Meinung des Herrn Hofraths anzutreffen.

Den 17. 18. 19. v. bis ὡσπερ γαρ ſieht der Herr V. als einen Mittelſatz an, den Paulus hinzugefügt hat, um die vorhin gegebene ſcharfe Ermahnung in etwas zu mildern. Die Worte: χαρις τῳ Θεῳ, οτι ητε δουλοι της αμαρτιας erkläret er alſo: Gelobet ſey Gott, daß die Zeit nun vorüber iſt, da ihr Diener der Sünde waret, oder daß ihr nun nicht mehr Diener der Sünde ſeyd. Dieſe Erklärung des Wortes ητε borget Herr S. dem Herrn Michaelis ab, der ſie in ſeinen Anm. über den Peirce bey Hebr. VII, 21. 23. angeführt hat, und nunmehr auch dieſe Stelle Röm. VI, 17. ohne des Herrn V. Erinnerung in ſeine neue Erklärung des Briefes an die Hebräer eingerückt hat.

Bey dem 16. v. waget der Herr V. mit vieler Beſcheidenheit eine critiſche Muthmaßung, die er aber nicht in der Umſchreibung ſelbſt, ſondern in der Anmerkung berührt hat. Er ſagt nämlich, da Paulus vom 16. v. an bis zum Ende des Capitels die Gerechtigkeit der Sünde, das Leben dem Tode entgegen ſetzt, ſo könnte man anſtatt υπακοης εις δικαιωσυνην viel zierlicher δικαιωσυνης εις ζωην leſen. Seine Gründe ſind 1), da man der Sünde ſowohl als der Gerechtigkeit Gehorſam leiſten könne, ſo würde ὑπακοη nicht bequem genug vermöge der vorher angeführten Bilder der Sünde entgegen geſetzt. 2) Weil in der von Paulo gebrauchten Allegorie nicht die

Gerechtigkeit ſelbſt, ſondern eine Frucht davon, das Leben, dem Tode entgegen geſetzt wird. So ſinnreich aber dieſe Vermuthung iſt, ſo können wir ſie doch nicht annehmen. Man hat in allen bishero verglichenen Handſchriften nicht die geringſte Spur einer ſolchen Leſeart gefunden. Paulus pflegt auch nicht einen zierlichen, ſondern freyen Styl zu führen, ſo wie in Briefen zu geſchehen pflegt. Ueberdieß haben wohl die Worte: *υπακοης εις δικαιοσυνην* den 17. und 18. v. veranlaßet, daß wir alſo auch dadurch von ihrer Richtigkeit und Nothwendigkeit ziemlich überzeugt werden.

Beym 7. Capitel entwickelt der Herr V. das Bild, was Paulus in den 6 erſten Verſen gebraucht hat, ſo: Quemadmodum lex mariti, qua ſibi obnoxiam tenet uxorem ſuam, non valet diutius, quam quoad vivit ille, vt adeo mulieri poſt mortem illius liberum ſit alteri viro nubere: ita etiam cum antiquus ille noſter homo; cui tanquam marito lex moralis nos olim, veluti vxores, tenebat obnoxios, cum Chriſto una quaſi morte affectus ſit; libere ergo nobis jam tranſeundum eſt in jus & matrimonium alterius viri, nempe hujus noui hominis, qui cum Chriſto quaſi e mortuis excitatus eſt. Des V. Meinung iſt: der Apoſtel erkläre die Redensart: *υμεις εθανατωθητε τω νομω* im 6. v. durch *καταργηθηναι απο τȣ νομȣ, αποθανοντες* (ſcil. *εκεινου παλαιου ανθρωπου*) *εν ω κατειχομεθα*, und daher mußte

auch

auch der alte Menſch ein Glied des Gleichniſſes ſeyn. Der Herr Mag. wählet alſo die Leſeart αποθανοντος, weil ſie ihm die bequemſte ſchien. Aber uns befremdet es ſehr, daß er ſeine ganze Erklärung auf eine Leſeart bauet, die nur in einer einzigen Handſchrift anzutreffen iſt. Geſetzt aber auch αποθανοντες wäre die wahre Leſeart, wie viel wahrſcheinlicher wäre es doch nicht darunter das Geſetz, als den alten Menſchen, deßen Paulus ſo lange vorher erwähnet, zu verſtehen?

Bey Gelegenheit der Frage, die ſo vielen Streit in unſrer Kirche verurſacht: Ob der Apoſtel von ſich ſelbſt, oder in der Perſon eines anderen, und im erſten Falle, ob er von ſeinem Zuſtande vor oder nach der Bekehrung rede, ſagt der Herr V. der müße ganz blind ſeyn, der nicht ſähe, daß der Apoſtel von ſich ſelbſt rede, und da er überall eines gegenwärtigen Zuſtandes gedenkt, auch nichts anführet, welches nicht ein Bekehrter, der ſich ſelbſt recht kennet, ſagen könne, ſo beſchreibe folglich der Apoſtel ſeinen Zuſtand, worinn er ſich nach der Bekehrung befunden.

Hier ſind wir aber mit dem Hrn. M. nicht einerley Meinung. Iſt der blind, der nicht ſieht, daß der Apoſtel von ſich ſelbſt redet, ſo müßen auch der große Origenes, Hilarius, Hieronymus, Ambroſius, und viele neuere Schrifterklärer, blind geweſen ſeyn. Dieſe insgeſamt glaubten, und glauben noch, daß der Apoſtel durch einen μεταχεματισμος in der Perſon der Unbekehrten rede; und daß Paulus dieſe Figur hier gebrauche,

deſſen ſind wir ziemlich überzeugt, ob wir gleich der Meinung ſind, der Apoſtel gedenke weder eines bekehrten, noch unbekehrten Zuſtandes, ſondern überhaupt des Elendes eines Menſchen, der lediglich durch das Geſetz ohne von Chriſto was zu wißen ſelig zu werden ſucht. Auf dieſe Weiße entgehen wir vielen gezwungenen Erklärungen dieſes Capitels, die der Herr V. mit andern gemein hat.

Die neue Conſtruction des 21ſt. v., da οτι auf ευρισκω gezogen, und unter καλον das Vorwort κατα verſtanden wird, die nach des Hrn. V. Meinung von den Schriſterklärern verabſäumt worden, und worüber er ſich ſo ſehr wundert, finden wir ſowohl beym Caſtellio, als bey dem Hrn. Abt Carpzow in ſeinen Stricturis ad Epiſtolam Pauli ad Romanos; uns war ſie alſo gar nicht neu.

Bey dem 8. Cap. hätten wir eine kleine Anmerkung von dem Worte πνευμα vermuthet, zumalen es doch zur Zeit Pauli zweydeutig geweſen, und noch in dieſem Cap. ſehr dunkel iſt. Allein, Hr. S. übergeht die Erklärung dieſes Worts gänzlich, und nimmt gleich an, daß es den heiligen Geiſt anzeige, ungeachtet das Wort αγιον, νον dabey ſtehet, und dieſe Bedeutung ſich nicht allenthalben ſchicket.

Die Redensart: τοις εν Χριςο Ιησου erkläret er: qui omnem ſpem fiduciamque in Chriſto collocant, und vergleichet damit die griechiſche Redens-

Redensart: εν σοι ολος ειμι. S. Sophocl. Aedip. v. 322. Apoſtg. XVII, 28. Phil. III, 9.

Das Zeugniß des Geiſtes Gottes mit unſerm Geiſte v. 16. ſchließet der Hr. Verfaßer ſehr methodiſch in dieſen Vernunftſchluß ein: Welche dieſe oder jene Beſchaffenheit haben, ſind Kinder Gottes, (das Zeugniß des Geiſtes in der evangeliſchen Lehre), nun habe ich dieſe Beſchaffenheit, (das Zeugniß unſers Geiſtes), alſo weis ich gewiß, daß ich unter die Kinder Gottes gehöre. Worauf gründet ſich aber dieſer Vernunftſchluß? Blos auf der falſchen Erklärung des Worts συμμαρτυρειν, das hier nur die Bedeutung des einfachen μαρτυρειν hat, (S. Cap. II, 15. VIII, 22. Off. XXII, 18. Jer. II, 7.) und alſo nicht **zeuget mit unſerm Geiſte**, wie die däniſche Ueberſetzung lautet, ſondern **giebt unſerm Geiſte Zeugniß** wie Luther hat, überſetzt werden muß.

Bey der Erklärung des 9te Cap. würde unſrer Meinung nach der Hr. Mag. viel glücklicher geweſen ſeyn, wenn er 1) nicht nur den 4ten v. genauer betrachtet, ſondern auch aus den Schriften der Juden ſich ihre damalige Meinung bekannt gemacht hätte. Es wäre ihm alsdenn nicht ſo fremd vorgekommen, daß Paulus in dieſem Capitel auch von der Wahl zu zeitlichen Gütern hätte reden können, maßen die Juden ſich, wegen der Verheißungen an Abraham, nicht nur zu einer ewigen, ſondern auch zeitlichen Glückſeligkeit berechtiget hielten. 2) Wenn er mit

Wettſtein, und dem Herrn Abt **Carpzow** bemerkt hätte, daß αναθημα nicht die ewige Verdammniß, ſondern die Aufopferung ſeines Lebens um das Wohl eines Anderen zu befördern, anzeige. 3) Wenn er aus der Polemik bemerkt hätte, daß die Reformirten ſich den göttlichen Rathſchluß wegen der Seligkeit der Menſchen nie ſo unbedungen vorſtellen, daß Gott blos par caprice, (wie der Hr. V ſich ausdrückt) handele, indem ſie weiter nichts behaupten, als daß der Rathſchluß Gottes in weißen, und ihm allein bekannten Urſachen, nicht aber in dem Verhalten der Menſchen gegründet ſey. Eine Lehre, welche aus dieſem Capitel laut der Erklärung des V., ſehr gut beſtätiget werden könnte.

Ουχ οιον δε οτι (v. 6.) erkläret der Hr. V. nicht mit dem ſeligen **Heumann** durch: fieri tamen non poteſt, ut. Auch nicht mit **Munthe**, non tantum non, ſed, oder tantum abeſt ut, weil 1) alle die von dem ſel. **Munthe** angeführte Exempel nur auf ουχ δε οιον, und nicht auf ουχ οιον, οτι gehen. 2) Weil αλλ' εν Ισαακ gar zu deutlich zu den vorhergehenden ϗ γαρ und ϗχ, und nicht zu ουδε οιον, wie **Munthe** wollte, gehöre. Aus dieſen Gründen, und um einen fließenden Sinn heraus zu bringen, überſetzt ers: non quaſi vero, ob er gleich geſteht, keine Beyſpiele dieſer Bemerkung gefunden zu haben.

Die Wörter: τι ετι μεμφεται (v. 19.) leget der Hr. Mag. nicht den Juden, (weil ſonſt

keine

keine Antwort auf dieſe neue Einwendung erfolgen würde) ſondern dem Apoſtel in den Mund. Er überſetzt es daher, als hieſſe es: τι ετι υπο σου μεμΦεται ο Θεος περι αδικιας, und meint dieſe paßive Bedeutung des Worts μεμΦομαι im Plato II. de Republ. gefunden zu haben.

Τι με εποιησας ὑτως (v. 20.) ſoll nun nicht mehr heiſſen: Warum haſt du mich ſo gemacht, ſondern, warum haſt du mich denn gemacht. Der V. glaubt zu dieſer Neuerung hinlänglichen Grund zu haben, weil die gewöhnliche Erklärung ſeinem Vorgeben nach, Schwierigkeit hat. Allein wir ſehen dieſes nicht; und handelt nicht Paulus auch im 21. v. von der Art und Weiſe der Bildung?

Bey Cap. II. v 25. erklärt der Hr. Mag. ſich wider die Bekehrung der Juden aus folgenden Gründen: 1) Könne das Wort μυϛηϱιον auch eine unvermuthete Sache, ein Paradoxon anzeigen. Allein geſetzt auch μυϛηϱιὸν hieße ſo, (wie es doch im N. T. gewiß nicht heißt,) wäre denn das ein Paradoxon, daß, ſobald eine Menge Heiden bekehrt wären, die Juden ſich gleichfalls bekehren, und errettet werden könnten? Durfte und konnte ein Heide wohl etwas anders vermuthen, wenn er ſahe, wie viele Juden bereits bekehrt wären, und täglich bekehrt wurden? 2) Der Apoſtel hätte die Bekehrung der Juden nicht als abſolute futura, ſondern als eine ſolche, die unter der Bedingung εαν μη επιμενωσι τη απιϛια (v. 23.) geſchehen könnte, vorgeſtellt,

σωτησεται müſſe alsdenn ſaluari poterit überſetzt werden.

Allein wer heißt dem Hrn. V. das futurum ſo zu erklären? Scheinet es nicht, als wenn es ihm ſchwer falle, die Ehre Pauli zu retten, und er ſich dieſen zu einem Grunde dienen ließe, gezwungene Erklärungen zu wählen?

Wir bedürfen auch dieſer Ueberſetzung nicht. Beharren die Juden nicht in ihrem Unglauben, ſo können ſie nicht allein ſelig werden, ſondern werden es auch wirklich. 3) Handele die Stelle Eſ. 59, 20. 21. keinesweges von der Judenbekehrung, indem die daſelbſt befindlichen Worte: ηξει εκ Σιων ο ρυομενος blos die Ankunft des Meßiä andeuteten, welche ſchon ſeit 1763. Jahren geſchehen: Folglich mußte die Zeit, da die Fülle der Heiden eingegangen, und ganz Iſrael errettet worden wäre, bereits vor 1763. eingefallen ſeyn. Da aber dieſe Errettung bishero noch ausgeblieben, könne auch Jeſaias in der erwähnten Stelle keine Bekehrung der Juden, Paulus aber mit dem Worte σωθησεται nichts anders als die Möglichkeit Ihrer Errettung anzeigen. Was aber die Stelle des Jeſaiä betrift, ſo geſtehen wir ganz gern, daß ſie nach dem jetzigen Maſorethiſchen Texte von der Judenbekehrung nicht handele, allein nach dem Texte, den die 70. Dollmetſcher vor ſich gehabt, handelt ſie gewiß davon. Auch muß η. ε. σ. ο. ρ. nicht, wie der Hr. V. meint, durch: ein Erlöſer wird aus Zion kommen; ſondern: der Erlöſer aus

Zion

Zion wird erſcheinen, überſetzt werden. Ueberhaupt ſcheinet uns die Möglichkeit der Bekehrung der Juden am wenigſten, ihre Wirklichkeit aber am meiſten zur Demüthigung der Juden zu gereichen, und alſo war es Paulo nur darum zu thun, daß er beydes beweiſen könnte.

Cap. XIII. v. 2. überſetzt der Hr. M. ganz richtig αι ουσαι εξουσιαι **die Obrigkeiten, die wirklich da ſind.** Dieſe Anmerkung iſt aber dem Hrn. V. nicht eigen, denn Hr. **Michaelis** hat ſie in ſeiner neuen Erklärung S. 1438. bereits vorgetragen.

Cap. XV. v. 17. umſchreibet der Hr. S. in der Note die Worte: εχω καυχησιν -- Θεον alſo: Equidem, ceu Apoſtolus Ieſu Chriſti gloriari non poſſum, et laudare miniſterium meum, at ita tamen, vt haec laudatio nullius meae ipſius, ſed ſolius diuinae operae virtutisque reſpectum et rationem habeat.

Den 20. v. conſtruirt er mit dem 19. ſo, daß nach χρίϛον ein Comma ſtehen, und das particip. Φιλοτιμ mit πεπληρωκηναι verbunden werden muß. Δε ſtehet alsdenn nur um der Emphaſis willen da, wie der Hr. V. aus einer ähnlichen Stelle des Pauſan. in Baeot. S. 556. beweiſet.

So weit unſere Anmerkungen. Die Wichtigkeit, Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Materien hat uns wider Vermuthen lange aufgehalten. Man wird übrigens dieſe gründliche und ſorgfältig ausgearbeitete Schrift, jederzeit mit großem Vortheile gebrauchen können.

II.

In wie weit ein Gelehrter Urſache habe, die Aufnahme der Städte zu wünſchen. Bey Gelegenheit des erfreulichen Jubelfeſtes, welches zum Andenken des am 23ſten Auguſt 1664. ihr ertheilten Stadtrechts die Stadt Altona feyerlichſt begieng. Betrachtet von M. Jakob Baden Rector des königl. Pädagogii. Bey David Iverſen 1764. 36. Seiten in 8.

In dieſer Rede ſchildert Hr. B. erſtlich die ſchnelle Aufnahme der Stadt Altona, und vergleicht ſie mit andern reichen und mächtigen Städten, die zwar auch aus armen und unanſehnlichen Dörfern entſtanden; aber es entweder nach einer langen Reihe von Geſchlechtern, und vielen Jahrhunderten, geworden ſind: oder auch gleich bey ihrer Geburt alle die Vortheile, welche Glück und Natur ſchenken können, in einer ungeſtörten Ruhe genoſſen haben. Dann ſchreitet er zur Erörterung der angezeigten Frage, und zeiget, daß die Künſte und Wiſſenſchaften in der Einſamkeit, Armuth und Dürftigkeit nicht gezeuget, oder wenigſtens nicht zur Reife und Vollkommenheit gebracht werden können; ſondern vielmehr einigen Reichthum und Ueberfluß erfordern. Zu dieſem Ende ſtellet er uns die Menſchen dar, wie ſie vor Erbauung der Städte einſam und zerſtreuet lebten.

Einige der beſten Stellen wollen wir auszeichnen und abſchreiben.

S. 15.

§. 15. „Zwar hat die dringende Nothwen„digkeit, oder ein blinder Zufall, den Menſchen „auf die Spur vieler Künſte bringen müſſen; „allein er hat ſeine Entdeckungen nicht fortſetzen, „noch zur Reife bringen können, ſo lange ſie „blos auf die Nothwendigkeit eingeſchränkt wa„ren, und nur zu Mittel ſeiner unentbehrlich„ſten Bedürfniſſe dieneten Er hat in der äuſ„ſerſten Armuth weder Luſt noch Zeit gehabt, „ſeine Kenntniſſe zu erweitern, noch ſein Gemüth „zu der Heiterkeit zu erheben, welche die Auf„nahme der Künſte und Wiſſenſchaften erfordert. „Vielleicht wird man mir einwenden, daß die „Menſchen in dem Zuſtande, den ich annehme, „nicht arm zu nennen wären, weil ſie wenige „Bedürfniſſe gehabt, und mit wenigen zufrieden „geweſen wären. Allein man bedenket nicht, „daß nicht allemal die Anzahl der Bedürfniſſe „den Reichthum oder die Armuth ausmache, ſon„dern, daß es auch auf die Leichtigkeit oder „Schwierigkeit, ſich ſeine Bedürfniſſe zu ver„ſchaffen, ankömmt, wenn man einen arm oder „reich halten ſoll. Oft kann einer, der nur we„nige Bedürfniſſe kennet, und deſſen Begierde „ſehr eingeſchränkt ſind, mehrere Schwierigkei„ten haben, ſeine wenige Wünſche zu befriedigen, „als ein anderer bey einer weit größern Menge „von Bedürfniſſen und Wünſchen, und iſt da„her nicht reicher zu nennen, als dieſer. — Man „beſingt uns zwar den beglückten Landmann.„

Der

Der fern, fern von der Geſchäfte Gedränge,
So wie der Sterblichen altes Geſchlecht,
Sein väterliches Feld mit ſeinen Rindern umpflüget,
Von allem ängſtenden Wucher befreyt.

„Und ſchildert uns die ängſtlichen Sorgen und „das rauſchende Getümmel der Stadt. Dieſe „Schilderungen gefallen uns nicht, weil ſie wahr, „ſondern weil ſie wahrſcheinlich ſind. Denn der „Landmann behält ſeine Wünſche, die ihn beun„ruhigen, eben ſo gut als der Einwohner der „Stadt, und hat er nicht ſo viele, ſo hat er „auch nicht ſo viele Mittel ſie zu befriedigen, als „dieſer. Dieſes Verhältniß zwiſchen unſern Be„dürfniſſen, und den Mitteln zur Erlangung der„ſelben, erhält den Menſchen in einer beſtändi„gen Wirkſamkeit, und macht einen wichtigen „Theil ſeiner Glückſeligkeit aus.„

Man weiß, daß die beyden berühmten Geſetzgeber und Stifter der Spartaniſchen und der Athenienſiſchen Republik ganz widrigen Grundſätzen gefolget ſind. Lykurg wollte eine blos kriegeriſche Republik aus Sparta machen, und verjagte daher alle überflüßige Künſte aus derſelben. Solon hingegen half den Künſten in Athen auf, und gab ein Geſetz, daß kein Sohn verbunden wäre, ſeinen Vater zu unterhalten, der nicht in ſeiner Jugend eine Kunſt erlernet hatte. Rouſſeau, welcher behauptet, daß die Unwiſſenheit und Armuth die Menſchen tugendhaft und muthig, gleichwie die Wiſſenſchaften

und

und der Reichthum ſie verzagt und laſterhaft machen, beruft ſich unter andern auf die Geſchichte von Sparta und Athen. Allein unſer Verf. gebraucht ſie ganz bündig wider ihn ſelbſt, indem er zeiget, daß das geſittete Athen eben ſowohl, als das rauhe und unwiſſende Sparta viele und große Helden aufzuweiſen vermöge, und zwar in eben dem Zeitraume, welcher an großen Dichtern, Geſchichtſcheibern, Rednern und Mahlern, fruchtbar war; daß die Spartaner, auf deren Unwiſſenheit Rouſſeau ſo ſehr trotzet, dem Alexander ſo wenig Widerſtand gethan haben, daß der einzige Demoſthenes zu Athen ihm mehr durch ſeine beredte Zunge geſchadet habe, als das ganze Sparta mit ſeinem wilden und barbariſchen Wuthe; daß nicht allein Philippus und Alexander ſich mehr vor einem entwafneten Redner, als vor allen Armeen der Griechen, fürchteten; ſondern auch Antipater, der ſich nach dem Tode Alexanders Griechenland unterwürfig machte, wollte unter keiner anderen Bedingung den Athenienſern den Frieden zuſtehen, als daß ſie ihm ihre beyden Redner, Demoſthenes und Hyperides ausliefern ſollten.

„Je mehr Menſchen an einem Orte beyſam„men ſind, deſto mehr wachſen die Bedürfniſſe „derſelben an. Je mehr die Bedürfniſſe derſelben „anwachſen, deſto ſchwerer wird ihnen der Un„terhalt gemacht. *) Je ſchwerer der Unter„halt

*) Wie ſtimmet dieſes mit einer andern Stelle überein, die S. 16 vorkommt, und alſo lautet: „Die An„zahl

„halt gemacht wird, deſto mehr wird der Fleiß „ermuntert, neue Nahrungsmittel zu erſinnen, „deſto erfinderiſcher wird die Armuth. Aus die„ſer Nothwendigkeit ſeine Kräfte anzuſtrengen, „entſteht zuletzt der Ueberfluß und Reichthum, „und aus dem Ueberfluß haben die Künſte und „Wiſſenſchaften ihre Nahrung. Die Be„dürfniſſe, welche Anfangs nur zum Wohl„leben erfordert wurden, werden bey zuneh„mendem Ueberfluß eben ſo unentbehrlich, als „die allernothwendigſten. Dadurch werden all„mählich mehrere Hände in Arbeit geſetzt, um „diejenigen Sachen herbey zu ſchaffen, die wegen „Menge der Brauchenden einen ſtarken Abſatz „haben. Je mehrere an Talente und Einſichten „verſchiedene Arbeiter mit einerley Sache be„ſchäftiget ſind, deſto vollkommener wird dieſelbe, „weil der Eigennutz und Neid die verſchiedenen „Künſtler anreitzet, daß ſie ſich bemühen, einan„der zu übertreffen. Darinn beſtehet der Vor„zug der großen und reichen Städte, in Abſicht „auf die Künſte und Wiſſenſchaften. „ —

„Allein ſo wahr es iſt, daß die Künſte und „Wiſſenſchaften in kleinen und armen Städten „nicht blühen können, ſo gewiß iſt es auch, auf „der andern Seite, daß ein gar zu großer Ueberfluß „ihnen

„zahl unſerer Bedürfniße ſtehet in einem bewanderns„würdigem Verhältniße mit der Leichtigkeit oder „Schwerigkeit dieſelben zu erhalten: je weniger Be„dürfniße der Menſch hat, deſtomehr Mühe und Be„ſchwerlichkeit machen ſie ihm meiſtens„.

„ihnen eben ſo ſchädlich iſt, als ein merklicher „Grad der Armuth. Sie gleichen darinnen ei„nigen Pflanzen, die eben ſo wenig in einem „gar zu fetten, als einem gar zu magern Erdreich „fortkommen können. — Alle menſchliche Din„ge haben ihr gewißes Maaß, und ihre feſtge„ſetzten Gränzen, wovon ihre Vollkommenheit „abhängt. Dieſes Maaß, dieſe Gränzen zu „überſchreiten, iſt eben ſowohl eine Unvollkom„menheit, als die Gränzen nicht zu erreichen. „Die Vollkommenheit liegt in der Mitte; ſowohl „diſſeits als jenſeits liegen die Abwege. Zwiſchen „einer tieffen Armuth und einem großen Grad „des Ueberflußes ſcheint ein unedlicher Abſtand „zu ſeyn, und dennoch liegen ſie einander näher „als man glaubt, und der Uebergang von der „einen zum andern iſt nicht ſo gar ſchwer. Ein „Spartaner und ein Sybarit, oder rauhe und „weichliche Sitten, ſtehen unendlich weit von „einander ab, allein ſie ſind beyde gleich weit „von der Vollkommenheit entfernet. In dieſen „Anmerkungen finden wir den Grund von einer „Erfahrung, welche aus der Hiſtorie aller polirten „Völker, ſo weit nur die Geſchichte geht, beſtä„tigt wird. Daß nämlich: der höchſte Gipfel „des Glücks, den ein Volk in Abſicht auf Ge„walt, Reichthum, Politeße oder Gelehrſamkeit, „hat erreichen können, an ſeinem Verfall und „Abnahme ſo nahe liegt, daß der Uebergang bey„nahe unmerklich iſt; oder, daß die glücklichſten „und unglücklichen Perioden eines Volkes, „beynahe zuſammenlaufen.„—

„Man ſagt uns gnung von dem Einfluß der „Wiſſenſchaften in die Sitten; man ſagt uns „aber weniger, als man ſollte, von dem Einfluß „der Sitten in die Wiſſenſchaften, und dennoch „glaube ich, daß dieſer größer iſt als jener. So „lange der Geſchmack in den Wiſſenſchaften rein „und gut iſt, ſo haben ſich die Sitten von den „Wiſſenſchaften nichts zu befürchten. Allein, „wenn erſt verdorbene Sitten den Geſchmack in „der Gelehrſamkeit verderben, ſo hilft der verdor„bene Geſchmack in den Wiſſenſchaften den gänz„lichen Verfall der Sitten zu beſchleunigen.„

Das mag von dieſer kleinen artigen Rede zu einer Probe genung ſeyn.

III.

Plinii Lobrede auf Trajanum, überſetzt mit einer Einleitung in die römiſche Staatsverfaſſung v. Ove Guldberg öffentl. Lehrer der Beredſamkeit und Geſchichte bey der Ritteracademie. Soröe 1763. 1 Alph. 6 Bogen in 8.

Der Hr. Profeſſor hat dieſe Ueberſetzung eines theils zur Bequemlichkeit ſeiner Zuhörer in Soröe unternommen, denen er damals Plinii Lobrede in ſeinen Vorleſungen erklärte, theils hat er zeigen wollen, daß Plinii Beredſamkeit im Däniſchen eben ſo würdig, als in andern, und den beſten europäiſchen Sprachen, ausgedrückt werden könne. Am Ende ſeiner Vorrede giebt er von den Ausgaben,

gaben, die er gebraucht hat, und einigen andern Ueberſetzungen Nachricht. Die Einleitung in die römiſche Staatsverfaſſung, die der Hr. V. ſeiner Ueberſetzung voran geſetzt hat, geht von den Zeiten, da Rom noch eine Republik war, bis auf den Trajan. Die Veränderung der Regierung durch Auguſtum, iſt der umſtändlichſte und wichtigſte Theil derſelben, H. G. hält die Regierungsart, die damals Auguſt einführte, für ariſtocratiſch, doch beruhete es blos auf des Kaiſers Willen, ob er dem Rath die ihm nach dem Recht zukommende Gewalt laſſen wollte, weil alle Macht allein in ſeinen Händen war.

Die Ueberſetzung gehört allerdings unter die Zahl der wenigen guten Ueberſetzungen alter Schriftſteller; Hr. G. hat ſeinen Text mit Verſtand geleſen, und aus ſeinen übrigen Schriften iſt ſchon bekannt, daß er ſeine Mutterſprache in ſeiner Gewalt hat; ein Fehler, den man ihr vorwerfen kann, iſt, daß ſie oft gar zu wörtlich iſt, dadurch ſowohl die Deutlichkeit, als die Annehmlichkeit der Rede an verſchiedenen Stellen gehindert werden. Einige Erinnerungen, die uns bey dem Durchſehen eingefallen ſind, wollen wir hier nach der Ordnung der Cap. anzeigen.

Im 4. Cap. ſoll: nunquam concipere *ſuccurrit* ſimilem huic — wohl nicht in der gegenwärtigen Zeit, ſondern von der vergangenen verſtanden werden. Wären nicht c. 17. domitæ gentes beſſer overvundne als tæmmede Folk überſetzt? In eben dem Cap. iſt imminere in

dem Zuſammenhang, darinn es ſteht, zu wörtlich durch overhænge gegeben. c. 24. heißt oſculum manu reddere, nicht **mit der Hand grüſſen, ſondern ſich die Hand küſſen laſſen.** In demſelben Cap. iſt faſtidium noſtri wieder zu wörtlich durch Ekkelhed over os gegeben. C. 30. ſoll ingentibus quoque tunc quidem ille fluminibus, fluminibus tamen conferendus, (welche Lesart H. G. erwählet hat), wohl überſetzt werden: **auch da konnte man ihn noch mit großen Flüſſen in eine Reihe ſetzen, doch konnte man ihn mit Flüſſen vergleichen.** C. 69 und 70. iſt nobiles nicht deutlich gnung durch navnkundige überſetzt, **edle** wäre richtiger geweſen. C. 84. kann ut ſe *ſororem* eſſe meminit unmöglich **eine** Schweſter, ſondern **deine** heißen, denn es iſt hier von ihrer Aehnlichkeit mit Trajano die Rede. C. 85. iſt dominationis impatiens nicht edel gnung durch: ſom ſaa lider taaler Hosbond überſetzt. C. 88. hieße Frugalitas beſſer **Mäßigkeit**, als Duelighed. In eben dieſem Cap. kann Cæſar nicht wohl durch Thronfolger überſetzt werden. C. 90. kann: cum ea præſtiterit ambobus, quæ ſi tantum in alterum contuliſſet, ambos tamen æqualiter obligaſſet, nicht heißen: **Daß er uns beyde ihm gleich verbunden hätte,** weil hier nicht von der Größe der Wohlthaten, ſondern von der Freundſchaft beyder Bürgermeiſter die Rede iſt, die jeden über ſeines Freundes Ehre eben ſo erfreut, als über ſeine eigene machte.

Samme Plads og Arbeide i Bekymring C. 93. iſt vermuthlich ein Druckfehler ſtatt: i Arbeide og Bekymring.

IV.

Comitatuum Oldenburg & Delmenhorſt, pro recentiſſimo ſtatu, uti eſt ſub Regno Potentiſſimi Regis Friderici V. facta delineatio, ex authenticis exactiſſimisque menſurationibus artis peritorum D. D. de Münnich, Ramus, Schmidt, de Witken à Wittenheim, nec non propriis concinnata à I. W. A. Hunrichs edita impenſis Homannianorum hæredum. A. 1761.

Dieß iſt die Ueberſchrift einer neuen und ſchönen Landcharte von denen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, welche der Fleiß des, in der Meßkunſt und denen damit verknüpften Wiſſenſchaften erfahrne königl. wirkliche Juſtizrath, und Deichgräfe, Herr Johann Wilhelm Anthon Hunrichs zu Stande gebracht, und durch deren Herausgabe ſich und ſeinem Vaterlande Ehre gemacht hat. Zwar hat es bisher an einer Specialcharte dieſer Grafſchaften nicht gemangelt, wie denn die, durch Petrum Schenck, und Gerhardum Valke, zu Amſterdam geſtochen, die von Johann Conrad Muſculo verfertigte, nebſt der, in der Winkelmanniſchen Chronik befindlichen, bekannt ſind, alle drey aber ſind nicht nur der

Lage nach verkehrt gezeichnet, ſondern auch in andern weſentlichen Stücken ſo mangelhaft und unrichtig, daß einer, welcher nicht des Landes kundig iſt, ſich nicht daraus helfen kann, zumal ſeit der Zeit, daß dieſe herausgegeben, durch verſchiedene vorgenommene beträchtliche Eindeichungen und veränderte Eintheilungen des Landes, dieſe Grafſchaften eine neue und veränderte Geſtalt gewonnen haben. Aus dieſen Urſachen ſind ſchon die, in der Ueberſchrift benannte Herren bewogen worden, eine verbeßerte Specialcharte beſagter Grafſchaften zu verfertigen. Welche denn, da ſie nicht öffentlich erſchienen, von dem Herrn Verfaßer dieſer neuen Charte, zum Grunde der ſeinigen geleget, und nach ſeiner eigenen Kenntniß und vieljährigen Erfahrung, ergänzet und verbeßert ſind. In ſelbiger nun, welche nach der natürlichen Lage gezeichnet, ſind von ihm die Gränzen, gegen die benachbarte Länder, der gegenwärtigen Beſtimmung gemäs, auch die einheimiſche Eintheilung des Landes, in die Gerichts- und Voigteydiſtrikte, aufs genaueſte bemerket; ſodann alle, auch die kleinſten Dörfer und Gegenden namentlich verzeichnet. Und da, gedachter maßen, die Grafſchaft Oldenburg an ihren Marſchländereyen, durch die, nach und nach vorgenommene koſtare Eindeichungen, einen merklichen Anwachs Landes an der See und Weſer erhalten, iſt ein jeglicher eingedeichter Graben, mit der Jahrzahl, wenn er geronnen, nach ſeiner Größe, deutlich vorgeſtellet, nicht weniger ſind

die Wege, durch das ganze Land bemerket, daß alſo dieſe Charte, beydes die Landesgeſchichte erläutern und zu einer Poſt- und Reiſecharte dienen kann.

Der erſte Stich davon war nicht gut gerathen, daher der Herr Juſtizrath Hunrichs, als ſolche, dem ungeachtet, zum öffentlichen Verkauf ausgeleget wurde, ſie nicht für die ſeinige erkennen konnte, ſondern genöthiget war, den 7. Junii 1762. in den oldenburgiſchen wöchentlichen Anzeigen, dieſes bekannt zu machen, und die groben Fehler und Unrichtigkeiten derſelben anzumerken, mit der Verſicherung, daß eheſtens eine genauere und vollſtändigere, zugleich von ſauberern Stich, von ihm in Holland beſorget werden ſolle. Ehe aber noch dieſes geſchehen konnte, legte ſich die Homanſche Handlung zum Ziel, und lieferte die Gegenwärtige, nach des Herrn Juſtizraths Anmerkungen und Verbeßerungen, verfertigte neue Ausgabe. Ob auch wohl ein und andere kleine Fehler, welche, wegen Entlegenheit des Ortes, ohne des Herrn Verfaßers Schuld, in dieſer noch ſind ſtehen geblieben, ſo ſind ſelbige doch nicht von einer ſolchen Erheblichkeit, daß der Herr Juſtizrath für nöthig befunden, ihre Verbreitung ferner zu hindern, er hat vielmehr ſeinen Vorſatz, ſelbige in Holland ſtechen laſſen zu wollen, fahren laſſen, und in den oldenb. Anzeigen, den 18. Apr. 1763. ſolches weiter bekannt gemachet. Daß auch die gegenwärtige, allen vorhin bekannt gewordenen, und noch einer neulich herausgekom-

menen Senterſchen, den Vorzug ſtreitig mache, giebet der klare Augenſchein, und die allgemeine Erdbeſchreibung würde ihre längſtgewünſchte Vollkommenheit erreichen können, wenn von allen Ländern, dergleichen richtige Specialcharten, als dieſe iſt, verfertiget, und ans Licht geſtellet würden.

V.

Prodromum Examinis Criſeos Houbigantianæ in Codicem Hebræum, Præſide Ioanne Chriſtiano Kallio, Ordinis Philoſophici Decano, tuebuntur Laureæ Primæ Candidati. Die 30 Iulii 1763. h. a. m. 1. Hauniæ, Typis Höpfnerianis. 3 B. 4.

Examen Criſeos Houbigantianæ in Codicem Hebræum. Specimen primum, publice tuebuntur Præſide Ioanne Chriſtiano Kallio, Fac. Phil. Decano, Laureæ Primæ Candidati. Die 24 Iulii 1764. Hauniæ, Typis Höpfneri.

Examen Criſeos Houbigantianæ in Codicem Hebræum, Specimen ſecundum, publice ventilandum exhibent. Io. Chriſtianus Kallius, LL. OO. P. P. O. & Ianas Roſenſtand Goiſche, Phil. Baccalaureus, die 30. Octobr. 1765. Hauniæ, Typis Nicolai Chriſtiani Höpfneri.

Der Hr. Juſtitzrath Kall, wollte in einigen Streitſchriften ſein Urtheil über Houbigants critiſche

critiſche Bibel der gelehrten Welt mittheilen. Er hielte es daher für nothwendig, weil das Werk ſelten anzutreffen iſt, zuvor eine vollſtändige Nachricht davon mitzutheilen. In dieſer Abſicht erſchien zuerſt der Prodromus Cr. H. worinn der Hr. V. den Innhalt ſowohl des ganzen Werkes überhaupt, als der Prolegom. insbeſondere anführet.

Die Fehler, die Houbigant in der maſorethiſchen Bibel hervorſuchte, zählet der Hr. V. nach, und findet deren 5200. Houb. war alſo viel kühner und dreiſter in ſeiner Critik, als Capellus, der nur blos 1826 Varianten fand, und dieſe nicht einmal alle für Fehler des Textes ausgab, ſondern er hielte auch dafür, daß die Ueberſetzungen falſche Leſearten haben könnten.

Die Vulgata brauchte Houb. gar ſelten, und deſſen ungeachtet ſagt er doch am Ende ſeiner Prolegom. hanc (verſionem), tanto propius accedere ad Vulgatam latinam, quanto ab interpretibus nouis longius recedat.

Dieſe Worte meinet der Hr. J. R. habe Houb. nur geſchrieben, um inſonderheit uns Proteſtanten einen blauen Dunſt zu machen, damit wir ſeine Critik, als deſto unpartheiſcher Anſehen möchten, allein Houbigant dachte wohl nur wenige proteſtantiſche Leſer zu finden, weil er ſo wenige Exemplarien ſeiner Bibel drucken lies, und es war ihm wohl mehr darum zu thun, ſich von Vorwürfen ſeiner Glaubensgenoßen zu befreyen,

und ſie zur Leſung ſeiner critiſchen Bibel zu bewegen, als uns zu verführen.

Aus vier Quellen ſchöpfte H. ſeine kühne Critik: dem Samaritaner, den hebräiſchen Handſchriften, den alten Ueberſetzungen, und endlich auch aus critiſchen Vermuthungen. Zwar erkannte er ſelbſt, daß dieſe letztere Quelle ſehr ſparſam und nur da, wo alle übrige vertrocknet wären, gebraucht werden müße, aber er bediente ſich dennoch derſelben ohne die geringſte Nothwendigkeit. Dies beweiſet der Hr. J. R. 1) daher, weil Houb. das critiſch geſchriebene הִוא immer für einen Schreibfehler hält, und an ſtatt deßen היא ſetzt, da doch die maſorethiſche Schreibart nur daher kommt, weil הוא zu Moſis Zeit generis communis geweſen iſt. 2) Weil er ohne Urſache, da matres lectiones einrücket, wo man ſie im punktirten Texte gar leicht embehren kann. 3) Weil er alle Enallage für soloecismos hält, da ſie doch entweder in der Gemüthsbewegung, oder der Mundart des Schriftſtellers, oder auch in dem Genie der Sprache gegründet ſeyn können, und ſolche Wörter alſo keiner Aenderung bedürfen.

Ueber Houbigants Regeln critiſche Fehler zu entdecken und zu berichtigen, macht der Herr J. R. folgende Anmerkung: Daß wir durch die göttliche Vorſehung, und den Fleiß der Maſorethen einen viel richtigern Text haben, als kühne Critici es glauben, deswegen hält er aber doch nicht dafür, daß der maſorethiſche Text von

Fehlern

Fehlern gänzlich frey ſey. Er geſtehet 1) daß ähnliche Buchſtaben miteinander haben verwechſelt werden können, daß man aber dennoch vorſichtig ſeyn, und nicht allemal ein Leſeart deswegen annehmen müſſe, weil ſie den leichteſten Sinn giebt, oder ein bekannteres Wort anſtatt eines unbekannteren darreicht, denn wie viele απαξ λεγομενα können nicht in dieſem kleinen Ueberreſte der hebräiſchen Sprache ſeyn? Es wäre auch nicht gnung, daß eine oder mehrere alte Ueberſetzungen eine verſchiedene Leſeart hätten, denn dieſe könnten auch Buchſtaben mit einander verwechſeln, oder ſelbſt Zuſätze aus fremden Händen haben, wie Grabe von der 70 Dollmetſcher Ueberſetzung hinlänglich erwieſen hat. Wo alſo kein erträglicher Sinn herauskommen würde, wo das Licht, was die morgenländiſche Sprachen geben, ganz ausgelöſcht wäre, da wäre man erſt berechtiget eine andere Lesart zu vermuthen. 2) Daß man in Abſicht der Punkten nicht allemal ein Recht habe, da Fehler zu vermuthen, wo etwas unregelmäſiges vorkömmt, denn dieſes kann von verſchiedenen uns unbekannten Urſachen herkommen, ja ſolche unregelmäßige Punktation kann zuweilen eine künſtliche Schreibart der Maſorethen ſeyn, um eine verſchiedene Lesart anzuzeigen. z. B. Pſ. VII, 6.

Nur da alſo, wo ein ſehr unbequemer, und dunkler Sinn bey der jetzigen Punktation herauskäme, müße man erſt an eine Aenderung denken, ſonſten aber nie, weil man nicht wißen könne,

welche

welche Punkten von den göttlichen Schriftſtellern ſelbſt herrühren, und welche blos Fehler der Abſchreiber wären.

Uebrigens zeiget der Hr. V. bey Erzählung der houbigantſchen Meinung von den Punkten, daß, ob man gleich in den älteſten Zeiten unpunktirte Bibeln in den Synagogen gebraucht habe, wären, doch mit Zeichen der Vocalen verſehene Handſchriften ſchon damals vorhanden geweſen, daraus man die wahre und richtige Punktation wißen könnte, und darinn hätte die göttliche Vorſehung ſich geäußert ſolche zu erhalten.

In der Vorrede zur 2. Diſſertation beſtimmet der Hr. V. ſeine Abſicht genauer, daß er nämlich nicht das ganze houbigantſche Werk, ſondern nur vors erſte ſeine critiſche Anmerkungen über die 4. erſten Capitel des 1 B. Moſis unterſuchen wolle, damit ein jeder daraus urtheilen könne, wie das Ganze beſchaffen ſey. Die lateiniſche Ueberſetzung ſelbſt wolle er nicht berühren, weil dieſe ſo ſehr oft andere Vocalen zum Grunde ſetze. Die Urſache aber, warum der Hr. J. R. eben ein Stück aus den 5. Büchern Moſis erwählet hat, iſt, wie er ſagt, weil die Abweichung des Codicis Samaritani, wo ſich eben die meiſten verſchiedenen Lesarten finden.

Uns dünket aber, wenn man die vielen Matres Lectionis ausnimmt, die Houb. aus dem Samar. einrückte, ſo finden ſich bey weiten nicht ſo wichtige verſchiedene Leſearten in dem Pentateuch

teuch als in den übrigen Büchern der Bibel. Es ſcheinet alſo, der Hr. J. R. würde beßer gethan haben, die allerwichtigſten Varianten aus der ganzen critiſchen Bibel anzuführen, und zu widerlegen, ſo würde dem Houbigant die unverdiente Ehre nicht geſchehen ſeyn, von dem Hrn. J. R. ſo ſorgfältig widerlegt zu werden. Indeßen geſtehen wir doch, daß die Abſicht des Hrn. V. durch ſeine Dißertationen ſehr gut kann erhalten werden, und denen, die den Houbigant nicht ſelber ſehen und leſen können, vielen Nutzen ſchaffen.

Die 2te Diſſertation ſelbſt enthält, wie geſagt, eine Unterſuchung der critiſchen Anmerkungen des Houb. über die 4 erſten Capitel des 1 B. M. Die dritte aber über das 5te 6te 7te und 8 Cap. Wir müßten ſie ganz abſchreiben, wenn wir alle die Gegengründe wider Houbigants Critiken einzeln anführen wollten. Wir begnügen uns dahero überhaupt zu ſagen, daß der Hr. J. R. ſie alle gründlich und glücklich widerlege; daß er allenthalben zeige, daß Houb. nicht der Mann ſey, der eine gute critiſche Bibel herausgeben könne, indem er gar zu große Neuerungsliebe äuſſerte, partheiſch wider den maſorethiſchen Text iſt, (S. Cap. I, 8. 9. III, 1.) theils eine unglückliche Grammatik gelernt hat, theils auch nicht darinn gnung gegründet iſt, (S. Cap. I, 13. IV, 7. II, 12.) und endlich weil er ſeine Hauptquellen der Critik, die Handſchriften und alte Ueberſetzungen ſehr nachläßig gebraucht hat.

Eine weitläuftigere Nachricht verſtattet uns der Raum nicht, und da es niemand gereuen wird, dieſe 3 ſchöne Diſſertationen ſelbſt zu leſen, ſo können wir es deſto zuverſichtlicher hiebey bewenden laßen.

VI.

Conrad Friedrich Streſow, Kirchenprobſten auf der Inſel Femern, betrachtete Catechiſmus-Lehren aus den Evangelien. Halle im Verlag des Waiſenhauſes 1764. ohne die Vorrede, 2 Alph. 5 Bog. in gr. 8.

Schon im Jahr 1750. hat der gelehrte und fleißige Herr Probſt **Streſow**, als damaliger Prediger in Haſeldorf, ſeine Hauspoſtille für die Landleute oder Catechiſmus in den Evangelien in 4to herausgegeben, welche ihres deutlichen, faßlichen, gründlichen und erbaulichen Vortrags wegen, mit einem allgemeinen Beyfall aufgenommen, und ihrer Brauchbarkeit wegen auch in die däniſche Sprache überſetzet worden iſt. Gleichwohl hat es dem Hrn. Verfaſſer gefallen, noch eine Arbeit dieſer Art bekannt zu machen. Man muß dieſe keinesweges als einen Auszug aus jener größern Poſtille anſehen, ſondern es iſt eine ganz neue Arbeit. Jene enthält wirklich gehaltene Predigten, die in der That Muſter würdiger Landpredigten abgeben können, dieſe aber ſind geſchriebene Betrachtungen, welche aus den Predigten, welche der Hr. V. in ſeiner gegenwärtigen

Gemeine gehalten, und darinn abermals den Catechiſmus mit den evangeliſchen Texten verbunden, genommen ſind. In jenen wird in dem Eingang ein wirkliches Stück des Catechiſmus wörtlich, oder der Hauptlehre nach, erkläret, und dann eine Wahrheit aus dem evangeliſchen Text betrachtet, die damit in Verbindung ſtehet; in dieſer aber wird des Catechiſmi nur kurz und überhaupt gedacht. In jener größern Poſtille fangen die Catechiſmus-Betrachtungen mit dem andern Sonntag nach Oſtern; in dieſer aber mit dem erſten Adventſonntage an. Folglich ſind die Wahrheiten des Catechiſmus nicht mit eben denſelben, ſondern verſchiedenen evangeliſchen Texten verbunden. Auch ſind von einer Catechiſmus-Lehre bald in einer Poſtille mehrere, und in der anderen wenigere; und bald wieder in der einen wenigere, und dagegen in der andern mehrere Betrachtungen vorhanden.

Man weiß, was von den ſogenannten Jahrgängen über die ordentlichen ſonn- und feſttägliche Texte zu halten iſt, darinn eine zuſammenhangende Materie abgehandelt wird, die mit dem jedesmaligen Text in Verbindung geſetzet, oder gar daraus erläutert und beſtätiget werden ſoll. Die jährlichen Texte ſind nicht nach der Ordnung der fünf Hauptſtücke in dem Catechiſmus ausgeſuchet und geordnet. Gleichwohl hat der Hr. V. dem Catechiſmus in ſeiner Ordnung folgen, und die Evangelien, ſo, wie ſie auf einander folgen, damit verbinden müſſen. Folglich kann es nicht anders

ſeyn,

ſeyn, als daß zuweilen einiger Zwang oder Kunſt gebrauchet werden muß, um dieſe Verbindung herauszubringen. Gleichwohl müſſen wir dem Hrn. V. zugeſtehen, daß er hierin vielen Fleiß und Geſchicklichkeit bewieſen, und mehrentheils glücklich geweſen, eine natürlich ſcheinende Verbindung zu treffen. Wir wollen hiervon einige Proben anführen: Zum erſten Gebot gehören die Betrachtungen am 1. Advent: es iſt ein Gott und ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen; am 2ten Advent: die Gerichte Gottes lehren uns Gott fürchten; am 3ten Advent: die lebendige Erkenntniß Chriſti, iſt die Quelle rechtſchafner Liebe und Vertrauens zu Gott. Zum andern Gebot gehöret die Betrachtung am 4ten Advent: nicht unſerm, ſondern dem göttlichen Namen gebühret allein die Ehre. Am Sonntag nach Weihnachten wird über das dritte Gebot betrachtet: der menſchgewordene Jeſus iſt das Ziel und Augenmerk des chriſtlichen Sabbaths. Zum vierten Gebot gehören 6 Betrachtungen; am Neujahrstage: den vollkommenſten Gehorſam gegen Gott hat Jeſus in ſeiner Beſchneidung bewieſen; am Sonnt. nach Neujahr: Der Segen des vierten Gebots hat ſich an unſerm Jeſu ſchon in ſeinem zarten Alter herrlich geäußert; am Feſt der Erſchein. Chriſti: Nichts iſt ſeliger als der Führung des himmliſchen Vaters, mit einfältigem Gehorſam zu folgen; am 1 Sonnt. nach Epiph. Eltern, ſollen für ihrer Kinder geiſt- und leibliche Wohlfarth ſorgen; und die

Kinder

Kinder ſollen ihre Eltern durch einen willigen Gehorſam ehren; am 2ten Sonntage nach Epiph. das iſt eine wohlgeordnete häußliche Geſellſchaft, die Jeſum zum Meiſter und Oberhaupt hat; am 3ten Sonnt. nach Epiph. Herrſchaften ſollen väterlich für ihre Bedienten ſorgen; und dieſe ihnen im kindlichen Sinn, Dienſt und Gehorſam leiſten. Weiter wollen wir in dieſen Proben nicht gehören.

Indeſſen kommt es auf die äußre Ordnung und Lehrart nicht an. Eine jede hat ohnedem ihre Unvollkommenheiten. Wir müſſen alſo mehr auf die darinn vorkommende Wahrheiten und den Vortrag derſelben ſehen. Sollten wir einen Vergleich zwiſchen der erſtern größern Poſtill, und dieſen Catechiſmus-Lehren anſtellen dürffen; ſo wären wir nicht ungeneigt, jener in vieler Abſicht einen Vorzug vor dieſen beyzulegen. Indeſſen finden wir in dieſen ebenfalls eine gute Wahl in den vorgetragenen Wahrheiten; eine dem Herrn Verf. ganz eigene Gabe der Deutlichkeit und Faßlichkeit; einen guten Ausdruck; eine bibliſche Gründlichkeit; einen mit Freundlichkeit verbundenen Ernſt; und überall viel zweckmäßiges, das iſt, belehrendes und erbaulichendes. Denn bey einigen einzelnen nur erbaulich ſcheinenden Gedanken, oder einigen wenigen jezt altſcheinenden oder dem Hrn. Verf. eigenen Ausdrücken, gegen welche ſich etwas erinnern ließ, wollen wir uns nicht aufhalten. Denn wir glauben, daß dieſe Betrachtungen bey vielen Leſern, und beſonders

auf dem Lande einen guten Segen ſchaffen können. Und wird nicht bald eine faßliche und erbauliche Predigt, wie ſie ſonderlich für eine Landgemeine gehöret, eine große Seltenheit und ein wahres Verdienſt werden? Wenigſtens wird man unter den vielen gedruckten Poſtillen nur ſelten eine brauchbare Landpoſtille antreffen. Aber ſo faßlich dieſe Betrachtungen, auch für Landleute eingerichtet ſind, ſo werden andre Leſer ebenfals einen nöthigen Unterricht und viele Erbauung darinn finden.

Wir müſſen noch der ſieben Betrachtungen über die ſieben letzten Worte des gekreuzigten Erlöſers gedenken, welche der Hr. V. als einen Anhang hinzugefüget hat. Ein jedes Wort iſt gründlich erkläret, und alsdann zur Erbauung, nämlich zur Nahrung des Glaubens, zum Troſt im Leiden, und zur Verwahrung für Verſuchungen oder Abweichungen angewendet. Diß aber haben dieſe Betrachtungen beſonders, daß die ſieben Worte Chriſti mit den ſieben Bitten in dem Vater Unſer, und zwar in der Ordnung, wie beyde auf einander folgen, verglichen und verbunden werden, und eben daher haben dieſe ſieben Betrachtungen ein deſto ſtärkeres Recht den Catechiſmuslehren beygefüget zu werden.

Hatte der Hochwürdige, damalige Herr Generalſuperintendens Reuß, die größre Poſtille mit einer Vorrede begleitet, und darinn auf eine kernhafte Art und in einer erbaulichen Gründlichkeit von der Einfältigkeit in Chriſto gehandelt; ſo

ſo hat der gleichfals verehrungswürdige Hr. D. Knapp, in Halle zu dieſen Betrachtungen auf des Hrn. V. Verlangen die Vorrede geſchrieben, und darinn nach der Bedürfniß unſrer Zeit eine wichtige Materie umſtändlich, gründlich und erbaulich beleuchtet, nämlich die nöthige unveränderte Beybehaltung der apoſtoliſchen Lehre und Lehrart.

Wir wollen nur noch den gedoppelten Umſtand hinzufügen, daß dieſe Betrachtungen den damaligen beyden königlichen Prinzen, welchen der Hr. V. in dem vorhergegangenen Jahr bey ſeinem Auffenhalt in Kopenhagen aufzuwarten die Gnade gehabt, unterthänigſt zugeſchrieben ſind, und daß dieſen Betrachtungen ein wohlgetroffenes Bildniß des Hrn. V. vorgeſetzet iſt.

VII.

Statutum der Stadt Flensburg, oder das ihr von dem ehemaligen Herzog zu Süder-Jütland Woldemar IV. im Jahr 1284. verliehene Stadtrecht, nebſt der alten Flensburgiſchen Knuds-Gilde-Skraa und einigen andern Urkunden aus den däniſchen, platdeutſchen und lateiniſchen, bey der Stadt ſeither aufbehaltenen Handſchriften, itzo zum erſtenmal ans Licht geſtellet. Flensburg, gedruckt und verlegt von J. W. Serringhauſen 1765. 52 und 90 Seiten in 4to.

Haben unſre Vorfahren aus ihren Archiven, Geſetzen und Privilegien große Geheimniſſe

gemachet, die nicht jedermann ſehen oder wiſſen dürffe; ſo ſind ſie wieder in ſorgfältiger Verwahrung derſelben nachläßig geweſen, daß ſie zum unerſetzlichen Schaden der folgenden Zeiten ſind geplündert, zerſtreuet, und wohl gar vertilget worden. Dieſe Art von Geheimniſſen kommt in unſern Zeiten ziemlich aus der Mode, und man findet vielmehr Urſache Anordnungen, Privilegien und andre rechtliche Documente, durch den Druck bekannt zu machen, damit ſie zu jedermanns Wiſſenſchaft kommen, deſto genauer beobachtet, und vom Untergang gerettet werden mögen. Beſonders bemühet man ſich billig die wichtigſten Ueberbleibſel und Alterthümer aus den alten Archiven ſtatt verfälſchter Abſchriften aus ihren Originalen abdrucken zu laſſen. Haben ſie noch ene rechtsbeſtändige Kraft, ſo iſt eine ſolche Bemühung nicht nur nützlich, ſondern auch ſehr nothwendig. Und hören ſie gleich auf verbindlich zu ſeyn, ſo ſind ſie doch den Freunden der Geſchichte, den Forſchern der Alterthümer, und denen, die ſich um die Kenntniß der alten Sprachen bekümmern, höchſt ſchätzbar.

Eine ſolche die Stadt **Flensburg** angehende Arbeit hat der Herr Stadtſecretarius **Ulrich Adolph Lüders** unternommen, oder vielmehr angefangen. Er iſt ein vieljähriger Freund von der Geſchichte des Vaterlandes, und hat ſich in den Alterthümern deſſelben durch ſeinen unermüdeten Fleiß eine große Einſicht erworben. Sein Beruf hat ihn aufgemuntert, das ihm anbetraute

Stadt-

Stadtarchiv in eine gute Ordnung zu bringen, und zum allgemeinen Nutzen zu brauchen. Auch dieſes hat, wie alle öffentliche Archive durch Nachläßigkeit, boßhafte Abſichten, oder Unglücksfälle der vorigen Zeiten, große Lükken. Gleichwohl könnte das Verzeichniß der bis auf die Kirchenreformation hinreichenden alten Documenten auf etwann 50 Stück gebracht werden, welche zuſammen ein wichtiges und brauchbares Diplomatarium, dieſer anſehnlichen Stadt ausmachen würden.

Die gegenwärtige Sammlung liefert alſo etwas aus dieſen Schätzen des flensburgiſchen Stadtarchivs. Das Hauptſtück in derſelben iſt das **Stadtrecht**. Es iſt Schade, daß der geſchickte Herr Herausgeber, dieſe Ausgabe nicht hat mit denen Unterſuchungen, Vergleichungen und Anmerkungen begleiten können, welche er ſeinem erſten Plan noch für dieſelbe beſtimmet hat. Daran ſind nicht nur deſſen ſehr gehäufte Geſchäfte Schuld, ſondern deſſen Beſcheidenheit und Vorſichtigkeit hat auch Theil daran, nach welcher er lieber nichts hat ſagen, als etwas unvollkommnes und fehlerhaftes mittheilen wollen. So rühmlich dieſe beſcheidene Denkensart iſt, und ſo ſelten man ſie bey den meiſten Schriftſtellern antrift, die ſich gemeiniglich über ihre Kräfte hinauswagen; ſo trauen wir es doch dem Hrn. L. zu, daß er ſeiner großen Beleſenheit und Erfahrung ſehr viel gutes, und mehr als viele andre in dieſer Materie würde zuſammengetragen

 haben.

haben. Man iſt ihm indeſſen ſchon für die bloße öffentliche Mittheilung dieſes Alterthums Dank ſchuldig. Dieſes Stadtrecht iſt zwar ſchon nach den Abſchriften von dem Hrn. Geh. Rath von **Weſtphalen**, in dem vierten Theil ſeiner bekannten Monumentorum, und zwar mit den Gloſſen des **Blaſius Eckenbergers**, in deutſcher und lateiniſcher Sprache mitgetheilet worden. Aber Hr. L. hat es aus den Originalien genommen, und folglich ganz genau abdrucken laſſen. Es giebt aber ein doppeltes Original, ein däniſches und platdeutſches. Daher erſcheint hier der Abdruck in beyden Sprachen, in zweyen Columnen, darin die Geſetze in dieſen beyden Sprachen neben einander ſtehen, wodurch man zugleich in den Stand geſetzet wird zu bemerken, in welchen Artikeln dieſe beyde Codices von einander abgehen. Ob aber der däniſche Codex wirklich das erſte Original ſey, ſcheinet noch zweifelhaft, und der Grund, den Hrn. L. dagegen anführet, richtig zu ſeyn. Denn vor dem Jahr 1295. ſcheinet er nicht geſchrieben zu ſeyn. Der überſetzte platdeutſche Codex aber iſt von dem Jahr 1292.

Was das Stadtrecht ſelber betrift, ſo hat es mit dem noch ältern ſchleßwigſchen Stadtrecht viele Aehnlichkeit, welches auch nicht wohl anders ſeyn konnte, da die Flensburger ſich deſſen bedienet haben, ehe ſie ihr eigenes erhielten. Der Herzog **Woldemar IV.** hat es der Stadt in dem Jahr

1248

1284 verliehen. Es enthält in dem platdeutſchen Exemplar 128 Artikel. Hierzu kommen noch, und zwar allein in däniſcher Sprache zweene von Herzog **Woldemar** in dem Jahr 1295. hinzugefügte Artikeln, und des Herzogs **Erich**, ſieben Artikeln von dem Jahr 1321. Bey dem däniſchen Codex iſt noch ein Placidum vom Vorſchatz, und in dem platdeutſchen Codex Königs **Friedrich** I. Verordnung von Handtreue und fröhlicher Gerechtigkeit, ferner einige alte Denkſprüche, und endlich am erſten Blatt ein Münzverzeichniß aus dem 16ten Jahrhundert, welches alles der Herr Herausgeber auf einer Seite zugleich hat abdrukken laſſen. Sonſt nimmt das Stadtrecht in dieſer kleinen Sammlung die erſten 40 Seiten ein.

Hierauf folget von S. 41 - 55. die berühmte **Knuds-Gilde-Skraa**, oder Schrage und Recht der Brüderſchaft des heiligen Kanuti in Flensburg. Von den alten Gilden überhaupt, und von der St. Knuds-Gilde inſonderheit kommen in der Einleitung von S. 31 bis zum Ende manche leſenswürdige Nachrichten vor. Dieſe Gilden gehören in die chriſtlich-heidniſche Zeiten, da noch das Fauſtrecht galt, und da es an ordentlich eingerichteten Gerichten und Geſetzen fehlete. Man verband ſich zu mancherley Hülfsleiſtungen und zu gemeinſchaftlichen Beſchützungen, wiewohl nicht zu leugnen iſt, daß man auch die Verbeſ-

ſerung der Sitten zum Zweck hatte. Das Alter dieſer flensburgiſchen Gilde kann man daraus abnehmen, weil ihrer ſchon in dem 127ſten Artikel des obenbeſchriebenen Stadtrechts gedacht wird. Sie mag lange beſtanden haben, ehe ſie ihre volle Einrichtung bekommen, und den Namen ihres erlangten Beſchützers angenommen. Die förmliche Stiftung derſelben, will Herr L. nicht von **Kanut** V. ſondern **Kanut** VI. herleiten, welcher von 1181 bis 1202 regieret hat. So groß ihr Anſehen war, ſo mußte ſie doch nothwendig verdrungen werden, da die obrigkeitliche Gewalt beſſer eingerichtet ward, und die Rechte ſowohl als Güter dieſer Gilde an ſich zog. Herr L. meinet, daß aus dieſer Gilde das Collegium der Vier und Zwanziger oder der Deputatorum entſtanden, und daß die ſogenannte Pfingſt- und Schützengelage nur noch ein überbliebener Schatten dieſer fürchterlichen und mächtigen Brüderſchaft ſey. Was die **Skraa** ſelber betrift, ſo beſteht ſie aus 56 Artikeln, und iſt in ihrer Urſprache, nämlich der Däniſchen aus dem vorhandenen Codex abgedruckt, aber mit einer hochdeutſchen Ueberſetzung an der Seite begleitet worden. Und da dieſem Gildebuch ein Pergamentbrief angeklebet iſt, welcher einen Bürgerſchluß, wie die Schatzung zu erlegen, und zu berechnen ſey, und welcher in das Ende des 15ten, oder in den Anfang des 16ten Jahrhunderts gehöret, ſo hat Herr L. auch dieſen auf der 56ſten Seite mit abdrucken laſſen.

Die

Die übrigen Stücke dieſer kleinen Sammlung ſind, ein **Vertrag oder Convention der Stadt Schleſwig, mit den Bürgern Flensburg**, über verſchiedene Puncte getroffen, im Jahr 1282. welcher S. 57. lateiniſch mit einer hochdeutſchen Ueberſetzung des Herrn L. erſcheinet; und dann **Herzog Waldemari Beſtätigung des flensburgiſchen Stadtrechts**, gegeben zu Tundern 1284, von S. 58–60. ebenfalls lateiniſch und deutſch, welche letztere Ueberſetzung von dem ſel. berühmten Etatsrath **Andr. Hoyer** herrühren ſoll.

Ein von S. 61 bis 90. mit großem Fleiß von dem Herausgeber ausgearbeitetes, ſehr umſtändliches, und daher vorzüglich brauchbares Regiſter machet den Beſchluß dieſer Sammlung, ſo wie die weitläuftige Zueignungsſchrift an den Magiſtrat, und die Vier und Zwanzige der Stadt Flensburg, welche für ſich 46 Seiten ausmachet, ſtatt einer nützlichen Einleitung dienen kann, welche überdem ein gutes Zeugniß von der Hochachtung des Herrn L. gegen die Religion, die auf die Geſetze, und auf das bürgerliche und geſellſchaftliche Beſte der Völker einen mächtigen Einfluß hat, abgeben wird. Und wie wir nicht zweifeln, daß derſelbe mit der Ausgabe dieſer Sammlung, die Ehre und den Nutzen ſeiner Vaterſtadt befördert, und manchen ein angenehmes Vergnügen verſchaffe

hat;

hat; ſo erwarten wir auch von ihm die verſpro-chene Ausgabe der noch nie gedruckten Palicey-Ordnung dieſer Stadt von dem Jahr 1600. Ja, wir möchten wohl wünſchen, daß es ihm gefallen möchte, an ein völliges Diplomatarium dieſer Stadt, davon Erwähnung geſchehen, ſelbſt die Hand zu legen, da derſelbe dazu in ſeinem Amt die beſte Gelegenheit, und überdem vor vielen andern die dazu nöthige Kenntniß und Geſchicklichkeit hat.

Fortgeſetzte Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern.

Vierten Bandes Sechſtes Stück.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Chriſtian Pelt, 1768.

Innhalt.

I. Lebensgeſchichte des Weltheilandes JEſu Chriſti ꝛc. p. 1.

II. Der patriotiſche Zuſchauer des 2 Jahrgangs. p. 5.

III. Paragenis en Graekers og Hedensk Philoſophs gudelige pp. p. 28.

IV. Tragiſche Cantaten für eine oder zwo Singeſtimmen ꝛc. p. 40.

V. Sammlung verſchiedener Schriften zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften und däniſchen Sprache p. 50.

VI. C. B. Tullins die Schönheit der Schöpfung. p. 60.

VII. I. C. Kallii Fundamenta linguae Arabicae. p. 61.

VII. C. W. Cartheuſers Betr. über einige Materien aus der Dietetick. p. 64.

IX. Kleine Beſchäftigungen für Kinder. p. 70.

X. I. Eſſendrop. Beſkrivelſe over Lier Praeſtegield. p. 77.

XI. Du.Bos Critiſche Betrachtungen über die Poeſie und Malerey. p. 88

I.

Lebensgeſchichte des Weltheilandes Jeſu Chriſti aus den Schriften der vier Evangeliſten, darin alle Begebenheiten in der Ordnung wie ſie ſich zugetragen, mit einander verknüpft und alle Umſtände einer jeden Begebenheit ſorgfältig zuſammengeſucht und in gehörige Verbindung geſetzet ſind. Entworfen und mit kurzen Anmerkungen verſehen von einem Freunde der evangeliſchen Wahrheiten von Jeſu Chriſto. Hamburg gedr. von C. S. Schröder 1763. 319. S. in Oct.

Die Harmonie der evangeliſchen Geſchichte von Chriſto beſchäftiget noch immer das Nachdenken und die Feder unſrer Gottesgelehrten; und bekommt eben dadurch immer neue Zeugniſſe ihrer Wichtigkeit ſowohl, als ihrer Unerſchöpflichkeit. Die gegenwärtige harmoniſche Geſchichte der vier Evangeliſten verdienet den guten Schriften dieſer Art beygefüget zu werden. Zwar bekommen wir hier auſſer der

praktiſchen und erbaulichen Vorrede des Hr. Generalſuperintendenten Struenſee, keine eigentliche Einleitung, keine Regeln und keine beſondre Unterſuchungen zu leſen. Indeſſen merket man wohl, daß der ungenannte Hr. Verfaſſer, (welcher ſo viel wir wiſſen der Hr. Paſtor z. Kirkerup auf der Inſel Föhr ſeyn ſoll,) nicht ohne Regeln und ohne Gründe gearbeitet und die neuern harmoniſchen Schriftſteller und beſonders **Bengel** und **Hauber** gebrauchet hat; dem die allerneueſten harmoniſche Unterſuchungen der beyden geſchickter und rechtſchaffener Männer **Büſching** und **Bertling** (*) hat er damals noch nicht haben können. Er ſcheinet auch nicht ſowohl auf die Gelehrten, als vielmehr auf unſtudirte Chriſten ſein Augenmerk gerichtet zu haben, um dieſen Gelegenheit zu geben den ganzen zuſammenhangenden Lebenslauf des Heilandes ohne einige Zerſtreuung, und folglich zu ihrem deſto beſſern Unterricht und Erbauung leſen zu können. Aus eben dieſem Grunde werden nicht die Worte der verſchiedenen Evangeliſten in Columnen neben einander geſetzet, ſondern der Text wird in einer natürlichen Erzählung aus allen Evangeliſten zuſammengetragen und zwar nach Luthers Ueberſetzung. Denn

(* Wir erſterer dem ſel. D. Hauber ganz genau folget, ſo neiget ſich der letztre mehr zu der Meinung des ſel. Abts Bengel doch mit einiger Verändrung.

Denn wir merken nichts ſclaviſches und keine ſonderliche Wiederholungen in den Ausdrücken, wenn ſich der Hr. Verf. gleich genau zu ſeyn bemühet. Wohl aber kommen bisweilen einige durch einem gröſſern Druck ausgezeichnete Verbindungswörter vor, welche nicht in dem Text der Evangeliſten ſtehen, welcher aber bey der Verbindung ihrer Erzählungen für das leſen nöthig ſeyn können.

Es muß bey einer Schrift dieſer Art hauptſächlich unterſuchet und beſtimmet werden, für welche Partei der harmoniſchen Schriftſteller ſich unſer Verfaſſer erkläre. Denn es iſt bekannt, daß einige feſtſetzen, daß alle vier Evangeliſten nach einer ganz genauen Zeitordnung geſchrieben; und daß andere mehr eine Realordnung und daher enige Verſetzungen annehmen; und daß in den neuern Zeiten unſer verehrungswürdige ſelige **D. Hauber** als das Haupt der erſtern, und der gleichfals verehrungswürdige ſelige Prälat **Bengel** als das Haupt der andern Partei anzuſehen ſeyn. Was nun unſern Verfaſſer betrift, ſo folgt er zwar in der Hauptfrage wegen des erſten Amtsjahrs Chriſti, als worin die vornehmſten Verſetzungen bey den Evangeliſten Marcus und Lucas vorkommen, der Hauberſchen Harmonie genau nach. Aber in andern Stücken gehet er auch von derſelbem ab. Denn ſo haben wir bemerket, daß er die Begebenheiten

in dem Anfang des Lebens Chriſti nicht mit dem ſel. Hauber ſo ordnet: die Geburt Jeſu, die Ankunft der Weiſen, die Flucht nach Egypten, die Beſchneidung, die Darſtellung im Tempel; ſondern wie der ſel. Bengel, alſo: die Geburt, die Beſchneidung die Darſtellung im Tempel, die Ankunſt der Weiſen, die Flucht in Egypten, und die Wiederkunft nach Nazareth. Ferner nimmt er nicht mit den ſtrengſten chronologiſchen Harmoniſten in der Verſuchung des Satans vier Angriffe und folglich eine zweymalige Einführung auf den Berg an, weil Lucas deſſelben vor der Zinne des Tempels gedenket, ſondern er läſſet es bey den dreien Verſuchungen mit Bengel bewenden, wie ſie Matthäus beſchreibet. Und ſelbſt in dem obgedachten wichtigſten ſtreitigen Zeitpunkt ſcheint der Verfaſſer einige unüberwindliche Schwürigkeiten geſehen zu haben und ſeiner Sache nicht ganz gewiß zu ſeyn. Denn ſo heiſſet es S. 85 in einer Anmerkung: „Die Heilung der „Schwieger Petri iſt eine von denen Geſchichten, „deren mehrmalige Widerholung man billig in „Zweifel ziehet. Damit man aber nicht die Er„zählungen der Evangeliſten in Unordnung bringe, „ſo folgt man ſo viel möglich, der von einem „jeden erwählten Ordnung. Es ſchadet doch nicht „eine Geſchichte zweymal zu leſen.„ Auch in der letzten Woche des Lebens Chriſti beobachtet der Hr. V. mehrmals eine andere Ordnung, als der ſel. Hauber. Wenn alſo unſer Verfaſſer

unter

unter die genauen chronologiſchen Harmoniſten gerechnet wird, ſo muß es doch mit einiger Einſchränkung geſchehen.

Der Hr. Verf. hat die ganze harmoniſche Lebensgeſchichte Chriſti in 29. Capitel eingetheilet und ſie hin und wieder mit einigen Anmerkungen erläutert, um ſie den Leſern deſto brauchbarer zu machen. Und wie wir glauben, daß manchen damit gedienet ſeyn wird das Leben Chriſti in dieſen Büchlein in einem Zuſammenhang leſen zu können; ſo denken wir auch, daß es nicht ſchaden könte, wenn daſſelbe mit mehrern Anmerkungen begleitet würde. Aber alsdenn müßen es freylich lauter nöthige, lauter kernhafte Anmerkungen ſeyn.

II.

Der patriotiſche Zuſchauer des 2. Jahrgangs 2. Band, 21½. Bogen, und 3. Jahrgang 59½. Bogen. Soröe bey J. Lindgreen, der Ritterakademie Buchdruckern, 1762. und 1763. in 8.

Es iſt die Anzeige dieſer Wochenſchrift wider unſern Willen unterbrochen worden. Wir hatten uns vorgenommen, in jeglichem Stücke dieſes Bandes unſerer Nachrichten einen Theil anzuzeigen, wir ſind aber nur bis an die Hälfte

kommen. Damit aber doch das ganze Buch in einem Bande angezeigt werde, wollen wir die noch rückſtändige Hälfte in dieſem Stücke zuſammen nehmen, und unſere Recenſion ein wenig kürzer abfaſſen. Beyläufig müſſen wir errinnen, daß bey dem Abdruck der Recenſionen der 3. erſten Bände eine kleine Unordnung vorgegangen. Die Recenſion des 2 Bandes vom 1 Jahrgang hätte ins 2 Stück des gegenwärtigen Bandes gebracht werden ſollen, ſie iſt aber durch ein Verſehen ins 4 Stück, folglich nach der Recenſion des 1 Bandes vom 2 Jahrgang, gekommen. Man wird alſo, wenn man die Anzeige in ihrer gehörigen Ordnung leſen will, vom erſten St. ins 4. hinüber treten, und denn wieder zurück ins 3 gehen müſſen.

Mit dem 152 Bl. fängt der 2 **Band des 2 Jahrgangs** an. Der Verf. hat ſeinen Leſern vorhin zu verſchiedenen malen Geſpräche mit jungen Leuten nach Art des Socrates mitgetheilet; um ihnen aber noch einen beſſern Begriff von dieſes Weltweiſen Methode zu machen, überſetzt er in dieſem Bl. ein Stück ſeines Geſpräches mit dem Alcibiades, über die menſchliche Natur.

Im 153 Bl. wird von die Däniſchen Uberſetzung der gellertiſchen Briefe geredet, und zugleich gewiſſer Gelehrten, die alles verachten, was in die ſchönen Wiſſenſchaften einſchlägt, geſpottet.

Das 154 handelt kürzlich von den Mitteln, wodurch eines Volkes verdorbene Sitten gebeſſert werden können. Da die meiſten Menſchen die Geſetze entweder aus Unwiſſenheit, Dürftigkeit, oder aus Gewohnheit zu ſündigen übertreten, ſo will unſer Verf. daß dieſe drey Uebel ausgerottet werden ſollen. Um dem erſten Uebel abzuhelfen ſchlägt er eine allgemeine Verbeſſerung und vernünftige Einrichtung der Schulen vor. Die Urſachen des zweyten Uebels ſind theils Unwiſſenheit, theils Mangel der Nahrungsmittel, und theils Verſchwendung. Dieſe Quellen der Armuth müſſen geſtopft, und dadurch kann jenes Uebel geheilet werden. Um die Gewohnheit zu ſündigen auszurotten, iſt erſtlich die Handhabung der Geſetze und eine gewiſſe Vorſichtigkeit bey Ausübung der geſetzgebenden Macht nothwendig. Auſſerdem aber glaubt der Verf. daß kleine Strafen, wenn ſie ohne Verſchonen vollzogen werden, von vielem Nutzen ſind. Das beſte Mittel aber zur Verbeßerung der Sitten ſind gute Exempel, und nächſt dieſem auch gute Schauſpiele.

Im 155 Bl. wird unterſuchet, welches Volk das glücklichſte ſey, oder geweſen ſey. Zur Beantwortung dieſer Frage wird erfordert, daß man erſt beſtimme, wodurch ein Volk glücklich werden kann. Nicht die Größe des Landes. die Menge der Einwohner, Reichthum, Macht, Ehre machen ein Volk glücklich, als nur unter gewiſſen Bedingungen. Auch die bloſſe Be-

ſchaffenheit der Geſetze und Regierungsform macht die Sache noch nicht aus, ſondern die Glückſeligkeit eines Volkes hängt vornehmlich von Tugend und guten Sitten, und von Geſetzen ab, die nach dem Zuſtande des States eingerichtet ſind.

Das 156 Bl. enthält eine Nachahmung des Todtenregiſters, das ſich in Rabners ſatyriſchen Schriften findet, und das folgende 157 redet von Schiermanns, eines däniſchen Dichters Schrift: Poeſie für Poeten und Kunſtrichter; und von ſeiner Überſetzung des Exempels des Gerüchts von Popen.

Das 158. Bl. handelt von den natürlichen Beweggründen zu den Handlungen der Menſchen in Abſicht auf die Verbindungen zwiſchen beyden Geſchlechtern, und zwiſchen Eltern und Kindern. Des Verf. Zweck iſt zu beweiſen, daß ſich alles auf die Liebe zu den Kindern und Nachkommen gründen müſſe. Daher verwirft er alle Ehen, die aus andern theils niedrigen, theils romanhaften Abſichten entſtehen. (*)

Im

(* Es ſcheint faſt, daß der Verf. auch diejenigen Ehen verwirft die aus einer wahren Liebe, oder wenn man lieber will, Freundſchaft, ohne eben an Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts zu denken, entſtehen. Das möchte aber doch wohl ein wenig zu weit gegangen ſeyn.

Im 159 und 160 Bl. lieſet man einen kurzen Auszug aus **Gibbons** Eſſai ſur l'etude de la literature, und im 161 wird von dem Nutzen der Geſchichte, und von deren Elernung gehandelt. Der Verf. klagt darüber, daß man noch gar keine gute Auszüge für die Jugend habe, und will inſonderheit auch, daß man ſtatt unnützer und ungereimter Erzählungen, lieber merkwürdige Thaten berühmter und wahrhaftig groſſer Männer aufgezeichnet werden.

Im 162 Bl. wird die Verachtung getadelt, womit die Chriſten den Juden begegnen, und das 163 ſpricht bey Gelegenheit eines Briefes, den ein Handwerker an den Verf. geſchrieben hat, von der wenigen Achtung, die man dieſen nützlichen Stande beweiſet. Eben dieſer Brief giebt unſerm Verf. im 164 Bl. Anlaß, ein Geſpräch des Socrates mit dem Criton, in welchem von den bürgerlichen Pflichten geredet wird, zu überſetzen.

Das 165 Bl. ſchränkt ſich vornämlich nur auf Däuemark ein, und handelt von der Verminderung der Zinſen, des Preiſes der Lebensmittel, Aufhebung der Handwerkszünfte, und dergleichen.

Das 166 Bl. enthält einige erbauliche Gedanken in Form eines Gebetes, worinnen Gott für alles gedankt wird, was von ſeinen Händen kömmt, weil dieſes alles ſehr gut iſt. Es iſt durch die Betrachtung der Frage, von dem Urſprung des Böſen, veranlaſſet worden.

Das 167 Bl. tadelt den Widerwillen, den man gemeiniglich gegen elende Menſchen darin blicken läſſet, daß man ihre Gegenwart fliehet. Der Verf. erzählt ſeinen Leſern den Inhalt ſeiner Unteredung mit einem Blingebornen und die Betrübniß eines Tauben und Stummen darüber, daß andere ſeine Geſellſchaft geflohen haben.

Im 168 u. 169 Bl. lieſet man wider eine Nachahmung der ſocratiſchen Geſpräche, und im 170 ein Geſpräch dieſes Weltweiſen ſelbſt in einer Ueberſetzung. Jenes handelt vom wahren Chriſtenthum, und iſt vermuthlich, wie auch ſchon bey andern dergleichen Geſprächen von uns angemerket worden, eine Unterredung des ſel. Sneedorfs mit dem Prinzen Friedrich; in dieſem aber wird von der wahren Weltweisheit geredet und unterſuchet, worin ſie eigentlich beſtehe.

Das 171 Bl. ſtellet eine Vergleichung zwiſchen vernünftigen und unvernünftigen Thieren an. Menſchen werden alleine diejenigen genannt, die ſich ſelbſt erkennen. Die übrigen ſo genannten Menſchen werden alle in gewiſſe Claſſen nach den verſchiedenen Thierarten, denen ſie ähnlich ſind, eingetheilet.

Das 172 Bl. iſt ein in einem ſatyriſchen Ton abgefaſſetes Teſtament des politiſchen Kannengieſſers und Bürgermeiſters in der bekannten

Comödie

Comödie von Holberg. Der Verf. treibt Scherz mit den Feinden der Neuerungen, und läßt daher ſeinen Bürgermeiſter ſich die Hauptregel wählen, daß alles beym alten bleiben müſſe. In dem folgenden 173 Bl. lieſet man eine ganz artige Satyre über die Freygeiſter.

Im 174 Bl. wird von der Tugend gehandelt. Der Verf. will, daß dieſe ſich in Thaten zeigen ſoll, weil tugendhafte Handlungen, wenn ſie auch gleich nicht ganz frey von aller Eitelkeit ſind, doch nützlicher und Gott wohlgefälliger ſind, als die bloſſe tugendhafte Geſinnung, und ein guter Wille. Er macht dabey die Anmerkung, daß ſich in der Chriſtenheit zwo Seckten fänden, die den Sophiſten und Cynikern unter den Heiden gleichen. Die eine die ſich vornämlich unter den Catholicken findet, denkt zu groß von dem Menſchen, und die andere, die mehr unter den Proteſtanten herſcht, denkt zu klein von ihm. Am Ende meynt er, daß die vornehmſte Urſache zu dieſen Abweichungen darin liege, weil der Begriff von der Tugend in der Sittenlehre ſelten recht vollſtändig gegeben wird.

Im 175 Bl. wünſcht der Verf. daß die unwichtigen Geſpräche in den Geſellſchaften abgeſchaffet, an deren Stelle aber nützliche von den Wiſſenſchaften, von den Pflichten des Menſchen und Bürgers in Krieg und Frieden eingeführet wer-

werden, und inſonderheit Frauenzimmer auch daran Gefallen finden möchten. Indem hierauf folgenden 176 Bl. theilt jemand dem Zuſchauer eine Probe einer neuen Zeitung für wohlgeſittete Leute mit. Es iſt eine Satyre über die vielen Kleinigkeiten, bey denen man ſich im menſchlichen Leben aufhält.

Im 177 Bl. eifert der Verf. wider die Weitläuftigkeit in Rechtsſachen, und macht dabey einige Anmerkungen über die Beſchaffenheit der Geſetze. Das Vornehmſte iſt, daß die Geſetze kurz in Abſicht auf die Worte, und klar und deutlich in Abſicht auf die Dinge ſeyn müſſen. Zugleich äuſſert er den Wunſch, das doch die neuere Rechtsgelehrſamkeit ſich mehr um die Sitten bekümmern möchte.

Das 178 Bl. ſpricht von einer Schrift, worin die Frage: Warum die Studirenden bey uns ſo wenig angeſehen ſind? beantwortet wird, und im 178 wird erwieſen, daß das Recht, das Intereſſe, die Leidenſchaften, und unvermuthete Zufälle die Haupturſachen aller Veränderungen ſind. Der Weiſe, der Statsmann, und der Geſchichtſchreiber müſſen daher die Wirkungen dieſer Urſachen wohl zu unterſcheiden ſuchen. Unter den Leidenſchaften iſt die Ehrbegierde der mächtigſte Trieb. Es wird aber durch einige Beyſpiele aus der Geſchichte gewieſen, daß doch

der

der Ausfall aller groſſen Unternehmungen haupt⸗ſächlich von unvorhergeſehenen Zufällen ab⸗hange. Das nachfolgende 180 Bl. betrachtet die Zwiſtigkeiten, die insgemein ſowohl unter den verſchiedenen Ständen überhaupt, als auch unter den Gliedern eines jeglichen Standes ins⸗beſondere herrſchen.

Im 181 Bl. redet der Verf. von den Vor⸗zügen eines menſchenfreundlichen oder ſo genannten guten Herzens. Dieſes Blatt iſt an dem 9 Geburtstag des Prinzen Friedrichs geſchrieben; eines Prinzen, der ſchon damals, wie Sneedorf noch ſein Lehrmeiſter war, alle Anlage zu einem Menſchenfreunde hatte, und der auſſerdem in mancher Betrachtung liebenswürdig iſt.

Im 182 Bl. wird von einigen Eigenſchaften der Dänen und Norweger, in ſoweit ſie dadurch gute Soldaten werden können, geredet.

Im 183. Bl. werden einige wohl abgefaſſete Betrachtungen über die Unpartheylichkeit, und im 184 eben dergleichen über Armuth angeſtellt. Zu den leztern hat Syrach dem Verf. Anleitung gegeben, deſſen Buch er höher ſchäzt, als den Seneka.

Im 185 Bl. lieſet man eines Frauenzimmers Brief, worinn verlanget wird, daß der Zuſchauer mehr von den Pflichten des weiblichen Geſchlechts reden ſolle, und im 186 macht der Verf. einen

klei⸗

kleinen Anfang damit. Er räth der Verfaſſerinn des Briefes, daß ſie durch ihr eigen Beyſpiel eine Lehrmeiſterinn ihres Geſchlechts werden ſolle, daß ſie aber anfänglich ſehr behutſam ſeyn, und zu gefallen ſuchen müſſe.

Das 187 Bl. beſteht aus etlichen Briefen, die alle eine Beziehung auf einander haben, und wovon das wichtigſte iſt, daß ein Wechsler alles das Seinige verpfändet, und ſich in Schulden ſetzt, um ſeinen Freund, einen Handelsmann, der dem Bankerott nahe iſt, zu retten. Das folgende 188 Bl. beſteht auch größtentheils aus einen Briefe des oben ſchon erwähnten Handwerkers. Er beſchreibt ſeine Zufriedenheit mit ſeinem Stande, welche ihren Grund in der Ehrlichkeit hat, womit er ſein Amt treibt.

Das 189 Bl. beweiſet, daß diejenige Regierungsform die beſte ſey, die der göttlichen am nächſten kommt. Folgende Regeln ſind bey Einrichtung einer guten Regierungsform in Acht zu nehmen: Die Glückſeligkeit des Menſchen beruhet auf einem mäßigen Gebrauch aller Dinge, auf einer gleichen Entfernung von Ueberfluß und Mangel, auf eine Wirkſamkeit nach gewiſſen in das allgemeine Beſte ſich gründenden Geſetzen; dieſer Geſetze müſſen nur wenige, die Freyheit muß groß und die Pflichten nicht ſchwer ſeyn; die Belohnungen müſſen größer ſeyn, denn die

Strafen, beyde aber gewiß und unveränderlich, und allezeit nach den Handlungen genau abgemeſſen.

Im 190 Bl. nimmt der Verf. von einer Beſchreibung der engliſchen Caffeehäuſer Gelegenheit, etwas davon zu reden, daß man in einen Staate auch auf Einrichtungen denken müſſe, wodurch der allgemeine Umgang aller Stände mit einander, und anſtändige Beluſtigungen befödert werden können. Das folgende 191 Bl. ſpricht von der Beſchwerlichkeit, die mit periodiſchen Schriften, wo man ſo manchen verſchiedenen Leſern gefallen ſoll, verbunden iſt und am Ende lieſet man eine luſtige Beſchreibung des Landes der Verfaſſer.

Das 192 Bl. iſt ein Brief eines Vaters an ſeine Kinder, den dieſe nach ſeinem Tode leſen ſollen. Er iſt voll nützlicher Lehren.

Das 193 Bl. giebt von **Browns** new Estimate of Manners and Principles etc. in ſo weit darin von der Bearbeitung der Mutterſprache gehandelt wird, und das 194 von dem Praeceptor einen engländiſchen Buche, einige Nachricht. Der Inhalt der erſten Schrift wird mit wenigen auf Dänemark angewandt.

Im 195 u. 196 Bl. werden verſchiedene däniſche Wörter auf eine ſatyriſche Weiſe, wie ſchon ehedem in dieſen Blättern geſchehen iſt, erkläret,

kläret, und im folgenden 197 wird von des Doctor Hirzels Schrift: die Wirtſchaft eines philoſophiſchen Bauers; geredet. Der Verf. überſetzt diejenigen Stellen, die den Caracter des Bauers ſchildern, wobey er aber anmerkt, daß vielleicht eben hiedurch eine wahre Geſchichte in einen Roman werde verwandelt werden.

Im 198 Bl. beſchreibt ein Frauenzimmer die Art und Weiſe ihrer Erziehung, welche vollkommen ſo iſt, wie vielleicht die meiſten Frauenzimmer von Stande heutiges Tages erzogen werden, und im 199 erzählt der Verf. einen Traum, in welchem er in das Land der Weiſen, oder mit andern Worten, der Thoren kommt.

Das 200 Bl. enthält einen Brief an den Verf. und ſeine Antwort darauf. In jenem fragt ein reicher Mann, was er aus ſeinem Sohne machen ſolle? Unſer Verf. räth, daß er ihm wenigſtens lehren ſolle ſein Vermögen wohl bewahren und wohl gebrauchen zu können.

Das 201 Bl. beſteht wieder aus einer angenehmen Unterredung von eben der Gattung, wie die im 170. Dieſe handelt hauptſächlich von den öffentlichen Schauſpielen, und dem damit verknüpften Nutzen und Vergnügen.

Im

Im 202, 203, u. 204. Bl. werden bey Gelegenheit des Weihnachtfeſtes einige Betrachtungen über Chriſti Geburt und Perſon angeſtellet. In dem erſten dieſer drey Blätter beweiſet der Verf. aus der evangeliſchen Geſchichte, daß Chriſtus mehr, denn irgend ein anderer Lehrer, das allgemeine und wahre Beſte des ganzen menſchlichen Geſchlechtes zum Zweck gehabt, und dieſe Lehre ohne alle Vermiſchung mit menſchlichen Schwachheiten geprediget habe. Die beyden letzten Blätter beſchäfftigen ſich bloß mit der Geburt Chriſti, und ſind zwar proſaiſch, aber doch in einer poetiſchen Schreibart, abgefaſſet.

Wir ſind genöthiget, uns bey der Anzeige des 3 Jahrgangs, der ebenfalls aus 2 Bänden beſteht, und deſſen erſtes Bl. das 205 an der Zahl iſt, ſo viel nur immer möglich, einzuſchränken. In dieſem Bl. wird von einem Calender für wohlgeſittete oder ſogenannte ſchickliche Leute, und im 206 von gewiſſen Zuſchauern in kleineren Städten geredet.

Im 207 Bl. ſucht der Verf. das Wort Philoſoph genauer zu beſtimmen. Er führt die beſondern Begriffe verſchiedener Völker davon an, und überſetzt einige Stellen aus der franzöſiſchen Schrift, le vrai Philoſophe pp. betitelt. Die beyden folgenden Bl. das 208 und 209 handeln von einigen Nationaleigenſchaften und Fehlern der Dänen und Norweger.

Im 210 u. 211 Bl. lieſet man einige Stücke aus dem perſiſchen Dichter Sadi, und im 212 ein in reimfreyen Verſen geſchriebenes däniſches Gedicht auf den jetzigen König, als damaligen Cronprinzen.

Das 213, 214, u. 215 Bl. handelt ziemlich ausführlich und wohl von den verſchiedenen Ständen unter den Menſchen und deren Grundregeln, und im 216 wird von dem alten irländiſchen Buche, Speculum regale, einige Nachricht gegeben. (*)

Im 217 Bl. iſt ein Brief des Pope, worin er von den Carakteren des Frauenzimmers ſpricht, überſetzt, und das 218 iſt eine Fortſetzung des 198 und enthält des darin erwähnten Frauenzimmers weitere Geſchichte. Das nachfolgende 219 Bl. redet von dem Verſuche die

Wiſſen.

(* Wir können bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, unſern Leſern anzuzeigen, daß unter der Aufſicht des gelehrten Profeſſors in den Rechten an der Ritteracademie zu Sorde, Hr. J. Erichſen, dieſes merkwürdige Stück nun abgedruckt worden, und hat neben dem isländiſchen Text die däniſche, unten aber die lateiniſche Ueberſetzung. Wir können uns alſo glücklich ſchätzen, daß er dieſe Mühe über ſich genommen hat, und zugleich von einer guten und richtigen Ausgabe dieſer Antiquität verſichert ſeyn. Das Buch iſt in 4 gedruckt.

Wiſſenſchaften in Portugall einzuführen, einer portugieſiſchen Schrift, und im 220 u. 221 leſen wir eine Fortſetzung des vorhergehenden 218 Blattes.

Das 222 Bl. bezieht ſich vornämlich auf Dänemark, und handelt von der ſchädlichen Meynung, daß es gleichgültig ſey, ob Männer, die öffentliche Aemter bekleiden, ſtudiert haben, oder nicht. Im folgenden 223 findet man den Schluß der im 198 Bl. angefangenen Geſchichte, und im 224 einige Berichte der Zuſchauer in den Provinzen.

Das 225 u. 226. Bl. enthält ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen dem Tacitus und einem Fremdem. Jener erkundiget ſich nach der Beſchaffenheit der heutigen Teutonen und Cimbrer. Eine Anmerkung des Verf. bey dieſer Gelegenheit dünckt uns artig. Tacitus ſagt unter andern, daß die alten Vorfahren dieſer Völker übertriebene Liebhaber vom Spielen geweſen wären, dieſes bringt den Fremden auf die Gedanken, daß vielleicht die in einer der cimbriſchen Inſeln ſeit ſehr langer Zeit leibeigenen Bauern von unglücklichen Spielern abſtammen könnten, weil der Urſprung ihrer Leibeigenſchaft ſonſt gar nicht in der Geſchichte zu finden ſey.

Im 227 u. 228 Bl. lieſet man wieder einige Berichte der Specialzuſchauer, und im 229 ein ganz artiges Gedicht auf den Geburtstag des ver-

ſtorbenen Königs. Die beyden folgenden Bl. nämlich daß 230 u. 231 handeln von Chriſti Bergpredigt und Abſchiedsrede. Unſer Verf. beweiſet, daß in jener die vollkommenſte Erklärung des Geſetzes, in dieſer aber das wahre Evangelium enthalten ſey.

Im 232 u. 233 Bl. beweiſet der Verf. wie nützlich es ſey, wenn die Bauern freye Leute ſind, und ihr gewiſſes Eigenthum haben. Die Gelegenheit hiezu iſt der ruhmwürdige Entſchluß der verwitweten Königinn **Sophia Magdalena** geweſen, welche die Bauern des Amts Hirſchholm alle frey erkläret hat.

Das 234 Bl. enthält einen Brief des Adels in Majorca an den König von Spanien, worin er verlangt, daß der König ihm die Beſchützung der Inſel anvertrauen ſolle, und daher nimmt der Verf. Anlaß, von der Ehrbegierde und Streitbarkeit dieſes Volkes, und der benachbarten Einwohner der Inſeln Minorca und Yvica zu reden

Das 235 u. 236 Bl. beſteht aus einem Briefe an den Zuſchauer, in welchem von Verbeſſerung und Einrichtung der Schulen geredet wird, und im 237 leſen wir die von einem Rabbi in Smirna gehaltene Rede, die ſich in dem Gentleman's Magazine vom Junius 1762 findet.

Im 238 Bl. handelt der Verf. von der Für-ſorge Gottes für die Menſchen, und im 239 zeigt er, daß unſer ganzes Leben ein Beweis der Wahr-heit ſey, daß wir nicht für dieſe Welt allein ge-ſchaffen worden.

Das 240 Bl. beſteht wieder aus einem Briefe eines Specialzuſchauers, und das 241 u. 242 aus einer Unterredung Horazens mit einem neueren Verſtorbenen über den heutigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, das 243 hingegen aus einigen Nachrichten die den Bauer betreffen, deſſen ſchon mehrmalen in dieſer Wochenſchrift gedacht worden.

Im 244 Bl. lieſet man eine etwas ſatyriſche Beſchreibung von Kopenhagen, im 245 theilt jemand einen Vorſchlag zur Abfaſſung verſchiede-ner neuen Bücher mit, und im 246 u. 247 ſind einige Gedanken aus dem Franzöſichen des Trublet überſetzet, und mit Anmerkungen begleitet.

Im 248 Bl. hat man wieder ein Geſpräch nach des Socrates Art, und im 249 wird von einer Däniſchen Ueberſetzung von **Racinens** Ge-dicht über die Religion geredet, im 250. Bl. aber ein Verſuch zu einer Sittenlehre der Bauern mitgetheilet. Dieſer Verſuch beſteht aus einer groſſen Menge hier im Lande gebräuchlicher Sprüchwörter, die unter gewiſſe Artickel gebracht werden.

Das 251 Bl. enthält einige Fragen, die erſt über etliche Jahrhundert beantwordet werden können, und im 252 iſt etwas aus des **Montesquieu** Esprit des loix überſetzt zu leſen. Das hierauf folgende 253 u. 254 Bl. ſtellet einige Betrachtungen über die Thiere an.

Das 255. Bl. handelt vom Gebet. Der Verf. zeigt kürzlich aus der jüdiſchen Geſchichte, wie heilſam es dieſem Volke geweſen, wenn es in ſeiner Noth zu Gott gebeten, und wie übel es ihm ergangen ſey, wenn es ſich von Gott abgewandt habe.

Das 256 Bl. ſpricht von einigen Büchern, die, wenn ſie geſchrieben würden, für den gemeinen Mann von groſſen Nutzen ſeyn könnten, und inſonderheit von **Tiſſots** Avis au peuple ſur l'etat de ſa ſanté.

Im 257 u. 258 Bl. wird von der Geſchichte, in ſoweit ſie einen Einfluß auf die moraliſchen Wiſſenſchaften hat, gehandelt, und im 259 von einem Bäuer hier in Seeland geredet, der allerley Verſuche zur Verbeſſerung des Ackerbaues angeſtellet hat.

Im 260 u. 261 Bl. ſpricht der Verf. von der Bearbeitung der Sprache, von der Wohlredenheit, und von **Michaelis** Vorrede zu **Lowths** Vorleſungen, im 262 aber von Handel und Wandel, von Verminderung der Zinſen,

und

und dergleichen, worauf er uns im 263 einige merkwürdige und groſſe Handlungen von Privatperſonen erzählet, und im 264 eine Erzählung von der Erfindung des Feuers mittheilt.

Das 265 Bl. beſteht aus verſchiedenen auf eine ſcherzhafte Art abgefaſſeten Vorſchlägen, die ins Finanzweſen einſchlagen, und das 266 macht den Leſer mit einer in dem Journal encyclopedique vom December 1762 befindlichen ſo genannten Satyre über der Engländer Liebe zum Wunderbaren bekannt. In dem folgenden 267 Bl. wird von verſchiedenen Dingen, die noch eine Verbeſſerung bedürfen, und inſonderheit von dem öffentlichen Unterricht der Jugend, geredet.

Im 268 u. 269 Bl. ſtellet der Verf. eine Art von Vergleichung zwiſchen uns und den Römern an, nennet aber zwey Stücke, worinn wir ihnen nicht änhlich ſind, und nicht ähnlich zu werden trachten, nähmlich: die Freyheit im Umgange, auch unter Leuten von ganz ungleichem Stande, und die Vermiſchung der Vergnügungen des Verſtandes mit den geſellſchaftlichen Beluſtigungen.

Im 270 Bl. werden die verſchiedenen philoſophiſchen Sekten der Alten beurtheilet, und im 271 die Wiſſenſchaften nach Anleitung einer Rede, die Saurin bey ſeinem Eintritt in die franzöſiſche Akademie gehalten hat, vertheidiget.

Das 272 u. 273 Bl. iſt eine wohl abgefaſſete und ziemlich ausführliche Abhandlung von der Erziehung, worinn auch einige Anmerkungen über Rouſſeaus Emile vorkommen, und das 274 und 275 Bl. handelt wieder von dem ſchon bekannten ſeeländiſchen Bauer.

Im 276 Bl. beweiſet der Verf. daß die Sitten mehr zur Glückſeligkeit eines Volkes beytragen, denn die Geſetze ſelbſt, und im 277 u. 278, daß Linnäus ganz recht habe, wenn er von den Europäern ſagt: es ſey ein Volk, das ſich von Meynungen regieren laſſe.

Das 279 Bl. hat einige Verwandſchaft mit dem 272 und 273 und handelt von der Erziehung oder Beſtimmung der Söhne zu einem gewiſſen Stande.

Das 280 u. 281 Bl. beſchäfftiget ſich mit einer Unterſuchung der Frage: Was guten Geſetzen am meiſten hinderlich und beförderlich ſey? und im 282 Bl. giebt eine Stelle in der bekannten Geſchichte des zu Toulouſe unſchuldig hingerichteten Calas unſern Verf. Gelegenheit, die Franzoſen wegen ihrer Mäſſigkeit zu rühmen, und überhaupt wieder die Verſchwendung zu reden.

Im 283 Bl. wird von der Errichtung gewiſſer Geſellſchaften für Künſtler und Handwerker, nach Art der gelehrten Geſellſchaften geredet, und im 284 zeigt der Verf. daß die un-

auf-

auflöslichſten Knoten in der Religion, Sittenlehre, und Statswiſſenſchaft daher entſtehen, weil es ſo ſchwer zu unterſcheiden iſt, was eigentlich auf dem Menſchen, und was auf der Vorſehung, der Natur, oder dem Glück beruhe.

Das 285 Bl. hat der Verf. ſeinem Prinzen gewidmet. Er ſchildert darin einen jungen Fürſten nach Jeruſalems Zeichnung von dem Prinzen Albrecht von Braunſchweig.

Im 286 Bl. wird aus Vernunft und Religion gewieſen, daß ein Menſch vieles ausrichten könne, wenn er nur will, und in den folgenden Blättern, dem 287, 288, 289, 290, 291 u. 292, redet der Verf. wieder ſehr ſchön und ausführlich von der Erziehung, und einem auf eine vernünſtige Erziehung ſich gründenden Lebenswandel, Zuerſt liefert er einen Auszug der bekannten Schrift von Ballexſard Diſſertation ſur l'education phyſique des enfans pp.; und erwähnet auch einer andern dahin gehörigen Schrift, de l'education publique betitelt, darauf aber theilt er ſeine eigene Gedanken mit.

Das 293 Bl. ſtellet eine kleine Vergleichung zwiſchen den Engländern und Dänen an, und tadelt die gewöhnliche Klage beyder Völker, daß die Witterung ſie oft träge und unluſtig mache.

Das 294 Bl. redet von dem Nutzen der Verbeſſerungen in der Religion, dem State, den Wiſſenſchaften und den Sitten, und das 295 etwas von den Sitten und Eigenſchaften der Grönländer.

Im 296 Bl. wird gezeiget, wie nöthig und wie ſchwer es dem Menſchen ſey, ſich ſelbſt kennen zu lernen, und im 297 und 298 daß, wenn man alles genau unterſuchte, und den Zuſammenhang aller Dinge recht einſähe, man finden würde, daß nur eine einzige groſſe Wahrheit ſey. In dem hierauf folgenden 299 Bl. wird zum Theil aus der Übereinſtimmung der wahren Statskunſt mit dem Chriſtenthum gewieſen, wie nützlich es ſey, wenn alle Stände, ihrer Verſchiedenheit ungeachtet, verträglich mit einander leben, und keiner den andern verachtet oder beneidet.

Das 300 Bl. iſt gröſſeſten Theils politiſch. Es wird darin gewieſen, daß alles in einem State auf Regeln, und wenn dieſe auch unvollkommen ſeyn ſollten, gegründet ſeyn müſſe.

Im 301 Bl. werden die Einwürfe wieder die Freyheit der Bauren, und den eigentlichen Beſitz ihrer Güter widerleget, und das 302 Bl. beſtimmt den Rang der Wiſſenſchaften, wie ſolche einem jungen Menſchen, es ſey nun, daß er nachher Profeſſion von der Gelehrſamkeit mache, oder nicht, beygebracht werden ſollen. Zuerſt ſoll man ihn die Geomtrie, darauf die Geſchichte, und denn die ſchönen Wiſſenſchaften lehren.

Das

Das 303 Bl. iſt eine Satyre auf den überaus lauten Beyfall der mit Mund und Händen bey Aufführung der hieſigen Schauſpiele, inſonderheit damals, wie **Sneedorf** ſchrieb, von dem Parterre gegeben ward.

Das 304 Bl. handelt von der Kriegswißenſchaft der Römer und von den Vebeſſerungen, deren dieſe Wiſſenſchaft und der Kriegsſtand heutiges Tages bedarf.

Im 305 u. 306 Bl. redet der Verf. noch einmal mit ſeiner gewöhnlichen Gründlichkeit von einer guten Erziehung, und im 307 und 308 nimmt er Abſchied von ſeinen Leſern. In dieſen letzten Bogen giebt er von ſeinem ganzen Buche eine kurze Rechenſchaft, und zeiget, daß alles, was er geſchrieben, mit dem Namen eines **patriotiſchen Zuſchauers** übereinſtimme.

Wir wünſchen am Ende, daß verſchiedene dieſer leſenswürdigen Blätter, welche für einen Dänen auch noch das Verdienſt einer ſchönen Schreibart haben, durch eine vernünftige Auswahl und gute Ueberſetzung unſern teutſchen Leſern bekannt werden möchten. Wie ſehr iſt es doch zu bedauren, daß ein Mann, wie unſer **Sneedorf** war, ſo gelehrt, und ſo rechtſchaffen, eine Welt, in welcher er nicht als ein bloſſer Zuſchauer lebte, ſo frühe verlaſſen mußte! Noch in

in dem letzten Bogen ſeiner Schrift legt er ein Zeugniß ſeiner Rechtſchaffenheit ab, da er öffentlich und aufrichtig bekennet, daß er gegen ſeine Wiederſacher zuweit gegangen ſey. Man verzeihe uns, wenn wir unſerm Lobe keine Schranken ſetzen. Kann man auch wohl einen rechtſchaffenen Mann zuviel loben?

III.

Paragenis en Graekers og Hedensk Philoſophs gudelige Underſögelſe, d. i. Paragenis eines Griechen und heydniſchen Philoſphen gottſelige Unterſuchung. Erſter Theil von Joh. Mich. Seehus. Kop. 1763. Gedruckt bey Nic. Möller 272 Seiten, in 8vo.

Der Titel dieſer Schrift ſolte einen beynahe glauben machen, daß ſie aus bloßen Betrachtungen beſtünde; allein es iſt eigentlich eine erdichtete Geſchichte eines heydniſchen und griechiſchen Weltweiſen, der nach dem Rath ſeines ſterbenden Vaters herumreiſet, und ſich mit Leuten von verſchiedenen Religionen unterredet, um eine gewißere und ſicherere Nachricht von der Art und Weiſe, wie Gott der begangenen Sünden halber zufrieden zuſtellen ſey, einzuholen.

zuholen. Hr. S. will uns zugleich zeigen, wie weit die ſich ſelbſt gelaßene Vernunft gehen könne. So ſetzet er Z. B. voraus, daß ein Heyde wenigſtens die Nothwendigkeit einer Genugthuung vor Gott für die begangenen Sünden einſehen könne. Wenn man aber hierbey bedencket, daß diejenigen, welche die Gränzen der Vernunft und der Offenbarung beſtimmen wollen, Chriſten ſind, ſo kann man mit ziemlichen Grund befürchten, verſchiedenes auf die Rechnung der bloſſen Vernunft geſchrieben werde, welches man doch der Offenbarung allein zu verdanken hat. Die Zeit dieſer Geſchichte wird gleich nach der Zerſtöhrung Jeruſalems geſetzt.

Des **erſte Theil** der Buches iſt in **vier Capiteln** eingetheilt. Das **erſte** beſteht wiederum aus **zween Abſätzen**, davon der **erſte** eine Rede des ſterbenden **Parnions** an ſeinen Sohn **Paragenes** enthält, welcher plötzlich auf dem Lande einige Meilen von ſeiner Heymath, der Stadt **Gomphis** in Griechenland, krank geworden war. Man muß ſich nnter dieſem Parnion nicht bloß einen tugendhaften Heyden vorſtellen, ſondern zugleich einen Weltweiſen, der es durch eigenes Nachdenken weit gebracht hatte. Er ſtellet in der genanten Rede erſtlich einige Betrachtungen über die Krankheiten und die Vorſehung Gottes an. Darauf gibt er

Erin-

ſeinem Sohne einige allgemeine Regeln und Erinnerungen. Die Menge der Pflichten, die er nicht erfüllet hat, und die Ungewißheit, ob ihm ſeine vorigen Sünden vergeben ſind, erregen bey ihm einen harten Kampf. Sein Sohn redet ihm zu, daß er ſich durch das Gebet, und mit dem Bewuſtſeyn der Reinigkeit ſeiner Tugend tröſten ſolle. Er betet. Nach dem Gebet fühlet er ſich etwas erleichert, allein kurz darauf wird er wieder von der vorigen Unruhe überfallen, welches ihm zugleich eine Veranlaßung wird, daß er ſeinen Sohn ermahnet, einen Theil von den Mitteln, die er ihm hinterläßt, anzuwenden, in der Welt herumzureiſen, bis er für ſeine Seele, in der wichtigen Sache, wie Gott der Sünden wegen zu befriedigen ſey, Gewißheit finde. Er fällt nach dieſer Rede in eine Raſerey, und ſtirbt kurz darauf.

Uebrigens können wir in dieſer Rede, die ſich ſonſt wohl leſen läſt, einer gewißen Erinnerung nicht beyſtimmen, die Parnion ſeinem Sohn gibt: „Laß keinen Freund deine Unvollkommenheiten wiſſen; denn ein tugendhafter, ja die mehreſten Menſchen, haßen die Laſter, wo ſie gefunden werden.„ Die Regel ſelbſt iſt weder wahr noch pracktikabel, und in dem Schluß iſt auch keine Folge. Gleicherweiſe wollen uns die zween Ausdrücke: die moraliſche Welt, und der Probeſtand (unter welchem Nahmen das zeit-

zeitliche Leben verſchiedene mahle vorgeſtellet wird) in dem Munde eines Heyden gar nicht gefallen; jener, weil er zu ſehr nach der heutigen Sprache der Weltweiſen ſchmecket, und dieſer, weil er gar aus der geoffenbarten Gottesgelahrtheit entlehnet iſt.

Der zweyte Abſatz enthält Paragenis Gedanken, die durch die letzte Rede ſeines Vaters veranlaßet worden. Hier will es uns aber nicht gefallen, das Paragenes, weil ſein Vater ihm geſagt hatte, daß die Lehre der griechiſchen Weltweiſen nicht im Stande ſey, der Seele wahre Ruhe wider die Unruhe des Gewiſſens zu ſchaffen, ſeine Gedancken ganz methodiſch, gerade von Gott anhebt, und aus Betrachtungen, die er über verſchiedene lebloſe ſowohl als lebendige Geſchöpfe anſtellet, die Vollkommenheit und Güte Gottes, und aus dieſer die Verpflichtung der Menſchen gegen Gott herleitet; denn dis waren lauter bekannte Wahrheiten, an denen weder er noch ſein Vater gezweifelt hatte. Uebrigens entſchließt er ſich die in dem letzten Willen ſeines Vaters ihm befohlene oder angerathene Reiſe anzutreten, und zwar erſtlich nach Aegypten, weil ſelbiges ſeiner Weisheit halber im Rufe war. Er reiſet darauf von Gomphis nach Theſſalonika, und von da geht er zu Schiffe nach Alexandria.

Das

Das zweyte Cap. enthält erſtlich einige zufällige Gedanken des Parogenis bey verſchiedenen Gelegenheiten auf ſeiner Reiſe nach Aegypten. Dieſe Vorfälle ſind zum Theil ſehr allgemein und unerheblich, als z. B. daß zween ſich ſchlagen; daß ein Herr mit ſeinem Diener hart verfährt. Und die Betrachtungen ſelbſt über dieſe Vorfälle ſind nur mäßig oder wohl gar ſchlecht gerathen. Wer kann z. B. ſich des Lachens enthalten, wenn man einen vernünftigen Heyden bey Gelegenheit einer Säule, welche die Venus und den Cupido vorſtellt, ausrufen hört: „Wunderbar iſt es, daß Leute dieſe nackte „Bilder für Meiſterſtücke halten können! Meiſter„ſtücke der Kunſt! Große Hinderniße der Sitten. „Gelegenheit erwecket Gedanken. Die Ge„danken erhitzen zum Affeckt. Die Gewalt der „Affeckte macht uns den Thieren gleich, welche „ſich nicht regieren laſſen. Alter! verbirg den „Namen des Meiſters unter den vergeßenen „Dingen, damit die Tugend nicht das Andenken „ſeines Namens mit einem ewigen Haße ver„ewige„. Zweytens leſen wir in dieſen Cap. eine kurze Unterredung zwiſchen Paragenes nnd Lycippus, einem Unglücklichen, der nach Aegypten reiſen wollte um in der Geſtalt eines Sklaven unbekannt und ohne Beſchwerung ſeiner Famile zu leben. Allein Parogenes giebt ihm nicht allein Geld zur Rückreiſe, ſondern auch zugleich eine Anweiſung auf ein halbes Talent,

welches

welches ihm von der Obrigkeit zu Gomphis ausgezahlt werden ſollte.

Das **dritte Cap.** enthält Paragenis Unterredungen mit verſchiedenen Religionsverwandten. Erſtlich kommt Paragenes in dem Tone eines lehrbegierigen Schülers zu einem Egypter, **Phantechus** genannt. Sobald aber dieſer von **Oſirus, Iſis, Monos, Ares, Apis,** u. d. m. zu ſchwazten anfängt, findet Paragenes ſich in ſeiner Hofnung betrogen. Sie kommen über die Mehrheit der Götter an einander. Allein Paragenes kann um ſo viel leichter mit dem Phantechus fertig werden, weil dieſer, wie er ſelbſt zuletzt geſteht, die egyptiſche Götterlehre als ein egyptiſcher Gelehrter ſowohl unter ſeinen Landesleuten, als unter Fremden behauptet, ob er gleich ſelbſt alles nicht glaubet. Uebrigens da Phantechus ausdrücklich **ein höchſtes Weſen** aber viele **Untergötter** behauptet, Paragenes aber in ſeiner Antwort darauf losgehet, daß nur Ein Weſen eine unumſchränkte Macht haben könne; ſo ſiehet man leichtlich, daß, da dieſes jenem nicht wiederſpricht, Paragenes die Streitfrage gar nicht aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet. Doch iſt etwas in dem Bericht des Phantechus von dem egyptiſchen Gottesdienſt, welches die ganze Aufmerkſamkeit des Paragenes an ſich ziehet; nämlich die jährliche feyerliche Schlachtung eines rothen Ochſen, auf deſſen Haupt der vornehmſte Prieſter ſeine Hände legt, die Sün-

den des Volkes bekennet und für das Volck betet. Paragenes denkt dieſer Sache nachher in der Stille weiter nach. Das egyptiſche jährliche Opfer gefällt ihm. Das Opferthier, weil es an ſich unſchuldig iſt und leiden kann, meynt er, könne an des Sünders Stelle der Gerechtigkeit Gottes aufgeopfert werden. Doch frägt er ſich ſelbſt darauf, ob auch ein ſolches Opfer unumgänglich nöthig ſey. Zu dem Ende unterſucht er, ob nicht ein eifriges Gebet um Vergebung der Sünden, ein ernſter Vorſatz die Sünde zu fliehen, eine genaue Behutſamkeit im Wandel oder auch eine hertzliche Betrübniß über die begangenen Sünden zur Verſöhnung und Befriedigung Gottes hinreiche. Er verwirft zwar alle dieſe Mittel, allein wir vermißen bey dieſer ſo wichtigen Sache die gehörige Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Er kommt hierauf zurück auf das vorige Opfer; weil er aber nicht gewiß iſt, wünſchet er eine nähere Unterweiſung. Die Chriſten fallen ihm hier zwar ein, allein er antwortet ſich gleich darauf. „Was ſollen die mich wohl lehren? „Sie reden von einem todten Mann, der für „Gott gehalten werden ſoll. Wer kann dis anneh„men? Er bewieß ja vor der ganzen Welt, daß „er Menſch ſey? Er ſtarb.„ Er fällt auf die Araber, weil er gehört hat, daß es gute Köpfe unter ihnen gäbe. Er wird in Alexandria zu einem Araber, Einbar, einem Kaufmann, gewieſen.

Bey

Bey dieſer zweyten Unterredung (§ 2) muß nothwendig, wie bey der vorigen, misfallen, daß Paragenes, ſobald er mit einem Fremden zu reden anfängt, gleich unmittelbar die Abſicht ſeines Kommens entdeckt. Man kann es dem Einbar nicht verübeln, wenn er, nachdem er dem Paragenes als ein Kaufmann ſeine Waaren angeboten, über ſeine Antwort, daß er nämlich nichts kaufen, ſondern von ihm den wahren Gott kennen lernen wolle, lacht und ihn alſo anredet. „Wozu ſoll das nützen. Du haſt einen ſonderbaren Entſchluß. Warum biſt du von deinem eigenen Lande weggereiſt? Du haſt ja Gott bey dir? Warum lernſt du ihn nicht da kennen? Du armer, daß du glaubſt, Gott ſey an andern Orten mehr gegenwärtig, als an dem, woher du biſt.„ Einbar ſchwatzet etwas vom Schickſaal, will aber übrigens, da Paragenes nicht mit ihm handeln will, nichts von ihm hören.

Es folgen einige Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände außerhalb Alexandria, als über das platte und tiefe Land, über den Nilſtrom und ſeine Ergießung, über das Crocodil, über den Vogel Ibis, u. ſ. w. Dieſe Betrachtungen, welche nicht allein hiſtoriſche Anmerkungen aus der Naturgeſchichte enthalten, ſondern auch zugleich die Gedanken auf Gott und ſeine Vollkommenheiten lenken, laſſen ſich leſen. Dann kommen einige wichtigere Betrach-

tungen über die **Unſterblichkeit der Seele** vor. Paragenes gründet dieſelbe ſowohl auf die Natur der Seele, als auch die Gerechtigkeit Gottes, welche das Gute belohnen und das Böſe beſtrafen muß, welches aber nicht allezeit hier geſchiehet. Er macht ſich einige Zweifel, die er aber nicht gründlich auflöſet. Die Gerechtigkeit Gottes auf der einen Seite, und ſeine Barmherzigkeit auf der andern, erregen einen harten Kampf bey ihm. Doch tröſtet er ſich endlich damit, daß die Barmherzigkeit Gottes einige Rettung für uns wiſſen müße. Hierauf ſchreibt er ſich, bis er eines beßern belehrt werde, folgende Ordnung vor, in welcher er hoffet Gott zu gefallen. „Ich will ein einiges vollkommenes Weſen „mit Tugend, Gebet und Hofnung ehren. Meine „Tugend will ich nach der Lehre der Griechen „einrichten; mein Gebet nach meines Vaters Weiſe „demüthig und andächtig; und meine Hofnung „nach der Barmherzigkeit Gottes. Ich will „einen rothen Ochſen opfern, welcher die Strafe „für mich leiden ſoll. Ich will meine Hand und „zugleich meine Sünde auf das Haupt des Ochſen „legen nach der Weiſe der Egypter. Ich will „den Ochſen nicht ſchlachten, ſondern weit von „mir treiben, nach meinen eigenen Gedanken „u. ſ. w. „

Wir müßen hiebey erinnern, daß Paragenes ſchon oben in ſeinem Bedencken über des Egypters

Be-

Bericht von dieſem Ochſen ſich an das Schlachten deßelben geſtoßen, und es für vernünftiger gehalten habe, daß derſelbe als ein Fluch weggetrieben und der Gerechtigkeit Gottes ganz überlaſſen werde. Bey Gelegenheit der griechiſchen Sittenlehre läßt unſer Verf. den Paragenes wider auf die Chriſten fallen, (vermuthlich weil es ihm jetzt Zeit zu ſeyn düncket) weil dieſe einen beßern und tugendhafteren Wandel führten, als die meiſten Philoſophen. Er entſchließt ſich daher, ſich mit ihnen zu unterreden.

Als er nun ausgeht einen Chriſten zu ſuchen, kommt er (§. 3) in Unterredung mit einem **Eßäer**, der ihm eine Beſchreibung von der eben dazumal zerſtörten Geſellſchaft der Eßäer und ihren Geſetzen giebt, die dem Paragenes nothwendig gefallen mußte, der ihm auch verſprach ihn auf der Inſel **Pharos**, wo er wohnte, zu beſuchen. Paragenes trift (§ 4) einen Chriſten an, welcher ihm in ſeiner Einfalt etwas von dem chriſtlichen Glauben vorſagte, übrigens ihn aber zu einem gewißen **Barnabi**, der ein aufgeklärterer Chriſt war, wieß.

Der 5 § enthält einige Unterredungen mit dieſem Barnabi. **Erſte Unterredung.** Paragenes, der die Chriſten für eine Jüdiſche Sekte hält, nennt den Barnabi einen Juden. Dieſer

aber antwortet: er ſey kein Jude, ſondern ein geborner Grieche, der nahe bey Jeruſalem gewohnt habe, aber zugleich mit andern habe flüchten müßen. Die Rede lenket ſich alſo auf die Zerſtörung Jeruſalems. Barnabi ſucht es dem Paragenes aus guten Gründen wahrſcheinlich zu machen, daß die Zerſtörung Jeruſalems eine Strafe der Jüden für die Ermordung Chriſti ſey, den Barnabi als einen Menſchenfreund und Geſandten Gottes ziemlich glücklich beſchreibet. Die kurze und nachdrückliche Moral, die dieſer Geſandte in den Worten vortrug: Du ſollſt Gott deinen Herren von ganzen Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften lieben, und deinen Nächſten als dich ſelbſt, gefällt dem Paragenes überaus wohl; allein er kann ſich nicht darein finden, daß ein todter Menſch Gott ſeyn ſolle, daher er, wie er über ſeine erſte Unterredung nachdencket, nicht weiß, ob er wieder mit Barnabi reden ſolle; denn er fürchtet, daß er ihn durch ſeine Beredſamkeit oder durch ſeinen Witz überaſchen möge. In der zweyten Unterredung ſucht Barnabi in einer ſehr gekünſtelten philoſophiſchen Sprache die Unvollkommenheit aller, auch unſerer beſten Handlungen, aus einer gewißen **Wildheit** unſerer Seele, vermöge deren ſich immer fremde Gedanken einmiſchen, zu beweiſen. In demſelbigen Tone fährt er in dem dritten Geſpräch fort, und giebt ſich Mühe mit philoſophiſchen Gründen (nach der gewöhnlichen Theorie der Theologen) die Nothwendigkeit einer unendlichen Perſon zur

Ver-

Verſöhnung und Erlöſung der Menſchen darzuthun. Allein kein Chriſt würde in den erſten Zeiten ſo geredet haben. Unſer Verf. hat ſich nicht in die Situation, Denkungsart, Sprache und Zeiten der Perſonen, die er redend einführet, zu verſetzen gewuſt, daher Paragenes eben ſo wenig die eigentliche Sprache eines heydniſchen Philoſophen als Barnabi die eigentliche Sprache eines der erſten Chriſten führet. Ubrigens darf man ſich über die baldige Bekehrung des Paragenes zu der chriſtlichen Lehre um ſo viel weniger wundern, weil er ſchon zuvor als Heyde den Kopf voll von einer beſonderen Genugthuung für die begangenen Sünden gehabt hatte.

Das **vierte Cap.** iſt eine dreyfache Rede eines ſterbenden Chriſten. In der erſten kämpfet er mit Ungewißheit über ſeine Seligkeit. Barnabi und Paragenes hören dieſes von ferne an. Die zweyte Rede iſt eine Unterredung zwiſchen den Kranken, Barnabi und Paragenes. Nicht allein Barnabi tröſtet und ermuntert den Kranken, ſondern ſo gar auch Paragenes, der eben jetzt ein Chriſt geworden war, und ſich natürlicher Weiſe viel eher und leichter durch jenen Kampf hätte können irre machen laßen. Die dritte iſt eine Rede des getröſteten Kranken an ſeinen Sohn, den er ermahnet ein Chriſt zu werden, ingleichen zum Schluße an Barnabi und Paragenes. Dieſer Kranke muß vermuthlich

auch ein Gelehrter geweſen ſeyn; wenigſtens nähert ſich ſeine Sprache der Sprache des Barnabi und des Paragenes.

IV.

Tragiſche Cantaten für eine oder zwo Singſtimmen und das Clavier, nämlich des Hr. v. Gerſtenbergs Ariadne auf Naxos, und Joh. Elias Schlegels Procris und Cephalus in die Muſick geſetzt, und nebſt einem Sendſchreiben, worinnen vom Recitativ überhaupt, und von dieſen Cantaten inſonderheit geredet wird, herausgegeben von Joh. Adolph Scheibe, Königl. Däniſchen Capellmeiſter. Copenhagen und Leipzig in der Mummiſchen Buchhandlung. 1765. 20 Bogen.

Procris und Cephalus ſteht im vierten Theil der Schlegelſchen Werke; Ariadne auf Naxos aber iſt ſonſt nicht gedruckt. Wir geben alſo zuerſt eine kurze Nachricht von dieſem dramatiſchen Stück des Hr. von Gerſtenberg. Der Inhalt iſt der: Ariadne auf einem Felſen in Naxos erwacht und ſingt dem Morgen entgegen, vermißt ihren Theſeus, glaubt ihm auf der Jagd nach Löwen, wird durch einen Traum, deßen ſie

ſie ſich itzt beſinnt, ſeinetwegen unruhig, erfährt von einer Oreade ſeine Flucht, bricht in Klagen und Verwünſchungen aus, flieht endlich, auf Veranlaßung der Oreade den Todesgefahren des Felſen, ans Ufer, zu ſterben.

Der Verfaßer hat in eben dem Jahre eine Ueberſetzung von Beaumont und Fletſchers Braut herausgegeben. Eine Stelle dieſes Trauerſpiels, darin die Aspatia mit der Ariadne in dem Stickwerk ihrer Frauenzimmer nicht zu frieden iſt, hat ihm vielleicht Anlaß zu dieſer Cantate gegeben. Jeder empfindliche Leſer hört und verſteht, was das Trauergemählde, das Aspatia von der Ariadne macht, ohne Stimme ſagt; unſer Verfaßer gibt ihr Simme, indem er ſein Stück dramatiſch einrichtet. Da Ariadne ſich ſelbſt nicht mahlen durfte, ohne in dem Geſchmack je pleure, je tremblepp, zu verfallen, ſo geht bey dieſer Einrichtung der ſtarcke Eindruck, den ein Gemählde auf unſer Herz macht, verlohren, und muß durch die Güte ihrer Geſinnungen erſetzt werden.

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus,
Et quae ipſe ſibi tradit ſpectator. Horatius.

Der Charackter der Ariadne kömmt alſo mehr in Betracht. Finde ich ſie ein edles Frauenzimmer, das den ſchönen Jüngling der Grauſamkeit

ihres Vaters nicht aufgeopfert ſehen, ihn retten, und Minos Rache zu entgehen mit ihm fliehen, und da er ſie undankbar verläßt, ihn verachten und entbehren kann; ſo bewundere ich ſie mehr als ich ſie bedauere. Spricht ſie, wie ein unſchuldiges Mädchen, das in der Religion ihres Uhrgroßvaters von Jugend auf unterrichtet nicht dachte, daß es möglich ſey, jemahls die heiligen Pflichten gegen ihre Eltern und Anverwandten zu vergeßen, bis die blühende Schönheit des jungen Griechen in ihrem zarten Buſen eine unbekannte Neigung weckte, die ſich gegen ihre fromme Empfindung auflehnte, ſie bis zur Befreyung des Jünglings und bis zur Flucht mit ihm bezwang; das, als es von Theſeus und ihrem ſüßen betrügeriſchen Gefühl allein gelaßen war, zu ihrer beleidigten Frömmigkeit und Tugend reuig und troſtloß aufweint; ſo erwacht mein ganzes Herz ihr zu Hülfe zu kommen und ſie den Todesgefahren zu entreißen, denen zu entgehen ſie ſelbſt nicht bedacht iſt, weil ſie ſie glaubt verdient zu haben. Dieſer Charackter, der die Sache in einem hohen Grade tragiſch macht, wo in einem dramatiſchen Stück, wo Ariadne faſt allein ſpricht, nicht brauchbar, wenn es einige Länge haben ſollte. Sie muſte darin minder edel und verſchiedenen Gemühtsbewegungen unterworfen ſeyn. Vielleicht hat dieſes, oder die Neigung alle Aehnlichkeit mit der ſtillen traurigen Aſpatia zu meiden, den Verfaſſer veranlaßt Ariadnen den Charackter zu geben, den

ſie

ſie in ſeinem Stück hat. Ihre Geſchichte, wenn es eine Geſchichte iſt, wird ſo verſchieden erzählt, daß es einem Dichter beynahe frey ſteht, ſie nach ſeinen Kopfe zu bilden. Bey ihm iſt ſie eine lebhafte Prinzeßinn, eine Tochter Peſiphoes, die in Theſeus unſterblich verliebt, ihn rettet um mit ihm zu fliehen, und da er ſie betriegt, in einen Tumult von Empfindungen geräth, und nach Art ſolcher flüchtigen Leute, bald liebt, bald flucht; an das, was ſie nun iſt, was ſie war, an ihre Eltern, an Theſeus, und ſeine Braut wechſelsweiſe denkt. Der Platz der Lobſprüche für den Verfaßer, die ihm auch nichts neues wären, mögen folgende Stellen einnehmen, wo Ariadne Theſeus Flucht erfährt.

Iſts wahr? Ihr des Olympus ewge Mächte! —
Bin ich verlaßen? hier allein am Felß, am Meer?
Verlaßen? -- Götter! Götter! -- und kann er,
Kann Theſeus mich verlaßen? -- hoher Jupiter!
Zu ſehr fühl ich die Donner deiner Rechte!
Zu ſehr! -- ihr des Olympus ewge Mächte,
Errettet mich! da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungeſtüm
Vorüber -- der Barbar, der Grauſame mit ihm,
Der über dieſes Herz geſiegt,
Das er alſo, alſo betrügt. u. ſ. w.

Nach einigen zwiſchen Empfindungen:

Einſt war ich ſchuldloß: meine Frühlingstage
Flohn ſanft, flohn ohne Thränen, ohne Klage,
Noch unbekannt der Liebe, hin.
Der holden Maja gleich, der Blumen Königin,
Umtanzten mich die Roſinnfarbnen Stunden.
Mit jungen Zweigen war mein Haupt
Von Crocus und Jesmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Bruſt umwunden
An meiner Mutter Buſen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr ſüßes Mädchen! ſtill beträhnt
Von ihren Freudenthränen! ſanft umſchlungen
Von ihren Mutterarmen! tief durchdrungen
Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit!
Ach werd ich dich nie wieder ſehen?
Nie dich nicht mehr zurücke flehen?
Folgt dem Vergehn ſo ſchnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenſtand der Schmach?
O laß mich noch einmal zu deinen Füßen ſinken,
O meine Mutter! -- in den Staub gebeugt,
Mich deine Tochter, mich, aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal, reuig deine Thränen trinken!
War mein Verbrechen groß? Es wars! ich kanns bereun!
Die Reu iſt edel, edler das Verzeihn.

In dem Sendſchreiben, das der Hr. Capellmeiſter voranſchickt, wird ein Unterſchied unter der Recitation und Declamation angegeben, von der erſtern heißt es: „Dieſe gehöre ins eigentliche

„liche Recitativ, und kann in keiner andern mu„ſikaliſchen Schreibart ſtatt finden; die andre wird „ſo wohl im Recitativ als in der Arie erfodert, „und in allen andern Arten der Singemuſik. „Wenn ſie Ausdruck haben ſoll, kann ſie nicht „entrathen, ſondern dieſe muß von ihr beſeelet „werden„ Nachdem er hierauf per ſpecies definirt hat, wo jede von dieſen überhaupt, und in dieſen Cantaten ſtatt hat, fährt er fort: „Da „aber kein Gemählde ohne Schatten und leicht „ſchön ſeyn kann; ſo wird man auch leicht urthei„len können, daß ſelbſt die Recitation der „Declamation nicht ganz entrathen kann, und daß „auch in der Declamation blos recitirende Stellen „ſtatt finden können und müßen. So ſind die „erſten ſieben Verſe des erſten Recitativs der „Ariadne: ſie erwacht hier auf Naxos in den Ge„danken, daß Theſes neben ihr ſchläft, und ſagte:

Zwar hier mein Theſeus glänzt kein ſtiller Sommertag,
Wie in den cretiſchen dredelſchen Gängen,
Wo uns die Lieb im Schatten, ach!
So reizend zu verbergen pflag;
Wo ſtille Quellen ſich um ſtille Raſen ſchlängen,
Und ſüß umdüftete Weſtwinde ſich
Um Florens Buſen eiferſüchtig drängen.

„mehr zu einer ſchönen Recitation geſchickt, „als zu einer feurigen und ſehr rührenden Decla„mation.„ Ein Mädchen, das einem ſchönen

Jüngling

Jüngling zu Gefallen Vater und Mutter verlaßen hat, kann in den erſten Tagen ihrer Liebe, zumahl wenn ſie von ihm ſpricht, eigentlich gar nicht recitiren. Weiter unten: „Die eigentlichen „Recitative hat ein Sänger geſchwinder, aneinanderhängender und freier, alle zu declamirende Stellen aber **langſamer**, feüriger, Afecktreicher und ausdrückender, auch tacktmäſiger „und abgemeßener, und zwar mit der größeſten „Genauigkeit abgemeßener zu declamiren.

Alle langſamer? dieß hat den V. zu Fehlern in den Cantaten, wie wir glauben, verleitet. Uns dünkt, nicht allemahl langſamer, ſondern bisweilen auch geſchwinder und viel geſchwinder, als die eigentlichen Recitative. In den zu declamirenden Stellen ſoll der Afeckt, um deswillen ſie decklamatoriſch ſind, und daher auch jede Silbe des Textes genauer abgemeßen, und nach ihrem Verdienſt ausgedruckt werden. Dieſes letztere vermißet man ſo wohl in den Arien als Recitativen der meiſten Componiſten. Auch in dieſen Cantaten macht des Accompagnement den Hauptunterſchied zwiſchen Recitation und Declamation; einige wenige Stellen ausgenommen, die hier ein wenig verworren gerathen, hat der Verfaßer in der Berliniſchen Bibliotheck der ſchönen Wiſſenſchaften ausführlicher abgehandelt, und iſt deswegen gelobt worden.

In

In den Cantaten wechſeln Arien, Recitative und Arioſos mit einander ab. Das dabey befindliche Accompagnement des Claviers iſt meiſt obligat, und an vielen Stellen nicht für Anfänger. Die gewöhnliche wiederholende Arienform iſt nirgend unleidlicher als in der 3ten Arie der erſten Cantate: Des Menſchen Herz iſt muthig zum Verrath ꝛc. die man dem Dichter eben ſo gut als der Oreade beylegen kann. Da ſie in dieſer Cantate ohngefehr das iſt, was bey den Geſchichtſchreibern die ſententiae graves ſind ſo wäre ein gravitetiſcher und choralmäſiger Vortrag wohl angemeßener geweſen. In der vierten Arie eben dieſer Cantate möchte der Ausdurck vielleicht ein wenig übertrieben, und überdem der ſehr langſame Tact wieder den Affeckt und wieder die Versart des Textes ſeyn. Die ſanfte Mahlerey des ſechſten Recitativs iſt vermuthlich Schuld, daß der Componiſt den Klageton, der dieſer ſanften Mahlerey ohngeachtet doch immer der Hauptton bleibt, ein wenig verfälcht hat. Beym folgenden Recitativ, wo die Ariadne von brüllenden Löwen, von borſtenden Schlünden, und vom donnernden Donner erſchreckt ausruft:

Wohin? wo flieh ich hin? hier iſt der Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt, von Mächten bedroht!
Wehe, wehe mir!
Mit fliegendem Haare -- wohin? --

Irr,

Irr, ich am Ufer und bin
Das Spiel der Winde u. ſ. w.

ſetzt der Componiſt: Langſam. Ohne Zweifel weil dis Recitativ in hohen Grade declamatoriſch iſt, und er dieſe Art Recitative langſam vorgetragen haben will. Wir ſpielten es aber ſehr geſchwind und auffahrend, die folgenden Zeilen:

Nicht dieſes Ende, dieſe Smach
Hab ich um dich verdient o Theſeus! nicht dis Grab
In dieſen Wellen! Sieh denn einſt herab
Von deinen Ufern, wenn einſt die beglücktre Braut u. ſ. f.

bekamen alsdenn durch ein langſameres Zeitmaß einen beßern Ausdruck. Statt dieſe Anmerkungen fortzuſetzen, ſchreiben wie lieber kurtz her, was ſie alle ſagen wollen, und geben dadurch zugleich den Charackter der Muſik zu dieſen Cantaten an. Nur noch vorher ein Wort von der zweyten Cantate. Ueberhaupt genommen ſcheint dieſe beßer als die erſte gerathen zu ſeyn, wiewohl wir auch aus der erſten viele Stellen anführen könnten, wenn wir eine Liſte von denen Stellen, die Ausdruck haben, geben wollten. In der zweyten Arie bittet der Jäger Cephalus in der Morgendämmerung ſein Mädchen ihn fahren zu laßen, damit er das Wild noch im Lager überraſchen möge.

Nun laß mich mein Vergnügen,
Aus deinen Armen loß:
Nur träge Seelen liegen
Der Ruhe ſtets im Schooß u. ſ. w.

man könnte ſagen daß die Zärtlichkeit eines Jägers von der Zärtlichkeit eines Schäfers verſchieden, und etwas rauh ſeyn müße. Wir vermißen dieſes Rauhe ganz und gar in der Compoſition dieſer Arie. Doch der Charakter dieſes Jägers, der im Schooße ſeiner Procris, ehe er gehen kann, erſt ſolche Reflections macht, erfoderte vielleicht eine ſolche Muſik. Ein rauher Jäger würde ſein ſchlafendes Mädchen in aller Frühe ohne Klang und Geſang verlaßen haben, und wäre, als ſie erwachte, ſchon wieder mit Wildpred bey ihr geſtanden, oder hätte ſie durch das Girren und Flattern einer gelähmten Taube, oder durch einen Schuß anfgeweckt.

- - - manet ſub Iove frigido
Venator tenerae conjugis immemor:
Seu viſa eſt catulis cerva fidelibus,
Seu rupit teretes Marſus aper plagas.

Der Componiſt zeigt ſich in dieſen Cantaten einen Tonkünſtler, der ſeinen Text componirt, und ihn ſelten ſeiner Kunſt aufopfert, der ihn aber mehr ſchmeckt als fühlt, und wenn er nicht trift, den Regeln des Geſchmacks folgt.

V.

Samling af adſkillige Skrifter pp. Sammlung verſchiedener Schriften zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften und der Däniſchen Sprache. 1 Band. Soröe 1765. bey J. Lindgreen, der Ritterakademie Buchdruckern. 1 St. 11 Bog. 2. St. 13. Bog. 3 St. 12 Bog. in 8.

Verſchiedenen unſerer teutſchen Leſer wird dieſe periodiſche Schrift aus den Briefen über die Merkwürdigk. der Litterat. wohl ſchon bekannt ſeyn. Sie beſteht theils aus Ueberſetzungen, theils aus Critiken über däniſche Schriften und das Theater, und theils aus Anleitungen zur Verbeſſerung der däniſchen Sprache. Die beyden letzten Artikel inſonderheit machen ſie einem Dänen nicht wenig intereſſant.

In der Vorrede ſuchen die Verf. den Nutzen darzuthun, den ein Volk aus den ſchönen Wiſſenſchaften, und den die Wiſſenſchaften aus der Critik ſchöpfen können. Sie reden zugleich von der Beſchaffenheit einer guten Critik, und geben überhaupt von ihrem Vorhaben Nachricht. Wir bedauren wirklich, daß ſie ſchon mit dem erſten Bande gezwungen worden ſind, aufzuhören. Die Schärfe und Richtigkeit ihrer Critiken, und zum Theil auch ihr Eiſer um die Verbeſſe-

rung

rung der Sprache, (worin ſie vielleicht manchmal ein wenig zu weit mögen gegangen ſeyn, oder auch geirret haben) machte ihnen Feinde. Dies waren wohl die Urſachen, welche ſie bewogen, die Feder niederzulegen.

Der erſte Aufſatz im 1 St. iſt betitelt: **Freye Gedanken über die von einer patriotiſchen Geſellſchaft herausgegebenen Verſuche in den ſchönen Wiſſenſchaften.** Unſere Leſer kennen dieſe Verſuche zum Theil ſchon aus unſern Nachrichten. Die Geſellſchaft wird in dieſem Aufſatz beſchuldiget, daß ſie ein wenig zu nachläßig in der Wahl der Stücke ſey, die ſie dem Publico vorlegt, und inſonderheit tadelt man die Bekanntmachung gewißer nicht ſonderlich intereſſanter oder auch wohl übel gerathener Ueberſetzungen. Zu dieſen zählen die Verf. die **ſchiermanniſche** Ueberſetzung von **Voltairens Merope**, im 2 St. des 1 Bandes. Sie zeigen mit verſchiedenen Beyſpielen, wie fehlerhaft ſie ſey, und vergleichen die erſte Scene derſelben mit dem Original, und mit der Ueberſetzung eines jungen Frauenzimmers. Es iſt wohl nicht zu leugnen, daß dieſe letztere Ueberſetzung jener den Preis abgewinne, doch möchte vielleicht die **ſchiermanniſche** wohlklingender ſeyn.

Nach dieſem lieſet man im zweyten Aufſatz **Möſers Vertheidigung des Groteskokomiſchen** in einer Ueberſetzung. In den beygefügten Anmerkungen werden die von dem Ueberſetzer gebrauchte theils ganz neue, theils nicht

täglich vorkommende Wörter vertheidiget. Einigen von dieſen wünſchten wir vorzüglich das Bürgerrecht, als z. B. Anpriſe (anpreiſen) Gaade (Räthſel) Lönning (Beſoldung) Mangguderie (Vielgötterey) Velkomshilſen (Bewillkommung). Sie ſind in der däniſchen Sprache gegründet, bezeichnen die Sachen gut, und haben der Sprache bisher gemangelt.

Eine gute wiewohl etwas ſcharfe Critik über **Melpomenens und Thaliens Zank**, (ein Prologus von der Jungfer **Biehl**) macht den **dritten** Aufſatz aus, und der **vierte** iſt ein **Verſuch zur Verbeſſerung der Sprache in Abſicht auf die gleichbedeutenden und unbeſtimmten Wörter.** Eine critiſche und genaue Kenntniß der Sprache macht alle in dieſe Materien einſchlagende Aufſätze unſers Buches, und folglich auch dieſen, zu recht leſenswürdigen Stücken. Die Wörter, die man bisher für gleichbedeutende gehalten hat, ſetzt der Verf. aus einander, und ſucht die eigentliche Bedeutung jegliches Wortes zu beſtimmen. Auch hier finden wir einige neue Wörter, denen wir aus oben angeführten Urſachen wohl einen allgemeinen Beyfall wünſchten, als unter andern: Bedömme (beurtheilen) und Selvkärlighed (Selbſtliebe).

Der folgende **fünfte** Aufſatz ſteht mit dem vorhergehenden in einiger Verbindung. Der **Haarklauber oder Sylbenſtecher**, eine Comödie der Jungfer **Biehl**, enthält zugleich

eine

eine Art von Critik über die Sprachverbeſſerer. In Anſehung dieſes letzten Punktes wird hier aller Tadel der Verfaſſerinn ſehr gründlich widerleget, und gewieſen, daß [unter getadelten Wörtern faßt nicht eines ſey, das nicht in der däniſchen Sprache ſeinen Grund habe. Als Comödie, an und vor ſich betrachtet, wird übrigens das Stück gerühmet. Indeſſen wollte es doch bey der Vorſtellung keinen ſonderlichen Beyfall finden, und das konnte man freylich auch nicht erwarten.

In dem **ſechſten** Auſſatz, dem letzten des 1 St. lieſet man eine **Critik über einen in einer kopenh. gel. Zeit. angeführten Traum, und über die im Anhang derſelben bekannt gemachte freye Ueberſetzung des erſten Buchs von Homers Heldengedichte über die Begebenheiten des Ulyſſes.** Beydes wird nach Verdienſt getadelt, und für ſchlecht erkannt.

Im 2 St. iſt das **erſte** eine Ueberſetzung **der Schauſpielkunſt des jüngern Riccoboni**, und darauf folgt eine Critik über die **Caliſte** des **Colardeau**, die von mehrbeſagter Jungfer **Biehl** ins Däniſche überſetzt worden, nebſt einer Vergleichung dieſes Trauerſpieles mit der **ſchönen Bußfertigen des N. Rove**, welches zuſammen den **zweyten, dritten,** und **vierten** Artikel ausmacht. Nach einigen artigen Anmerkungen über die tragiſche Dichtkunſt, und die Dichter verſchiedener Nationen, wird der Plan

und Inhalt beyder Trauerſpiele umſtändlich mitgetheilt. Dem engländiſchen wird zwar der Vorzug zuerkannt, doch iſt man nicht ganz mit ihm zufrieden, und inſonderheit wird bemerket, daß die Caliſte ganz anders hätte geſchildert werden müſſen, wenn ſie wirklich eine ſchöne Bußfertige vorſtellen ſollte. Aus des **Colardeau** Trauerſpiele werden ein paar ſchöne Stellen angeführet. Der Traum der franzöſiſchen Caliſte wird mit dem Traum des Muſtapha, im 3 B. von **Weiſſens Beytrag zum Theater**, verglichen, und nicht ſo ſchön als dieſer befunden. (*) Durch die Vergleichung verſchiedener Stellen aus beyden Trauerſpielen wird **Rovens** Vorzug vor dem **Colardeau** noch mehr erwieſen.

Anmerkungen über die Eigenſchaften und Natur der däniſchen Sprache, in dem **fünften** Aufſatz, ſind durch die **ſchlegeliſche Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Däniſchen in Abſicht auf das Deutſche und Franzöſiſche**, und durch die deutſche Ueberſe-
tzung

(* Mit den ewigen Träumen! Müſſen denn die Helden des Trauerſpiels uns nothwendig ihr künftiges Schickſaal vorherverkündigen? Können wir nicht warten, bis wir es ſehen und hören? Und wer wirds denn glauben, daß ſie ſo ſchön, ſo ausführlich träumen? So richtig wieder erzählen? alles ſo deutlich vorherſehen, und dennoch, da es doch oft in ihrer Macht ſtehet, der Gefahr nicht vorbeugen?

tzung der ſelben, veranlaſſet worden. Sie werden einem Dänen unſtreitig angenehm ſeyn.

Zwey Critiken über däniſche Gedichte machen den **ſechſten** und **ſiebenden** Aufſatz aus. Die eine über des Paſtor **Hammers Cleon**, eine Erzählung aus den Verſuchen in den ſchönen Wiſſenſchaften, enthält Lob und Tadel; die zweyte über des nunmehrigen Profeſſor **Döderleins**, in Norwegen, **Verſuch einer freyen Poeſie, in däniſcher Sprache**, gründlichen und gerechten Tadel.

Eine ſchöne **Abhandlung über den Gebrauch veralteter und neuer Wörter** nimmt unter den Aufſätzen dieſes 2 St. die **achte** Stelle ein. In derſelben ſucht die Geſellſchaft erſtlich mit der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Bearbeitung einer Sprache ihr Vorhaben zu rechtfertigen, und legt uns darauf die Regeln vor, nach denen ſie zu handeln und die unnöthigen fremden Wörter abzuſchaffen gedenket. Dieſe Regeln ſind folgende:

1. Ein noch gebräuchliches Wort muß nicht aus dem Gebrauch kommen.

2. Ein Wort, das im gemeinen Leben ungebräuchlich werden will, muß im Gebrauch erhalten werden.

3. Ein vielleicht etwas hartes oder rauhes Wort muß beybehalten werden, wenn es nicht unanſtändig iſt.

4. 5. 6. Ein aus dem Gebrauch getretenes Wort muß wieder darein gebracht werden, wenn es, inſonderheit dem gemeinen Mann, eben ſo verſtändlich iſt, als das eingeführte fremde; oder wenn dieſes ebenſo unverſtändlich iſt, als jenes; oder wenn man ſich ſtatt deſſen einer Umſchreibung bedienen muß.

7 8. Ein Wort, das aus der Sprache ſelbſt gebildet, oder aus einer verwandten hinüber gebracht werden kann, und eben ſo verſtändlich iſt, als ein fremdes, muß in Gebrauch gebracht werden.

9. 10. Ein jegliches Wort muß ſeine beſtimmte Bedeutung haben, damit die Sprache, wo möglich, von gleichbedeutenden Wörtern rein bleibe; wenn aber weder in der däniſchen, noch in einer verwandten Sprache, leichte und verſtändliche Wörter zur Bezeichnung der Dinge, inſonderheit in gewiſſen Künſten und Wiſſenſchaften gefunden werden, ſo muß man den Mangel durch fremde Wörter erſetzen, und dieſe, ſo gut als möglich, däniſch machen.

Weil wir einmal angefangen haben, einige Wörter auszuzeichnen, die uns vornämlich eine günſtige Aufnahme zu verdienen ſcheinen, wollen wir auch hier dieſe bemerken: Leede (Abſcheu) Vinding (Gewinn) aabry (eiferſüchtig) Æmne (Subjekt) Yndling (Günſtling) Vellyſtling (Wohllüſtling).

In

In dem **neunten** Aufſatz lieſet man eine **Critik über einige kleine Gedichte** bey Gelegenheit des Geburtstages Königs **Friedrichs** V. und der Confirmation des jetzigen Königs, als damaligen Cronprinzen.

Der zehnte Aufſatz iſt eine **Fortſetzung des Verſuchs zur Verbeſſerung der däniſchen Sprache in Abſicht auf die gleichbedeutenden und unbeſtimmten Wörter.** Mit dieſem Auffatz wird das 2 St. beſchloßen.

In der Vorrede zum 3 St. vertheidigen ſich die Verf. kürzlich gegen einige Tadler, und liefern uns darauf in den **beyden erſten** Aufſätzen zwey Ueberſetzungen, nämlich die **Abhandlung vom Trauerſpiele**, aus dem erſten B. der Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. und **Popens Vorrede zur Iliade.**

In den **dritten** Aufſatz iſt eine Critik über Jungfer **Biehl** däniſche Ueberſetzung des **geßneriſchen** Gedichts, **der Tod Abels**, enthalten. Es werden der Ueberſetzerinn einige Fehler gezeiget, doch erhält ihre Arbeit in etlichen Stücken den Vorzug vor **Hubers** franzöſiſcher Ueberſetzung.

Einer Rede des Profeſſors **Schytte**, in Soröe, **von dem Nutzen der Wiſſenſchaften in der Kirche und dem State** haben wir den **vierten** Aufſatz zu danken. Dieſe ſchöne Rede erhält das verdiente Lob. Wir werden eheſtens ausführlicher von derſelben reden.

Zwey Briefe über die Erziehung junger Leute zum Theater nehmen die Stelle des fünften Artikels ein; und der ſechſte beſteht aus Noverrens erſten Briefe über die Tanzkunſt, in einer Ueberſetzung.

Der ſiebende und letzte Aufſatz des ganzen Buches iſt wieder eine Fortſetzung des im 2 St. abgebrochenen Verſuchs über die däniſche Sprache in Abſicht auf die Synonimen. Aus dieſem wollen wir noch folgende Wörter auszeichnen: Straalbrydning (Stralenbrechung) Straalprelling (Zurückfallen der Stralen) Aabryne (Eiferſucht) ſkindſyg (eingebildet krank) ſkinſyg (krank zum Schein) u. and. mehr. Dieſe beyden letzten Wörter hat man bisher oft ſtatt jaloux und Jalouſie gebraucht; ſo gut und eigentlich ſie ſich aber zu dem ſchicken, was hier angeführet wird, ſo uneigentlich bezeichnen ſie dahingegen die Eiferſucht.

Dieſe die Sprache angehende Abhandlungen ſchreiben ſich übrigens von einem angeſehenen Manne her, deſſen gründliche Kenntniß der däniſchen Sprache und Litteratur, ſo wie ſein edler Gemüthscharakter, ihm die Hochachtung aller Vernünftigen und Rechtſchaffenen erwerben. (*)

Aus

(* Indem wir dieſe Anzeige ſchlieſſen, empfangen wir die Nachricht von dem Tode dieſes verehrungswürdigen Mannes. Nun kann uns alſo weiter nichts abhalten, ihn zu nennen; und wer wird nicht mit uns von den Verdienſten des verſtorbenen

Aus dieſer kurzen Anzeige werden unſere Leſer ſich ungefähr einen Begriff von dem Werth dieſer Schrift, und von dem Nutzen machen können, den die däniſche Litteratur ſich aus deren Fortſetzung verſprechen dürfte. Beſonders würde die Sprache nicht wenig dabey gewonnen haben. Es iſt zwar überaus ſchwer, ein ſolches Unternehmen auszuführen. Denn nicht bloß der gröbere Theil eines Volks weiß ſich nicht darein zu finden, auch der feinere Theil wiederſetzt ſich gemeiniglich dergleichen Sprachverbeſſerungen, wovon doch offenbar und unſtreitig nicht allein die Wiſſenſchaften, ſondern ſelbſt die Denkart eines Volkes, viele Vortheile erwarten können. Je gröſſer aber die Hinderniſſe ſind, je lobenswürdiger iſt der Eifer ſolcher Männer, die ſich in dieſes Feld wagen. Und ſollten denn nicht diejenigen, die den Nutzen jener

nen Etatsraths Fleiſcher, überzeugt ſeyn? Wenn Menſchenliebe, Redlichkeit, Gelehrſamkeit, und Verſtand, mit einer ungeheuchelten Gottesfurcht vereinigt, Hochachtung erwerben, und das Andenken des Verſtorbenen erhalten, ſo wird warlich das ſeinige noch lange dauren. Der König und das Land verlieren hier einen brauchbaren Mann, und wahren Patrioten; die gelehrte Republik einen ihrer beſten Mitbürger; ſeine Freunde aber einen Freund, deſſen Verluſt ſie noch lange beweinen werden. Man verzeihe uns dieſe kleine Lobrede. Der Selige verdient ſie, und wir fühlen, als Freunde ſeinen Tod nur gar zu lebhaft. Er brachte ſein Leben nicht völlig auf 56 Jahre.

jener Arbeit doch erkennen oder einräumen müſſen, es gerne überſehen, wenn auch der Eifer einen oder den andern manchmal zu weit führte? Stehts doch immer in ihrer Macht, welche Wörter ſie annehmen oder verwerfen wollen.

VI.

Die Schönheit der Schöpfung in Abſicht auf die Ordnung und den Zuſammenhang der Geſchöpfe. Aus dem Däniſchen des Herrn Chriſtian Bromann Tullin ins deutſche überſetzt von Peter Kleen. Kopenhagen 1765. bey der Witwe Rothen und Proſt. 2 Bog. in 8.

Eine ſchöne Ueberſetzung eines ſchönen Gedichts. Sie iſt zwar proſaiſch geſchrieben, und hat alſo kein äuſſerliches poetiſches Verdienſt, aber ſie iſt getreu und richtig. Von dem Gedichte ſelbſt haben wir ſchon anderswo geredet (*), und würde es alſo überflüſſig ſeyn, hier einen Auszug zu liefern. Ohne das wird auch ein Deutſcher, der begierig iſt Tullin kennen zu lernen, ſich dieſe Ueberſetzung gewiß ſelbſt anſchaffen. Der Verf. derſelben, der ſel. Oberkriegscommiſſair Kleen, war ein groſſer Verehrer Tullins, und hatte ſich vorgeſetzet, die ſchönſten von ſeinen wenigen Gedichten

(* Im 1 St. des Däniſchen Journals.

dichten nach und nach den Deutſchen bekannt zu machen. Aber ſein im Jahr 1766 erfolgter frühzeitiger Tod vereitelte dieſen Vorſatz. In ihm verlor die däniſche und deutſche Litteratur nicht wenig. Verſchiedene periodiſche Schriften können wohl geſchriebene Aufſätze von ihm aufweiſen, und an den kurz vorher von uns angezeigten **Samml. verſchied. Schriften ꝛc.** hat er auch vielen Antheil gehabt. Am allermeiſten aber haben ſeine Freunde in ihm vorloren. Sein richtiger Verſtand, ſein lebhafter Witz, und vornämlich ſein edles Herz, werden ſein Andenken bey allen, die ihn kannten, und liebten (und das mußte jeglicher, der ihn recht kannte) noch lange erhalten.

VII.

Fundamenta linguae Arabicae, in vſum Auditorii Haunienſis Auctore Io. Chriſtiano Kallio. L. L. O. O. P. P. O. Hafniae 1760. proſtant in Bibliopolio Rothiano
36 Seiten. 4.

Ob wir gleich vermuthen können, daß dieſe Schrift, darüber ſchon auf vielen deutſchen Univerſitäten geleſen worden, den meiſten unſerer Leſer bekannt iſt, ſo dürfen wir ſie doch nicht unangezeigt laßen, weil man es ſonſt an uns für eine Nachläſſigkeit halten möchte.

Der

Der Mangel einer kurzen und leicht zu erhaltenden arabiſchen Grammatik, und die Erleichterung, die Hr. Kall ſeinen zuhörern verſchaffen wollte, bewog ihn, dieſes Buch ans Licht treten zu laſſen. Er folget darinn, einige Kleinigkeiten ausgenommen, dem **Erpenio**, und glaubet dazu befugt zu ſeyn, da wohl kaum jemand ein größerer Kenner der arabiſchen Sprache geweſen, als er; und der große **Schuttens** uns daher nie eine andre arabiſche Grammatik hat geben wollen, als eben des **Erpenii** ſeine. Dieſes billigen wir völlig; allein, daß der Herr Juſtizrath den **Erpenium** nicht hat deutlicher machen wollen, daß es faßt allenthalben an Beyſpielen zur Erläuterung der Regeln fehlet, daß die Aehnlichkeit zwiſchen der arabiſchen und hebräiſchen Sprache nie angezeigt worden, und das endlich Paradigmata der unregelmäßigen Verba in dieſer Grammatik angetroffen werden, dieſes alles ſcheint uns etwas mangelhaft zu ſeyn. Zwar entſchuldiget ſich der Hr. V. damit, daß er ſich der Kürze habe befleißigen wollen, und daß nichts ſeinen Zuhörern undeutlich ſeyn würde. Dis glauben wir zwar gerne, und ſind aus eigner Erfahrung überzeugt, wie glücklich Herr Kall in ſeinen Vortrag alles ſeinen Zuhörern deutlich machen kann. Indeſſen würde er ihnen viele Mühe erſpart haben, wenn die vorhin erwähnten Mängel wären erſetzt worden, und die formae verborum irregularium ſcheinen uns viel nothwendiger, als die 33 formae

In-

Infinitivorum der erſten Coniugation, die man durch Hülfe eines Lexici immer finden kann.

Übrigens enthält die ganze Grammatik 8 Hauptſtücke: Das erſte handelt de lectione Arabica, worinnen 12 §§. ſind, von den Buchſtaben, Vocalen, und notis diacriticis der Araber; der 2te von den Anomalien der Elifs, Wav, und Jn; das 3te von dem regelmäßigem Verbo ſowohl trilittero als quadrilittero; das 4te von dem unregelmäßigen Verbo; das 5te von dem Nomine; das 6te von dem Pronomine; das 7te von den Partickeln; und das 8te von der Syntaxi.

Allenthalben finden wir die gröſte Genauigkeit beobachtet, und oftmals eigene Anmerkungen, die den Kenner der Arabiſchen Sprache verrathen. Wie gut dieſes Buch aufgenommen worden, iſt bekannt genug, und kann auch daraus geſchloßen worden, daß es ſchon ſeit langer Zeit ſelten geworden iſt. Wir ſehen daher mit Verlangen einer neuen Ausgabe entgegen, und wünſchen dem Hr. V. Glück und Geſundheit, die nützliche arabiſche Sprache immer mehr und mehr auszubreiten.

VIII.

D. Carl Wilhelm Cartheuſers der Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften in Frankfurth an der Oder Mitglieds vermehrte Betrachtungen über einige Materien der Dietetick. Glückſtadt und Altona bey David Iverſen 1761. 128 Octav Seiten ohne Zueignung und Vorrede.

Auf dieſen 128 Octavſeiten ſtehen 8 Betrachtungen, deren die erſte über die allzugroße Vorſorge, die Geſundheit zu erhalten, gemacht iſt. Einige Eltern nehmen ihre Kinder von Jugend auf vor der Berührung der freyen Luft ängſtlich in Acht und thun übel, eben ſo wohl als die Zärtlinge, die ſie, wenn ſie ein wenig unfreundlich iſt, meiden oder ſich alsdann ganz oder zum Theil in Pelzwerk und warme Kleider zu ſehr einhüllen. Der Gebrauch lauter weicher nahrhafter und die Enthaltſamkeit von allen harten Speiſen, die Sorgfalt auf Vegetabilien kein gegohrnes Getränk zu trinken, zu viel Schlaf, Aderlaſſen, Laxieren, erweichende Cliſtiere, Blutreinigungen u. ſ. w. taugen nichts. Der Mittagsſchlaf iſt überhaupt genommen gut. „Die „Beyſpiele, (heißt es) vieler Menſchen behau„pten dieſes und die Wahrnehmung, daß die meiſten unver-

„unvernünftigen Thiere nach zu ſich genommener „Speiſe ſich zum Schlaf niederlegen, und aus„ruhen, ſcheinet meiner Meynung nicht ungünſtig „zu ſeyn, indem wie bekannt iſt, die unvernünfti„gen Thiere ihre natürlichen Handlungen nach „einem von den weiſen Schöpfer ihnen einge„pflanzten Triebe, den man insgemein inſtinctum „naturalem nennet, einrichten, welcher, da ſie „ſonſt kein anderes Mittel haben, das, was ihnen „nützlich oder ſchädlich iſt, zu beurtheilen, noth„wendiger weiſe heilſam ſeyn und zur Erhaltung „ihres Lebens abzielen muß.„

Einige Phyſici geben die heftige Neigung der Hunde zum Jagen und Laufen als eine Urſache ihres kurzen Lebens an. So viel iſt gewiß, daß die Thiere viele Triebe haben, die, wenn ſie ihnen immer folgen, den Untergang ihrer Machine befördern. Wenn man die Bemerkung machen will daß die meiſten Thiere ſich nach zu ſich genommener Speiſe zum ſchlafen niederlegen, muß man genau Acht haben, ob es ſolche Thiere ſind, die ihre Nahrung ſparſam finden und faßt den ganzen Tag ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen zubringen; oder ob es ſolche ſind, die zwar auch darnach ſuchen müßen, aber doch oft Gelegenheit haben ſo viel auf einmal zu finden, daß ſie davon mehrere Tage wohlleben können Es iſt dieſe Vorſicht darum nothwendig, damit man nicht die Erfahrung, daß ein überladener Magen aus phyſiologiſchen Gründen zum Schlaf einladet, für einen

eingepflanzten Naturtrieb ausgebe, der zur Erhaltung des Lebens abzielet. Es iſt das Sitzen oder Liegen nach der Mahlzeit auch noch aus andern Urſachen der Verdauung zuträglich; weil nämlich alsdenn der Magen mit den genoßenen Speiſen nicht getragen werden darf, ſondern ruht. Ein ſcharfſinniger Philoſoph erklähret aus dieſem Grunde das Phänomenon, daß die auf Galeeren geſchmiedete Sclaven bey ihrer ſchlechten Koſt ſich ſo erhalten.

Die **zweyte Betrachtung**, es iſt nicht gut, daß man ſich auf einmal den Rauch und Schnupftoback, Brandtwein und Wein, wenn man dieſe Dinge ſtark gebraucht hat, abgewöhne; daß man grobe und harte Speiſe eße, wenn man bisher weicher gewohnt geweſen; daß man viel ſtille ſitze, wenn man bisher viele Bewegung gehabt hat. Dis ſind Exempel, dadurch die Schädlichkeit der ſchnellen Veränderung einer lange gewohnten Lebensart erläutert wird. Zu Ende der Betrachtung heißt es: „Das ſo genannte Heimweh der Schweitzer zeuget auf eine vorzügliche Art von der Kraft der langen Gewohnheit und der ſchnellen Veränderung derſelben. Es iſt hierin nicht allein die veränderte Luft Schuld, ſondern man muß, wo nicht das meiſte, doch ſehr vieles zur Entſtehung dieſer Krankheit der geſchwinden Veränderung ihrer vorigen Speiſen und Getränke, ingleichen der vorigen Geſellſchaft und des Umganges den ſie mit ihren Aeltern, An-

verwandten oder guten Freunden hatten, und deßen Beraubung die nächſte Gelegenheit zur Schwermuth giebt, zuſchreiben „ Ein Schwabe der nach Weſtphalen reißt verändert ſeine Speiſen und Getränke, wenigſtens ſo ſehr als ein Schweitzer der von Bern nach Kopenhagen kommt. Er verliehrt auch den vorigen Umgang der ſeinigen und hat doch kein Heimweh.

Die **dritte Betrachtung** über die Urſachen eines frühzeitigen Alters. Gram macht alt, „ denn er vermindert die Lebhaftigkeit der Bewegung des Bluts, er verzehrt den Nervenſaft und macht deßen Einfluß in die Nerven, träge.„ Warum thut er denn das? Carteſius iſt in ſeinen Betrachtungen über die Affeckten nicht mit ſo unbeſtimten Gründen zufrieden und es iſt ſchon lange vor ihm die Bemerkung gemacht, daß die traurigen Affeckten das Blut nach den innern Theilen zuſammen ziehen, ſo wie die freudigen es nach den äußern treiben. Wenn alſo der Verfaßer ſich doch in Erklärungen einlaßen wollte, hätte er uns wohl was vollſtändigers gönnen können. Zu viel Studieren macht alt, Ausſchweifung in der Liebe und Saufen.

Vierte Betrachtung über den Nutzen und Schaden des freiwilligen Faſtens. Faſten iſt gut, wenn man vorher zu viel gegeßen hat, wenn man zu vollblütig und zu fett iſt; es iſt ſchädlich, wenn man mit ſcharfen Unreinigkeiten angefülltes Blut und Säfte und wenn man einen Mangel an Nervenſaft hat.

Die fünfte Betrachtung über den Nutzen und Schaden der Erfriſchungen, warnet für Abkühlungen in kühler Ziehluft, und für kalten Getränken, wenn man ſich durch Tanzen, oder auf eine andre Art erhitzt hat, und rath in den heißen Sommertagen und hitzigen Fiebern wo man durch die Hitze viele wäßerige Theile des Bluts verliehrt, kühlende erfriſchende Getränke wäßeriger Natur an, ſo wie ſie den Wein, Brandtwein, Bier, Caffe, ꝛc. die ihnen angedichtete Stärkungskraft bey Kranken abſpricht.

In der ſechſten Betrachtung über die allzuheftigen und übel gewählten Bewegungen des Leibes findet man, daß die erſten überhaupt, inſonderheit vollblütigen, trockenen und ſcharfſäftigen Leuten ſchädlich ſey, daß ein Heckticker und Hypochondriacker nicht Holz ſägen und hobeln; ein Mann, der unlängſt einen Blutſturz gehabt, nicht reiten; eine Frau die ſchwanger iſt, nicht tanzen; und alle Menſchen nach Hippockrates und Celſus Rath beym Ausbruch eines gelindes Schweißes und bey Verſpührung einer anfangenden Müdigkeit ihre Bewegung endigen ſollen.

Siebende Betrachtung über den Schaden der ausländiſchen Gewürze und Getränke. Hierin eyfert der V. wieder den übertriebenen Gebrauch der Indianiſchen Gewürze und heißen Wein, die als Gewächſe eines heißen Himmelsſtrichs unſerem Cörper nicht angemeßen ſind, und ſchlägt an deren ſtaat inländiſche Gewürze

und

und Weine, ſtaat des Chineſiſchen Thee, das Oreoſelinum oder Apium montanum, folio ampliore Caſp. Bauh. in deutſchen Bergpeterlein vor. Die Blätter dieſer Pflanze ſollen kurz vor der Blüte geſammlet und im Schatten gelinde getrocknet werden.

Es giebt unſtreitig viele Leſer, die das, was bisher angeführt worden, zu leſen ſonſt keine Gelegenheit gehabt haben, für die hat der V. ſeine Betrachtungen vermuthlich geſchrieben, und wenn die guten Rath annehmen wollen, kann vieles daraus ihnen ſehr nützlich ſeyn. Wir zweifeln nicht, daß dis die ernſtliche Abſicht des V. ſey, aber in Tiſots Schriften iſt ein ſtärkerer Ausdruck dieſer Leidenſchaft.

Die **achte Betrachtung** über *einige beſondere* und ihrer Art nach annoch unbekannte Wirkungen der Luft auf die menſchlichen und andere Körper ſcheint denen Leſern zugedacht zu ſeyn, die die vorigen ſchon wißen und auch gerne was für ſich haben möchten.

Da die Mathematici ſich bisher faßt allein die Unterſuchung der Luft angemaßet haben, ſo iſt es kein Wunder, daß wir wenig andere als mathematiſche Eigenſchaften derſelben, Elaſticitet, Schweere ꝛc. kennen und noch viele und vielleicht die hauptſächlichſten zu finden haben. Der Verfaßer will ſie nicht finden, ſondern führet nur einige Phänomena, z. E. die Verſchlimmerung der Patienten gegen die Nacht, die Unpäßlichkeiten

einiger Leute bey Veränderung des Wetters, der Unterſchied der Gährungen einerley Materie unter einerley Umſtänden, der Geruch einiger Gewächſe zur Nachtzeit, an, davon der nachdenkende Leſer ſelbſt zu den Urſachen zurückgehen und ſuchen ſoll, und vielleicht, was einige betrift, vergebens in der Luft allein ſuchen wird.

IX.

Kleine Beſchäftigungen für Kinder Kopenhagen, verlegts Franz Chriſtian. Mummens Witwe 1765. 200 duodez-Seiten.

Der Tamarindenbaum zieht, wenn die Sonne untergeht, ſeine Blätter zuſammen, um die zarten Keime junger Tamarindenbäume wieder die Beleidigung der Nachtluft zu ſchützen. Die Henne breitet ihre Flügel aus über ihre Küchlein, die Wölfin liebt ihre Jungen und der Menſch ſeine Kinder. Dieſer natürliche Trieb der Thiere den die Griechen ϛοϱγη nanten, iſt ein Laut, der durch die ganze Natur gehört wird, und wenn eine Mutter auf ihr ſaugendes Kind niederſieht, ein Storch die geſammleten Fröſche in die begierigen Junge hüpfen läßt, und eine Ameiſe aus der Gefahr ihr Ey im Munde fortträgt, ſcheinen ſie einerley zu fühlen. Bey den unvernünftigen Thieren iſt dieſer natürliche Trieb todt,

todt, wenn die Jungen ſo groß ſind, daß ſie ſich ſelbſt nähren können, entweder weil ſie von keiner Glückſeeligkeit wißen, als genährt zu werden, oder weil die Jungen von ſelbſt dieſe Glückſeeligkeit genießen werden, wenn ſie ſich ihre Nahrung verſchaffen können. Bey den Menſchen iſt es eben ſo. Weil aber die Menſchen keine Gewürme und Graß eſſen, weil ſie überdem verſchiedene Idees von hoch und niedrig, geehrt, verachtet, Ehre an den Kindern, Urtheil anderer Menſchen u. ſ. w. haben, ſo dauert dieſer natürliche Trieb länger oder ſcheint vielmehr länger zu dauern und thätiger zu ſeyn. Dieſen Ideen hat man auch die vielen ſchönen Bücher zur Bildungen der Jugend zu danken. Da ſehr oft Leute die keine Kinder haben, dergleichen verfertigen, ſo erhellet genungſam, daß ſie die Stelle des natürlichen Triebes vertreten können. Nachdem jemand in dieſer oder jener Sache das ſummum bonum ſetzet, wird er verſchiedentlich mit Kindern verfahren. Die Hottentotten drücken ihren Kindern gleich nach der Geburt die Naſe, die Cariben und Omaguas den Kopf glatt. Die meiſte Achtung und Aufmerkſamkeit unter dieſen allen verdienen ohne Zweifel die, die Tugend bekennen und mit Iris dem durch die Schönheit der Natur entzückten Knaben ſagen:

Ja! — ſie macht uns froh
Und glücklich; und du wirſt durch ſie
Glückſeelig ſeyn dein Lebelang,

Wenn du nie von der Tugend weichſt;
Wenn wilde Leidenſchaften nicht
Der Schönheit ſanft Gefühl in dir
Zerſtören. — —

Vom Geſchlecht Irißе iſt auch der Verfaßer der oben angezeigten Beſchäftigungen. Er glaubte nämlich daß in den Schriften **Geßners, Gellerts, Lichtwehrs, Zachariä, Hagedorns** ꝛc. damit ſich Kinder bisweilen beſchäftigen ſollen, vieles vorkomme, das ſie nicht verſtehen oder das ihnen beßer unbekannt bleibt, und ſamlete aus allen dieſen ein Bändgen, daraus das unverſtändliche und ſchädliche wegbleiben ſollte.

Die Fabel des Hr. Profeßor **Gellerts** heißt bey ihm ſo:

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr reitzend Lied zu ſingen;
Und Damons kleinen Sohn gefiel der ſüße Schall.

Ach welcher ſingt von beiden doch ſo ſchön?
Den Vogel möcht ich würklich ſehn!
Der Vater macht ihm dieſe Freude;
Er nimmt die Vögel gleich herein;
Hier, ſpricht er, ſind ſie alle beyde!
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſeyn?
Getrauſt Du dich mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweymal fragen;

Schnell

Schnell weiſt er auf den Zeiſig hin;
Der iſts! das ſeh' ich gleich; ſo klein ich bin.
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder?
Drum ſingt er auch ſchöne Lieder.
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinem Federn an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

* * *

Das Kind ſchloß fehl. Doch deßen Fehl iſt größer,
Der auf der Menſchen Werth aus ihren Kleidern ſchließt.
Denn ſo geputzt ein junger Herr auch iſt,
So iſt er drum nicht klüger und nicht beſſer.

Zur Rechtfertigung dieſer Veränderung ſagt er in dem Vorbericht: „In der Fabel von dem „Zeiſige und der Nachtigall heißt der dritte Vers:

Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu ſingen.

„Ein Kind für welches die meiſten Worte noch keine „ganz feſte Bedeutung haben, oder welchen das „wort Göttlich in dieſer Stelle vielleicht gar zum „erſtenmale vorkömmt, macht ſich von nun an „einen unrichtigen und nachtheiligen Begrif von „der Bedeutung deſſelben. Zu geſchweigen, daß „wohl der gute Geſchmack gegen dieſe heydniſch „tropiſche Bedeutung des gedachten Wortes über„haupt etwas einzuwenden haben möchte.

Der 14te Vers.

„Der, ſpricht er, muß es ſeyn, ſo wahr ich ehrlich bin!

„Mir ſcheint es nicht rathſam, daß ein Kind ſich „an einen ſolchen Thriumph gewöhne; wenn es „nicht allmählig auch gegen gröbere Betheuerun„gen gleichgültig werden ſoll.

„Die Moral bey dieſer Fabel iſt für Kinder ganz unbrauchbar.

„Sagt, ob man im gemeinen Leben
„Nicht oft, wie dieſer Knabe, ſchließt.

„Wenn ein Kind die ziemlich weitläuftige „Bedeutung der Worte: man ſchließt im ge„meinen Leben ſo auch einiger maßen zu verſtehen „fähig iſt; ſo wird es doch nicht weiter darüber „denken. Denn es fühlet ſo gleich, daß es dieſen „Satz, des Peſiltet eine Menge von Erfahrungen, „die es noch nicht gehabt, weder mit Ja noch mit Nein „Beantworten könne. Und ihm liegt ohne dieß „ſehr wenig daran, ob man im gemeinen Leben „bey dergleichen Fällen ſo oder ſo ſchließe.

„Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
„Der hat Verſtand ſo dum er iſt.

„In dieſem letzten Verſe findet das Kind „einen Wiederſpruch: das kann ja nicht wahr „ſeyn, warum ſtehs denn da? verſtehet es aber „die Figur, es ſey nun von ſelbſt oder durch ge-

„gebene

„gebene Erklärung; ſo wird ſeine folgende Frage „heißen aber warum thut man denn das? Wenn „es die reine Wahrheit darauf zur Antwort er„fährt, ſo hat es etwas erfahren, das ihm itzt „lieber noch unbekannt hätte bleiben ſollen. Nicht „ſelten aber fällt die Belehrung auf dergleichen „Fragen noch ſchlechter aus.

„Stax kömmt; und Stax iſt kaum erſchienen,
„So hält man ihn auch ſchon für klug.
„Warum? ſeht nur auf ſeine Mienen;
„Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
„Ein andrer hat zwar viel Geſchicke;
„Doch weil die Miene nichts verſpricht:
„So ſchließt man bey dem erſten Blicke,
„Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
„Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

* * *

„aber wie ſoll man es denn nun machen, wenn „man keine ſchöne Perücke hat? — — Was „hilfts einem denn, daß man Verſtand hat? Will „man ihm die Heldenmoral predigen, zu deren „Ausübung der Spartaner, Kollikratides, ſich zu „ſchwach fühlte?

„Viele dergleichen Schwierigkeiten nebſt ihrer Auflöſung ziehen außerdem noch den nicht geringen Schaden nach ſich, daß ein Kind am Ende derſelben nicht mehr recht weiß, wie es mit den

Büchern

Büchern daran ſey, worinnen faſt alles einen ganz andern Sinn hat, als den es findet, wenn es die Wörter und Redensarten in ihrer graden Bedeutung nimmt; woraus ſehr bald Ungewißheit und Mistrauen, und zuletzt Ueberdrus erwächſt.„

Aus dieſer Probe können ſich unſre Leſer ſo wohl von der Art der Veränderung als von der Denkart des Verfaßers einen Begrif machen. Nachdem er in der Vorrede noch bey einigen andern Stücken des Hr Profeßors **Gellert** die Urſachen ſeiner Umbildung angezeigt, fährt er fort:

„Diejenigen, denen vielleicht einige Stücke durch die gedachten Veränderungen leer und froſtig geworden zu ſeyn ſcheinen, belieben zu erwegen, daß vieles für Kinder höchſt wichtig und einnehmend ſey, was Erwachſenen unrichtig und gleichgültig vorkommt. So wie gegentheils nicht wenige an ſich intreßante und pathetiſche Erdichtungen oder Geſchichte nicht die geringſte Wirkung auf Kinder thun, weil dieſe ſich weder von dem Verlaufe der Sachen noch von den Triebfedern derſelben einige Vorſtellungen machen können.„

Wir müſſen bekennen daß wir nicht zu dieſen gehören. Wir zweifeln im Gegentheil aus dem Grunde, weil die veränderten Stücke ſo ſchön für uns ſind, ob ſie von Kindern werden verſtanden und mit Luſt geleſen werden Der Ideen Vorrath der Kinder, ihre Lieblingsideen ſind ſo ſehr von den unſrigen verſchieden, daß eine Er-

zählung,

zählung, die ihrer Denkart angemeßen iſt, erwachſenen Leuten unmöglich ſchmecken kann. Wer die Denkart eines Knabens ausſtudirt hat, und dieſem Studio gemäß erzählet und dichtet, den belacht vielleicht der Schwarm zartfühlender Kenner, aber er hat die Seele des Knabens in ſeiner Gewalt und lenket ſie wie er will. Weil dieſes Studium ſehr ſchwer iſt, ſo gehört eine ſolche Neigung zu den Kindern, dergleichen Socrates zum Alcibiades hatte, nicht mit in die Klaße der eingepflanzten natürlichen Triebe der Thiere, ſondern ſie muß erſtritten werden.

X.

Phyſiſk Oeconomiſk Beſkrivelſe over Lier Praeſtegield. d. i. Phyſiſch-Oeconomiſche Beſchreibung des Kirchſpiels Lier in dem Stifte Aggershuus in Norwegen nach eigner Unterſuchung verfaſſet von J. Eſſendrop. Kopenhagen, in dem Rothiſchen Buchladen 1761. Gedruckt in Soroe bey J. Lindgren 39 Seiten ohne die Vorrede in Oct.

Wir haben uns bereits anderswo, nämlich in den 2ten Stück des däniſchen Journals über den Nutzen und die Nothwendigkeit einzelner chorographiſcher Beſchreibungen in dem weitläuftigen und an verſchiedenen Gegenſtänden ſo reichen

reichen Norwegen erkläret, als wir die vortrefliche Strömiſche Beſchreibung der Vogtey Söndmör anzeigeten, und wir haben bey eben der Gelegenheit dieſer Eſſendroppiſchen Abhandlung vorläufig gedacht. Da Hr. Ström eine ganze Vogtey von 10 Kirchſpielen, Hr Eſſendrop aber nur ein Kirchſpiel beſchreibet, und da die ganze Lage jener Vogtey vor dieſem Kirchſpiel ſehr vieles voraus hat, ſo iſt es kein Wunder, daß jener weit mehr zu ſagen und zwey Quartbände zu liefern im Stande geweſen. Wir müſſen aber auſſerdem geſtehen, daß wir Hr. Ström wohl ſo gern geleſen haben, wir wiſſen aber nicht, ob wir den Grund allein in dem Reichtum und in den Abwechſelungen der Materien, oder in der Gabe des Unterſuchers und Schriftſtellers ſuchen ſollen. Indeſſen hat der Hr. Eſſendrop das groſſe Verdienſt, daß ſeine Abhandlung die erſte ihrer Art von Norwegen iſt, und daß ſie andern, die ihre Gegenden von Norwegen zu beſchreiben Luſt und Geſchicklichkeit haben, zu einer Aufmunterung und zu einem nachahmungswürdigen Muſter dienen kann. Wir hätten freylich wohl gewünſcht, daß es dem Hr. Verf. gefallen hätte, die ganze Vogtey, dazu dis Kirchſpiel gehöret, zu beſchreiben, aber er entſchuldiget ſich ſelbſt damit, daß es ihm an der dazu nöthigen Zeit und an den dazu ebenfalls nöhtigen Koſten gefehlet habe. Und wir ſind ihm dennoch Dank ſchuldig, daß er uns von einer kleinen Gegend eine ſo brauchbare Nachricht hat geben wollen. Denn man merket, daß er nicht

nur

nur in der Gegend die er beſchreibet, ſondern auch in der Naturhiſtorie und in der Landöconomie wohl zu Hauſſe iſt und folglich der Abſicht und der Aufſchrift ſeines Buchs ein Gnüge gethan hat. Wir wollen eins und das andre von dem Inhalt der 22 Capiteln, in welche die ganze Beſchreibung eingetheilet iſt, anführen.

Cap. 1 Handelt von dem **Namen, den Gränzen und der Gröſſe dieſes Kirchſpiels, welches Capitel mit einer Charte von dieſem Kirchſpiel verſehen iſt.** Den Namen hat es ohne Zweifel von ſeiner Lage. Es gehöret ſeit 1760 zu dem Amte Buſkerud, und im geiſtlichen zu der Probſtey Bragnäs. Es iſt von Norden bis Süden 3 Meilen lang, iſt 1½ und auch wohl zwey Meilen breit. Auf beyden Seiten ſind groſſe Holzungen, und das bewohnte und bebaute Theil iſt eigentlich ein ſchmales Thal, durch welches ein kleiner Fluß in Dramens Fiord flieſſet. Es hat daher ein gar vortrefliches Anſehen, und beſonders hat man auf dem Landwege von Chriſtiania her auf der Höhe der ſo genannten Paradishügel das Vergnügen mit einem Blick ſehr viele und vielerley Herrlichkeiten der Natur zu überſehen. Das 2 und 3 Cap betrachtet den **Boden** und die **Erdarten**, nebſt der Weiſe, wie man ſie behandelt. Hier redet der Hr. V. viel theoretiſch, und aus ſeiner Theorie lernet man ihn nicht nur als einen guten Landmann, ſondern auch als einen genauen Naturforſcher und Chy-

Chymicus kennen. Er vermuthet, daß der Boden hin und wieder Salzquellen enthalten müſſe. Der Boden iſt meiſt leimicht, hin und wieder mehr oder weniger mit Sand oder reiner Erde vermiſcht. Was aber die hohen Klippen an den Seiten betrift, ſo iſt die Erde nur dünne, beſtehet meiſt aus Sand und Gruus. Er ſucht ſeine Mitbürger in Lier mit ihren Erdarten bekannt zu machen, und ihnen eine Anweiſung zu geben, wie ſie dieſelben zu ihrem Vortheil verbeſſern ſollen.

Cap. 4 redet von den Bergen dieſer Gegend, indem dieſelbe an der öſtlichen und weſtlichen Seite mit hohen und ſteilen Felſen eingeheget iſt, durch welche doch einige Thäler und Wege durchſchneiden. Einige ſind ſo hoch, daß man in den höchſten Sommertagen die Sonne kaum eine Stunde unter dem Horizont ſiehet. Was die Natur dieſer Felſen betrift ſo zeigen ſie an der öſtlichen Seite gegen Dramens Fiord nur den gemeinen Feldſtein, aber eine Meile weiter gegen Norden zeiget ſich der Marmor, als wo der vormalige Hofbaumeiſter Jortlin in dem Jahr 1744 einen Marmorbruch angeleget hat, welcher täglich bis 100 Menſchen beſchäftiget und noch immer mit Nutzen fortgeſetzet wird. Der Marmor iſt variegatum ſtratoſum, weißblau mit verſchiedenen andern in Streifen vertheilten Farben. Er muß übers Land eine Meile bis ans Waſſer geführet werden. Eine Viertelmeile von dieſem Marmorbruch iſt vor einigen Jahren ein gutes und reiches Kupfer.

Kupferwerk von einigen Intereſſenten aufgenommen worden, aber weil es in der Gegend wegen der andern Eiſenwerke an Holtz und Kohlen fehlt, ſo ruhet es jetzt. Weiter gegen Norden findet man viele Schieferſteine, aber die weite Entfernung von dem Waſſer hindert den Gebrauch und Nutzen, der ſonſt daraus zu ziehen wäre. An der weſtlichen Seite hat man bisher keine Arbeit weder in den Stein- noch Erz-Arten verſuchet, ohnerachtet dieſe ſich faßt eben ſo als auf der öſtlichen Seite finden. Das 5te Cap. redet von den **Waſſer** und das 6te von den **Fiſcharten und Fiſchereyen**. Es gränzet dieſes Kirchſpiel gegen Süden an **Dramens Fiord**, welcher ſeinen Ausfluß in die offne See hat. Was **Ramus**, **Hübner** und **Pontoppidan** von dem groſſen Seewurm in demſelben erzählen, wiederleget Hr. E. und zeiget daß dieſe Erſcheinung bloß eine heftige Bewegung in dem Strom ſey, darin ſich viellerley Unreinigkeiten und beſonders Sågſpåne von den benachbarten Sågmühlen ſey. An dem nordlichen Ende dieſes Kirchſpiels liegt eine andere groſſe See, eine Meile lang und ¼ breit, **Holzfiord** genannt. Sie hat eine gewaltige Tieffe, ſo daß man 100 Faden vom Lande ab eine eben ſo groſſe Tieffe antrift. Hier merkte man 1755 in den groſſen Erdbeben eine gewaltige Bewegung. Auſſerdem gibts noch innerhalb der Gränzen dieſes Kirchſpiels über 20 groſſe und kleine Seen. Der kleine Fluß Lier, der mitten durch dis Kirchſpiel flieſſet, be-

befördert den Holzhandel ſehr. In Dramensfiord iſt nebſt andern kleinen Fiſchereyen der Lachsfang der beträchtlichſte. In Holzfiord ſaget die Fiſcherey nichts. In dem vorgedachten Fluß aber iſt ſie beſſer, und in den Landſeen fällt auch etwas weniges.

Von dem 7 bis 15ten Cap. redet der Hr. V. von dem, was zum **Landweſen und Ackerbau** gehöret und hier iſt er am weitläuftigſten, und richtet ſich hierinn nach der Aufmerkſamkeit unſrer Zeiten, welche beſonders auf die Landökonomie gerichtet iſt. So wird im 7ten Cap. von der **Art das Land zu behandeln** geredet, die bisherige Fehler gezeiget und die getroffene Verbeſſerungen gerühmet, die theils in der Abwechſelung des Ackers, und theils in einer fleiſſigern Bearbeitung deſſelben beſtehen, und beydes zum kennbaren Vortheil der Eigenthümer. Das meiſte, was hier geſäet wird, iſt Sommerkorn, folglich wird das Land eigentlich im Frühjahr erſt bearbeitet. Doch wird das Land, das gedünget werden ſoll, oder das neugebrochen wird, im Herbſt gepflüget. Wer ſandigtes Land hat, pflüget es auch im Herbſt und alsdenn wird es im Frühjahr ohne weitres pflügen beſäet und geegget. Das 8te Cap. beſchreibet die hier gebräuchlichen **Arten von Getreide** und zwar mit untermiſchten guten Anmerkungen von der nachtheiligen oder minder vortheilhaften und von der guten Behandlung derſelben. Dieſe ſind Rocken, Weitzen, (aber nur Som-

mer-

merweitzen und zwar von der rothbraunen und weiſſen, nicht aber von der gelben Art) Bugweitzen, der aber von der Kälte leidet und ſelten die Arbeit belohnet und daher wenig geſäet wird; Gerſte und zwar von viererley Art, davon doch nur ſo viel geſäet wird, als die Dünge zureichen will; Erbſen, und zwar die weiſſen und grauen, doch nicht häuffig, weil ſie ein gutes Land erfodern und dem Mißwachs ſehr unterworffen ſind; Lein deſſen Behandlung Hr. E. am ausführlichſten beſchreibet. Von allen dieſen Arten wird nur etwas weniges und kaum zum nohtdürftigſten Gebrauch geſäet. Der Haber, der am meiſten gebauet wird, muß jenen Abgang erſetzen. Einige wenige ziehen auch etwas Hampf. Bey der Ernte bedienet man ſich kleiner Handſicheln. Man hält das norwegiſche Getreide ein viertheil höher im Preiſſe als das däniſche. Das 9te Cap. iſt das weitläufſtigſte und ein lehrreicher Unterricht, von den **Mitteln zur Beförderung der Fruchtbarkeit.** Hr. E. ſchränket ſeinen Unterricht auf die Vermiſchung der Erde, auf eine gute Bedüngung und auf eine hinlängliche Bereitung des Ackers ein. In dem folgenden 10ten Cap. wendet er ſich hingegen zu den **Hinderniſſen,** welche der Aufnahme des Ackerbaues im Wege ſtehen. Dahin rechnet er das in Norwegen gebräuchliche Odels-Recht, oder das Recht der Nachkommen die von der Familie abgekommene Ländereien von ihren Beſitzern wieder einzulöſen; ferner die Zehnden; die Unwiſſenheit der Amtsbedienten, und die Un-

möglichkeit für dieſe alles dahin gehörige zu überſehen, daher der Hr. V. einen Landinſpektor geſetzet wünſchet; und der groſſe Umfang der Ländereien eines Hofes. Dieſen Haupthinderniſſen werden noch einige Nebenhinderniſſe beygefüget. In dem 11ten Cap. beſchreibet d. V. den Zuſtand der dortigen Wieſen und den Wieſewachs und deſſen möglichſte Verbeßrung. Es kann nicht fehlen, daß nicht dieſe kleine Gegend wie Norwegen überhaupt an merkwürdigen Kräutern reich ſeyn ſollte, und wir haben uns ſelbſt gewundert, daß Hr. E. derſelben in ſeiner Beſchreibung gar nicht gedenket, da der obgedachte Hr. Ström in der ſeinigen ſehr umſtändlich iſt. Aber bey dem Schluß dieſes Cap. entſchuldiget er ſich damit, daß er in dieſer Wiſſenſchaft keine vollkommene Kenntniß beſitze, und daß er dieſes Fach alſo lieber ganz habe übergehen, als davon etwas ungewiſſes und mangelhaftes ſagen wollen, welches man als eine rühmliche und den wenigſten Schriftſtellern eigene Beſcheidenheit und Vorſichtigkeit anſehen muß. In dem 12ten Cap. kommt der Hr. V. auf den Hopfenbau, der ſehr wenig getrieben wird, ohnerachtet er hin und wieder wild wächſet, und ſich wohl belohnen würde, wie er denn ſeine hierin angewandte und gut belohnte Bemühungen beſchreibet. Von dem wenigen Gartenbau wird auch etwas geſaget und die Beſchaffenheit der Gegend wegen der vielen Seen, Moräſte, Heiden und ſonderlich der hohen Berge und Felſen wegen, als eine unüberwindliche Hinderniß angeführet,

warum

warum nur das kleinſte Theil dieſes Kirchſpiels bebauet wird. Das 13te Cap. führet uns auf die **Graſung** des Viehes im Sommer, und gibt eine ganz deutliche Beſchreibung von den im Norwegen gebräuchlichen Saetre, das iſt, ſolcher zur Viehweide eingerichteten Plätze, die wir kleine Holländereien nennen möchten. Sie kommen mit denen überein, welche Hr. Ström von Söndmör beſchrieben hat, und welche wir anderswo aus ſeinen Berichten angezeiget haben. Hr. E. zeiget nur auch die Fehler, welche mit dieſer Einrichtung verknüpfet ſind. Von den **Holzungen** und deren Behandlung handelt das 14te Cap. Dieſe kleine Gegend iſt reich an vielerley Holzarten, welche der Hr. V. genau beſchreibet. Es kann auch mit dem Brennholz und Kohlen ſowohl als auch mit Bauholz einiger Handel getrieben werden. Das 15te und letzte Cap. in dieſer Materie gibt Nachricht von der mehr ſchädlich als nützlichen Weiſe, neues Feld durch Verbrennung des Laubes, und der Zweige von den gehauenen Bäumen aufzunehmen.

In dem 16ten Cap. wendet ſich der Hr. V. zu den Thieren und handelt in demſelben von den **zahmen und nutzbaren Thieren.** Die Pferde fallen nur klein, und wurden vormals nicht zugezogen, ſondern angekauft. Die Kühe ſind ebenfalls nicht groß aber geben doch gute Milch und Butter. Mit den Schaafen will es gar nicht fort. Ziegen werden nur hin und wie-

der gehalten. Die Schweine ſind ziemlich gut und werden gut bezahlet. Die zahmen Vögel ſind eben nicht häuffig, wenn man Gänſe und ſonderlich Hühner ausnimmt. Von den zahmen Thieren geht der Hr. Verf. in dem folgenden 17ten Cap. fort zu den **wilden Thieren und Vögeln.** Bären gibt es wohl in dieſer Gegend, aber doch nicht in groſſer Anzahl. Wölffe kommen manche Jahre in Menge hervor und daher wird ihnen ſehr nachgetrachtet. Von Füchſen iſt auch genug da, desgleichen auch Maulwürffe in der Erde. Bewer Thiere und Vielfraſſe ſieht man hier nicht. Haaſen gibt es einige, aber keine Rennthiere und Caninchen. Von wilden Vögeln liefert der Hr. V. ein ganzes Verzeichniß, dahingegen hat er keine rare und beſondre Inſeckten bemerket.

Mit dem 18ten Cap. fängt der Hr. V. an das, was zum Bauweſen gehöret, zu beſchreiben, denn in demſelben redet er von den **Häuſern, Såg** und andern **Mühlen.** Die Häuſer für die Menſchen ſowol als für das Vieh ſind, wie überall in Norwegen von Holz gebauet, doch wird eine Grundmauer von Feldſteinen ohngefehr eine Elle hoch über die Erde geleget. Indeſſen ſind dieſe Häuſer gleich wohl ſehr dichte und warm. Anſtatt des Daches von Spänen, welche eine Elle lang wie Schieferſteine auf einander geleget werden, werden iezt gröſtentheils Dachſteine gebrauchet, welche aber anderswoher geholet werden,

den, da ſie doch gern, wie der Hr. V. meynt, im Lande könten gebrant werden. Die Viehſtälle haben eben die Bauart. Aber die Korn und Heuſtälle, welche ganz viereckigt ſind, werden leichter und offener angeleget. Die ganze gewöhnliche Anlage der ſämtlichen Gebäuden wird durch ein Kupferblatt deutlicher gemachet. Die Sägmühlen ſind eben ſo gebauet und werden von den Waſſerfällen getrieben, es ſind derſelben in dieſem Kirchſpiel 8. Von den Kornmühlen werden einige durch Waſſerfälle getrieben und gehen alſo Jahr ein Jahr aus; andre aber haben ihr Waſſer bloß aus den Bächen, und dieſe gehen nur zum eigenen Hausgebrauch im Frühjahr und Herbſt. Es giebt auch in dieſem Kirchſpiel ein Eiſenhammer. Das folgende 19te Cap. beſchreibet das **Gehege**, welches von jungen Bäumen gemachet wird Es ſcheinet zwar, daß dieſes den Holzungen zum Nachtheil gereichet, aber Hr. E. entſchuldiget es doch, weil man darin viele Vorſichtigkeit brauchet, und weil man die Steine wegen des weiten und beſchwerlichen Weges nicht wohl haben kann, und endlich, weil die lebendige Hecken für das Vieh nicht ſicher ſind. Die zum Ackerbau und Holzweſen gebräuchliche **Werkzeuge** werden im 20ten Cap. beſchrieben und auf einem Kupferblatt vorgeleget. Man mähet mit Sicheln. Man braucht keinen Wagen, ſondern Schlitten. Zur Fortſchaffung der Sachen werden auch die Pferde mit Satteln und Körben gebrauchet.

In dem 21ten Cap. wird von der **Eintheilung** und den **Einrichtungen** dieſes Kirchſpiels eine Nachricht gegeben. Es beſtehet aus der Hauptgemeine **Frogner** und den beyden Annexkirchen oder Filialen **Tranbye** und **Sylling**, welche von zweyen Predigern beſorget werden. Das ſeit 1741 auf des Höchſtſ. Königes **Chriſtian VI.** ergangene preißwürdigſte Schulverordnung wohl eingerichtete Schulweſen wird von Hr. E. gerühmet, es wird von vier Schulmeiſtern getrieben, ein jeder hat ſeinen Diſtrickt in Viertels eingetheilet. In jedem hält er ſich einen Monat auf, doch ſo, daß er von Woche zu Woche von einem Hofe zum andern ziehet, wohin ſich die Jugend des geſamten Viertels ſammlet, und wo er ſeinen freyen Unterhalt außer dem vierteljährigen Lohn genieſſet. Die Jugend hat alſo eine Unterweiſung von 3 Monaten im Jahr. Was die Armenpflege betrift, ſo hat ein jeder Armer ſeine Anweiſung auf einen oder mehrere Höfe, wo er ſeine nothdürftige Verpflegung genieſſet, welches eine löbliche Einrichtung iſt. Es läuft eine groſſe Landſtraſſe durch dieſes Kirchſpiel, daher ſind zur Befördrung der Reiſenden 3 Gaſthöfe angeleget, und unter dieſelben wieder einige andre benachbarte Höfe hingeleget, welche auf Anfodrung gegen Bezahlung Pferde liefern müſſen. Zu den gedachten dreien Gemeinen gehören 99 volle, 49 halbe und 47 Viertelhöfe. Doch können auf manchen Hof oder Grund zwey auch wohl drey Bewohner ſeyn. Auſſerdem gibts noch

noch 230 Hausmannsplätze. Dieſe Höfe ſtellen 64 Dragoner und 80 Landſoldaten. Hr. E. zeiget die verſchiedene Abgaben, welche auf den Höfen, obgleich ziemlich ungleich haften. In dieſem Kirchſpiel findet man ein adelich privilegirtes Gut **Gulloug**, deſſen Beſitzer von dem König Johannes 1505 wegen ſeiner in Kriege bewieſenen Tapferkeit unter dem Namen **Tordenſtiern** iſt geadelt worden. Noch iſt das Gut bey dieſer Familie, aus welcher es jetzo der ſiebende Abkömmling beſitzet.

In dem letzten 21ten Cap. machet der Hr. Verf. uns mit den **Einwohnern** bekannt. Es beſteht dieſes ganze Kirchſpiel aus 500 Familien, welche er aufs wenigſte zu 3500 Seelen anſchlägt. Aus einer am Ende beygefügten Tabelle über die gebohrnen und geſtorbenen in 50 Jahren von 1710-1759 erhellet, daß in den erſten 25 Jahren 278 und in den letztern 25 Jahren 383 mehr gebohren als geſtorben ſind, und alſo die Zahl der Einwohner in dieſen 50 Jahren mit 661 vermehret worden. Weil dis Kirchſpiel nahe an die Stad **Bragnäs** grenzet, ſo verlaſſen die Einwohner immer mehr und mehr ihre Einfalt und werden immer ſtädtiſcher, das heiſt, üppiger in ihrer Lebensart. Der Bauer iſt iſt hier, wie in Norwegen überhaupt, ſein eigener Handwerker in dem was zum Landweſen gehöret, und weil ſie viel natürlich Genie haben, ſo bringen ſie es unter ſich in den andern Profeſſionen unter einer kleinen Anweiſung weiter als man denken ſollte. Der Mißbrauch des Brandweins hat durch die letztre deshalb ergangene Verordnung ſehr

abgenommen. Der Holzhandel machet die beſte Nahrung aus für die, welche mit Holzungen verſehen ſind, und die vielen Fuhren für die, welche dergleichen nicht haben. An Heu, Korn und Vieh können ſie wenig oder nichts verkauffen. Wenn der Hr. V. zuletzt ſeine Berechnung über die Abgaben und Ausgaben machet, ſo wundert er ſich billig, daß der Bauer dieſelben noch beſtreiten kann.

Wir hoffen, daß unſre Leſer es uns zu gute halten werden, daß wir bey der Anzeige eines kleinen aber leſenswürdigen Buches etwas weitläuftig geweſen ſind, und wir wünſchen, daß wir von ganz Norwegen ſolche Beſchreibungen hätten, als Hr. Eſſendrop und Hr. Ström uns von ihren Gegenden geliefert haben; ſo würde man dieſes weitläuftige und merkwürdige Reich auf ſeiner Stube faßt ſo gut als auf einer Reiſe durch daſſelbe können kennen lernen.

XI.

Critiſche Betrachtungen über die Poeſie und Malerey, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Abtes Du-Bos, eines der Vierziger und beſtändigen Secretärs der franzöſiſchen Akademie. Kopenhagen in der Mummiſchen Buchhandlung. Erſter Theil (1760) 1 Alphab. 7 Bog. Zweyter Theil (1760)

(1760) 1 Alphab. 10 Bogen Dritter Theil (1761) 18 Bog. in 8.

Batteux hatte das Glück einen Rammler zu finden, der ihn deutſch kleidete, und auf gewiſſe Weiſe faſt verſchönerte; Du-Bos kann ſich ebenfalls eines ſolchen Glückes in Abſicht auf ſeinen Ueberſetzer rühmen. Nicht blos durch Treue und Richtigkeit, ſondern auch durch Anmuth und Schönheit, empfiehlt ſich die deutſche Ausgabe dieſes nützlichen Buches. Der Ueberſetzer deſſelben, Hr. Funk, hat zwar bey der Herausgabe ſeinen Namen verſchwiegen, allein er iſt doch nachher bekannt geworden; was ſollte uns alſo abhalten, ihn hier öffentlich zu nennen? Sein Geſchmack iſt ſo fein, und ſeine critiſche Kenntniſſe ſind ſo gründlich, daß ſchon ſein gutes Urtheil allein dem Du-Bos eine günſtige Aufnahme unter den Deutſchen verſprechen könnte, wenn er auch ſelbſt ſich ihren Beyfall noch nicht ſollte erworben haben. In einer kurzen Vorrede ſagt Hr. Funk daß er bloß eine Ueberſetzung habe liefern wollen, denn ſein Autor ſey weder dunkel noch allzukurz. Daher trifft man auch in dem ganzen Buche faſt gar keine Anmerkungen des Ueberſetzers an. Nur da, wo Du-Bos von Sachen redet, die bloß ſeine Sprache betreffen, iſt eins und das andere in Abſicht auf die deutſche Sprache angemerket, und zuweilen ſind ſtatt der franzöſiſchen Exempel deutſche gewählet worden,

wie

wie Z. B. im 5 Abſchn. des 1 Th. und im 35 des 2 Theils Die Ueberſetzung der Stellen aus der horaziſchen Dichtkunſt iſt aus Rammlers deutſchen Batteux, und der ganze erſte Abſchn. des 1 Th. aus dem zweyten Theile der bremiſchen Beyträge genommen.

Vor dem dritten Th. findet ſich eine Vorrede des Ueberſetzers, in welcher er ſeine Gedanken über eine gewiſſe Stelle ſeines Autors mittheilet. Du-Bos ſagt nämlich im 14 Abſchn. des 1 Theils: „— Die Opferung der Iphigenia ſchickt ſich nur auf ein Gemälde, wo der Künſtler ſeinen Figuren eine gewiſſe Gröſſe geben kann. Ein Stoff von dieſer Gattung läßt ſich nicht mit ſo kleinen Figuren vorſtellen, als die ſind, womit man ein Landſchaftsſtück verſchönert. Ein groteskes Stoff will nicht mit Figuren in Lebensgröſſe gearbeitet ſeyn. Uebermenſchliche Geſtalten wären an dem Gemälde einer Venus ſehr ſchlecht angebracht. —„ Er ſetzt hinzu, daß er hievon, auſſer der inneren Erfahrung keine andere phyſikaliſche Urſachen anzugeben wiſſe. H. Funk glaubt aber die Urſache in den Begriffen, die man mit Gröſſe und Schönheit verbindet, zu finden. Jene erzeugt Bewunderung oder Erſtaunen, Furcht oder Ehrerbietung; dieſe aber geſellige Empfindungen, Liebe und Zuniegung. Dieſes läſſet ſich ſehr leicht auf die Werke der Kunſt anwenden. Auſſerdem wird

auch die Verſchiedenheit der Gegenſtände ſelbſt, als ein Grund, angegeben. Denn die Opferung einer Iphigenia will ein jeder genau ſehen, und drängt ſich deßwegen ſo nahe hinan, als nur möglich iſt, folglich können kleine Figuren, die entfernte Zuſchauer voraus ſetzen, hier nicht Statt finden. In einen Landſchaftsſtücke hingegen können die Figuren gar wohl entfernt, und folglich klein ſeyn, denn ſie ſind nicht die Hauptſache.

Das die Grotesken ſich nicht in Lebensgröſſe malen laſſen, ſcheint unſern Ueberſetzer auch zweifelhaft zu ſeyn. „Eine majeſtätiſche Bildung, (ſagt er) und eine menſchliche Figur in Lebensgröſſe ſind bey weitem nicht einerley Dinge. — Es iſt gar nicht zweifelhaft, daß ſich groteske Figuren in Lebensgröſſe malen laſſen, wofern die Gröſſe ohne Stärke die fruchtbarſte Quelle des Grotesken iſt. — „

Nach dieſen wird noch eine mißverſtandene Stelle des Plinius gerechtfertiget. Im 8 Abſchn. des 3 Th. bemerkt Du-Bos, daß Plinius ſage: „Aus dem unterſten Theile eines Rohres mache man die linken, und aus dem oberſten die rechten Flöten.„ Dieſes dünckt den Verf. ganz reimlich denn weil der unterſte Theil des Rohres dicker iſt, als der oberſte, müſſe er auch einen höheren Ton, als dieſer letztere, von ſich geben; und davon iſt ſeiner

ſeiner Meynung nach die Urſache in allen Naturlehren zu finden. Weil indeſſen doch alle Naturlehren, ſowohl als die Sinne, das Gegentheil ſagen, ſo iſt nun die Frage: wie Plinius ſich rechtfertigen laſſe? Allein Hr. Funk zeigt, daß Du-Bos ſich übereilt und das Pronomen auf ein falſches Subſtantivum gezogen habe; denn Plinius meyne nicht die tibiae ſondern die lingulae tibiarum pp.

Es gehört zwar dieſe Erläuterung eigentlich zu der 117 S. des 3 Th. weil ſie aber in einer Anmerkung etwas zu weitläuftig würde geworden ſeyn, ſo wird dort nur auf die Vorrede zurück gewieſen.

D. Anton Friderich Büſchings,

Königl. Preuß. Oberconſiſtorialraths, auch Directors des Gymnaſii im grauen Kloſter zu Berlin,

Vorbereitung

zur

gründlichen und nützlichen Kenntniß

der

geographiſchen Beſchaffenheit

und

Staatsverfaſſung

der

europäiſchen Reiche und Republiken,

welche zugleich

ein allgemeiner Abriß von Europa iſt.

Vierte und Neue verbeſſerte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,

1773.

Vorbericht.

Man lehret und lernet heutiges Tages den Erdboden auf eine nützlichere Weiſe kennen, als ehedeſſen geſchehen iſt. Vor Zeiten ließ man es mehrentheils bey einer magern Kenntniß der Namen, Lage und Sonderbarkeiten der Länder, und vornehmſten Oerter in denſelben, bewenden: heutiges Tages verſäumet man zwar dieſe Kenntniß nicht, man macht ſich aber auch die vornehmſten natürlichen Güter eines Landes, die Anzahl ſeiner Einwohner, ihren Fleiß in Manufacturen, Fabriken, Handlung, ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, ſeine Einkünfte, Kriegesmacht, Regierungsart, und was ſonſt noch zur vortheilhaften Einſicht ſeiner Staatsverfaſſung gehört, bekannt. Man erfähret dadurch den Reichthum und Segen,

welchen Gott in den Erdboden, und auf die Arbeit der Menſchen geleget hat; man ſieht den Zuſtand und das Vermögen eines Staats ein, und braucht ſolche Erkenntniß ſowohl zu ſeiner Erbauung, als zur Beurtheilung der Geſchichte und Welthändel. Wenn aber alles dieſes recht glücklich von ſtatten gehen ſoll, ſo iſt nützlich und nöthig, daß man vorher von der Beſchaffenheit und Erheblichkeit vieler natürlichen Dinge, Werke der Kunſt, Verfaſſungen und Einrichtungen, eine deutliche, hinlängliche und fruchtbare Einſicht habe; und daß man vorläufig wiſſe, worinn die wichtigſten Merkwürdigkeiten eines Staates beſtehen? und worauf man alſo bey der genauern Unterſuchung einzelner Staaten vornehmlich ſehen müſſe? Ohne dieſe vorläufige Erkenntniß kann weder der Lehrer der Erdbeſchreibung und ſo genannten Statiſtik, noch der Zuhörer deſſelben, recht fortkommen: denn dieſem kommen alle Augenblicke Dinge vor, deren entweder Beſchaffenheit, oder Gebrauch, oder Wehrt, er nicht kennet, und jener muß den Zuſammenhang ſeines Vortrags entweder oftmals durch Neben-Erläuterungen unterbrechen, die er noch dazu wohl nicht hinlänglich ertheilet, oder, wenn er ſie wegläßt, weil er weder Zeit noch Luſt

hat,

hat, den Hauptvortrag zu unterbrechen, und einerley Erklärungen oft zu wiederholen, ſo iſt ſein Unterricht den Zuhörern nicht ſo deutlich und nützlich, als er billig ſeyn ſollte. Ich habe daher ſchon zu unterſchiedenenmalen in öffentlichen Vorleſungen bald eine kürzere, bald eine längere Vorbereitung zur Kenntniß der geographiſchen Beſchaffenheit und Staatsverfaſſung der europäiſchen Reiche und Republiken, und dadurch zugleich einen allgemeinen Abriß von ganz Europa ertheilet. Weil es aber an einem Lehrbuche dieſer Art gänzlich mangelt, ſo habe ich mich entſchloſſen, den Haupt-Inhalt meiner Anleitung in nachfolgender Schrift zuſammen zu ziehen, und dieſelbige ſowohl meinen jetzigen und künftigen Zuhörern, als auch andern, welche eine ſolche Vorbereitung für nützlich erkennen, zu ihrer Bequemlichkeit in die Hände zu liefern. Die Mannigfaltigkeit der darinn abgehandelten Materien iſt groß, und die Zeit, welche ich habe auf ihre erſte Ausarbeitung verwenden können, iſt ſehr kurz geweſen; daher ich ihr auf einmal die Vollkommenheit, welche ich ihr wünſche, nicht habe geben können: doch iſt dieſe verbeſſerte Auflage ſchon vollkommener, als die vorigen. Es kann dieſe Schrift ſowohl auf höhern als niedern

Schulen, und von Privatlehrern zum Nutzen der Jugend gebraucht werden. Wer ſie bey Schülern gebrauchen will, kann leicht das leichteſte und nützlichſte für dieſelben ausſuchen; er thut auch wohl, wenn er dabey den Anfängern die **allgemeine Abbildung des Erdbodens für die Anfänger in der Erdbeſchreibung** vor Augen leget, welche der Rath und Profeſſor Franz herausgegeben hat, achtzehn kleine Landcharten enthält, nur 1 Fl. koſtet, und bey den homanniſchen Erben zu Nürnberg, auch in Buchläden und bey Landcharten-Händlern zu bekommen iſt. Ich habe nicht nur allenthalben Bücher angeführet, welche zur Erläuterung dieſer Schrift gebraucht werden können, ſondern mich auch zu gleichem Endzwecke häufig auf meine Erdbeſchreibung bezogen. Die angegebenen Zahlen der Seiten beziehen ſich, in Anſehung der beyden erſten Theile, auf die fünfte, und in Anſehung des dritten Theils, auf die vierte Auflage derſelben. Ein kurzes Regiſter benennet die mannigfaltigen Sachen, welche in dieſer Schrift abgehandelt worden ſind. Göttingen, am 1. Jun. 1761.

Vorrede
zu der vierten Ausgabe.

Mein Buch hat in dieſer neuen Ausgabe unterſchiedene erhebliche Verbeſſerungen, auch nützliche kleine Zuſätze bekommen. Ich könnte daſſelbige ohne groſſe Mühe ſehr vergröſſern, unterlaſſe aber ſolches vorſetzlich, damit es zu einem Lehrbuch bequem bleibe. Zur Geſchichte deſſelben gehöret, daß es 1763. zu St. Petersburg bey der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in rußiſcher, und im gegenwärtigen Jahre zu Warſchau in franzöſiſcher Sprache, gedruckt worden. Herr von Beauſobre, dieſes vorzügliche Mitglied der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften, ſaget in

der

der Vorrede zu ſeiner ſchätzbaren Introduction generale à l'étude de la Politique, des Finances, & du Commerce, daß er in dieſem ſeinem Buch, meine Vorbereitung zum Grunde geleget habe. Der gelehrte Herr Profeſſor Tozen hätte in Anſehung der vorläufigen Grundſätze der Staatskunde, und der Abhandlung von Europa überhaupt, welche er im erſten Theil ſeiner ſehr nützlichen Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes von Europa, vorangeſetzet hat, eben dieſes ſagen können: doch hat er ſowohl meine Vorbereitung, als Erdbeſchreibung, an vielen Orten als Quellen ſeiner Nachrichten angegeben. Berlin, am 26. Auguſt, 1768.

Von den Staaten überhaupt.

§. 1.

Ein Staat iſt eine groſſe Geſellſchaft vieler Familien, deren Sicherheit und Wohlfahrt eine beſondere unabhängige Regierung erhält und befördert. Man nennet auch das Land, welches eine ſolche groſſe Geſellſchaft bewohnet, einen Staat.

Anm. 1) Das Wort Staat wird hier in einer engen Bedeutung genommen.

2) Auſſer dieſer allgemeinen Abſicht aller Staaten, hat jeder noch ſeine beſondere. *Monteſquieu* de l'Eſprit des Loix, P. 2. L. 11. Ch. 5.

3) Es giebt noch Nationen, welche ohne Regiments- und Staatsverfaſſungen ſind. Bey denſelben erkennet kein Hausvater oder Haupt der Familie einen Obern; doch erwählen mehrere Familien bisweilen zu einer gewiſſen Verrichtung einen gemeinſchaftlichen Befehlshaber. Ein Beyſpiel iſt die um Hudſons Meerbuſen in Nord-Amerika wohnende

Nation, von welcher Heinrich Ellis in der Reiſebeſchreibung zweyer engliſchen Schiffe nach dieſem Meerbuſen, S. 187. f. Nachricht ertheilet. Der gröſte Theil der Grönländer gehöret auch hieher.

§. 2. Wird der höchſte Befehl in einem Staate von einer einzigen Perſon ertheilet, ſo iſt er ein **monarchiſcher Staat.** Gemeiniglich beobachtet doch ein ſolcher alleiniger Regent gewiſſe Grundgeſetze, und alsdenn iſt ſeine monarchiſche Regierung **gemäßigt**; regieret er aber ohne Geſetze und Regeln bloß nach ſeinem eigenſinnigen Willen, ſo iſt ſeine monarchiſche Regierung **deſpotiſch.**

§. 3. Die Regenten monarchiſcher Staaten heiſſen mehrentheils entweder **Kaiſer** oder **Könige.** Europa hat drey Kaiſer und eilf Könige, deren einige aber über mehr als ein Königreich herrſchen. Es giebt auch monarchiſche Staaten, welche eine geringere, als die königliche, Würde haben.

§. 4. Diejenigen Monarchen, welche ihre Staaten ſchlechterdings und in allen Stücken ohne Zuziehung und Einwilligung ihrer Unterthanen regieren, werden **uneingeſchränkte Monarchen** genennet, dergleichen in Europa im vollkommenſten Grade ſind der rußiſche und türkiſche Kaiſer, und die Könige in Dänemark, Preußen, Sardinien; in etwas geringerm Grade aber die Könige in Frankreich, Spanien, Portugal, und beyden Sicilien. Diejenigen Monarchen, welche in den wichtigſten Staatsangelegenheiten der Einwilli-

gung ihrer Unterthanen bedürfen, ſind eingeſchränkte Monarchen, zu welchen die Könige in Deutſchland, Großbritannien, Schweden, Polen und Hungarn gehören. Dieſe letztern Staaten ſind eigentlich keine monarchiſche, ſondern republikaniſche Staaten, ob ſie gleich gemeiniglich zu jenen gerechnet werden.

§. 5. Die Unterthanen, deren Einwilligung der eingeſchränkte König zu den wichtigſten Regierungsgeſchäften bedarf, werden Reichsſtände genennet. Sie beſtehen gemeiniglich aus der Geiſtlichkeit, dem Adel und den Städten: in Schweden aber gehören auch die Bauern dazu. Ihre Verſammlung wird entweder der Reichstag, oder das Parlament genennet.

§. 6. Die Kaiſer und Könige gelangen zur Regierung theils durch Erbrecht, wie in Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Preußen und Hungarn; theils durch die Wahl, welche entweder an ein gewiſſes Haus gebunden iſt, wie in Schweden und der Türkey, oder willkührlich iſt, wie in Deutſchland und Polen; theils durch die Ernennung des letzten Regenten, welches nur in Rußland ſtatt findet. In einigen Reichen iſt nur das männliche Geſchlecht des Throns fähig, z. E. in Deutſchland, Frankreich, Polen, der Türkey; in andern aber auch das weibliche, als in Rußland, Dänemark, Schweden, Großbritannien, Spanien, beyden Sicilien, Portugal, Hungarn.

§. 7. Die Titel der Monarchen zeigen nicht allemal an, was dieſelben wirklich ſind und beſitzen, ſondern oftmals auch, was ihre Vorfahren gehabt haben, und worauf ſie Anſpruch machen. Eben ſo verhält ſichs auch mit den **Wapen**, welche ſinnbildliche Titel ſind.

§. 8. Ein Staat, deſſen Regierung von mehreren Perſonen verſehen wird, heißt eine **Republik**. Iſt die höchſte Gewalt in den Händen einer gewiſſen Anzahl Perſonen, so hat die Republik eine **ariſtokratiſche Verfaſſung**; hat aber das Volk zuſammen die höchſte Gewalt, ſo iſt die Regierungsart der Republik **demokratiſch**.

§. 9. Die **Republiken** ſind entweder **einfach**, als Venenig, Genova und Lucca, und die kleinern, Raguſa und San Marino, oder **zuſammengeſetzt**, das iſt, ſie beſtehen aus unterſchiedenen verbundenen kleinen Republiken, welche eine groſſe ausmachen, als die Republik der vereinigten Niederlande, und die Eidgenoſſenſchaft, ſamt denen derſelben zugewandten Orten.

Landcharten.

§. 10. Die erſte und allgemeinſte Kenntniß eines Staats verſchaffen die **Landcharten**, deren Einrichtung in unſern Zeiten ſehr verbeſſert wird. Man hat nunmehr von einem jeden europäiſchen Staate nicht nur eine allgemeine Charte, ſondern auch Charten von den beſondern Landſchaften, aus welchen er beſteht, die zum Theil in Sammlungen

oder Atlaſſe gebracht worden ſind a). Bey der Wahl der Landcharten muß man unterſuchen, ob ſie mathematiſch und hiſtoriſch richtig, und methodiſch illuminirt ſind. Die Landcharten, welche die homanniſche Werkſtatt zu Nürnberg liefert, ſind wohlfeil, werden auch von Zeit zu Zeit verbeſſert und vollkommener gemacht. Noch beſſer ſind diejenigen, welche die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin hat verfertigen laſſen. Sie ſind aber auch theurer, die im kleinen Format geſtochenen, ausgenommen.

a) Dahin gehören der Atlas Germaniae ſpecialis, opus inceptum a Joh. Bapt. Homanno, et ab homannianis heredibus continuatum. Norimbergæ 1753. Atlas ruſſicus, cura et opera Academiae imperialis ſcientiarum Petropolitanae. Petropoli 1745.

Namen der Staaten,

Ausſprache derſelben, und der Namen der dazu gehörigen Oerter.

§. 11. Der Urſprung der Namen einiger Staaten iſt dunkel und ungewiß; von andern iſt erweislich, daß ſie ihre Benennung entweder von ihren uralten Einwohnern, oder von fremden mächtigen Völkern, welche ſich darinn niedergelaſſen, bekommen haben; und einige Staaten ſind von ihren Hauptſtädten benannt worden.

§. 12. Die einheimiſchen Namen der Staaten werden von den Ausländern gemeiniglich verändert, oder ſind wohl gar bey denſelben nicht, ſon-

dern an ihrer ſtatt andere gewöhnlich, wie folgende Proben zeigen.

Deutſchland oder Teutſchland

nennen die Dänen **Tydſkland**, die Schweden **Tyſkland**, die Franzoſen **Allemagne**, die Spanier **Alemania**, die Engländer **Germany**, die Polacken **Niemcy** oder **Tedeſchi**, die Hungaren **Német-Orſzág**, die Ruſſen **Germania** auch **Nemetzkaia Semlia**.

Dannemark

nennen die Schweden **Danmark**, die Franzoſen **Danemarc**, die Engländer **Denmark**, die Deutſchen **Dännemark**, die Italiäner **Danimarca**, die Spanier **Dinamarca**, die Hungaren **Daniai-Orſzág**, die Ruſſen **Datzkaia Semlia**, die Finnen **Saxa** und **Saxanmaa**.

Norge

nennen die Dänen eben ſo, die Schweden **Norige**, die Deutſchen **Norwegen**, die Engländer **Norway**, die Franzoſen **Norvegue** und **Norvege**, die Spanier **Norvegia**, u. ſ. w.

Sverige oder Swerige

nennen die Deutſchen **Schweden**, die Engländer **Sweden** oder **Swedeland**, die Franzoſen **Suede**, die Spanier **Suecia**, die Italiäner **Svezia**, die Ruſſen **Schwedskaia Semlia**, die Finnen **Ruozi**.

Eſpaña

nennen die Franzoſen Eſpagne, die Italiäner Spagna, die Deutſchen Spanien, die Engländer Spain, die Polacken Hiſzpania ꝛc.

England

nennen die Deutſchen Engelland, die Franzoſen Angleterre, die Spanier Inglaterra, die Italiäner Inghilterra, die Ruſſen Anglia.

§. 13. Es iſt nützlich und nöthig, daß man ſich auch die richtige, das iſt, in einem jeden Lande ſelbſt gewöhnliche Ausſprache der Namen, der Länder und Oerter bekannt mache. Ich will an einigen Beyſpielen zeigen, wie ein Deutſcher ſolche ausländiſche Namen leſen und ausſprechen müſſe. Sie können auch bey andern Namen zur Regel dienen.

Spaniſche Namen

Werden geſchrieben	und ausgeſprochen:
Eſpaña	Eſpanja
Ciudad	Siudad, drey Silben.
Ciudadella	Siudadelja
Mallorca	Maljorca
Valladolid	Baljadolid
Sevilla	Sebilja
Badajoz	Badachóſz
Zaragoza	Szaragóſza
Murcia	Murſia
Iviça	Ibiſſa

Italiäniſche Namen

Werden geſchrieben	und ausgeſprochen:
Genova	Dſchenowa
Giovenazzo	Dſchiowenazzo
Correggio	Corretſchio
Caſal maggiore	Caſal madſchiore
Vigevano	Widſchewáno
Ronciglione	Ronſchilljione
Sciara	Schiara
Sciglio	Schilljio
Apuglia	Apulljia
Chiozza	Kiozza
Comacchio	Komackio
Bocchetta	Bocketta
Lecce	Letſche
Bracciano	Bratſchiano
Capaccio	Capatſchio
Cervia	Tſcherwia
Cività Vecchia	Schiwitá Weckia
Pavia	Pawía

Franzöſiſche Namen

Aix	Aes
Beſançon	Weſangſſon
Bourdeaux	Burdo
Lyon	Lyong
l'Orient	l'Oriang
Orleans	Orleang
Poitiers	Poátié
Rouen	Ruang
Rochelle	Roſchelle
Marſeille	Marſellje

Eng-

Engländiſche Namen

Werden geſchrieben	und ausgeſprochen:
Argyle	Aergheil
Wales	Wáles
Cambridge	Káhmbridſch
Newcaſtle	Njukáſtl
Dorcheſter	Dártſcheſter
Rocheſter	Rátſcheſter
Chedder	Tſchedder
Reading	Redding
Minehead	Minhed
Plimouth	Plimmoth
Pool	Puhl
Oxford	Axford
Leiceſter	Leſter
Worceſter	Wurſter
Marlborough	Marlboro

Niederländiſche Namen

Coevorden	Kuworden
Utrecht	Eutrecht
Zutphen	Zütphen
het Y	het Ey

Namen des Meerbuſens, an welchem Amſterdam liegt.

Däniſche Namen

Aalborg	Ohlborg
Aarhuus	Ohrhuus
Anderſchow	Anderſkau

Schwediſche Namen

Werden geſchrieben	und ausgeſprochen:
Abo	Obo
Wáſteras	Wáſteros
Skane	Skone (Schonen)

Rußiſche Namen

Wysznei Woloczok	Wyſchnei Wolotſchok
Szuja	Schuja
Uglicz	Uglitſch
Opoczka	Opotſchka
Olonec	Olonetz
Torzok	Torſchok
Mezen	Meſen

Polniſche Namen

Wyszogrod	Wyſchogrod
Czerſk	Tſcherſk
Lenczycz	Lentſchytſch
Polock	Polozk
Poznan	Posnan

Böheimiſche Namen

Byszice	Byſchitz
Czaſlaw	Tſchaſlau

Es kömmt alſo die Ausſprache mit der polniſchen und rußiſchen überein.

Hungariſche Namen

Sar-var	Schar-var
Szolnok	Sſolnok

Cſanad

Werden geſchrieben	und ausgeſprochen:
Cſanad	Tſchanad
Panczova	Pantſchowa
Beszterčze	Beßterzſe
Tſetnek	Tſchetnek
Zeben	Seben
Uj⸗vár	faſt wie Ug⸗war.

Geſchichte.

§. 14. Den Urſprung und die Veränderungen der Staaten lernet man aus ihrer beſondern Geſchichte, von welcher man das vornehmſte wiſſen muß, und die zu den nützlichſten Betrachtungen Anlaß geben kann.

Anmerk. Zu dieſem Zwecke ſind folgende Bücher die bequemſten:

Georg Chriſtian Gebauers Grundriß zu einer umſtändlichen Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten, dritte Auflage. Leipzig, 1749, in 4.

Gottfr. Achenwalls Geſchichte der heutigen vornehmſten europäiſchen Staaten im Grundriſſe. Dritte Auflage. Göttingen, 1767.

Johann Jakob Schmauſens kurzer Begriff der Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten. Göttingen, 1755, in 8.

Es iſt aber in dieſen Büchern die Geſchichte des deutſchen Reichs, der Staaten in Italien, Preußens, Hungarns, und des türkiſchen Reichs, nicht abgehandelt.

Lage.

§. 15. Die Lage eines Staats wird am kürzeſten und deutlichſten aus den Landcharten erkannt. Sie hat ſowohl in ſeine Verfaſſung, Macht und Schwäche, als in ſein Verhältniß gegen andere Staaten, einen ſtarken Einfluß.

Gröſſe.

§. 16. Die Gröſſe eines Staas kann nach den Land- und Poſtſtraſſen nicht genau beſtimmt werden a): man bekömmt auch durch die Ausmeſſung ihrer ſtärkſten Ausdehnung in die Länge und Breite, keinen rechten brauchbaren Begriff von derſelben b): ſondern es iſt am nützlichſten, daß man einen Staat nach den beſten Landcharten in ein Viereck, oder in mehrere Vierecke bringe, und derſelben Flächen Inhalt, durch geographiſche Meilen c) ausrechne. Alsdenn bekömmt man die Gröſſe eines Staats in Quadratmeilen, und kann ſolche auf unterſchiedene Weiſe nützlich gebrauchen. d).

a) denn die Landſtraſſen gehen nicht gerade zu. Wenn man alſo gleich weiß, wie weit 2 Oerter, die ungefähr gegen einander über an den Grenzen der äuſſerſten Ausdehnung eines Landes liegen, nach den Landſtraſſen von einander entfernt ſind, ſo bekömmt man doch dadurch keinen genauen Begriff von der Gröſſe des Landes. Dazu kömmt noch, daß es an genauer und gleichförmiger Abmeſſung der Landſtraſſen durch Meilenzeiger fehlet, deren ſich wenige Länder rühmen können. Das rußiſche Reich, welches der gröſte Staat nicht nur in Europa, ſondern auch in der ganzen Welt iſt, hat den beſondern Vorzug, daß

daß in demſelben die Hauptlandſtraſſen genau abgemeſſen, und nach allen Seiten des Staats mit Meilenzeigern verſehen ſind. S. meine Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 605. Im Königreiche Dänemark ſind die Landſtraſſen auch abgemeſſen: und im Churfürſtenthume Sachſen ſind alle Landſtraſſen gemeſſen und mit Poſtſäulen oder Meilenzeigern verſehen. Erdbeſchreib. Th. 3. B. 2. S. 1913. 1914.

b) denn die Geſtalt der meiſten Staaten iſt unregelmäßig, und ſowohl die Länge als Breite ſehr ungleich.

c) ſo werden diejenigen Meilen, welche man ſonſt deutſche Meilen nennet, die aber in Deutſchland nirgends gewöhnlich ſind, am beſten genannt. Es gehen derſelben 15 auf einen Grad des Aequators, und eine jede iſt 23629 rheinländiſche, oder 22842 franzöſiſche Schuhe lang. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 44.

d) Man kann ſolchergeſtalt die Staaten in Anſehung ihrer Gröſſe, Anbauung und Bewohnung am beſten miteinander vergleichen; und dieſe Vergleichung giebt viele beträchtliche Anmerkungen an die Hand.

§. 17. Damit man die europäiſchen Staaten in Anſehung ihrer Gröſſe ſich auf einmal vorſtellen könne, will ich ſie hier angeben, wie ſie nach Maßgebung der beſten Charten in geographiſchen Quadratmeilen beſtimmt iſt.

Das rußiſche Reich in Europa beträgt Q. M. ungefähr . . .	57600
Das ganze rußiſche Reich .	300000
Das Königreich Polen und Groß-Herzogthum Lithauen .	13400
Das Königreich Schweden und Groß-Fürſtenthum Finland	12800
Deutſchland . .	11124

Das

	Q. M.
Das deutſche Reich, den Reſt des burgundiſchen Kreiſes mitgerechnet, aber Schleſien weggelaſſen	11378
Das türkiſche Reich in Europa, nebſt der Halb-Inſel Crim	10544
Frankreich	10000
Alle Staaten des Hauſes Oeſtreich, zuſammen genommen	8800
Spanien	8500
Alle Staaten des Königs von Dänemark zuſammen genommen, jedoch Island, und die färöiſchen Inſeln ungerechnet	6275
Großbritannien und Irland	6000
Norwegen inſonderheit	5250
Hungarn, Siebenbürgen, Slawonien, nebſt dem öſtreichiſchen Antheil an Croatien und Dalmatien	4760
Die öſtreichiſchen Länder in Deutſchland	3385
Alle Staaten des Königs von Preuſſen, zuſammen genommen	2940
Portugal	1875
Napoli und Sicilien	1836
Die Staaten des Königs von Sardinien	1224
Die helvetiſche Republik	1090
Dänemark inſonderheit	850
Der Kirchenſtaat	800
Das Königreich Preußen	729
Die vereinigten Niederlande	625

Das

Das Gebiet der Republik Venedig in Ober-Italien	Q. M. 625
Das Groß-Herzogthum Florenz	440
Genova und Corſica	290
Die Länder des Herzogs von Modena	90
Die Länder des Infanten Don Philipp	90

Luft.

§. 18. Die **Luft** und **Witterung** iſt in Europa, ſo wie auf der ganzen Erde, nicht nur in Anſehung der Himmelsgegenden a), ſondern auch in Anſehung der Lage b) und natürlichen Beſchaffenheit c) einzelner Staaten und beſonderer Gegenden d) derſelben, von ſehr unterſchiedener Art. Da ſie nun einen groſſen Einfluß in den Körper und in die Lebensart der Menſchen hat, und wegen der genaueſten Verbindung, in welcher der Leib und die Seele miteinander ſtehen, auch der Unterſchied der Gemüthsart, welchen man unter den Nationen findet, mit darauf beruhet e): ſo iſt es nöthig und nützlich, auf ihre Beſchaffenheit und Wirkung in einzelnen Staaten Acht zu haben; wobey man ſich aber vor fehlerhaften Urtheilen deſto mehr hüten muß, je leichter ſie begangen werden können f). Man kann aus guten Gründen erweiſen, daß Europa heutiges Tages wärmer ſey, als es vor Alters geweſen g) und als eine Regel annehmen, daß, je mehr ein Land angebauet und bewohnet wird, deſto mehr die Kälte deſſelben abnehme, und die Luft deſſelben gelinder werde. Es werden auch alle angebauete, und folglich von Bäumen entblößte Länder, immer trockner h).

a) In

a) In den nordlichen und nord⸗oſtlichen Ländern muß der Winter natürlicher Weiſe ſtrenger ſeyn und länger währen, als in den ſüdlichen. Man vergleiche Spanien und Portugal mit Norwegen, Schweden, und Rußland. S. meine **Erdbeſchreibung** von dieſen Ländern.

b) Ein Land, welches am Meer liegt, oder wohl gar ganz davon umgeben iſt, hat eine unreinere und veränderlichere Luft, als ein anderes, welches vom Meer entfernt iſt. In jenem, wenigſtens in den Gegenden am Meer, iſt aber auch der Winter gelinder, als in dieſem, welches die Vergleichung Englands mit Deutſchland, und Schwedens mit Rußland und Sibirien, beweiſet. **Erdbeſchreib.** Th. 2. S. 1191.

c) Ebene Länder haben eine andere Luft und Witterung, als bergichte. Dieſe ſind kälter, als jene: die Luft in letzteren iſt aber reiner und folglich geſunder, als in erſtern, zumal wenn ſolche viele moraſtige Gegenden enthalten. Die höchſten Berge mitten in Europa, nämlich in Helvetien, in Savoyen, in Tyrol und Krain, und das karpathiſche Gebirge, zwiſchen Hungarn und Polen, ſind eben ſowohl beſtändig mit Schnee und Eis bedeckt, als die hohen Berge im nordlichſten Europa. In den Thälern zwiſchen den Schnee⸗ und Eisbergen ſind ewige Eisfelder, und in die Thäler zwiſchen fruchtbaren Bergen ſenken ſich aus den Eisfeldern groſſe Eisſtücke herab, welche wie zugeſpitzte Thürme ausſehen, und **Gletſcher**, auch **Firn** genennet werden.

d) Z. E. der bergichte Theil von Hungarn hat eine viel reinere und geſundere Luft, als der ebene Theil, inſonderheit der, welcher an der Theis liegt; gleichen Vorzug hat der mittlere und oſtliche Theil von Norwegen vor dem weſtlichen; u. a. m. Wie ſehr unterſchieden iſt die Luft in Deutſchland!

e) Von dieſen wichtigen Materien findet man unterſchiedene ſcharfſinnige Gedanken in **Montesquieu**

Werk

Werk de l'Eſprit des Loix, Th. 3. B. 14. K. 2. in David Georg Strubens Nebenſtunden, Th. 5. S. 399. f. und in Sneedorfs Breve im 29ſten und 30ſten: und viele ungegründete in einer Schrift, genannt, La Phyſique de l'hiſtoire, ou conſiderations generales ſur les principes élémentaires du temperament et du caractere naturel des peuples. à Amſterdam 1765, in 8.

f) Dergleichen fehlerhafte Urtheile ſind vornehmlich folgende:

1. Daß Länder und Gegenden, die unter einerley Parallelzirkel liegen, auch gleiche Kälte und Wärme hätten. Es lehret aber die Erfahrung, daß die öſtlichen Länder, Gegenden und Oerter in der nordlichen Hälfte von Europa und Aſia, viel kälter ſind, als die weſtlichſten unter demſelben Parallelzirkel. Die Kälte nimmt alſo nicht allein mit den Graden der Breite, ſondern auch mit den Graden der Länge zu. Die Urſach davon iſt, weil die öſtlichen Gegenden von Europa und Aſia, weiter vom Meer entfernet ſind, als die weſtlichen; denn je näher ein Ort beym Meer gelegen iſt, deſto gelinder iſt ſein Winter. Franc. Ulr. Theod. Aepini Cogitationes de diſtributione caloris per tellurem. Petrop. 1762.

2. Daß die Luft und Witterung in den nordiſchen Ländern ſehr unangenehm und beſchwerlich, ja wohl gar unerträglich kalt ſey. Das Gegentheil vom letzten beweiſen die geſund und lange darinn lebenden Einwohner. Der Winter iſt den nordiſchen Völkern nicht beſchwerlicher, als den ſüdlichen die Hitze; und jene haben angenehmern Sommer, als dieſe.

3. Daß der Sommer im ſüdlichſten Europa heiſſer ſeyn müſſe, als im nordlichſten, weil jenes der Linie näher ſey, als dieſes. Allein, die langen Sommertage in dieſem, verurſachen, daß es ſich manchmal umkehret.

4. Daß die an der See gelegenen Länder und Gegenden ſehr ungeſund ſeyn. Allein, die daſelbſt gewöhnlichen häufigen und ſtarken Winde, verbeſſern die Luft.

g) Diſcours politiques de Mr. *David Hume*, traduits de l'Anglois, à Amſterdam 1754. p. 286-289. auch im hamb. Magazin, B. 10. S. 607-610.

h) Götting. Zeitung. von gelehrten Sachen, vom Jahre 1747. S. 835.

Natürliche Beſchaffenheit.

Ebene und bergichte Länder.

§. 19. Es giebt in Europa keine groſſe durchgehends ebene Länder, ſondern ſie ſind wenigſtens mit zahlreichen Hügeln verſehen; es haben auch diejenigen Länder, in welchen mäßige Berge, Thäler und Ebenen miteinander abwechſeln, mancherley Vorzüge vor den ebeneren a): die ſehr gebirgichten aber gehören nicht zu den beſten.

a) Dergleichen ſind, beſſere Luft, mehrere und beſſere Quellen, häufigere Flüſſe, beträchtlichere Wälder, mehrere und wichtigere Mineralien, und angenehmere Ausſichten.

Flüſſe und Kanäle.

§. 20. Viele und ſchiffbare Flüſſe, ſind einem Lande ſowohl zu ſeiner Bewäſſerung, als zur Beförderung ſeines Handels, ſehr nützlich. Es iſt der Mühe und Koſten werth, da, wo ſie fehlen, oder unzulänglich ſind, ſchiffbare Kanäle anzulegen a). Dieſe ſind nirgends häufiger, als in den Niederlanden, die gröſten aber ſind der

der languedockiſche in Frankreich b), und der ladogaiſche in Rußland c).

a) Wie vortheilhaft ſie für den Handel ſind, kann man z. E. an den Niederlanden, und an der Mark Brandenburg ſehen.

b) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 499-502.

c) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 668. 669.

Frucht- und Unfruchtbarkeit des Bodens.

§. 21. Unter allen europäiſchen Staaten iſt keiner, deſſen Länder durchgehends einen fruchtbaren Boden hätten: es hat aber in Anſehung der Güte des Erdbodens einer vor dem andern einen groſſen natürlichen Vorzug (*): doch wird derſelbe durch den Fleiß der Einwohner des einen, und durch die Faulheit der Einwohner des andern Staats, gewiſſermaßen wieder aufgehoben, ſo daß ein mit einem geringen Boden verſehener Staat, deſſen Einwohner frey und fleißig ſind a), gemeiniglich einen gröſſeren Ueberfluß und Reichthum hat b), als ein natürlich fruchtbarer Staat, deſſen Einwohner theils ſelbſt durch die Güte des Bodens, theils durch bürgerliche und gottesdienſtliche Sklaverey zur Faulheit veranlaſſet werden c).

(*) Die Vermehrung des Getreides beruhet auſſer der Witterung und einigen andern Umſtänden, nicht allein auf der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens, und deſſelben Bearbeitung, ſondern auch auf der Beſchaffenheit des Samens, als von welchem gemeiniglich nur ein Theil aufgeht. Der Freyherr Peter von Hohenthal hat ein Stück Feld von 6650 Quadratellen, jede zu 2 Leipziger Schuhen, mit 10 Metzen Dresdner Maas Spelt oder Dinkel beſäen laſſen, und

nach dem Ausdreſchen 12 Scheffel, 2 Vierthel, 2 Metzen geerndtet. (1 Scheffel iſt 16 Metzen, 1 Metze 4 Mäßchen.) Er erndtete alſo 20 mal ſo viel, als ausgeſäet war. Man konnte aber rechnen, daß von der Ausſaat 9 Metzen verdorben, und nicht aufgegangen waren; und hingegen 1 Metze allen geerndteten Samen gebracht, folglich ſich 200fältig vermehret hatte. S. **Oeconomiſche Nachrichten**, S. 133 = 135. S. 198 = 205, woſelbſt noch andere merkwürdige Beyſpiele ſtehen. Von der Vermehrung des Getreides überhaupt, habe ich einige Anmerkungen geſammlet. In dem fruchtbaren Boden der Ukraine, vermehret ſich der ausgeſäete Roggen in guten Jahren eilf mal, und in auſſerordentlich guten Jahren wohl 15 bis 17 mal. **Junker von der natürlichen Beſchaffenheit der Gegenden zwiſchen dem Don und Dnepr, in Müllers Sammlung rußiſcher Geſchichte**, B. 9. S. 20. In Holſtein erndtet man nach dem Unterſchied des Bodens, das 7te bis 14te Korn. In Schweden rechnet man, daß man im Durchſchnitt das ſechſte Korn baue. In Helvetien iſt man zufrieden, wenn ſich das ausgeſäete Getreide fünffach vermehret. Es giebt in unterſchiedenen Ländern, ſolche Aecker, die das ausgeſäete Korn kaum dreyfach wieder liefern.

a) Die Unfruchtbarkeit des Landes iſt eine natürliche Reizung zum möglichſten Fleiſſe und zur Mäſſigkeit; hingegen die Fruchtbarkeit iſt eine Veranlaſſung zur Faulheit, weil der Erdboden ohne groſſe Mühe ſo viel giebt, als zur Unterhaltung des Lebens nothwendig iſt.

b) Beyſpiele ſind in Holland und Genova.

c) Welches Portugal, Spanien, der Kirchenſtaat und Polen beweiſen. S. **Erdbeſchreibung**, Th. 2. S. 4. 108. 109. 1021. Th. 1. S. 965.

Vom

Vom Ackerbau und Viehzucht überhaupt.

§. 22. Der Ackerbau und die Viehzucht ſind die erſten, (*) natürlichſten und allgemeinſten Nahrungsmittel der Menſchen a), und wenn beyde in einem Staate mit möglichſter Gefliſſenheit und Klugheit getrieben werden, und in gehörigem Verhältniß gegen einander ſtehen b); ſo geben ſie den Einwohnern gewiſſen Unterhalt. Sie ſind auch der Grund der Manufacturen, weil die meiſten Materien zu denſelben vom Feldbau und von der Viehzucht kommen, und die Manufacturiſten ihre Speiſen davon haben müſſen. Ihre Producten ſind ein wichtiger Gegenſtand des Handels. Es gereicht auch zur Ehre des Ackerbaues, daß die Nationen, welche ſich darauf legen, geſund und herzhaft ſind, dahingegen die Nationen, welche bloß mit Handwerkern und Handel ſich beſchäftigen, ungeſund und furchtſam ſind.

(*) Daß die erſten Menſchen den Ackerbau von den Schweinen gelernet haben ſollen, iſt ein ſeltſamer Gedanke Aeliani l. 1. var. hiſt. c. 2. Moſes lehret uns in ſeinem erſten Buch, Kap. 3, 23. daß Gott ihn den Menſchen anbefohlen habe.

a) Lacte mero veteres uſi memorantur et herbis. Ovidius Faſt. L. 4. v. 369. Die Viehzucht iſt noch nothwendiger, als der Ackerbau. Selbſt in Europa, nämlich ſowohl im nordlichſten Theile deſſelben, als in andern ſehr bergichten Ländern, leben die Menſchen ohne Ackerbau, bloß von der Viehzucht, Jagd und

 Fiſche-

Fiſcherey; hingegen der Ackerbau kann nicht ohne Viehzucht beſtehen.

b) Der Ackerbau muß zum Nachtheil der Viehzucht nicht zu weit ausgedehnet werden.

Vom Ackerbau inſonderheit.

§. 23. In keinem europäiſchen Staate iſt der Ackerbau höher getrieben, als in England, welches auch an Getreide den größten Ueberfluß hat a). Die übrigen europäiſchen Länder, welche mit Getreide am reichlichſten verſehen ſind, und vieles ausführen können, ſind: Liefland b), Polen c) und Litauen d), Preußen e), Deutſchland f), Dänemark g) und Sicilien h). Andere Länder bauen ſo viel, als ihre Einwohner verbrauchen, leiden aber, wenn keine Vorrathshäuſer vorhanden ſind, zuweilen Mangel i); und einige Länder haben beſtändigen Mangel an Getreide, entweder, weil der Erdboden und die Kälte der Luft den Feldbau nicht recht verſtatten, welches von Norwegen k), Schweden l), dem erhabenſten und rauheſten Theile Helvetiens, dem Harz, und einigen andern gilt, oder weil der Ackerbau verabſäumet wird, wie in Spanien m) und Portugal n).

a) Der Grund davon iſt die Belohnung, welche auf die Ausfuhre des Getreides geſetzt iſt, welche aber durch einheimiſche Schiffe und Leute geſchehen muß. In 5 Jahren, nämlich von 1746 bis 1750, hat England für 41, 657, 546 Rthlr. Getreide, Malz und Grütze ausgeführet, welches auf jedes dieſer 5 Jahre 8, 551, 509 Rthlr. bringt. Dangueil Anmerkungen über die Vortheile und Nachtheile Frankreichs

reichs und Großbritanniens, in Anſehung des Handels. S. 55. f. Seit einigen Jahren aber hat England Zufuhre an Getreide nöthig gehabt.

b) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 671. 672.

c) Erdbeſchr. Th. 1. S. 965. Sein Ueberfluß an Getreide wird nach Danzig, und von dannen weiter ausgeführet. Dieſe Ausfuhre beträgt auf 60000 Laſten, welche man ungefähr auf 2½ Millionen Rthlr. ſchätzen kann. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 1038. Eine Laſt hat 60 Scheffel, 1 Scheffel 4 Viertel, 1 Viertel 4 Metzen.

d) und e) Das Groß-Herzogthum Litauen ſchicket ſein überflüßiges Getreide nach Königsberg und Memel. Das litauiſche und preußiſche Getreide, welches jährlich von Königsberg ausgeführet wird, beträgt ungefähr 20000 Laſten. Erdb. Th. 1. S. 919.

f) Deutſchlands überflüßiges Getreide wird größtentheils auf der Elbe und Weſer nach Hamburg und Bremen, imgleichen nach den Häfen an der Oſtſee, und von dannen nach Holland, Schweden, und andern Ländern geführet. Nach Helvetien gehet auch deutſches Getreide.

g) Das Getreide, welches Dänemark in guten Jahren ausführet, gehet größtentheils nach dem ſüdlichen Theile von Norwegen. Erdbeſchreib. Th. 1. S. 124. 125. 309.

h) Dieſe Inſel war vor Alters das Kornhaus der Römer; itzt verſorgt ſie noch das Königreich Napoli mit vielem Getreide. Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 1166. 1167.

i) So gehts Frankreich; doch hat der Getreidemangel, welcher ſich zuweilen daſelbſt äuſſert, noch andere Urſachen. Erdbeſchr. Th. 2. S. 275. S. auch Dangueil am angeführten Orte, S. 1. Den Schaden, den auch Schweden von Mangel der Vorrathshäuſer hat, bemerkt Sven Bring in ſeiner Diſſert.

de fecilitate regni Svio-Gothici arte magis quam marte paranda, Londini Goth. 1756. pag. 41. 42. In den preußiſchen Ländern ſind die Vorrathshäuſer häufig.

k) und l) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 307=309. 420. f. Von dem in Norwegen und Schweden, durch Mangel und Hungersnoth, veranlaßten Brodt von Tannenrinde, Aehren und einer gewiſſen Pflanze, ſ. eben daſelbſt.

m) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 108. 109.

n) Eben daſ. S. 4.

Getreide=Arten.

§. 24. **Die Getreide=Arten,** (ich nehme das Wort in weitläuftigem Verſtande) welche in Europa, jedoch nicht alle in allen Ländern, gebauet werden, ſind: Weizen, Roggen, Spelt oder Dinkel, Mayß oder türkiſcher Weizen a), Gerſte, Hafer, Erbſen, Bohnen, Wicken, Kichern, Linſen, Hirſe, Buchweizen oder Heidekorn, und Reiß b).

a) Dieſe Getreideart iſt aus Amerika in die andern Haupttheile des Erdbodens gekommen, und inſonderheit in Aſia und Afrika ſehr geſchwind ausgebreitet worden. In Europa bauet man ſie bisher am ſtärkſten, In Portugal, Spanien, Italien, Frankreich und England. Sie iſt ſehr nützlich, nicht nur, weil 1 Aehre 3 bis 600 Körner enthält, und ein einziger Stengel, wenn er Raum genug hat, dergleichen Aehren 3 bis 4 treibt, ſondern auch, weil ſie ein ſehr ſchönes und wohlſchmeckendes Mehl giebt, und auf den ſchlechteſten und unfruchtbarſten Feldern, inſonderheit auch im Sandlande, ſehr wohl fortkömmt. von Juſti neue Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde, eilftes Stück, S. 547. f. Eben deſ-

ſelben

ſelben fortgeſetzte Bemühungen zum Vortheile der Naturkunde, 2tes Stück, S. 191. f.

b) Der Reiß wird in Europa nur in einigen Ländern gebauet, nämlich in Spanien, Mailand, Veroneſe, Napoli, Romanien, im türkiſchen Reiche, und Mähren. Man hat auch in churf. ſächſiſchen und braunſchweig = lüneburgiſchen Landen vortheilhafte Verſuche mit deſſelben Bau gemacht, ihn im April ausgeſäet, und im Auguſt geerndtet, und gefunden, daß er auf gut gedüngtem Lande, ſich eben ſo vervielfältige, wie ander Getreide. Er kann aber in Deutſchland keinen naſſen Boden vertragen, den er in den ſüdlichen europäiſchen Ländern und den andern Haupttheilen des Erdbodens verlangt, woſelbſt aber die Gegenden, wo er gebauet wird, ungeſund ſind. Joh. Georg Reyßlers neueſte Reiſe ꝛc. Th. 1. S. 346. 347. Dieß vermindert daſelbſt die Vortheile des Reißbaues, welche Monteſquieu in ſeinem Buche de l'Eſprit des Loix P. 3. L. 23. Ch. 14. angiebt. Einige Nachrichten von dem Bau des Reißes, findet man im hamb. Magazin, B. 1. S. 442 = 445.

Weinſtock.

§. 25. Der Weinſtock iſt ganz gewiß aus Aſien nach Europa, und zwar zuerſt nach Griechenland, von dannen aber nach Italien und dem narboneſiſchen Gallien, und aus dieſen Ländern in andere europäiſche Gegenden gekommen a). Die eigentlichen Weinländer ſind jenſeits des 50ſten Grads der Breite b): denn obgleich dieſſeits deſſelben hin und wieder Wein wächſt, und inſonderheit einige in Deutſchland dieſſeits deſſelben belegene Gegenden noch guten Weinwachs haben c); ſo iſt doch dieſer Wein mit

demjenigen, welcher in Europens ſüdlichen Hälfte wächſt, weder in Anſehung der Güte noch Menge zu vergleichen. Die getrockneten Weintrauben heißen **Roſinen** d). Der Weinbau ernähret viele, ja mehrere Menſchen, als der Ackerbau e), dienet alſo zur Bevölkerung eines Landes, und giebt Gelegenheit zum einträglichen Handel f).

a) Journal helvetique, Octobr. 1738. p. 291. **hamburgiſches Magazin**, Th. 5. S. 639. f.

b) Es gehören alſo dahin Portugal, Spanien, Frankreich, Helvetien, Italien, Hungarn, die Türkey, und die ſüdliche Hälfte von Deutſchland.

c) als, das unterſte Erzſtift Trier, das obere Erzſtift Cöln, die Grafſchaft Hanau, der nordlichſte Theil von Böheim, Schleſien, die Lauſitz, Ober-Sachſen.

d) von unterſchiedenen Arten ihrer Zubereitung ſ. **Erdbeſchr.** Th. 2. S. 180.

e) Eine franzöſiſche Meile Ackerland kann nicht mehr als 1390 Leute in Arbeit ſetzen und ernähren; hingegen eine Meile Weinberge kann 2604 erhalten. Diſcours ſur les vignes, Dyon 1756 in 12. Man hat in Frankreich befürchtet, daß der Weinbau dem Ackerbau ſchädlich ſeyn möchte, und hat daher jenen einzuſchränken geſucht: allein, wenn der Bauer ſein Getreide eben ſo frey verkaufen dürfte, als ſeinen Wein, und alſo von jenem gleichen Vortheil zu hoffen hätte, ſo würde ſich der Weinbau mit dem Ackerbau von ſelbſt in das gehörige Verhältniß ſetzen.

f) Spanien führet für einige Millionen Rthlr. Weine und Roſinen aus; Frankreich für 3 bis 4 Millionen Rthlr. Die Weine, welche Deutſchland, Hungarn, und andere Weinländer ausführen, betragen viele Millionen Thaler.

Baumfrüchte.

§. 26. Man weiß, daß die ſchönſten und beſten **Baumfrüchte** in die Länder, wo ſie itzt wachſen, aus Italien, hieher aber aus Griechenland, Aſia und Afrika gekommen ſind, als die **Aepfel** aus Syrien, Aegypten, Griechenland ꝛc. die **Apricoſen** aus Epirus, die beſten **Birnen** aus Alexandrien, Syrien, Numidien und Griechenland, die **Citronen** und **Pomeranzen** aus Medien, Perſien und Aſſyrien, die **Feigen** aus Aſien, die **Granatäpfel** aus Carthago, die **Kaſtanien** von Caſtania in Magneſien, einer zu Macedonien gehörig geweſenen Landſchaft, die **Kirſchen** von Cereſunt in Pontus, die **Mandeln** aus Aſien nach Griechenland, und zwar zuerſt nach der Inſel Thaſos im Archipelago, die beſten **Nüſſe**, nämlich die **wälſchen Nüſſe**, aus Perſien, und die **groſſen Haſelnüſſe** oder **Avellanen** aus Pontus, die **Oliven** a) aus Paphos in der Inſel Cypern, nach Griechenland, und von dannen nach Italien, die **Pfirſchen** aus Perſien, die **Pflaumen** aus Armenien und Syrien, die **Quitten** aus Cydon auf Creta oder Candia, von dannen ſie nach Griechenland, und von da nach Italien gekommen ſind b). Dieſe Früchte ſind am häufigſten und vortreflichſten in Italien, in den angrenzenden Gegenden des deutſchen Reichs, in Frankreich, Spanien und Portugal, zu finden, welche Länder auch einen ſtarken Handel mit denſelben treiben. Einige europäiſche Länder, als England und die Normandie, haben einen ſolchen Ueberfluß von Aepfeln und Birnen, daß

ſie einen Moſt, oder ſogenannten Wein daraus verfertigen. Je weiter nach Norden, je mehr nehmen die Baumfrüchte an Menge und Güte ab, und der nordlichſte Theil von Europa hat gar keine. Der **Maulbeerbaum** iſt nicht ſowohl ſeiner angenehmen Frucht, als vielmehr ſeiner Blätter wegen, erheblich, weil ſie die beſte Nahrung der Seidenwürmer ſind, inſonderheit die von weiſſen Maulbeerbäumen

a) Aus den Oliven wird das Baumöl gepreſſet, von welchen in meiner Erdbeſchreibung Th. 2. S. 953. eine Anmerkung zu finden iſt. Das ſchönſte kömmt von St. Remo und aus Provence. Eben daſ. S. 978.

b) **Hamburgiſches Magazin**, Th. 5. S. 483. f. 583. f. Th. 6. S. 506. f. aus dem Journal helvetique Sept. 1738. und 40.

Brenn- und Bauholz.

§. 27. Es iſt etwas wichtiges für ein Land, wenn es mit vielem und gutem **Brenn- und Bauholze** verſehen iſt a); man iſt aber allenthalben ſehr verſchwenderiſch damit umgegangen b). Einige Länder ermangeln ſelbſt des nothdürftigen Holzes c), andere aber, die itzt entweder noch hinlänglich oder reichlich mit demſelben verſehen ſind, werden über einige Menſchen-Alter auch Mangel zu beſorgen haben, wo ſie nicht haushälteriſcher verfahren, und auf neue Anpflanzungen gröſſern Fleiß wenden. Das vornehmſte Bauholz beſteht in Eichen d) und Tannen e), welche in Europens mitternächtlichen Hälfte von beſſerer Art ſind, als in der ſüdlichen f). Mit dieſem Holze treiben Norwegen g), Schweden h), Rußland i), Preußen, Polen, Litauen, Curland k),

und unterſchiedene Länder Deutſchlands l), den ſtärkſten Handel. Der **Lerchenbaum**, welcher zu den Nadelnbäumen gehöret, iſt einer der nützlichſten, und verdienet allenthalben ſorgfältig gebauet zu werden m). In den mitternächtlichſten Gegenden von Europa giebts keine Bäume; daher es deſto merk- und unterſuchungswürdiger iſt, woher die groſſe Menge der Lerchen- und Tannenbäume komme, welche das Nord- und Eismeer an den Strand wirft n).

a) Der erſtaunlich groſſen Menge Holzes, welches zum Brennen in den Haushaltungen nöthig iſt, nicht zu gedenken; ſo wird zum Häuſer- Feſtungs- und Schiffbau, zu den Bergwerken, Schmelzöfen, Salzkothen, Glashütten, Ziegel- und Kalköfen, zu Unterhaltung der Dämme, Wehre, Brücken, Mühlen, Schleuſen, Zäune und Planken, zu Paliſaden bey den Feſtungswerken, zu Verarbeitung für die Tiſchler, Rademacher, Bötticher, Drechsler, Sattler, Leiſtenſchneider, Schindelmacher, Schachtel- und Siebmacher und andere Handwerksleute, und auf andere Weiſe unbeſchreiblich viel erfordert. Es wächſt jährlich nicht ſo viel Holz an, als verbraucht wird.

b) Durch den ſtärkern Anbau der Länder ſind die Hölzungen ſehr verringert worden. Man hat unzählige Hölzungen ausgerottet, und den Boden in Ackerland verwandelt, weil dieſes mehr einträgt, als ein mit Holz beſetzter Boden; man hätte aber auch an das groſſe Uebel, ſo aus dem Mangel des Holzes entſteht, gedenken, und daher mehrere Hölzungen erhalten ſollen. Der unbedachtſame Gebrauch des Holzes in ſehr vielen Fällen, wo Steine eben ſo gut und noch beſſer angebracht wären, und die verſchwenderiſche Brennart, welche man häufig antrifft, tragen auch zur Verringerung des Holzes viel bey. In Schweden und Norwegen verbrennet man unzählige Bäume, um Aſche

zu

zu bekommen, durch welche man die Aecker fruchtbar machet, welches aber eine ſchädliche Gewohnheit iſt. S. Erdbeſchr. Th. 1. S. 308. 421. 581. 582. In einigen Gegenden Deutſchlands, als in der Grafſchaft Mark bey Plettenberg, in Schwaben auf dem Schwarzwalde, und in Franken in der Grafſchaft Erbach, iſt ein ähnliches, doch weniger ſchädliches Verfahren gewöhnlich. Erdbeſchr. Th. 3. S. 615. 1309. 1868.

c) In Deutſchland iſt das Holz ſeit 100 Jahren 6, 8 bis 10 mal theurer geworden, als es ehedeſſen geweſen iſt, und es giebt Länder, wo ein ſtarker Mangel daran iſt. England, und ein Theil von Dänemark, haben wenig Holz. Holland hat noch weniger, und das Holz, welches daſelbſt zu Schiffe eingeführet wird, wird zum Theil nach dem Gewichte verkauft. Die Marſchländer an der Nordſee und Elbe, und die Inſeln unweit des feſten Landes des Herzogthums Schleswig, ſind ganz ohne Holz. In dieſen und andern Ländern, wo Holzmangel iſt, brennet man entweder Torf, oder Steinkohlen, oder Stroh und Stoppeln, oder den ſtachlichten Genſter (Geniſta ſpinoſa,) und das Farnkraut (Pteris) welches in England geſchieht; ja auf den eben gedachten ſchleswigiſchen Inſeln und auf Hiddenſe bey Rügen, brennet man auch getrockneten Kuhmiſt, in Helvetien, und zwar im bündneriſchen Thale Avers, gedörrten Schafmiſt, im Urſeler Thale und auf dem St. Gotthardsberge aber gewiſſe kleine Pflanzen, nämlich Alproſen (Roſa alpina, Chamaerhododendros alpina ſerpillifolia,) das Rhododendron glabrum et villoſum, und etwas Breuſch; (eine Art der Erica,) in der ſchwediſchen Provinz Schonen hin und wieder auſſer Stroh auch Raſen und getrockneten Miſt; in Schleſiens Fürſtenthum Breßlau, Stroh, Diſteln- oder Klettenſträuche, Sonnenroſen- und Erdäpfel-Stauden: und auf Island auch Fiſchgräten. In Apulien am Ufer des Meers zwiſchen Manfredonia und Barletta, braten die Fiſcher ihre Fiſche bey dürrem Büffelkoth. In denenjenigen Gegenden von Hungarn,

wo

wo es an Holz zum Bauen mangelt, wohnen die Bauern in der Erde. Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1135.

d) Das Eichenholz wird zu Haus- und Schiffbau gebraucht. Die Frucht der Eichen mäſtet die Schweine; in Spanien und Minorca aber wird ſie ihrer Süſſigkeit wegen auch von den Menſchen geliebt. Erdbeſchreib. Th. 2. S. 180. 252. Die Rinde der Eichen wird zum Gerben der Felle gebraucht. Es wird auch aus verbranntem Eichenholze Waid-Aſche gemacht, welche zwar von Potäſche nicht ſehr unterſchieden iſt, aber doch mit derſelben nicht verwechſelt werden muß; denn dieſe wird aus verbrannten Pflanzengewächſen bereitet.

e) Die Tannenbäume werden zu Maſten, Balken, Brettern und Latten verbraucht. Die jungen Tannzapfen werden in Zucker eingemacht, es wird auch Branntewein daraus gebrannt. Die Tannen geben auch unter allen Nadelbäumen, das weiſſe Harz. Dieſes flieſſet theils von ſich ſelbſt aus dem Baum, theils wird es durch das Reiſſen deſſelben abgezäpft. Alsdann wird es geſotten und durch einen Sack von grober Leinwand gepreſſet, und dadurch von allen Unreinigkeiten geſchieden, da es denn entweder weiß, oder gelb, oder braun iſt, und ſogleich zum Schiffbau, zur Ueberziehung der Waſſergefäſſe und anderweitig gebraucht werden kann; man kann auch Pech, Geigenharz, Oleum pini, (Fichtenöl) Pflaſter, Baumſalbe, Balſame, Kitt, u. d. g. daraus machen. Aus den ausgepreßten Rindenſtücken und Splittern, wird Kienruß gebrannt, davon der feinſte und beſte zum Buchdrucken und mahlen, der gröbere und ſchlechtere aber von den Schuſtern gebraucht wird. Man machet auch Tuſch daraus. S. der königl. ſchwed. Akad. der Wiſſenſch. Abhandl. aus der Naturlehre rc. auf das Jahr 1754. Sechzehnter Band, S. 95. f. Die Fichtenbäume werden zwar eben ſo wie die Tannen gebraucht, ſind aber nicht ſo fett und ſtark, als dieſelben. Man nutzet ſie mehr zum Theer, als zum Harz.

f) Die

f) Die däniſchen Eichen ſind die beſten, allein ihrer ſind itzt wenige. Nach denſelben haben die norwegiſchen und ſchwediſchen den Rang, u. ſ. w. Die norwegiſchen und ſchwediſchen Tannen ſind auch beſſer, als diejenigen, welche in den ſüdlichen europäiſchen Ländern wachſen; daher auch jene dieſen im Kauf und Gebrauch vorgezogen werden. Pontoppidans Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen, Th. 1. S. 250. 251. 254. 255.

g) Norwegen verkauft jährlich für mehr als 1 Million Rthlr. Tannenholz. Mancher Maſtbaum koſtet 100 bis 200 Rthlr. Erich Pontoppidans Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen. Th. 1. S. 253. f. meine Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 310.

h) Von Schwedens Holzhandel ſ. meine Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 435.

i) Von Narwa, Riga und Pernau wird allerley Holzwerk ausgeſchifft.

k) Von Preußens, Litauens und Polens Holz-Theer- Pech- und Waidaſche-Handel ſ. meine Erdbeſchreib. Th. 1. Curland, inſonderheit die Stadt Libau daſelbſt, führet auch Holz aus.

l) Allein aus Stettin in Pommern iſt 1756 für 246053 Rthlr. Holz ausgeſchiffet worden. Auf dem Rhein, der Elbe und Weſer wird auch viel Holz aus Deutſchland ausgeſchifft.

m) Der Lerchenbaum wird weit frühzeitiger reif, als die Eiche, und trägt 200 mal mehr Laſt, als dieſelbige. Er iſt in der Erde und Luft und im Waſſer, dauerhafter, als alle unſere andere Holzarten. Die daraus gebrannten Kohlen, ſind die ſchwereſten, verurſachen die ſtärkſte Hitze, und dauern am längſten. Aus dieſem Holz wird der Terpentin, und aus dem Harz deſſelben das Terpentinöl bereitet.

n) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 108. 374. 845. Johann Georg Gmelins Reiſe durch Sibirien, Th. 2. S. 415.

Flachs

Flachs und Hanf.

§. 28. Zu den wichtigſten natürlichen Gütern eines Landes, gehören auch Flachs und Hanf, weil ſie die Materien einiger unentbehrlichen Manufakturen ſind, daher ihr Bau ſehr nützlich iſt (*). Der lief- und curländiſche Leinſame wird durch ganz Europa geführet a). Das Groß-Herzogthum Litauen führet auch vielen Lein- und Hanfſamen aus b). Eben dieſe Länder c), nebſt Rußland d), Deutſchland e), einige Landſchaften in Frankreich f), Brabant und Flandern g), bauen den meiſten Flachs, auch zum Theil vielen Hanf h), und treiben mit dem Ueberfluſſe, welchen ſie daran haben, einen wichtigen Handel. Aus dem Leinſamen wird auch ein Oel gepreſſet, und ſowohl zu Malereyen, als zum Brennen in Lampen, gebraucht.

(*) Wie zum Behuf der allerfeinſten Spinnerey ein langer und feiner Flachs gezeuget werden könne? lehret von Juſti in ſeinen neuen Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde St. 11. S. 571. f. Vom Hanf leſe man die ſchöne Abhandlung vom Marcandier im hamb. Magazin, B. 22. S. 563-637. vergleiche mit C. L. von Griesheim Abhandlung vom Hanfbau, in den öconomiſchen Nachrichten, St. 138-140. S. 499. f.

a) Man hält dafür, daß der Leinſame dieſer Länder in den ſüdlichern europäiſchen Ländern um deswillen mit groſſem Vortheile geſäet, und alſo geſucht werde, weil die Erfahrung lehre, daß, wenn der Leinſame eines kältern Landes in einem wärmern geſäet werde, er beſſern Flachs hervorbringe. Hamburgiſch. Magazin, Th. 7. S. 73. Th. 8. S. 198. 199. Es kann aber in Deutſchland, und vermuthlich auch in andern Ländern,

eben ſo guter Leinſame gezogen werden, wenn man ihn nur völlig reif werden, und ein Jahr in Knoten liegen läßt, ehe man ihn ſäet. Von Juſti Göttingiſche Policey-Amts-Nachrichten aufs Jahr 1756. S. 86. Hannövriſche nützliche Sammlungen vom Jahre 1755. S. 1607. 1608.

b) Er wird nach Königsberg und Memel gebracht, und von daher abgeholt.

c) Riga inſonderheit führet jährlich auf 40000 Schiffpfunde Hanf aus. Ein Schiffpfund iſt 400 Pfund.

d) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 628.

e) Er wird daſelbſt nicht nur häufig gebauet, ſondern auch insgeſammt häufig verarbeitet.

f) Als die franzöſiſchen Niederlande, die Picardie, Bretagne, Maine, Dauphiné, und das Elſas.

g) dieſer Länder größter Reichthum beſteht darinn.

h) In Italien wächſt auch viel und guter Hanf, inſonderheit in der Gegend von Bologna.

Taback.

§. 29. Das überaus ſtarke Gewerbe, welches mit dem Taback getrieben wird, macht den Bau deſſelben ſehr vortheilhaft. Es kömmt zwar der meiſte, welcher in Europa verbraucht wird, aus Amerika, ſeinem eigentlichen Vaterlande a), indeſſen bauet man ihn doch auch in einigen europäiſchen Ländern mit gutem Fortgange b), und erſparet und verdienet dadurch anſehnliche Summen Geldes.

a) Die Amerikaner auf dem feſten Lande nennen ihn Petun, die Einwohner der Inſeln aber Yoli. Den Namen Taback aber haben die Spanier eingeführt. Alle Europäer, welche Pflanzſtädte in Amerika haben, bauen daſelbſt Taback, wovon jährlich viele hunderttauſend Centner ausgeführet werden.

b) als in Deutſchland, Schweden, Dänemark, Rußland, und zwar vornehmlich in der ſogenannten Ukraine, in

in Hungarn, Frankreich, nämlich in einigen Gegenden von Guyenne, und in einigen Gegenden von Helvetien.

Färberröthe. Waid.

§. 30. Die **Färberröthe**, oder der **Krapp, Grapp**, lat. Rubia tinctorum, franz. Garance oder Garence, iſt ein zu den Manufakturen ſehr nützliches rothes Wurzelgewächs, welches gedörret, und alsdenn geſtampft und gemahlen wird. Sie wird unter allen Farbematerialien am ſtärkſten gebraucht, und durch dieſelbe nicht nur rothe Farbe zu den Wollenmanufakturen hervorgebracht, ſondern es können auch braune, gelbe, und durch metalliſche Zuſätze alle nur mögliche Farben daraus bereitet werden. Man legt ſich auf ihren Bau vornehmlich in der niederländiſchen Provinz Seeland, in Flandern, in einigen Ländern Deutſchlands und Italiens, und nun auch in Schweden. Mit derſelben wird ein beträchtlicher Handel getrieben a). Der **Waid**, Iſatis, franz. Paſtel, Guesde, Vovéde, engl. Woad, iſt auch eine ſehr nützliche Pflanze, welche geſtampft, zu kleinen Broten oder Kugeln gebildet, und zum Blaufärben gebraucht wird. Man bauet ihn in Ober-Languedoc, in der Normandie bey Caen, in England in der Grafſchaft Sommerſet, in der Schweiz bey Genf, in Deutſchland, vornehmlich in Thüringen, im Herzogthume Jülich und in der Mark, in Spanien und Portugal, und nun auch in Schweden. Der **Indigo**, welcher in überaus groſſer Menge aus Amerika nach Europa gebracht wird, hat dem Handel mit Waid Schaden gethan.

a) von Juſti göttingiſche Policey-Amts-Nachrichten vom Jahre 1755. S. 169. f. Eben deſ. neue Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde, St. 9. S. 280. f. Hellots chymiſche Theorie vom Färben der Zeuge, im hamb. Magazin, Th. 2. S. 550. f.

Safran.

§. 31. Der Bau des Safrans iſt gleichfalls ſehr vortheilhaft. Die Zwiebel treibt eine Blume, welche mit der Lilie eine Aehnlichkeit, aber nur die Gröſſe einer kleinen Tulipan hat, und in welcher einige rothe mit gelben Pünktchen vermiſchte Fäden oder Zäſerchen wachſen, welche der Safran ſind a). Er wächſt in den meiſten europäiſchen Ländern, als, in Portugal, Spanien b), Frankreich c), Italien d), England e), Irland, Deutſchland f), Helvetien g), Hungarn und der Türkey. Wilder Safran, wird Saflor genennet, und die Blume deſſelben zu roſenrother Farbe bey Leinwand und Seide gebraucht. Man pflanzet den Saflor zu ſolchem Ende in Deutſchland an vielerley Orten und Gegenden, als, bey Erfurt und Langenſalze in Thüringen, bey Frankfurt, in Böheim ꝛc. h).

a) von Juſti göttingiſche Policey-Amts-Nachrichten vom Jahre 1755. S. 161. f. Ludovici Kaufmanns-Lexicon, Th. 4. S. 1305. f.

b) Die Spanier verderben ihren Safran dadurch, daß ſie ihn mit Oel anfeuchten.

c) Der beſte franzöſiſche Safran wächſt in Gatinois, von welchem 1 Pfund zu Amſterdam 18 bis 19 Gulden koſtet. In Guyenne, Languedoc, Provence, Orange, Avignon und der Normandie wächſt er auch.

d) vornehmlich in Napoli und Sicilien.

e) inſonderheit auf den Gränzen der Grafſchaften Cambridge und Eſſex, in einem Umfange von 10 bis 12 engländiſchen Meilen. Der Safran bey Cambridge, iſt von den beſten in Europa, und das Pfund wird für 9 Rthlr. verkauft.

f) Der Safran, welcher im Lande unter der Ens an der Donau wächſt, iſt von der beſten Art. Böheim, Mähren, und unterſchiedene andere Länder haben auch Safran.

g) Nämlich im Walliſer Lande.

h) Wie ſolche Pflanzung geſchehe, wird in der Abhandl. der königl. ſchwediſch. Akad. der Wiſſenſchaft im 17ten Bande von 1755. S. 208. f. gelehret.

Sode und Pott-Aſche.

§. 32. Die Pflanze **Kali** ſchießt einen Stengel, welcher 1½ Schuhe lang iſt, und unterſchiedene Knoten hat, aus welchen kleine Blätter hervor wachſen. Sie wird, wenn ſie die gehörige Gröſſe erhalten hat, abgeſchnitten, und wie Heu getrocknet. Alsdenn füllet man mit derſelben groſſe Gruben an, und verbrennet ſie darinnen zu Aſche. Dieſe Aſche wird über einige Zeit ſteinhart. Man nennet ſie **Sode** a) (Soude) oder **Laugenſalz**, und brauchet ſie zu den beſten Glas- und Seifen-Fabriken, und zu der Leinewands-Bleiche. Die ſpaniſche iſt berühmt, und wird in Körben von geflochtenem Rohre verſchickt. Man kann aus der Sode ein Mittelſalz erhalten b). Die **Pottaſche** kömmt auch von getrockneten und verbrannten Pflanzen, und wird in unterſchiedenen europäiſchen Ländern bereitet.

a) Erdbeſchr. Th. 2. S. 108. *Uſtariz Theorie & practique du commerce*, p. 383. Ludovici Kaufmanns-Lexicon, Th. 4. S. 1997. f.

 b) Man

b) Man reiniget ſie durchs Auslaugen von der kraftloſen Erde, und läßt alsdenn aus der Lauge das Salz anſchieſſen, welches unter den Mittelſalzen das leichteſte iſt, das Fleiſch noch etwas länger, als das Kochſalz, erhält, und mit Sand ein blaues Glas ausmacht, *Philipp Jacob Imlin* diſp. de Soda et inde obtinendo peculiari ſale. Straßburg, 1760.

Zuckerrohr.

§. 33. Das **Zuckerrohr** ſoll zuerſt auf der zum Königreiche Spanien gehörigen pityuſiſchen Inſel Iviza (vor Alters Ebuſus) gefunden worden seyn a). Es wächſt aber in Europa nicht häufig, ſondern wird nur in Spanien b) und Italien c) gepflanzet. Durch Zerquetſchung des Rohrs wird der ſüſſe Saft deſſelben ausgepreſſet, und hernach zu wiederholtenmalen gekocht, bis er dick geworden, alsdenn in Formen gegoſſen, und hierauf durch unterſchiedene Mittel geläutert. Aus dem Syrup, welcher aus den Formen gelaufen iſt, kann man Branntewein machen.

a) Thomae Dempſteri de Etruria regali libri VII. Tom. II. p. 231. 232. Es iſt aber unſer Zucker von dem alten Saccharo unterſchieden geweſen, wie Salmaſius in ſeiner Schrift de Manna et Saccharo bewieſen hat, doch iſt gewiß, daß ſolches Saccharum erſt durch Kochen zum Gebrauch tüchtig gemacht worden. Johann Chriſtian Wernsdorf de antiquitatibus balearicis, p. 38.

b) nämlich in Granada, Andaluzia, Murica und Valencia.

c) nämlich in Napoli und Sicilien.

Baumwolle.

§. 34. Die Staude a), auf welcher **Baumwolle** wächſt, iſt in Europa nicht häufig. Sie wächſt

wächſt nur in Spanien in dem Diſtricte von Ecija, in Theſſalien, und auf unterſchiedenen Inſeln im mittelländiſchen Meere und Archipelagus, als Santorin, Thermia, Syra. Die Frucht, welche die Baumwolle einſchließt, iſt eine eyförmige Schale von der Gröſſe einer wälſchen Nuß, welche von der inwendigen Wolle zerſprengt wird.

a) Es giebt auch Baumwollen-Bäume. Die Wolle, welche ſie tragen, iſt zwar ſehr fein, aber zu kurz.

Thonartige Erden.

§. 35. Von den **Erdarten** ſind die **thonartigen Erden**, ſehr erheblich, weil theils vielerley Arten von gemeinen und ſchönen Gefäßen daraus bereitet, theils ſie zu anderm nützlichen Gebrauche angewendet werden. Die feine **Porcellanerde** hat Europa von der ſchönſten Art, und man entdecket ſie nach und nach in mehrern Ländern. Die meißniſche hat bisher einen beſondern Vorzug gehabt. In der Mark, in einigen Ländern des Hauſes Oeſtreich, und in Frankreich, hat man auch feine Porcellanerde entdeckt. Die **Walkererde**, (Füllerde, Seifenerde) wird von den Tuchmachern gebraucht, um die Wolle von ihrer Fettigkeit zu befreyen. Man findet ſie in vielen Ländern; allein, die engländiſche übertrifft alle andere a). Die **Siegel- oder geſiegelte Erde**, die von den Siegeln oder Zeichen, welche auf dieſelbe gedruckt werden, den Namen hat, wird zwar heutiges Tages von verſtändigen und erfahrnen Aerzten ſelten, als ein Arzeneymittel, gebraucht, iſt aber zu ſaubern Gefäßen ſehr brauch-

bar.

bar. Die berühmteſte in Europa iſt diejenige, welche von alten Zeiten her auf der im Archipelagus belegenen Inſel Stalimene, vor Alters Lemnos, unter gottesdienſtlichen Gebräuchen ausgegraben wird b). In Schleſien, Böheim, und unterſchiedenen andern Ländern Deutſchlands, iſt auch dergleichen anzutreffen; und Schweden, nebſt einigen andern Ländern, ſind gleichfalls mit derſelben verſehen.

a) Man gräbt ſie in den Grafſchaften Surrey, Kent, Suſſex, Bedford und Stafford, und in Schottland auf der Jnſel Sky. Die Vortrefflichkeit der engländiſchen Tücher beruhet mit auf derſelben, daher auch ihre Ausfuhre bey Todesſtrafe verbothen iſt. **Dangueils Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Großbritannien in Anſehung des Handels,** S. 83. 84. von Juſti göttingiſche **Policey-Amts-Nachrichten** von 1756, S. 249. f.

b) **Erdbeſchreibung,** Th. 1. S. 1389.

Farben-Erden.

§. 36. Es giebt vielerley **Farben-Erden,** die, wenn ſie geläutert worden, von den Mahlern und Färbern gebraucht werden, und einem Lande theils viele Ausgaben erſparen, theils eine beträchtliche Ausfuhre verſchaffen können. Es gehören dazu Kreide, Rauſchgelb oder Operment, gelber Ocher, licht und dunkelrother oder brauner Ocher, Umber, Gerber-Erde, Braunſtein, Braunroth, engliſche Erde, Röthelkreide oder Rothſtein, Röthelfarbe, rother Bolus, Bergzinnober, grüne Kreide, Berggrün, Schiefergrün, grüner Talg oder Brianzen-Erde, Veroner-Erde, Bergblau, Waſſerbley, u. a. m.

Marmor.

Marmor. Alabaſter.

§. 37. Der Marmor iſt in Europa ſehr häufig, und faſt in allen Ländern anzutreffen. Man hat weiſſen, ſchwarzen, bunten und ſtreifigen. Bey Carrara a), auf der Inſel Paros b), bey Florenz c), im genueſiſchen Gebiete, in Sicilien wird vorzüglich berühmter Marmor gebrochen. Man bedienet ſich des Marmors zu Bildſäulen, Denkmaalen, Zierrathen, Gebäuden und auf andere Weiſe. Der Alabaſter iſt von eben denſelben Farben. Deutſchland, Italien und andere Länder ſind damit verſehen.

a) in Italien. Erdbeſchr. Th. 2. S. 889. Plinius zieht ihn dem von Paros vor.

b) im Archipelagus. Erdbeſchr. Th. 1. S. 1400.

c) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 992.

Thonartige Steine.

§. 38. Von den thonartigen Steinen ſind inſonderheit merkwürdig: der Asbeſt in Norwegen, Schweden, Hungarn, Corſica, Candia, Helvetien, und andern europäiſchen Ländern, welcher einen unverbrennlichen Flachs giebt a): die Seifſtein-Arten, welche ſchlüpfrig anzugreifen ſind, ſich drechſeln und poliren laſſen, als der Speckſtein, Topfſtein, Serpentinſtein ꝛc. Der Talk und das marien- oder rußiſch Frauenglas, welches nicht nur im nordlichen Aſia und Amerika, ſondern auch in Rußland, (nämlich im Gebiete von Archangel auf der Inſel Solowetzkoi im weiſſen Meere,) in Macedonien bey Pirlipe, in Schweden, Norwegen und Polen gefunden wird, und deſſen beſte Art heller und reiner, als alles Glas iſt b).

a) Mahudel Abhandl. vom unverbrennlichen Flachſe, im hamburg. Magazin, Th. 2. S. 651. f.
b) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 851. 852.

Edelſteine.

§. 39. Die europäiſchen Edelſteine müſſen zwar denen morgenländiſchen weichen, ſind aber doch auch ſchätzbar. Man findet alle Arten derſelben, nämlich

den **Demant**, welcher ohne Farbe iſt,
Topas, welcher gelb- oder bräunlich iſt,
Chryſolith, welcher grüngelb iſt,
Hyacinth, welcher rothgelb iſt,
Rubin, welcher hochroth iſt,
Granat, welcher dunkelroth iſt,
Amethyſt, welcher violet iſt,
Sapphir, welcher himmelblau iſt,
Opal, welcher milchblau iſt,
Beryll, welcher grünblau iſt,
Smaragd, welcher grün iſt.

Deutſchland hat ſie alle, inſonderheit Böheim und Meißen. In Mähren, Schleſien, Tyrol, und einigen andern Ländern, ſind auch unterſchiedene zu finden. In Norwegen, Schweden, Polen, Hungarn, Spanien, Portugal und Irland, trifft man gleichfalls einige Arten an. Es giebt auch in Europa **Kriſtalle**, welche in Helvetien am häufigſten und gröſſeſten ſind, **Achate**, (dahin der **Chalcedonier**, welcher weiß iſt, der **Carniol** oder **Sarder**, welcher roth iſt, der **Chryſopas**, welcher grün iſt, und der **Onych**, welcher ſtreifig iſt, gehören,) und **Jaſpis** von unterſchiedener Art. Der **Türkis**, welcher blau gefärbt iſt, iſt ein verſteinter Fiſchzahn.

Anmerkung. In meiner Erdbeſchreibung findet man bey jedem der angeführten Länder einige Nachricht, was es für edle Steine habe.

Saure und Mittel=Salze.

§. 40. Zu den ſauren Salzen gehören **Vitriol** und **Alaun**. Man hat natürlichen **Vitriol**, man bereitet ihn aber auch durch Kunſt, wie unten (§. 79.) gelehret wird. Es giebt gediegenen **Alaun** und Alaunerze. Unter den **Mittelſalzen** iſt der **Salpeter**, noch wichtiger aber iſt das gemeine **Salz**, welches den Menſchen ſehr nützlich und unentbehrlich iſt a). Es iſt theils **Berg=** oder **Steinſalz**, theils **Meerſalz**, theils **Brunnenſalz**. Das **Bergſalz**, (**Steinſalz**, **Kriſtalſalz**) wird als Steine in Bergwerken ausgehauen, und findet ſich in Polen b), Hungarn c), Siebenbürgen d), Catalonien e), England f), im Lande ob der Ens g), Tyrol h), und Salzburg i). Das **Meerſalz** oder **Boyſalz** wird aus dem Seewaſſer k) entweder gekocht, oder durch die Sonnenhitze bereitet; jenes geſchieht in Norwegen l), Schweden m), und einigen Gegenden von Frankreich n); dieſes aber in andern Gegenden Frankreichs o), in Portugal p), Spanien q), Italien r), **Salzbrunnen** giebts in vielen Ländern s), keines aber hat einen gröſſern Ueberfluß daran, als Deutſchland. So ſind z. E. die Salzquellen im Herzogthume Magdeburg ſo ergiebig, daß ganz Deutſchland daraus mit Salz verſehen werden könnte. Die einzige Stadt Lüneburg kann aus ihren Salzkothen jährlich über 120000 Tonnen (1440000 Himten) Salz liefern, u. ſ. w. Das

Salz, welches aus der Sole dieſer Quellen geſotten wird, iſt von unterſchiedener Weiſſe und Feinigkeit. Es ſetzet ſich an das Eingeweide nicht ſo feſt an, ſondern läßt ſich leichter davon abſpülen und auflöſen, als das Stein- und Boyſalz, und iſt alſo geſunder, als dieſe Gattungen. Salzſeen ſind in einigen Ländern vorhanden.

a) Meines Wiſſens iſt in Europa nur eine Nation, welche ihre Speiſen ohne Salz bereitet und genießt, nämlich die Isländer. Es hat ſie aber vermuthlich der Mangel an Salze, wie auch an Holz und Steinkohlen, um Salz aus dem Seewaſſer zu kochen, dazu veranlaſſet. Das Salz iſt nicht nur zu den Speiſen, ſondern auch zur Verwahrung des Fleiſches und der Fiſche vor der Fäulniß, nothwendig.

b) nämlich in der Woiwodſchaft Krakow, Wielitſchka und Bochnia. Es werden daſelbſt jährlich über 600000 Centner Salz ausgehauen. Erdbeſchr. Th. 1. S. 966. 967. 1063-1065. Hamburgiſch. Magazin, B. 4. S. 275. f. und B. 6. S. 115. f. Dieſes Steinſalz wird durch Polen und nach Schleſien geführet.

c) im Kreiſe jenſeits der Theis, und zwar in der maramaroſcher Geſpanſchaft, woſelbſt ganze Salzberge ſind. Der Ort, wo das Bergwerk iſt, heißt Rhona-Szék, und man bearbeitet 3 Gruben. Heutiges Tages werden ungefähr 200000 Centner von dieſem Steinſalze ausgehauen. Compendium Hungariae geographicum, Poſonii 1757. 8. p. 198. 200. Von den Salzgruben unweit Eperies in der ſaroſcher Geſpanſchaft ſ. Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1240.

d) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1185. 1255. 1268. f.

e) im Fürſtenthum Catalonien, unweit Cardona. Erdbeſchr. Th. 2. S. 262. Man hat daſelbſt weiſſes, graues, rothes, und durchſichtiges oder Kriſtalſalz. Es wird vieles davon ausgeführet.

f) bey Northwich in der Grafſchaft Cheſter. *A Tour thro' Great Britain*, Vol. 2. pag. 385. 386. Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 1317.

g) bey Hälſtadt und Iſchel. Der Salzſtein iſt braun und zum Theil auch röthlich. Man leitet ſuſſes Waſſer in die Salzgruben, damit es durch Auflöſung des Salzſteins, ſalzig werde, und kochet hernach Salz daraus. Erdbeſchreibung, Th. 3. S. 270. 329. Kriſtalſalz wird ſelten gefunden.

h) eine Meile von Hall. Der Salzſtein wird ſeiner Unreinigkeit wegen in ſüſſem Waſſer aufgelöſet, und aus dem Waſſer Salz geſotten. Erdb Th. 3. S. 410. 419.

i) unweit Hallein. Das Steinſalz wird auch in ſüſſem Waſſer aufgelöſet, und aus dieſem Salz gekocht. Erdbeſchreibung Th. 3. S. 1583. 1594.

k) woher die Salzigkeit des Meerwaſſers komme? iſt eine ſchwere Frage. Das Waſſer der Oſtſee iſt nicht ſo ſalzig, als das Waſſer der Nordſee, und dieſes iſt weniger geſalzen, als das Waſſer des atlantiſchen Weltmeers. Erdbeſchr. Th. 1. S. 101. 103. *Bernh. Varenii Geographia generalis*, lib. 1. c. 13. Propoſ. 8. 9. 10. Johann Lulofs Einleitung zu der mathematiſchen und phyſicaliſchen Kenntniß der Erdkugel, §. 274-276. S. 249-251. Popowitſch Unterſuchung vom Meere, S. 173-176.

l) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 314.

m) Eben daſ. S. 424.

n) vornehmlich auf den Küſten der Normandie. Das Salz iſt weiß.

o) Auf der weſtlichen Küſte ſind dergleichen Salzwerke vornehmlich: 1. in Bretagne, nämlich in dem Meerbuſen Bourneuf, bey Guerande und bey Croiſil; 2. in Aunis, bey Maran und der Inſel Rhee; 3. in Saintonge, bey Brouage. Memoire ſur les marais ſalans des provinces d'Aunis et de Saintonge, par Mr. Baupied Dumenils, à la Rochelle 1765 in 12. Auf der ſüdlichen Küſte am mittelländiſchen Meere ſind in Languedoc

guedoc vornehmlich die zu Marderac und Sigean, in Provence zu Berre und Hieres, und in Rouſſillon bey Canet und dem See S. Nazaire. Das Salz iſt grau. Es kömmt theils in die königlichen Salzhäuſer, theils wird es von den Engländern, Holländern, Hamburgern, Schweden und Dänen abgeholet.

p) Das meiſte Salz wird bey Setuval bereitet. Erdbeſchr. Th. 2. S. 48.

q.) ſ. Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 109. 110. Das wichtigſte Salzwerk iſt zu Torra de las Salinas dita Mata, in Valentia. S. 243.

r) als im genueſiſchen Gebiete, bey Cervia im Kirchenſtaate, in der Landſchaft Capitanata im Königreiche Napoli, auf Sicilien zu la Marza und il Biviero di Terra nova. Erdbeſch. Th. 2. S. 953. 1041. 1156. 1166. f.

s) unterſchiedene Länder können ſich ihre Salzbrunnen, entweder nur wenig, oder gar nicht zu Nutze machen, weil ihnen Holz und Kohlen mangeln.

Feſte Erdharze.

Bernſtein. Steinkohlen. Torf. Schwefel.

§. 41. Unter den feſten **Erdharzen**, iſt zwar der **Bernſtein**, welchen inſonderheit die Oſtſee, und zwar vornehmlich auf den Strand des Königreichs Preußen auswirft a), beträchtlich, noch wichtiger aber ſind die **Steinkohlen** b). Sie ſind von unterſchiedener Güte, überhaupt aber ſind ſie einem Lande, welches an Holze keinen Ueberfluß, oder gar einen Mangel daran hat, von groſſem Nutzen, weil man ſich ihrer zur Erwärmung der Zimmer, zur Schmelzung der Erze, zum Schmieden, und zu den Salzſiedereyen und Glashütten bedienet. Man kann auch aus der beſten Art derſelben, welche Pechkohlen genennet werden, allerley

ley Gefäße, und Knöpfe, die man auf Kleidern trägt, verfertigen c). Unter allen europäiſchen Ländern hat keines einen gröſſern Ueberfluß an Steinkohlen, als England d), welches nicht nur ſelbſt jährlich eine erſtaunliche Menge derſelben verbrauchet e), ſondern auch ſehr viele an unterſchiedene Gegenden von Schottland, Irland, Frankreich, Flandern und Holland überläßt; obgleich andere Gegenden der drey erſten Länder auch Steinkohlen haben. Die Grafſchaft Hennegau hat viele. In Deutſchland findet man ſie in unterſchiedenen Ländern, als im Bisthume Lüttich, in der Grafſchaft Mark, im Herzogthume Berg, Bisthume Osnabrück, Fürſtenthume Minden, in den Grafſchaften Schauenburg, Ravensberg und Lingen, im Herzogthume Magdeburg, in Meißen, im Fürſtenthume Calenberg, in Heſſen und andern. Der Torf vertritt auch in vielen europäiſchen Ländern die Stelle des Holzes. Es giebt gewachſenen Schwefel, welcher theils gediegen gelb und durchſichtig, (Jungfern Schwefel,) theils roth und durchſichtig, (Rubin Schwefel,) theils undurchſichtig und von mancherley Farbe iſt; (Stein- oder lebendiger Schwefel,) man bekömmt auch Schwefel aus warmen Bädern und feuerſpeyenden Bergen, und man gewinnt ihn auch aus Erzen.

a) Erdbeſchreibung. Th. 1. S. 912.

b) Man muß ſie mit den gegrabenen Kohlen, welche verſteinertes oder mineraliſirtes Holz ſind, nicht verwechſeln.

c) Montesquieu in ſeinem Werke *de l'Eſprit des Loix* P. 3. L. 23. Ch. 14. ſchreibt: Die Länder, wel-

che

che mit Steinkohlen verſehen wären, hätten den Vortheil vor andern, daß daſelbſt keine Wälder nöthig wären, und daß alles Land angebauet werden könne. Allein, das Holz iſt in andern Fallen ſo wichtig und unentbehrlich, daß es ſehr ſchädlich ſeyn würde, in ſolchen mit Steinkohlen verſehenen Ländern die Hölzungen auszurotten.

d) Die reichſten Gruben ſind in Northumberland, in der Gegend der Stadt Newcaſtle, und in Cumberland bey Whitehaven. Die Landſchaften Durham, Shrop, Stafford, Derby, Nottingham, Leiceſter, Sommerſet und Glouceſter, haben auch Steinkohlen.

e) Bloß nach London werden jährlich etwa 600000 Chaldrons, oder 21800000 Scheffel Steinkohlen von Newcaſtle geſchiffet. *A Tour thro' Great Britain*, Vol. 3. pag. 223. 224. Ein Scheffel koſtet zu London ungefähr 18 ggr. 8 pf. Das Salzwerk zu Sheals, 7 engliſche Meilen von Newcaſtle, gebraucht auch eine ungeheure Menge dieſer Kohlen. Die Ausfuhre dieſer Steinkohlen erfordert und beſchäfftiget ungefähr 1500 Schiffe von 100 bis 200 Tonnen, und 30000 Perſonen. Dangueils Anmerkungen ꝛc. S. 89. *A Tour thro' Great Britain*, Vol. 3. S. 219. Von dieſen und andern engländiſchen Steinkohlen ſ. auch Alberti Briefe vom Zuſtande der Religion und Wiſſenſchaften in Großbritannien, Th. 1. S. 29. f.

Queckſilber.

§. 42. Das **Queckſilber** iſt ein flüßiges Halbmetall, und wird theils gediegen gefunden, theils aus Bergzinnober, Zinnobererz und anderm Erze hervorgebracht. Es iſt nur in wenigen europäiſchen Ländern zu finden, als bey Ydria zwiſchen Krain und der Grafſchaft Görz a), in Tyrol, in Meißen, Heſſen b); Böheim, Hungarn c), Siebenbürgen d), Polen e), Spanien f), und dem Großherzogthum Toſcana g). Es wird auf man-

cherley

cherley Weiſe, inſonderheit aber zur Aufloͤſung der Metalle, gebraucht.

a) Erdbeſchr. Th. 3. S. 402. *Scopoli* de Hydrargyro idrienſi tentamina phyſico - chimico medica. Venedig, in 8.

b) naͤmlich in Ober-Heſſen, im heſſen-darmſtaͤdtiſchen Amte Blankenſtein.

c) in der Solienſer Geſpanſchaft, und in der Goͤmoͤrer Geſpanſchaft bey Roſenau, Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1183. 1226.

d) zu Slatna, Erdbeſchr. Th. 1.

e) Erdbeſchr. Th. 1. S. 967.

f) als, bey Guadalcanal im Koͤnigreiche Sevilla: Erdbeſchr. Th. 2. S. 193. 202.

g) bey Cevigliani.

Feſte Halbmetalle.

§. 43. Zu den feſten Halbmetallen gehoͤren, das Spiesglas, (Antimonium) welches das Gold von andern Metallen ſcheidet a), der Gallmey und Zink, durch deren Zuſammenſchmelzung mit Kupfer, Meßing gemacht wird b), der Wißmuth und Kobald oder Kobolt, aus welchem vornehmlich blaue Farbe oder Staͤrke, die auch Schmalte heißt, verfertiget wird c), und der Arſenik, welcher entweder rein gefunden, oder aus Erzen bereitet wird. Alle dieſe feſten Halbmetalle ſind ſehr erheblich, und unter die nuͤtzlichſten Landesguͤter zu rechnen.

a) denn es ſchlucket alle Metalle ein, und vereiniget ſich mit denſelben aufs genaueſte, das Gold ausgenommen, uͤber welches es keine Macht hat, daher das Gold zu Boden faͤllt, und in einen ſogenannten Koͤnig zuſammen geht.

b) Zink machet beſſern Meßing, als Gallmey.

c) Der Kobold iſt ein Mineral, welches in den Bergen am allerhaͤufigſten angetroffen wird, und zwar von ſehr

unterſchiedener Art. Indeſſen hat die bey Schneeberg in Meißen in unbeſchreiblich groſſer Menge daraus verfertigte Schmalte bisher vor allen andern einen groſſen Vorzug gehabt, und Sachſen faſt eben ſo viel Vortheil gebracht, als ſeine wichtigen Silberbergwerke. Erdbeſchr. Th. 3. B. 2. S. 1993. Von Juſti götting. Policey-Amts-Nachrichten vom Jahre 1755. S 81. f. Man hat erſt ums Jahr 1617 angefangen, ſich dieſes Mineral zu Nutze zu machen.

Edle Metalle.

Gold.

§. 44. Unter den vier Haupttheilen des Erdbodens hat Europa das wenigſte Gold. Man gewinnet es aus Bergwerken a), in Deutſchland b), Schweden c), Hungarn d), und Siebenbürgen e), könnte es auch in andern Ländern finden, wenn man an deſſelben Aufſuchung und Scheidung Fleiß und Koſten wenden wollte f). Es ſind auch unterſchiedene Flüſſe vorhanden, die in ihrem Sande gediegene Goldſtäubchen und Körner führen g), und zu welchen vornehmlich der Rhein h), die Eder i) und Keres k) gehören. Bisher hat man den Werth des Goldes in Spanien 16mal, in Deutſchland und Helvetien 15mal, in Savoyen 14⅘ mal, in Holland 14⅔ mal, in England 14⅗ mal, und in Frankreich 14$\frac{9}{19}$ mal höher, als das Silber von gleicher Schwere, geſchätzet l): man hält aber dafür, daß er jetzt in den meiſten dieſer Länder auf 13½ mal heruntergeſetzt werden müſſe. Die Europäer holen viel Gold aus denen drey andern Haupttheilen des Erdbodens.

a) Die Scheidung deſſelben vom Silber und Kupfer iſt koſtbar, und geſchieht durch Spiesglas, Scheidewaſſer, und Schwefel.

b) Im

b) Im Erzſtifte Salzburg, in Tyrol, auf dem Harze und in der Grafſchaft Waldeck wird etwas weniges gewonnen; in Böheim, Mähren und Schleſien trachtet man nicht mehr darnach, u. ſ. w.

c) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 417.

d) Hungarn hat das meiſte und beſte Gold in Europa. Erdbeſchr. Th. 1. S. 1109. 1110. 1113. 1117. 1119. 1123. 1124. 1169. 1176. 1177.

e) Eben daſ. S. 1202.

f) z. E. in Norwegen iſt Gold gefunden und zu Ducaten verwendet worden; man bemühet ſich aber jetzt nicht mehr darnach. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 305. 319. Spanien hebt das Gold, welches ſeine Berge enthalten, auf künftige Zeiten auf. Sicilien, Schottland und Polen haben auch Gold, und in England hat man in der Grafſchaft Cornwal reiche Goldſtufen gefunden.

g) Ich habe ſie in der Erdbeſchreibung Th. 1. S. 98. 99. dritten Auflage genannt, bey der vierten aber weggelaſſen und hieher verwieſen.

h) In demſelben ſind vornehmlich zwo Gegenden, woſelbſt Gold aus dem Rheinſande gewaſchen wird, nämlich die Gegend bey Germersheim u. Selz im Churfürſtenthume Pfalz. Erdbeſchr. Th. 3. S. 973. 989. 990. und unterhalb Strasburg, Th. 2. S. 692. 693.

i) Erdbeſchreibung, Th. 3. S. 1175.

k) Es ſind zween Flüſſe dieſes Namens, einer wird Fekete-Keres, und der andere Fejer-Keres, latein. Niger und Albus Chryſius, genannt. Beyde flieſſen in Hungarn, jenſeits der Theis in der Saränder Geſpanſchaft und führen Gold unter ihrem Sande, welches geſammlet wird.

l) Johann Philipp Graumanns Briefe von dem Gelde, ꝛc. S. 33. 34.

Silber.

§. 45. Das Silber, welches theils gediegen, theils in Erzen gefunden wird, iſt in den europäiſchen Bergwerken weit häufiger anzutreffen. In

Deutſchland a), Elſas b), Norwegen c), Schweden d), Hungarn e), Siebenbürgen f) und Napoli g), werden wirklich Silberbergwerke bearbeitet, und einige andere Länder könnten dergleichen auch haben. Aus Amerika wird jährlich überaus viel Silber nach Europa gebracht: es wird aber größtentheils wieder nach Aſia geſchickt. Das Silber iſt der allgemeine Maasſtock, mit welchem in Europa der Werth aller Güther, ja des Goldes ſelbſt, abgemeſſen wird; Portugal allein, iſt davon ausgenommen h).

a) In Deutſchland ſind Silberbergwerke wirklich im Gange: auf dem Harz, woſelbſt die chur- und fürſtlich-braunſchweigiſchen, (welche jährlich ungefähr 66900 Mark Silbers geben, und die ergiebigſten Silberbergwerke in Europa ſind,) fürſtlich-anhalt-bernburgiſchen, und gräflich-ſtolbergiſchen Silbergruben ſind; in Meiſſen, zu Freyberg, Schneeberg, Annaberg, Marienberg, Johanngeorgenſtadt, u. ſ. w. in Böheim, zu Kuttenberg, Joachimsthal ꝛc. im Lande unter der Ens unweit St. Annaberg; in Tyrol unweit Schwatz; im Erzſtifte Salzburg, bey Gaſtein; in Bayern, im Herzogthume Würtemberg, im Erzſtifte Trier, in der Landgrafſchaft Heſſen, in der Grafſchaft Hanau, im Herzogthume Weſtphalen, in der gefürſteten Grafſchaft Henneberg.

b) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 709.

c) Nämlich zu Kongsberg, und in der Grafſchaft Jarlsberg. Erdbeſchr. Th. 1. S. 323-333. Was die kongsbergiſchen Gruben von 1711 bis 24 an Silber geliefert haben, erzählet Pontoppidan in ſeinem Verſuche einer Natur-Hiſtorie von Norwegen, Th. 1. S. 334. 335. aus *Swedenborgs* regno ſubterraneo.

d) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 425.

e) vornehmlich zu Schemnitz. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 1175.

f) zu Torotzko und Groß-Schlatten, Erdbeſ. Th. 1.

g) näm-

g) nämlich im dieſſeitigen Calabrien. Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 1142.

h) Graumanns Briefe vom Gelde, ꝛc. S. 37.

Gemeine Metalle.

Kupfer.

§. 46. Man hat **gediegenes Kupfer**, **Cement-Kupfer** a). und **Kupfer-Erze**. Dieſes Metall findet ſich in Europa ſehr häufig, iſt aber von unterſchiedener Güte. In Deutſchland ſind viele Länder mit demſelben verſehen b). In Frankreich c), England d), Norwegen e), Schweden f), Hungarn g), Siebenbürgen h), und Italien i), hat man es gleichfalls.

a) Dieſes entſteht durch Cement- oder **Kupfer**-Waſſer, welches entweder in Bergwerken von den Seiten der Gruben herabtröpfelt, oder aus der Erde hervor quillt. In daſſelbe leget man Eiſen, deſſen Theile es auflöſet, und dafür Kupfertheile anſetzet. Nach zwey bis drey Wochen iſt das Eiſen in Kupfer verändert: bleibt dieſes aber zu lange in dem Cement-Waſſer, ſo zerfällt es endlich in Kupferpulver. Man hat dergleichen zu Herrengrund und Schmölnitz in Hungarn, in Oeſterdalen in Norwegen, in der Grafſchaft Wicklow in Irland, zu Falkenau in Böheim, zu Großmehre in der Niederlauſitz, zu Altenberg im Churfürſtenth. Sachſen.

b) als, die am Harze belegenen Länder, Meißen, Mannsfeld, Böheim, Henneberg, Tyrol, Salzburg, Bayern, Würtemberg, Trier, Heſſen, Waldeck, Hanau, Mack und andere.

c) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 279.

d) Die Grafſchaften Sommerſet und Cumberland haben etwas Kupfer, ein mehreres aber die Grafſchaft Cornwal, woſelbſt ſich der Gewinn an den Kupferbergwerken jährlich auf 160000 Pfund Sterling beläuft, wie **Wilhelm Borlaſe** in ſeiner *natural hiſtory of Cornwal* berichtet.

e) und f) das nordiſche Kupfer iſt vorzüglich ſchön. Erdbeſchreib. Th. 1. S. 313. 424. 425. Pontoppidans Verſuch einer nat. Hiſtorie von Norwegen, Th. 1. S. 340. f.

g) in der Solienſer, Zipfer und Gömörer Geſpanſchaft. Erdbeſchr. Th. 1. S. 1183. f. 1229. f. 1226.

h) Eben daſ.

i) als in den Herzogthümern Parma und Piacenza, im breſcianiſchen Gebiete, im Großherzogthume Toſcana und in Sicilien.

Eiſen.

§. 47. Das Eiſen iſt unter allen Metallen das härteſte, nützlichſte, und daher auch durch göttliche Vorſorge das häufigſte. Es giebt etwas weniges gediegen Eiſen, vornehmlich aber Eiſenſteine und Eiſenerze. Dieſes Metall iſt allenthalben in Europa, in einigen Ländern aber in ſolcher Menge vorhanden, daß es den vornehmſten Reichthum derſelben ausmacht a). Schweden hat bisher das meiſte und beſte Eiſen geliefert b). Norwegen führet auch vieles und gutes Eiſen aus c). Das rußiſche Eiſen kömmt nur zum Theil aus dem europäiſchen Rußland, größtentheils aber aus Sibirien, und alſo aus Aſien d). Es giebt zwar einige Stahlgruben e), das meiſte Stahl aber wird aus Eiſen gemacht f), und das ſteyermärkiſche iſt das beſte, welcher Vorzug auf der Güte des daſigen Eiſens beruhet g).

a) dieſes gilt z. E. von der Grafſchaft Namur, vom Herzogthume Luxenburg, von Schweden und andern Ländern.

b) Das ſchwediſche Eiſen iſt vorzüglich gut und wohlfeil, und wird folglich auch am meiſten geſuchet. Es werden jährlich ungefähr 300000 Schiffpfunde (1 Schiffpfund hat 320 ſchwediſche Pfund) Eiſen ausgeführt,

Sven

Sven Bring Diſſ. de felicitate regni Svio-gothici arte magis quam marte paranda, p. 71. und überhaupt etwa 400000 Schiffpfund gar gemacht. Detlef Heyke Rede om Berghushållningen i gemen. Stockholm 1759.

c) deſſen Wert 3 bis 400000 Rthlr. beträgt. Dieſes und weswegen das norwegiſche Eiſen nicht ſo wohlfeil iſt, als das ſchwediſche, lehret Pontoppidan in ſeiner nat. Hiſtorie von Norwegen, Th. 1. S. 355. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 314.

d) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 603. 628. 851.

e) als in der Gegend von Dambach im Elſaß, in Helvetien, und zwar in der Grafſchaft Sargans und derſelben hohen Berge Gunzen, und in Piemont.

f) Man vereiniget entweder durchs Schmelzen, oder durchs Cementiren, viel brennliches Weſen mit dem Eiſen, welches dadurch, und durch die Ablöſchung im kalten Waſſer oder andern flüßigen Dingen, verhartet, und alſo Stahl wird.

g) ſelbſt die engländiſchen ſtählernen Arbeiten beſtehen größtentheils aus ſteyermärkiſchem Stahle.

Zinn.

§. 48. Das Zinn, welches unter allen Metallen das leichteſte iſt, kömmt aus Erzen, und ächtes gewachſenes Zinn hat man bishero noch nicht gefunden. England hat unter allen europäiſchen Ländern die älteſten und erſten Zinnbergwerke gehabt, und erſt zur Zeit des römiſchen Königs Richards hat ein engliſcher Bergmann in Deutſchland, dahin er aus Misvergnügen geflüchtet war, Zinnbergwerke eröfnet, wie der Verfaſſer des in der erſten Anmerkung angeführten Buchs berichtet. Es iſt auch das engliſche Zinn das beſte a), und auf daſſelbe folget das böheimiſche b) und meißniſche c). Man trifft dieſes Metall noch in

einigen andern Gegenden Deutſchlands an d), und in Hungarn, Sicilien, Spanien und Portugal, iſt es auch zu finden.

a) Es findet ſich in den Grafſchaften Cornwall und Devon. Die cornwalliſchen Zinnwerke werfen jährlich faſt 200000 Pfund Sterling ab, wie Wilh. Borlaſe in ſeiner natural hiſtory of Cornwal, meldet. Die Ausſuhre des ganz reinen Zinns, welches keinen Zuſatz von Bley hat, iſt verbothen.

b) Erdbeſchreibung, Th. 3. S. 100.

c) inſonderheit das altenberger Zinn. Erdbeſchreibung, Th. 3. B. 2. S. 1916. 2027.

d) als im Erzſtiſte Trier, u. ſ. w.

Bley.

§. 49. Das Bley, welches unter allen Metallen das weichſte iſt, und am geſchwindeſten im Feuer zerfließt, iſt in Europa häufig anzutreffen; England aber hat auch das beſte a). Es iſt nächſt dem Eiſen das nützlichſte Metall, deſſen wenige Handwerker entbehren können.

a) Erdbeſchreib. Th. 2. S. 1194. Es wird gefunden in den Grafſchaften Devon, Sommerſet, Derby, Durham, Northumberland, Cumberland, Caermarthen und andern.

Viehzucht.

§. 50. Die Viehzucht richtet ſich gemeiniglich nach der Beſchaffenheit der Weide; dieſe iſt in einigen Ländern ausnehmend gut und vortreflich a), in andern mittelmäßig, und in einigen gering und ſchlecht b). Obgleich die Viehzucht einträglicher und bequemer iſt, als der Ackerbau: ſo iſt es doch ſchädlich, wenn dieſer um jener willen verabſäumt wird; weil das Getreide auch nützlich und nöthig iſt, und der Feldbau mehrere Menſchen beſchäftiget,

get, als die Viehzucht c). Dieſe verſchaffet Laſt- und Zugthiere, Fleiſch, Milch, Butter, Käſe, Leder, Haare, Wolle, und andere nützliche Dinge.

a) insonderheit in den Marſchländern, dergleichen an der Nordſee und Elbe, und an andern Flüſſen ſind. In Podolien wächſt das Gras ſo hoch, als das Hornvieh iſt. Die Marſchländer haben das gröſte Vieh.

b) nämlich in den Ländern und Gegenden, welche einen ſehr trocknen und dürren Boden haben.

c) folglich die Einwohner eines Landes vermehret. Man hat dieſes in England eingeſehen, und daher die vorgenommene häufige Verwandlung der Aecker in Wieſen, durch welche der Preis des Getreides geſteigert worden, verbothen. Man klaget auch in andern Ländern, daß die Viehzucht zum Nachtheile des Ackerbaues getrieben werde. z. E. in Hungarn, in Helvetien, und in Schweden. Der Landwirth hat zwar von dem Wieſenwachs gröſſern Vortheil, als vom Ackerbau: allein, ein ganzes Land verliert ſehr, wenn jener dieſem vorgezogen wird, weil unſtreitig ein Morgen Acker mehr Geldes werth an Korn trägt, als ein Morgen Gras, und die Unkoſten zwar wohl für den Landwirth, nicht aber für das geſammte Land, in Rechnung kommen.

Das Pferdegeſchlecht.

§. 51. **Das Pferdegeſchlecht**, zu welchem die eigentlichen **Pferde, Mauleſel** und **Eſel** gehören, iſt von groſſer Erheblichkeit, und wohleingerichtete Stutereyen verſchaffen einem Lande wichtige Vortheile und Einkünfte, ſo, daß ſie rechte Geldquellen genannt zu werden verdienen a). Die europäiſchen Stutereyen, ſind durch afrikaniſche b) und arabiſche c) Hengſte, verbeſſert worden. Die beſten Pferde ſind in Spanien d), England e), dem Venediger Gebiete und Napoli f), Dänemark g), Polen, Hungarn, der Moldau, Wallachey und Ukraine

oder Klein-Rußland h), Deutſchland i), Frießland k). Der Gebrauch der Pferde- und Eſelshaut, kömmt unten vor.

a) **J. C. Zehentners Unterricht von der Pferdezucht**, S. 27. 33. 61. f. 75. f. Wohleingerichtete Stutereyen verzinſen das darauf verwandte Capital jährlich zu 4, 6, 8 bis 10 Procent. Man verkaufet von guten Pferden das Stück wohl zu 3 bis 400 Rthlr. Von den Pferden, die zum Kriege für die Dragoner und Küraßirer gebraucht werden, koſtet das Stück 35, 50 bis 60 Rthlr. Welche Summe erfordern alſo die Pferde für eine zahlreiche Reuterey?

b) die Pferde in der ſogenannten Barbarey haben nach den arabiſchen den nächſten Rang, ſ. von denſelben des **Herzogs von Newcaſtle neueröffnete Reitbahn**, S. 43. f.

c) die arabiſchen Pferde ſind von alten Zeiten her die berühmteſten in der Welt; auf ihre Geſchlechtregiſter wird groſſer Fleiß gewendet.

d) vornehmlich in Andaluzia. Die ſpaniſchen Pferde ſind nächſt denen aus der Barbarey die beſten. Ihren Charakter ſchildert der **Herzog von Newcaſtle in ſeiner neu eröffneten Reitbahn**, S. 41. f. und **Zehentner** am angeführten Orte S. 2. 3. und S. 34. 35. lehret er, daß ſie itzt immer ſchlechter werden.

e) die Stammväter der engländiſchen Pferde ſind aus Arabien und der Barbarey geholet worden. Zur Parforcejagd und zum Laufen überhaupt ſind ſie ganz vortrefflich; ſie werden aber auch immer ſchlechter. ſ. **H. W. von Newcaſtle neueröffnete Reitbahn**, S. 47. f. **Zehentner** am angeführten Orte, S. 47. f. *Mr. de la Condamine* hat ausgerechnet, daß die engliſchen Pferde bey dem Wettrennen in einer Secunde 46, 54 bis 82½ pariſer Schuhe laufen, und alſo geſchwinder, als der Wind ſind. Die barbariſchen Pferde, welche zu Rom um den Preis rennen, machen in einer Secunde nur 37 Schuhe.

f) die napolitaniſchen Pferde geben ſtolze Kutſchenpferde ab. Sie werden ſowohl, als die venetianiſchen,

vom

vom Zehentner am angeführten Orte S. 3. 4. 37. beurtheilet.

g) die däniſchen Pferde ſind zu Geſpannen und zum Kriege ſehr gut. Sie kommen eigentlich aus Jütland, und die beſten liefert die Landſchaft Tye. Ihre Eigenſchaften beſchreibt Zehentner am angeführten Orte S. 3. und von den däniſchen Geſtüten handelt er S. 38.

h) die Pferde dieſer Länder ſind gute Läufer. Man läßt ſie wild herumgehen, daher ſie alles ausſtehen können, und dabey mit dem ſchlechteſten Futter vorlieb nehmen. Zehentner S. 79. f. Auch die rußiſchen Pferde laufen ſehr geſchwind, und über 25 geogr. Meilen des Tags.

i) Die berühmteſten Stutereyen in Deutſchland ſind auf der Sennerheide in der Grafſchaft Lippe, und zu Bückeburg in der Grafſchaft Schauenburg geweſen. Jene hat zu der Zeit ihres Wohlſtandes jährlich auf 20000 Rthlr. eingebracht: ſie iſt aber nach 1730 in Verfall gerathen. Zehentner S. 116-125. 149. wie auch ſeine Vorrede. Hollſtein, Oſtfrießland, Oldenburg, einige churbraunſchweig-lüneburgiſche Länder, Würtemberg, Anſpach, auch die Biſthümer Bamberg und Würzburg, haben inſonderheit gute Pferdezucht. ſ. Zehentner S. 39-42.

k) hat gute Kutſchpferde. Es ſchildert ſie H. W. von Newcaſtle am angeführten Orte S. 50. 51.

Rindvieh.

§. 52. Das **Rindvieh** iſt zum Ackerbaue am nützlichſten und unentbehrlichſten; es giebt auch Milch a), Butter b) und Käſe c), man brauchet ſein Horn d), Haut e), das Häutchen des Maſtdarms f), ſein Fleiſch g) und Talg h). Hungarn i) und Polen k) löſen jährlich viele Tonnen Goldes aus ihren Ochſen; Dänemark l) und unterſchiedene Länder Deutſchlands m) treiben auch viele aus. Die **Büffel-Ochſen** ſind häufiger zu finden n), als die **Auer-Ochſen**, welche itzt unter die Seltenheiten gehören o).

a) Eine

a) Eine groſſe Marſch-Kuh giebt im Sommer des Tages wohl 10 bis 20 Kannen Milch; hingegen eine Kuh in den nordlichen und einigen andern Ländern giebt höchſtens ein paar Kannen.

b) Nicht allein der innere, ſondern auch der äuſſere Handel mit Butter iſt von groſſer Beträchtlichkeit. Wie groß iſt die Menge der Butter, welche aus Hollſtein, Oſtfriesland, Oldenburg, Bremen und andern Ländern Deutſchlands, aus den Niederlanden, Irland, und einigen andern europäiſchen Ländern jährlich ausgeführet wird!

c) die berühmteſten Käſe ſind die ſogenannten edamer oder eigentlich nordholländiſchen, die engländiſchen, die Limburger, die Marſchkäſe aus den Herzogthümern Hollſtein und Schleswig, und Parmeſankäſe.

d) an Kopf und Füßen. Man verfertiget daraus Kämme, Büchſen, Taſchen-Tintenfäſſer, und andere kleine Sachen.

e) Der Gebrauch derſelben wird unten §. 80. ausführlich beſchrieben.

f) In England zieht man von dem Maſtdarme der Ochſen ein Häutchen ab, und verfertiget aus demſelben die Formen, in welchen das Gold und Silber zu dünnen Blättern geſchlagen wird. Es iſt dieſes ein Geheimniß der Engländer.

g) es wird nicht nur friſch gegeſſen, ſondern auch eingeſalzen und geräuchert, und mit den letztern beyden Arten von unterſchiedenen Ländern ein ſtarker auswärtiger Handel getrieben.

h) inſonderheit zu Lichtern.

i) Man ſchätzet die Anzahl der Ochſen, welche jährlich aus Hungarn ausgetrieben werden, auf 120000 Stücke. Comp. Hungariae geograph. p. 5.

k) Polen hat ehedeſſen jährlich 80 bis 90000 Ochſen ausgetrieben. Erdbeſchr. Th. 1. S. 969.

l) Aus Jütland und Schleswig werden heutiges Tages jährlich etwan 32000 Stücke aus- und in andere Länder geführet.

m) als Oſtfriesland, die Grafſchaft Oldenburg, Thüringen u. a. m.

n) ſie

n) ſie ſind wild, laſſen ſich aber zahm machen. Sie halten ſich in wäßrigen Gegenden und am Meere auf. Man findet ſie in Italien häufig, inſonderheit in Apulien, Toſcana, und Campagna di Romana; ſie ſind auch in Hungarn, Siebenbürgen und anderswo anzutreffen. Aus ihrer bereiteten Haut werden Koller für die Reuterey, Patrontaſchen-Riemen, Degengehänge, Jagdtaſchen, Handſchuhe, und dergleichen verfertiget. Mit dem Haare ſtopfet man Sattel und andere Dinge ꝛc. aus. Aus den Hörnern werden Roſenkränze, Tabacksdoſen u. andere gedrehete Arbeiten verfertiget.

o) auf dem Schwarzwalde und in Preußen ſind ſie ausgerottet; in Polen, und zwar in Maſovien, werden ſie noch zuweilen geſehen.

Das Schaf- und Bocks-Geſchlecht.

§. 53. An den Schafen iſt alles brauchbar. Ihr Miſt giebt eine gute Dünge ab a): man genießt ihre Milch, und die daraus verfertigten Käſe, man brauchet ihre Gedärme zu Saiten, ihren Talg zu Speiſen und Lichtern; ihr Fleiſch, inſonderheit von den Hämmeln, wird theils friſch gegeſſen, theils eingeſalzen b), ihr Fell entweder als ein Pelz gebraucht, oder zu Leder und Pergament bereitet c), und ihre Wolle gehöret unter die wichtigſten Landesgüter d). Spanien hat ſeine Schafheerden durch afrikaniſche Colonien verbeſſert e); England die ſeinigen durch ſpaniſche Widder f); und dieſe Länder haben nebſt Portugal g) die beſte Wolle. Die ſchot- und irländiſche Wolle wird gemeiniglich mit unter dem Namen der engländiſchen verkauft, obgleich die erſtere merklich ſchlechter iſt. Die Wolle der holländiſchen h), polniſchen, märkiſchen i) und napolitaniſchen k) Schafe, iſt gleichfalls vorzüglich gut. Einige Länder ſuchen itzt ihre Schäfereyen und Wolle zu verbeſſern l). Von den Ziegen hat

hat man Milch und Käſe, inſonderheit aber gebraucht man das beſte Haar der Ziegen und Ziegenböcke m), und bereitet ihr Fell zu allerley Leder und Pergamente n). Die Steinböcke o) und Gemſen p), bewohnen die höchſten Gebirge, werden aber, inſonderheit die erſten, immer ſeltener.

a) wird auch in Norwegen als ein Heilungsmittel gebraucht. Pontoppidans Verſuch einer natürl. Hiſtorie von Norwegen, Th. 2. S. 14.

b) Eingeſalzenes Schaffleiſch wird von den Inſeln Färöer, Island, Orkneys und Irland in groſſer Menge ausgeführt.

c) wie unten §. 80. ausführlicher gelehret wird.

d) denn ſie iſt eine der vornehmſten rohen Materien zu den Manufakturen. Fried. Wilh. Haſtfer Goldgrube eines Landes in der Verbeſſerung der Schafzucht. Kopenhagen 1756.

e) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 110. 111. Die ſpaniſchen Schafe ſind klein. Ihre beſte Wolle iſt die feinſte in Europa. Man rechnet die Anzahl der feinen Wollenſchafe auf 5 Millionen, und das, was ſie dem Reich jährlich einbringen, auf 8, 333333 Thaler. Daher nennen die Könige in ihren öffentlichen Verordnungen die Schafzucht, das koſtbare Kleinod der Krone. Schreiben eines engliſchen Edelmanns — von der Schafzucht in Spanien, bey Clarke Briefen von dem gegenwärtigen Zuſtande des Königreichs Spanien.

f) Erdbeſchreib. Th. 2. S. 1194. Ein engländiſches Schaf von der groſſen Art, giebt jährlich 5 bis 8, ja bis 9 Pfund Wolle, das iſt, wenigſtens fünfmal ſo viel, als ein deutſches. Die engländiſche Wolle iſt nicht ſo fein, als die ſpaniſche, hat aber doch nächſt derſelben den Rang. Man hat kurze und lange, die feinſte in der Grafſchaft Gloceſter, die längſte in den Grafſchaften Lincoln und Leiceſter. Die Anzahl der Schafe iſt erſtaunlich groß. Dangueils Vortheile und Nachtheile von Großbritannien in Anſehung des Handels, S. 72. f.

g) die

g) die portugieſiſche Wolle wird gemeiniglich mit unter dem Namen der ſegoviſchen verhandelt.

h) Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 739. 740. Unter dem Namen der holländiſchen Wolle wird auch diejenige mit begriffen, welche die Holländer aus Deutſchland und Preußen holen.

i) Man hat in der Mark Brandenburg viele und gute Wolle, und ſie gehöret unter die vornehmſten Landesgüter.

k) Erdbeſchr. Th. 2. S. 1099.

l) als Schweden. Erdbeſchr. Th. 1. S. 423. Wie man die Schafwolle verbeſſern ſolle, lehret M. Schlettweins leſenswürdige Abhandlung im Hamb. Magazin, B. XIX. S. 170. f.

m) Das ſchönſte Ziegenhaar zu Parücken, kömmt aus Hungarn und Rußland. Von dem übrigen Gebrauche des Ziegenhaars wird unten gehandelt.

n) Aus Bergen in Norwegen werden jährlich 70 bis 80000 rohe, und einige 1000 bereitete Bocksfelle ausgeführet.

o) Steinböcke ſind in Dauphinée und Piemont, woſelbſt ſie Bouquetins heißen, in Salzburg, in Tyrol, in Wallisland, in Helvetien, und auf Candia.

p) Gemſen ſind in Salzburg, Tyrol, Oeſtreich, Steyermark, in Helvetien, und auf dem karpathiſchen Gebirge. Im Sommer ſind ſie bräunlicht und etwas röthlicht, im Winter aber dunkelbraun. In ihrem Leibe findet man Kugeln, welche gemeiniglich aus ihren eigenen abgeleckten und verſchlungenen Haaren, bisweilen auch, nach einiger Meynung, aus den zähen Zäſerchen gewiſſer Kräuter entſtanden ſind, und denen man weit mehr Kraft zuſchreibt, als ſie wirklich haben. Ihre Haut iſt, wenn ſie bereitet worden, ſo weich, als Sammet.

Das Hirſchgeſchlecht.

§. 54. Von den Hirſchen und Rehen genießt man das Fleiſch; ihr Talg und das Hirſchhorn werden zu Arzneyen und Heilungsmitteln gebraucht,

aus dem Hirſchhorn oder Geweihe, werden allerley Hefte, und aus den Hirſchklauen Ringe verfertiget; und die Häute und Haare ſind auch ſehr nützlich. Beyde Thierarten ſind in den meiſten europäiſchen Ländern, jedoch in einem häufiger, als in den andern, in einigen ſelten, und in andern gar nicht vorhanden. Das **Elendthier** in Norwegen, Schweden, Liefland, Curland, Litauen, Polen und Preußen, iſt eine Vermiſchung von Hirſchen und Pferden. Sein Fleiſch ſchmeckt, faſt wie Hirſchfleiſch; die Haut wird ziemlich theuer verkauft, und giebt ein ſtarkes und feines Leder; aus den Klauen machet man Ringe, das Geweihe brauchet man zu Heften und auf andere Weiſe, und die Haare und Knochen gleichfalls a). Das **Rennthier** in Norwegen, Lappland und im nordlichen Theile von Rußland, iſt den nordiſchen Ländern eigen und ungemein nützlich. Das zahme wird des Sommers bepackt, und des Winters zum Fortziehen gewiſſer Fahrzeuge gebraucht. Man hat davon Milch, Käſe und Fleiſch, die Haut dienet zu Kleidern, Gezelten und Betten, und die Sehnen vertreten die Stelle des Zwirns b).

a) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 969. 970. Pontoppidans natürl. Hiſt. von Norwegen, Th. 2. S. 20.

b) Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 556. 558. 561. 562. Peter Högſtröms Beſchreibung Lapplands Kopenhagen und Leipzig 1748. in 8. S. 87. f. Pontoppidans natürl. Hiſtorie von Norwegen, Th. 2. S. 21. f.

Thiere, deren Bälge geſchätzt werden.

§. 55. Die Haſen, deren Haar in den nordlichen Ländern und auf den Alpen in Helvetien, des Winters

ters weiß wird, und die **Kaninchen**, ſind wegen ihres Fleiſches, Balgs und anderer Stücke, nützlich a). Die **Eichhörner** werden von einigen Nationen gegeſſen, vornehmlich aber iſt ihr Balg ſchätzbar, weil er ein gutes Pelzwerk abgiebt b). Die Bälge der **Hermelinen** c), **Marder** d) und **Zobel** e) haben einen hohen Werth; die Felle und Bälge der **Wölfe** f), **Füchſe** g), **Lüchſe** h), **Bären** i), **Vielfraſſe** k), **Fiſch-Ottern** l) und **Biber** m) werden auch zum Theile hochgeſchätzt, insgeſammt aber ſind ſie nützlich.

a) allein aus St. Petersburg werden jährlich ungefähr 350000 weiſſe Haſenfelle ausgeführet.

b) In den nordlichen Ländern werden die braunen Eichhörner im Winter grau, daher ihr Balg mit dem Namen des **Grauwerks** belegt wird. Die ſchwarzen und ſilberfarbigen werden am meiſten geſchätzet. Das beſte Grauwerk kömmt aus Rußland. **Erdbeſchreib.** Th. 1. S. 849.

c) Die weiſſe Farbe der norwegiſchen Hermeline, iſt beſtändiger, als der rußiſchen.

d) Der Balg des **Baummarders**, iſt ſchätzbarer, als der vom **Steinmarder**.

e) Der Zobel iſt in Sibirien zu Hauſe. **Erdbeſchr.** Th. 1. S. 847. 848.

f) Aus Wolfsfellen machet man die ſogenannten Wolfs- oder Wildſchuren.

g) Auſſer den rothen Füchſen giebts in den nordiſchen Ländern auch weiſſe **Kreutz-** und **ſchwarze Füchſe**. Das Fell der letztern iſt koſtbarer, als das Zobelfell. **Erdbeſchreibung**, Th. 1. S. 846. 847.

h) Es giebt **Wolf- Fuchs-** und **Katzen-Luchſe**. Die Felle der letzteren ſind am feinſten und koſtbarſten.

i) Die Bärenhaut wird zu Decken, Matratzen, Muffen, Mützen, und auch wohl zum Unterfutter gebraucht. Das Bärenfleiſch findet auch Liebhaber. Die

Polacken richten die Bären zum Tanze ab, und verdienen Geld damit.

k) ihr ſchwarzer mit braunen und gelblichten Flammen untermiſchter Balg, hat weiches Haar, und glänzet wie Damaſt.

l) Es giebt Fluß- und See-Ottern; der letztern Felle ſind koſtbarer, als der erſtern.

m) Der Biber iſt als ein geſchickter Baumeiſter berühmt, und wegen ſeines Fells beliebt. Je dunkler und reiner das Haar des letztern iſt, deſto beſſer iſt es. Dieſes Haar wird zu Strümpfen, Handſchuhen, Zeugen und Hüten gebraucht.

Vögel.

§. 56. Die Vögel, welche in **Land- Waſſer- und Strand-Vögel** abgetheilet werden können, ſind dem Menſchen mit ihrem Fleiſche, mit ihren Eyern und Federn, ſehr nützlich. Die Federn ſind ein anſehnlicher Gegenſtand des Handels, und inſonderheit werden die Dunen des Eidervogels, welche aus Norwegen, und von den Inſeln Island, Färöer und Orkneys, wie auch von Archangel kommen, hochgeſchätzt.

Pontoppidans natürl. Hiſtorie von Norwegen, Th. 2. Cap. 3. Anderſons Nachrichten von Island, Grönland und der Straſſe Davis, S. 44-49.

Fiſchereyen.

§. 57. Es iſt zwar der Fiſchfang in den Flüſſen, Teichen und Land-Seen für ein jedes mit demſelben verſehenes Land, ſehr vortheilhaft, und es iſt inſonderheit der Lachsfang für manche Länder ſehr einträglich a): allein, die wichtigſten Fiſchereyen ſind diejenigen, welche in den Meeren und ihren Buſen angeſtellt werden. In der Nordſee und im Nordmeere iſt der Fang der **Wallfiſch-Arten**

und unterſchiedener anderer groſſer Fiſche, welche eine glatte Haut haben, und lebendige Junge gebähren, von groſſer Wichtigkeit b). Unter den ſchuppigen Fiſchen mit Floßfedern, welche aus Rogen entſtehen, ſind die Heringe c), Kapbelaue und Dorſche d), und die Tonfiſche oder Tunfiſche e), die wichtigſten. Dieſe Fiſchereyen bringen den Europäern jährlich viele Millionen Thaler ein f).

a) Norwegen, Schweden, Rußland, England, Schottland und Irland, ſind vor andern Ländern reich an Lachſen, welche theils geräuchert, theils eingeſalzen, und in groſſer Menge ausgeführet werden.

b) Man bekömmt von ihnen vornehmlich Thran, Fiſchbein, Wallrath und Ambergries. Johann Andersons Nachrichten von Island, Grönland und der Straſſe Davis, S. 95. f. 185. f. Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 767. f. Pontoppidans natürl. Hiſt. von Norwegen, Th. 2. S. 223. f. Der Walrath wird nicht mehr aus dem ſelten vorkommenden Gehirn der Cachelotte, ſondern aus dem Thran der Wallfiſche durch eine gewiſſe Läuterung, welche Hill deutlich beſchrieben, zubereitet.

c) Zum Heringsgeſchlechte gehören auch die Sardinen, Sardellen und Strömlinge. Der ſtärkſte Heringsfang iſt bey den ſhetländiſchen Inſeln, und in den Händen der Holländer. ſ. Anderſon am angeführten Orte, S. 54. f. Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 744. f. Die Schottländer, Engländer und Franzoſen fangen auch Heringe in der Nordſee: allein, ſie ſind nicht vermögend, dieſe Fiſcherey den reichen und arbeitſamen Holländern zu entreiſſen. Bey Norwegen werden auch ſehr viele gefangen. Pontoppidans nat. Hiſtorie von Norwegen, Th. 2. S. 270. f. In Schweden, auf der Küſte von Weſt-Gothland, befleiſſiget man ſich auch der Heringsfiſcherey. Erdbeſchr. Th. 1. S. 502. Die Sardinen und Sardellen welche die Engländer Pilchards nennen, werden häufig

auf den franzöſiſchen und engländiſchen Küſten, und im mittelländiſchen Meere, und die Strömlinge oder Ströminge in der Oſtſee gefangen.

d) Babbelaue oder Kabbeljaue, Dorſche und Längen ſind Arten einerley Geſchlechts. Der Kabbelau iſt gröſſer, als der Dorſch, wird von den Norwegern Klubbe Torſk oder Kabbiliau, von den Hochdeutſchen Bolch, und von den Engländern Cod genennet. Aus ſeiner Haut wird in Nord-Amerika eine Art von Hauſenblaſen bereitet. Der Dorſch, norwegiſch Torſk, wird in Preußen Pomochel genennet. Die Länge iſt ſchmäler und länger, als die vorhergehenden Arten. Dieſe Fiſche werden in der Nordſee in größter Menge, wie auch in der Oſtſee, gefangen, und theils friſch gegeſſen, theils eingeſalzen, theils getrocknet. Eingeſalzenen Kabbelau nennen die Holländer Labberdan, oder Salzfiſch. Die getrockneten Fiſche dieſes Geſchlechts pflegen überhaupt Stockfiſche genannt zu werden, haben aber von der unterſchiedenen Art, wie ſie behandelt werden, unterſchiedene Namen, nämlich Flackfiſch, Bengfiſch, Titling, Rotſchär, Rundfiſch, Klipfiſch. Anderſon am angef. Orte, S. 73-89. 91. Pontoppidan am angef. Orte, Th. 2. S. 292-298. 247. Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 742.

e) Sie gehen aus dem atlantiſchen Meere gegen das Ende des Sommers in groſſer Menge in das mittelländiſche Meer, und werden alsdenn auf den Küſten von Spanien, Frankreich und Italien in groſſer Menge gefangen.

f) Man ſchätzet den Werth der Fiſche, welche jährlich auf den Küſten von Norwegen gefangen werden, weit über eine Million Rthlr. Die Heringe, welche die Holländer jährlich bey den ſhetländiſchen Inſeln fangen, geben ihnen noch itzt über 1 Million Rthlr. Gewinn; u. ſ. w.

Waſſer-Thiere in Schalen.

§. 58. Von den Thieren im Waſſer, welche in Schalen eingeſchloſſen ſind, die entweder hart und

unbe-

unbeweglich, oder dünne ſind, und ſich nach der Beſchaffenheit des Körpers biegen, ſind hier nur die Auſtern a), Muſcheln und Hummern, merkwürdig. Auf den Küſten derer an der Nordſee belegenen Länder, giebts viele Auſtern, welche für Leckerbiſſen gehalten werden, und einen beträchtlichen Handel veranlaſſen b). Die Perlen, welche man in den Auſterſchalen findet, ſind nicht ſo gut, als diejenigen, welche in Muſcheln angetroffen werden (*). Die Schalen der ſogenannten ſpaniſchen Auſtern oder Harfenmuſcheln, werden zur Auszierung der Springbrunnen, Grotten und künſtlichen Waſſerfälle gebraucht. Von den Muſcheln ſind ſowohl die eßbaren, als inſonderheit die Perlenmuſcheln c), zu bemerken. Mit Hummern wird auch ein ganz beträchtlicher Handel getrieben d).

a) die gemeinen Auſtern werden nach dem Unterſchiede des Grundes, auf welchem ſie ſich aufhalten, in Berg= Sand= und Leim=Auſtern abgetheilet.

b) als die engländiſchen, norwegiſchen, ſchleswigiſchen.

(*) Alle angewachſene Perlen ſind undurchſichtig, wenn ſie weiß ſeyn ſollen, müſſen ſie frey ſeyn.

c) die beſten findet man in den Flüſſen, und zwar faſt in allen europäiſchen Ländern; doch haben die aſiatiſchen und amerikaniſchen Perlen vor den meiſten europäiſchen in Anſehung der Gröſſe und des Glanzes einen Vorzug.

d) inſonderheit aus Norwegen. Pontoppidan a. a. O. Th. 2. S. 325=328. Kalms Reiſe nach dem nordlichen Amerika, Th. 1. S. 67. 68. 97=100.

Seidenwürmer.

§. 59. Von den Inſekten, ſind die Seidenwürmer zu nennen, weil ihr Geſpinſt als eine der vornehmſten

nehmſten rohen Materien zu den Manufakturen, von groſſer Wichtigkeit iſt. Ihre beſte Nahrung ſind die Blätter der Maulbeerbäume (§. 26). **Roger**, der erſte König von Sicilien, hat aus Griechenland Leute, welche den Seidenbau verſtunden, 1130 nach Sicilien gebracht, und ihn daſelbſt einführen laſſen; von dannen aber hat er ſich nachmals in Italien und andere Länder verbreitet. Sicilien, Napoli, Bologna, Genova, Meiland und andere Länder und Oerter in Italien, führen viele Seide aus, inſonderheit aber Piemont, deſſen Seide auch für die beſte in Italien gehalten wird a). Frankreich hat ſtarken Seidenbau: er iſt aber noch nicht hinlänglich zu ſeinen Manufakturen b). Spanien hat einen Ueberfluß an Seide. Portugal, unterſchiedene Inſeln des mittelländiſchen Meeres und Archipelagi, als Candia, Thermia, Tine, Andros, Naxia und Zia, imgleichen Morea, legen ſich auf den Bau der Seide, und führen zum Theil viele aus. Er breitet ſich auch immer mehr und mehr in Deutſchland, ja bis in die nordiſche Länder aus.

a) Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 815.

b) Erdbeſchreib. Th. 2. S. 278.

Bienenzucht.

§. 60. Man zählt auf 30 Arten Bienen. Die Bienenzucht gehöret in vielen Ländern unter die Hauptnahrungsmittel ihrer Einwohner, weil mit Honig a) und Wachs ein anſehnlicher Handel getrieben wird b). Sie iſt inſonderheit für diejenigen Länder wichtig, deren Boden mit Heide bewachſen, und alſo zum Getreidebau wenig geſchickt, hingegen zur Bienenzucht ſehr bequem iſt. Aus Honig wird Meth (von dem polniſchen Worte Miod, das iſt, Honig) bereitet.

a) Im Fürſtenthume Lüneburg giebts Kirchſpiele, in der Heide, die jährlich 3 bis 400 Tonnen Honig gewinnen; jede Tonne aber koſtet, wenn es am wohlfeilſten iſt, auf der Stelle wenigſtens 12 Rthlr. oft aber 20 bis 30 Rthlr. Eben daſelbſt werden aus den Bienenſtöcken, welche die angegebene Menge Honigs liefern, 4 bis 5000 Pfund reinen Wachſes geſammlet. S. Carſtens leſenswürdige Nachrichten von der Bienenzucht in den lüneburgiſchen Landen, in den hannoveriſchen gelehrten Anzeigen von 1750. S. 181 = 206. Der ſchönſte Honig kommt von Gebirgen, wo die Bienen den Saft vermuthlich allein aus Blumen ſaugen. Er iſt vollkommen weiß.

b) Der Verbrauch des Wachſes wird immer gröſſer. Daher hat man 1758 in Frankreich eine Belohnung auf die Anlegung neuer Bienenſtöcke geſetzt. Das Wachs ſchwitzen die Bienen aus.

Wie die Anzahl der Einwohner eines Landes zu erforſchen. (*)

§. 61. Die Anzahl der Einwohner eines Landes und Ortes, wird am genaueſten durch wirkliche Zählung derſelben erforſcht. Weil aber ſolche Zählungen bisher ſelten, und in wenigen Ländern geſchehen ſind a), ob es gleich ſehr nützlich wäre, wenn ſie jährlich, und in allen Ländern vorgenommen würden b): ſo muß man ſich anderer Hülfsmittel zu ihrer Entdeckung bedienen. Wenn man die Anzahl der Feuerſtellen, oder, welches einerley iſt, der angeſeſſenen Unterthanen oder Familien, weis: ſo rechnet man, je nachdem ein Land oder Ort weniger oder mehr volkreich iſt, auf jede Feuerſtelle oder Familie 4½, 5 bis 6 Perſonen, und erhält dadurch ungefähr die Summe der Einwohner c). Ein anderes Hülfsmittel iſt das durch vieljährige Erfahrung entdeckte gemeine Verhältniß der jährlich Ster-

benden zu den Lebendigen. Man hat nämlich beobachtet, daß in groſſen, volk- und geldreichen Städten die Sterblichkeit gröſſer ſey, als in mittelmäſſig groſſen und kleinen, und in beyden gröſſer, als auf dem Lande, indem in den erſten von 24 bis 28 Lebendigen jährlich einer (†), in den zweyten von 30 bis 32 einer, auf dem Lande aber nur von 40 oder 42, oder gar nur von 48 einer, oder in einem ganzen Lande, Städte und Dörfer zuſammen genommen, von 32 oder 33, in einigen Ländern aber nur von 37, und in einigen, dahin inſonderheit die nordiſchen Länder gehören, nur von 40 Menſchen einer ſtirbt d). Wenn man alſo von einem Orte oder Lande die Anzahl der jährlich Sterbenden durch Vergleichung mehrerer Jahre miteinander e), weiß; ſo vermehret man ſie nach dem Unterſchiede, den man unter den Oertern und Ländern wahrnimmt, mit einer von den obigen Zahlen, um die Summe der geſammten Einwohner ungefähr zu berechnen. Die Anzahl der Gebohrnen muß auf dem platten Lande und in den kleinen Städten ungefähr mit 29, in groſſen Städten aber, beſonders wo Hofhaltungen ſind, und in vornehmen Haushaltungen viele unverheirathete Bediente unterhalten werden, auch viele andere ledige Leute ſind, mit 35, ja nach einiger Berichte in London wohl mit 50 multipliciret werden, um die Anzahl aller Einwohner herauszubringen. Im Ganzen und Groſſen gerechnet, machen in wohlbewohnten Ländern, die Bürger ungefähr ein Drittheil, und das Landvolk zwey Drittheil aller Einwohner eines Landes, aus f). Allein, in Ländern, welche wenige Städte haben, iſt das Verhältniß anders, wie

denn in Schweden 13mal mehr Menſchen auf dem Lande, als in den Städten, wohnen. Ordentlicher Weiſe iſt die Anzahl der Gebohrnen jährlich gröſſer, als die Anzahl der Geſtorbenen, daß ſich alſo zu Friedenszeiten, und wenn keine epidemiſche Krankheiten herrſchen, die Einwohner jährlich vermehren g). Es beweiſen auch die Taufliſten, daß mehrere Knaben als Mägdchen gebohren werden, ſo, daß ſich jene zu dieſen verhalten wie 1050 zu 1000, oder wie 21 zu 20. Hingegen ſterben auch in den zarteſten Jahren mehr Knaben, als Mägdchen, und man will wahrgenommen haben, daß in dem Alter von 5, oder wie andere ſetzen, von 15 und 16 Jahren, beyde Geſchlechter in allen Ländern gleich zahlreich seyn h). Doch leben die Frauensperſonen länger, als die Mannsperſonen.

(*) Das Mittel, welches Cecrops gebraucht, um die Einwohner von Atica zu zählen, iſt ſeltſam. Es iſt angeführt in **Goguet Unterſuchung von dem Urſprung der Geſetze** 2c. Th. 2. B. 1. Kap. 4. Artik. 1.

a) In Frankreich iſt eine ſolche Zählung aller Einwohner am Ende des 17ten Jahrhunderts, und 1733 geſchehen. Im Herzogthume Würtemberg, und nunmehr auch in den königlich-preußiſchen und churfürſtlich-brandenburgiſchen Ländern werden die Einwohner jährlich gezählet; in den chur-braunſchweig-lüneburgiſchen Landen ſind ſie 1756, und in Spanien von 1710 bis 1723 gezählt worden.

b) Denn es iſt viel daran gelegen, daß eine Landesregierung wiſſe, ob die Einwohner ab- oder zunehmen.

c) auf ſolche Weiſe berechnet **Geronymo de Ustariz** die Anzahl der Einwohner in Spanien in ſeiner *Theorie et pratique du commerce, chap.* 18.

(†) In Stockholm ſtirbt ſogar von 17 Mannsperſonen einer, und von 21 Frauensperſonen eine, wie Wargentin in den Abhandl. der ſchwed. Akad. der Wiſ-

ſenſchaften vom Jahr 1766 angemerket hat. In S. Petersburg ſtirbt in der ſchwediſchen Gemeine jährlich einer von 15 lebendigen. ſ. meine gelehrte Abhandlungen und Nachrichten aus und von Rußland, St. 1. S. 118. und meine Geſchichte der evangeliſchen Gemeinen im rußiſchen Reich, Th. 2. S. 128.

d) So rechnet Pontoppidan in Dänemark und Norwegen: in Schweden aber hat man beobachtet, daß im ganzen Reich von 33 Mannsperſonen eine, und von 35 Frauensperſonen eine, ſterbe. Die jährlichen Regiſter ſowohl der Verſtorbenen, als der Gebohrnen und Verheiratheten, ſind von groſſer Wichtigkeit und Nützlichkeit; denn ſie zeigen nicht allein entweder die Zunahme oder Abnahme der Anzahl der Einwohner eines Orts und Landes, ſondern auch die Quelle und Haupturſache derſelben, und ſind in der letzten Abſicht den Zählungen der Einwohner noch vorzuziehen. Sie ſollten alſo in allen Ländern eingeführt und ſorgfältig veranſtaltet, auch jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. Ihren nützlichen und wichtigen Gebrauch haben zuerſt Joh. Graunt und Wilh. Petty in England, nachmals Halley und Short eben daſelbſt, Kerſeboom und Struyk in Holland, de Parcieux in Frankreich, Süßmilch in Deutſchland, und Wargentin in Schweden, gelehret. Die beyden letztern haben inſonderheit viel geleiſtet, nämlich Joh. Peter Süßmilch, in ſeinem Buche von der göttlichen Ordnung in denen Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, Berlin 1742. in 8. und in der neuen Schrift, göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, beſonders im Tode, durch einige neue Beweisthümer beſtätiget, Berlin 1756. in 4. und Herr Peter Wargentin im 16ten und 17ten Bande der Abhandlungen der königl. ſchwediſch. Akademie der Wiſſenſchaften.

e) Man muß die Anzahl von 6 und mehreren Jahren ſammlen, dieſelbe addiren, und die Summe mit der Anzahl der Jahre dividiren, ſo bekömmt man eine Mittelzahl, welche man als die Summe derer jährlich Sterbenden annehmen kann.

f) Süßmilchs göttliche Ordnung . . durch einige neue Beweisthümer beſtätiget, S. 22. 23.

g) So ſind in den geſammten Ländern des Königs von Preußen, von 1750 bis 56, ein Jahr ins andere gerechnet, jährlich über 41000 mehr gebohren, als geſtorben. Allein, der Krieg, die Peſt und andere gefährliche Krankheiten können in kurzer Zeit den Ueberſchuß von vielen Jahren auf einmal wieder wegnehmen. Ein merkwürdiges Beyſpiel von dem vieljährigen Mangel an Mannsperſonen, welchen der Krieg in Schweden verurſachet hat, erzählet Wargentin im 17ten Bande der Abhandlungen der königl. ſchwed. Akad. der Wiſſenſchaften, 1755. S. 11. Noch 1760 fand man in Schweden 127237 Frauensperſonen mehr, als Mannsperſonen.

h) Abhandlungen der königl. ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften, 16ter Band, von 1754. S. 256. 17ter Band, S. 245.

Mittel zur Bevölkerung eines Staats.

§. 62. Auf der Menge der Einwohner und ihrem Fleiße beruhet die Macht eines Staats a). Ein kleineres Land mit einer groſſen Menge Volks, iſt mächtiger, als ein gröſſeres Land mit eben der Menge. Die Mittel, durch welche die Bevölkerung eines Staats erhalten werden kann, ſind 1) die Beförderung der Heirathen von jedem Geſchlechte b), 2) gute Anſtalten zur Erhaltung des Lebens der Kinder in ſchweren Geburten c), und in den gefährlichſten Krankheiten, denen ſie unterworfen ſind d); 3) Gelegenheit und Reizung zur Arbeit, und Mäßigung der Abgaben des gemeinen Mannes e); 4) völlige Freyheit in Anſehung der gottesdienſtlichen Lehre und Uebung f), 5) freundliche Einladung und Aufnahme der Ausländer g), 6) nachdrückliche Hinderung des unmäßigen Gebrauchs der ſtarken Getränke und der Hurerey h).

Die

Die Fruchtbarkeit der Ehen im Groſſen, und bey ganzen Völkern gerechnet, iſt ſehr unterſchieden i).

a) Man ſetze, daß jeder Unterthan, reiche, mittelmäßig begüterte, und arme durch einander gerechnet, zu den Landeseinkünften jährlich nur 3 bis 4 Rthlr. beytrage, ſo kömmt eine anſehnliche Summe heraus. In einem Lande, wo Manufakturen und Handlung blühen, bringen die Unterthanen noch mehr ein. Je zahlreicher die Unterthanen ſind, deſto ſtärker iſt das Kriegesheer, welches der Landesherr nöthigenfalls aus ſeinem Lande nehmen kann. Im Nothfalle kann der 3te Theil der Einwohner ausgerüſtet werden. Süßmilch am angef. Orte, S. 28. Eigentlich machen die ſtreitbaren Männer oder alle Mannsperſonen, welche die Waffen tragen können, den vierten Theil der Einwohner aus. So rechneten die Alten auch, wie man an den Helvetiern ſieht. Julius Cäſar de bello gallico l. 1. c. 29. Unterdeſſen kann doch ein einzelner Staat eben ſo wenig eine ganz unbeſtimmte oder gar zu groſſe Anzahl von Einwohnern haben und ernähren, als der Erdboden überhaupt. Beyde haben ihre beſtimmten Gränzen u. Fruchtbarkeit. Die Regel iſt: ein jeder Staat muß ſo viele Menſchen haben, als er zu ſeinem Ackerbaue, ſeinen Manufakturen, Fabriken, Handel, und Vertheidigung bedarf. Hat er ſtarken Abſatz ſeiner Waaren in andere Länder, ſo kann er auf Unkoſten derſelben noch viele Einwohner erhalten. Otto Lütken Unterſuchung des Satzes: daß die Glückſeligkeit eines Reichs in der Menge des Volks beſtehe, im fünften Theile der öconomiſchen Gedanken zu weiterm Nachdenken eröffnet. Andere wichtige politiſche Gedanken über den Werth des Lebens eines Menſchen, ſ. in den Abhandlungen der königl. ſchwed. Akad. der Wiſſenſchaften im dritten Vierteljahr von 1759, und aus denſelben einen Auszug in den göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen von 1762. S. 943. 944.

b) Der

b) Der Mangel an Nahrungsmitteln iſt die vornehmſte Hinderung der Heirathen. In groſſen Städten, giebts mehrere unverheirathete Perſonen, als in kleinen Städten und auf dem Lande. Die Vielweiberey iſt in Europa nur den Türken erlaubt, wird aber doch durch den Koran eingeſchränkt, kann auch ohnedieß nur von den reichen Leuten ausgeübet werden, und gereicht garnicht zur Bevölkerung des Staats. **Hamb. Magazin**, B. 18. S. 158.

c) folglich gute Hebammenſchulen.

d) Dieſe ſind vornehmlich die Pocken, Zahnkrankheiten, und Maſern. Was ſie für eine Niederlage unter den Menſchen anrichten, lehret Süßmilch am angeführten Orte, S. 52. 53. 56. 57. auf eine überzeugende und rührende Weiſe.

e) Der Acker- und Weinbau beſchäftigen und ernähren mehrere Menſchen, als die bloſſe Viehzucht; (§.22.) noch mehrere aber die Manufakturen, der Handel und die Schifffahrt. Wenn den gemeinen Mann eine gar zu groſſe Laſt der Abgaben drücket, ſo fürchtet er ſich vor dem Eheſtande und vor der Fruchtbarkeit, wie man an Frankreich ſieht. **Dangueil von den Vortheilen und Nachtheilen Frankreichs in Anſehung des Handels**, S. 13. Wie der Mangel an Manufakturen und Handlung, und die Gröſſe der Abgaben unterſchiedene Landſchaften von Spanien von Einwohnern entblöſſe, lehret *Uſtariz Theorie et Pratique du Commerce*, S. 59.

f) Was dieſelbige zur Bevölkerung eines Landes beyträge, lehren z. E. Holland, und die königlich-preußiſchen Länder; hingegen wie ſchädlich der Religionsdruck iſt, ſieht man an Frankreich. Folgender Gedanke iſt königlich: le faux zele eſt un tyran qui depeuple les provinces: la tolerance eſt une tendre mere, qui les ſoigne et les fait fleurir. ſ. die Abhandlung de la ſuperſtition et de la religion bey den Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de la maiſon de Brandenbourg, S. 284. der Berliner Ausgabe von 1751.

g) König Friedrich Wilhelm von Preußen hat in dieſem Stücke ein ausnehmendes Beyſpiel gegeben. Der

Augen-

Augenſchein lehret den wichtigen Zuwachs an Einwohnern, welchen er ſeinen Ländern dadurch verſchaffet hat. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 907. J. A. Philippi, von den wahren Mitteln zur Vergröſſerung eines Staats. Berlin, 1753. S. 33. f.

h) Süßmilch am angef. Orte, S. 48. f. *Montesquieu* de l'Eſprit des Loix, T. 2. L. 23. ch. 2. Philippi am angef. Orte, S. 31. 32.

i) In Schweden kommen nicht mehr, als 3 und höchſtens 4 Kinder auf eine Ehe. Abhandlungen der königl. ſchwed. Akademie der Wiſſenſch. Band 16. vom Jahre 1754. S. 173. 252. In andern Ländern, nach Herrn Süßmilchs Anmerkung, am angeführten Orte, S. 46. kömmt die Fruchtbarkeit der Ehen zwiſchen $3\frac{1}{2}$ bis 5 zu ſtehen.

Anzahl der Menſchen in Europa.

§. 63. Europa würde weit volkreicher ſeyn, als es wirklich iſt, wenn es nicht durch die Schiffahrten und Wanderungen nach denen drey andern Haupttheilen des Erdbodens, inſonderheit nach Amerika, eine groſſe Anzahl ſeiner Einwohner verlohren hätte, und jährlich noch verlöhre a). Unter ſeinen Ländern iſt in Anſehung der Bewohnung ein groſſer Unterſchied; denn einige ſind ziemlich volkreich, andere aber ſehr leer b), und alle könnten mehrere Einwohner ernähren. Die wahrſcheinliche Anzahl der Menſchen in den europäiſchen Ländern iſt folgende:

Deutſch-

Deutſchland	24	Millionen	
Frankreich	18		
Rußland	16		
Polen	15		
Spanien	10		
Italien	9		
Die Türkey	8		
Großbritt. und Irland	8		
Hungarn	5		
Schweden	2	—	400000
Portugal	2		
Niederlande	2		
Helvetien	1	—	800000
Dänemark	1		
Norwegen	-	—	700000
Das Königr. Preußen	-	—	600000
	123	Million.	500000

a) Man vergleiche *Montesquieu* de l'Eſprit des Loix, Vol. 2. L. 23. Chap. 25. 26.

b) Dieſer Unterſchied wird deſto beſſer in die Augen fallen, wenn man die oben (§. 17.) angegebene Gröſſe der Staaten, mit der hieſigen Angabe ihrer Einwohner vergleicht.

Sprachen in Europa.

§. 64. Es iſt in Europa vor Alters eine gewiſſe Sprache geredet worden, welche mit der lateiniſchen und griechiſchen nahe verwandt geweſen, und von welcher die gothiſche, fränkiſche, plattdeutſche und ſcandinaviſche in ihren beyden Hauptmundarten, nämlich der ſchwediſchen und däniſchen, herkommen. Mit der gothiſchen kömmt die heutige isländiſche, und die Sprache, welche in einigen Kirchſpielen des ſchwediſchen

diſchen Thallandes geſprochen wird, überein, ja, aller Vermuthung nach, iſt auch die Sprache des heideniſchen Volks, welches unter den Tatarn am ſchwarzen Meer, von den Mündungen der Donau bis ans aſowſche Meer wohnet, mit derſelben verwandt.

Die Sprachen der **Finnen** und **Eſthen**, ſind nur in der Mundart ein wenig unterſchieden, und von beyden weicht die **lappländiſche** Mundart etwas mehr ab. Mit der **finniſchen** iſt die **hungariſche** Sprache etwas verwandt.

Die Sprache der **Litauer**, iſt von der Sprache der **Curländer** und **Letten**, nur in der Mundart, unterſchieden.

Die **ſlawoniſche** Sprache wird nach unterſchiedenen Mundarten in Rußland, Hungarn, Jllyrien, Böheim, Mähren, in der Lauſitz, in einem Theil von der Steyermark und von Krain, und in Polen geredet.

Die **italiäniſche** Sprache ſowohl, als die **walachiſche**, ſind urſprünglich lateiniſch, aber mit andern vermiſcht. Die **churwälſche** oder **romaniſche** Sprache, welche in unterſchiedenen Gerichten der graubündneriſchen Republik geredet wird, iſt unterſchieden: denn in dem Engardin nähert ſie ſich der lateiniſchen, und wird daher **Ladinum** genannt: in dem Pregel und Puſclav aber iſt ſie der italiäniſchen Sprache ziemlich ähnlich.

Die alte **celtiſche** oder **galliſche** Sprache, wird noch in Nieder-Bretagne, und im Fürſtenthume Wales geredet. Aus einer Vermiſchung derſelben mit der lateiniſchen und fränkiſchen, iſt die **franzöſiſche** Sprache entſtanden.

In

In Spanien iſt vor Alters die cantabriſche Sprache geredet worden, welche noch heutiges Tages in Vizcaya, Guipuzcoa, Alava, im ſpaniſchen und franzöſiſchen Antheil an Navarra, und in den franzöſiſchen Landſchaften Labour und Soule geſprochen wird: nachdem ſie aber mit der phöniciſchen, carthaginenſiſchen, lateiniſchen, gothiſchen und arabiſchen Sprache vermenget worden, ſo iſt die heutige ſpaniſche oder caſtilianiſche Sprache daraus entſtanden, von welcher die cataloniſche mehr abweicht, als die portugieſiſche.

Die iriſche Sprache wird in Jreland und Nord-Scotland geredet.

Die engländiſche Sprache iſt im Grunde diejenige, welche die Angeln, Sachſen, Jüten und Frieſen im 5ten Jahrhundert mit nach Britannien gebracht haben, ſie iſt aber mit andern Sprachen vermiſcht worden.

Die neugriechiſche Sprache, welche die jetziſchen Griechen im türkiſchen Reich reden, iſt verdorben Griechiſch.

Die türkiſche und tatariſche Sprache ſind faſt einerley.

Religionen in Europa.

§. 65. Die Religion bringt dem Staat wahre Vortheile a). Außer der chriſtlichen iſt in Europa auch die mahummedaniſche und jüdiſche, und in einem kleinen nordlichen Theil, annoch die heidniſche üblich.

a) *Montesquieu de l'Eſprit des Loix*, Vol. 3. L. 24. Chap. 2. *Le Droit des gens par M. de Vattel*, Lib. 1. Chap. 12. p. 116.

Vorzug und Hauptparteyen der chriſtlichen Religion.

§. 66. Die chriſtliche Religion ſchicket ſich, in ihrer Lauterkeit, für alle Länder und Völker des Erdbodens, und für alle bürgerliche Verfaſſungen oder Regierungsformen. Man hat ihr bey der Regierung ein gewiſſes Staatsrecht, und im Kriege ein gewiſſes Völkerrecht zu danken, wofür ihr die menſchliche Natur nicht Erkenntlichkeit genug bezeigen kann a). Sie befördert die Bevölkerung, verbeſſert die Sitten, verfeinert die Empfindungen, kläret die Vernunft auf, und iſt eine Freundinn aller Wiſſenſchaften und Künſte. Zu derſelben gehören fünf Hauptparteyen oder Kirchen, nämlich die katholiſche, griechiſche, lutheriſche, reformirte und engländiſche. Die drey letztern werden überhaupt evangeliſche genennet.

a) *Montesquieu* Vol. 3. L. 24. Chap. 3.

Römiſch-katholiſche Kirche.

§. 67. Die römiſch-katholiſche Kirche iſt die allein erlaubte in Spanien und Portugal a), in einigen Landſchaften von Helvetien b), und in den öſtreichiſchen Niederlanden; und die herrſchende in Italien c), Frankreich d), Polen e), Hungarn, und im hungariſchen Illyrien f). In Deutſchland g), Siebenbürgen h), Curland i), und in einigen Landſchaften von Helvetien k), hat ſie mit der proteſtantiſchen gleiche Rechte; und in den vereinigten Niederlanden l), in Dänemark m), Preußen n), Rußland o), der Türkey p), wird ſie

an unterſchiedenen Orten geduldet. In England und Irland ſind auch ſehr viele Katholiken, welche geduldet werden, aber keinen öffentlichen Gottesdienſt haben q). Zu Rom hat ſie ihren größten Glanz, und in Portugal und Spanien ſind ihre Glieder am gottesdienſtlichſten und eifrigſten.

a) nichts deſtoweniger ſind daſelbſt noch viele heimliche Juden. Erdbeſchr. Th. 2. S. 9. 10. 129. f.

b) nämlich in ſieben Cantonen, welche ſind Lucern, Ury, Schweiz, Unterwalden, Zug, Freyburg, und im größten Theil des Cantons Solothurn, in drey zugewandten Orten, zwölf gemeinen Vogteyen, und drey gemeinen Schutzgenoſſen.

c) ganz Italien iſt katholiſch, auſſer daß in den piemonteſiſchen Thälern ſich noch Waldenſer aufhalten, auch hin und wieder Griechen und Juden geduldet werden.

d) Seit 1685, da der den Reformirten ertheilt geweſene Schutzbrief wiederrufen worden, ſoll daſelbſt, das Elſas ausgenommen, keine andere, als die römiſch-katholiſche gottesdienſtliche Uebung geduldet werden: allein, es ſind noch einige Millionen reformirter Unterthanen vorhanden; hin und wieder werden auch Juden öffentlich geduldet. Erdbeſchr. Th. 2. S. 283. 284.

e) die römiſch-katholiſche Kirche ſoll, vermöge der Reichsverfaſſungen in Polen, die herrſchende und allein rechtgläubige ſeyn. Die Lutheraner, Reformirten und Griechen, welche daſelbſt geduldet werden, nennet man Dißidenten. Es ſind auch Armenier und ſehr viele Juden vorhanden. Erdbeſchreib. Th. 1. S. 975. f.

f) In Hungarn machen zwar die Katholiken kaum den vierten Theil der Einwohner, und nichts deſto weniger heutiges Tages die herrſchende Kirche aus. Die Proteſtanten, Griechen, Wiedertäufer und Juden werden daſelbſt nur geduldet. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 1137. f. Im hungariſchen Illyrien iſt die römiſch-katholiſche Kirche die allein öffentlich beſtättigte, die griechiſche aber wird geſchützt, S. 1282.

g) Inſtrumentum pacis Osnabrug. art. 5. §. 1.

h) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1258. 1259.

i) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1105.

k) nämlich in zween Cantonen, bey den Bündnern, in fünf gemeinen Vogteyen, und bey zwey gemeinen Schutzgenoſſen.

l) Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 64. f.

m) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 130.

n) Eben daſ. S. 917.

o) Eben daſ. S. 618.

p) Zu Conſtantinopel, Galata und anderwärts haben die Katholiken Kirchen.

q) G. W. Alberti Briefe von dem allerneueſten Zuſtande der Religion : : in Großbritannien, S. 1150. f.

Griechiſche Kirche.

§. 68. Die griechiſche Kirche herrſchet in Rußland a), hat im türkiſchen Reiche freye gottesdienſtliche Uebung b), und wird auch in Polen c), Hungarn d), Siebenbürgen e), und im hungariſchen Illyrien f) geduldet; doch haben ſich viele der daſigen Griechen, ſo wie diejenigen, welche ſich in Wälſchland aufhalten g), dem Pabſte unterworfen, und werden Uniten genennet.

a) von der orthodoxen griechiſchen Kirche in Rußland ſondern ſich gewiſſe Leute ab, welche ſich ſelbſt Starowerzi, das iſt, Altgläubige, nennen, von den Orthodoxen aber Roskolniki oder Roskolſchtſchiken, das iſt, Abtrünnige, genennet werden. Erdbeſchr. Th. 1. S. 616. 617.

b) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1311 : 1313. 1319. f.

c) Eben daſ. S. 976. 977.

d) Eben daſ. S. 1139.

e) Eben daſ. S. 1259.

f) Eben daſ. S. 1282.

g) Sie haben Kirchen zu Livorno, Rom und Venedig.

Evan-

Evangeliſch = lutheriſche Kirche.

§. 69. Die evangeliſch=lutheriſche Kirche herrſchet in Dänemark a), Norwegen b), Schweden c), Preußen d), in Liefland, Ingermannland, und dem rußiſchen Antheile an Finnland e), hat in Deutſchland f), Siebenbürgen g), und Curland h), gleiche Rechte mit der römiſch=katholiſchen, und alle Religionsfreyheit in den vereinigten Niederlanden i), in England k), im rußiſchen l) und türkiſchen Reiche m); wird aber in Hungarn n) und Polen o) gedruckt und immer mehr eingeſchränkt.

a) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 130. f.

b) In dieſem Reiche iſt ſchlechterdings keine andere gottesdienſtliche Lehre und Uebung gewöhnlich, als die evangeliſch = lutheriſche. Eben daſ. S. 316.

c) In Schweden und Finnland wird ſie ſeit der Religionsvereinigung von 1613 als die einzige herrſchende Kirche angeſehen; doch iſt der engländiſchen und reformirten Kirche der öffentliche Gottesdienſt an gewiſſen Oertern zugeſtanden. Erdbeſchr. Th. 1. S. 429.

d) Von den übrigen gottesdienſtlichen Partheyen, welche daſelbſt Religionsfreyheit haben, ſ. Erdbeſchr. Th. 1. S. 917. f.

e) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 681. f. 704.

f) Instrumentum pacis Osnabrug. art. 5. §. 1.

g) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1258.

h) als Curland ſich der Krone Polen unterwarf, war es ganz lutheriſch; den itzigen Zuſtand der lutheriſchen Kirche daſelbſt lehret meine Erdb. Th. 1. S. 1104. 1105.

i) Die Lutheraner genieſſen in den Städten der vereinigten Niederlande freye Religionsübung, und ihre Kirchen ſind öffentliche Gebäude, welche von auſſen für Kirchen angeſehen werden müſſen. Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 87. f.

k) ſie haben zu London drey Kirchen. Alberti Briefe vom allerneueſten Zuſtande der Religion = in Großbritannien, S. 1123. f.

 l) Erd=

l) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 618. Meine Geſchichte der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinen im rußiſchen Reich, 2 Theile, in 8.

m) ſie haben Kirchen zu Conſtantinopel und zu Jaſſy in der Moldau.

n) ſie iſt in Hungarn die herrſchende geweſen; itzt aber wird ſie nur geduldet, obgleich ihre Glieder den größten Theil der Unterthanen ausmachen. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 1137. f.

o) Von ihrem Zuſtande in Polen findet man einige Nachricht in meiner Erdbeſchr. Th. 1. S. 976. 977.

Evangeliſch-reformirte Kirche.

§. 70. Die evangeliſch-reformirte Kirche iſt die herrſchende in den vereinigten Niederlanden a), in einem Theile von Helvetien b), und in Schottland c), hat in Deutſchland d) und Siebenburgen e) gleiche Rechte mit den Katholiken und Lutheranern, und in einigen Gegenden von Helvetien f), mit den Katholiken; wird in England g), Hungarn h), Polen i), Curland k), Dänemark l), Schweden m) und Rußland n) geduldet, hat auch in Preußen o) alle Religionsfreyheit, wird aber in Frankreich unterdrücket p).

a) Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 23. f.

b) nämlich in vier Cantonen, fünf zugewandten Orten, und drey gemeinen Vogteyen.

c) woſelbſt ſie die presbyterianiſche Kirche heißt. Alberti Briefe vom allerneueſten Zuſtande der Religion ꝛc. in Großbritannien, S. 1072. f.

d) Inſtrumentum pacis Osnabrug. art. 7. §. 1.

e) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1258.

f) nämlich in zwey Cantonen, bey den Bündnern, in fünf gemeinen Vogteyen, und bey zwey Schutzgenoſſen.

g) Ihre Namen und Geſchichte in England erzählet Herr Alberti am angef. Orte, S. 969. f.

h) Erd-

h) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 1139.
i) Eben daſ. S. 976. 977.
k) Eben daſ. S. 1105.
l) Eben daſ. S. 130.
m) Eben daſ. S. 429.
n) Eben daſ. S. 618. 681. 708. 740. 750.
o) Eben daſ. S. 917.
p) Erdbeſchreib. Th. 2. S. 283. f.

Engländiſche evangeliſche Kirche.

§. 71. Die engländiſche Kirche, welche auch die hohe und biſchöfliche Kirche genennet wird, herrſchet in England und Irland a), und die derſelben zugethanenen Engländer, welche ſich in den vereinigten Niederlanden b), in Schweden c), und Rußland d) aufhalten, haben auch daſelbſt freye gottesdienſtliche Uebung; ja man läßt ihnen auch den ſtillen Gottesdienſt zu Bourdeaux und Livorno zu.

a) Ihre Geſchichte, Unterſchied von der reformirten Kirche, und Streitigkeiten mit den Diſſenters, erzählet Alberti, a. a. O. S. 521. f.
b) Sie haben Kirchen zu Amſterdam und Rotterdam.
c) Es iſt ihnen 1741 in Schweden freye Uebung des Gottesdienſtes erlaubt worden.
d) Es ſind engländiſche Gemeinen zu St. Petersburg und Kronſtadt.

Muhammedaniſche Religion.

§. 72. Die muhammedaniſche Religion herrſchet im türkiſchen Reiche, ihre gottesdienſtliche Uebung wird auch im rußiſchen Reiche, im Großherzogthume Litauen, und in Italien zu Livorno geduldet.

Jüdiſche Religion.

§. 73. In Portugal und Spanien a), in Rußland, Schweden und Norwegen dürfen keine Ju-

den ſeyn; in den übrigen europäiſchen Staaten aber halten ſich noch unterſchiedene Millionen derſelben auf; ſie haben auch öffentliche gottesdienſtliche Uebung, und hin und wieder groſſe Freyheiten. Die groſſeſten Freyheiten haben ſie 1740 in den Staaten des Königs beyder Sicilien, auf 50 Jahre erhalten b), zu Livorno genieſſen ſie auch alle zu wünſchende Freyheit: am zahlreichſten aber ſind ſie in Polen und im Großherzogthume Litauen c).

a) Doch ſind daſelbſt noch viel heimliche Juden vorhanden, wie oben bey §. 67. angemerkt worden.

b) Mercure hiſtorique et politique pour le Mois de Mars 1740. p. 255. &c.

c) Erdbeſchreib. Th. 1. S. 972.

Heidniſche Religion.

§. 74. Ein Theil der Lappen a) und die Samojeden b), beyde im nordlichſten Europa, und ein Theil der Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Morduinen im niſchneinowgorodſchen Gouvernement des rußiſchen Reichs c), ſind noch Heiden; es wird ihnen aber die chriſtliche Lehre verkündigt, um ſie zur Annehmung derſelben zu bewegen.

a) Erdbeſchr. Th. 1. S. 360. f. 566. 567.

b) Eben daſ. S. 738.

c) Eben daſ. S. 758. 821.

Verhältniß der römiſch-katholiſchen und evangeliſchen Religion gegen den Staat.

§. 75. Daß die römiſch-katholiſche Religion bequemer für die monarchiſche, und die evangeliſche für die freye Regierungsart ſey, wie der berühmte Mon-

Montesquieu hat behaupten wollen a), iſt an ſich ungegründet, und zugleich wider die Erfahrung b). Gewiſſer iſt, daß die evangeliſche Religion dem Staate in allen Stücken vortheilhaft ſey; welches aber von der päbſtlichen nicht geſaget werden kann c), wenn man erwägt, daß dieſe den Landesherren die Regierung der Kirche in ihren Staaten nicht verſtatten, ſondern ſolche dem Pabſte zuerkennen, auch dieſem die Macht, geiſtliche Aemter und Pfründe in einem jeden Staate nach Wohlgefallen zu vergeben, zuſchreiben will d); daß ſie den Geiſtlichen den eheloſen Stand auferleget, und ſehr viele Feyertage verordnet e); daß die Menge f), der Reichthum g) und die Pracht h) der Kirchen und Klöſter erſtaunlich groß iſt, ob ſie gleich dem ungeachtet von den ordentlichen Abgaben der Unterthanen frey ſeyn wollen i); daß die Geiſtlichen einen groſſen Vorzug und Rang begehren, ſich der weltlichen Gerichtsbarkeit entziehen, den Kirchenbann, und in einigen Ländern die Inquiſitionsgerichte, allezeit in Bereitſchaft und an der Hand haben; und daß aus denen katholiſchen Staaten jährlich groſſe Geldſummen nach Rom gehen, die niemals zurück kommen.

a) *de l'Eſprit des Loix*, Vol. 3. L. 24. Ch. 5.

b) Dänemark, Norwegen und Preußen beweiſen das Gegentheil. ſ. auch Herrn Prof. Käſtners Vorrede zu ſeiner deutſchen Ueberſetzung dieſes Werks.

c) Nachfolgende Gründe, nebſt einiger Erläuterung derſelben, findet man in *Mr. de Vattel Droit des gens*, à Londres 1758. 4. T. 1. p. 136-151.

d) Doch iſt unter den katholiſchen Staaten in dieſem Stucke ein Unterſchied; denn in einigen haben die Landesherren die Verleihung, entweder aller, oder doch vieler geiſtlichen Pfründen, durch Mühe und Koſten an ſich gebracht; in andern aber hängt ſie noch vom Pabſte ab.

e) Montesquieu Gedanken von den Feyertagen, Vol. 3. L. 24. Ch. 23. ſind theils gut, theils verbeſſerlich. Man hat in der neueſten Zeit den Schaden, welchen die vielen Feyertage dem Gewerbe zuziehen, in einigen katholiſchen Ländern eingeſehen, und ſie daher zu vermindern geſucht.

f) Zur Probe will ich die Anzahl der Klöſter in einigen Ländern anführen.

In Portugal ſind ungefähr	=	900 Klöſter.
In Spanien ſind	= =	3169
In Frankreich	= = =	16040
In Polen	= = =	724
	Summa	20833 Klöſter.

Unter der Regierung Pabſts Pauls IV. und alſo in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, zählte die römiſch-katholiſche Kirche 288000 Kirchſpiele, und 44000 Klöſter, welche Anzahl ſeit der Zeit eher vermehret, als vermindert worden. Keyßlers Reiſen, Th. 1. S. 651.

g) In Polen beſitzen die Kirchen und Klöſter über zwey Drittheil aller Ländereyen des Reichs. Erdbeſchreibung, Th. 1. S. 976. Im Königreiche Napoli haben ſie vier Fünftheil der Güter und des Vermögens des Reichs in ihrer Gewalt. Erdbeſchr. Th. 2. S. 1106. 1107. Das 5te Kapitel des 25ſten Buchs, von Montesquieu oft angezogenem Werke, handelt von den Gränzen, welche die Geſetze dem Reichthume der Geiſtlichkeit vorſchreiben ſollen. Die Schätze vieler Kirchen ſind ſehr groß. An der zu Loreto, hat man ein bewundernswürdiges Beyſpiel. Erdbeſchreibung, Th. 2. S. 1050-1052.

h) Monteſquieu politiſche Gedanken über die Pracht des Gottesdienſtes, Vol. 3. L. 25. Ch. 2. am Ende, ſind merkwürdig.

i) Nach und nach aber werden ſie in mehrern Ländern ordentlichen Abgaben unterworfen. Beyſpiele ſind die Staaten des Königs von Sardinien und Frankreich. Erdbeſchr. Th. 2. S. 791. 792. 288.

Manufacturen und Fabriken.

Begriff derſelben.

§. 76. **Manufacturen** und **Fabriken**, begreifen in weiterer Bedeutung alle Arbeiten, durch welche natürliche Güter der Erde verbeſſert, und zu mancherley Endzwecken brauchbar gemacht werden. Die gemeinſten Arten derſelben, werden **Handwerker** genennet; wenn man dieſe aber nicht mitrechnet, ſo werden die Wörter, **Manufacturen** und **Fabriken**, im engern Verſtande genommen, welcher auch der gewöhnlichſte und hier gemeynet iſt. In gemeinen Reden brauchet man dieſe Wörter als gleichgültig: eigentlich aber zeigen **Manufacturen** ſolche Arbeiten an, die bloß durch Hände und Weberſtühle verfertiget werden; hingegen **Fabriken** bedeuten Arbeiten, zu welchen, auſſer den Händen, auch Feuer, Hammer und ähnliche Werkzeuge erfordert werden. Der Preis der **Manufactur- und Fabrik-Waaren**, muß durch die Koſten des Lebensunterhaltes des Arbeiters, durch die Koſten, welche er anwenden muß, ſeine Arbeit zum Stande zu bringen, und durch den ihm gebührenden Vortheil, beſtimmt werden.

Abthei-

Abtheilung der Materien zu denſelben.

§. 77. Die Materien zu den Manufacturen und Fabriken, werden aus dem Pflanzen-Mineral- und Thierreiche genommen, und können nach dieſen drey Naturreichen am bequemſten abgetheilet werden.

Anmerk. Die Manufacturen und Fabriken ſelbſt können entweder eben ſo, wie die Materien, welche dazu gebraucht werden, oder nach ihrem Endzwecke, abgetheilet werden. Zur Erläuterung der folgenden Paragraphen kann Ludovici Kaufmanns-Lexicon nützlich gebrauchet werden.

Rohe Materien aus dem Pflanzenreiche.

§. 78. Das Pflanzenreich liefert zu den Manufacturen und Fabriken Flachs und Hanf, (§. 28.) Tabacksblätter, (§ 29.) Färberröthe und Waid, (§. 30.) Sode, (§. 32) Zuckerrohr (§. 33.) und Baumwolle. (§. 34.) Aus Flachs wird Garn von mancherley Art geſponnen, und entweder roh verarbeitet, oder roh gefärbet, oder gebleicht, und hernach zum Theile gezwirnt a). Die Leinwande, welche aus dieſem Garne gewebet werden, ſind überhaupt entweder grob, oder mittelmäßig, oder fein, oder ſehr fein b). Man machet auch bunte Leinwand aus Garn von unterſchiedenen Farben, gemodelte, dahin inſonderheit der leinene Damaſt oder die Damaſtleinwand gehöret c), geſtreifte, geäugelte oder geſteinte, gewichſete, (gewächſete, gefirniſte

niſte Leinwand, Wachstuch,) geleimte, (ſteife Leinwand, Starrleinwand, Schetter,) gefärbte, gedruckte und gemalte Leinwand, und Zwillig oder Drell. Deutſchland d) führet jährlich für unterſchiedene Millionen Rthlr. Leinwande und Garn aus, von welchen jene faſt in alle europäiſche Reiche, größtentheils aber über Hamburg, Holland, England und Spanien nach Amerika, wie auch nach den afrikaniſchen Küſten, gehen. Die Schweiz, die Niederlande, Schottland, Irland, Frankreich, Rußland, führen auch Leinwande aus. Die abgenutzten und zerriſſenen Stücke der Leinwand (Lumpen, Hadern,) ſind die Materie des Papiers, (*) deſſen Gattungen und Arten ſehr mannigfältig ſind; denn man hat Schreibpapier e), Druck- Pack- und Löſchpapier, welche wieder in Anſehung der Größe, Feinheit, Starke und Farbe ſehr unterſchieden ſind. Die gefärbten und gemalten, die Gold- Silber- und Brocatpapiere, ſind auch mannigfältig. Der Zwirn wird auf mancherley Weiſe, als, zu Band, vornehmlich aber zu Spitzen, gebraucht, welche theils geklöppelt, theils genähet werden, und in Anſehung der Muſter, Feinigkeit, Dichtigkeit und Breite ſehr von einander unterſchieden ſind. Die feinſten und ſchönſten geklöppelten Spitzen werden in den Niederlanden f), Frankreich g), in Deutſchland h) und in Dänemark i); die beſten genäheten Spitzen aber in Italien k), Frankreich, Brabant und England, und endlich zu Bruſſel halb genähete und halb geklöppelte Spitzen, verfertiget. Der

Hanf

Hanf wird zu grober Leinwand, inſonderheit zu Pack- und Segeltüchern, zu Netzen, und von den Seilern zu Bindfaden, Linien, Schnüren, Strängen, Stricken, Ankerſeilen und andern Tauen gebraucht, auch mit Flachs vermengt, und ſolchergeſtalt verarbeitet. Er kann aber auch zu den allerfeinſten Leinwanden, und zu dem feinſten Zwirne gebraucht werden, giebt auch dauerhaftere Fäden, als der Flachs (*). Die **Tabacksblätter** werden auf mancherley Weiſe eingeweicht, und mit allerhand Säften benetzet, gebacken, ausgeleſen, geſponnen, gepreſſet, geſchnitten, ꝛc. und dadurch zu Rauch- und Schnupftaback l) zugerichtet; jener wird auch von den Matroſen und Soldaten gekäuet, und in den Apotheken zu Arzneymitteln gebraucht. Die **Färberröthe** und der **Waid** werden zu allerley Farben geſchickt gemacht. Die **Sode** dienet zu den beſten Glas- und Seifenfabriken, und Leinwandsbleichungen. Der ausgepreſſete Saft des **Zuckerrohrs**, wird, nachdem er in ſechs oder ſieben groſſen Keſſeln nach einander gekocht, geläutert und verdickt, und durch zugegoſſenes Kalkwaſſer körnicht gemacht worden, in kegelförmige Gefäße gethan, in welchen er gerinnet, und von allem groben ſchleimichten Safte gereiniget, und alsdenn grauer Moſcovade genennet wird,, aus welchem alle Arten des Zuckers durch Raffinirung oder Läuterung bereitet werden. Die **Baumwolle**, wird theils ungeſponnen zwiſchen zwey Zeuge gelegt, und mit denſelben durchnähet, theils geſponnen, und alsdenn zu Strümpfen, Schnupf-

und

und Halstüchern, Camiſölern, Bett- und andern Decken, Tapezereyen Kannefaß m), Barchent n), Cattunen, Netteltuch, oder Neſſeltuch, (Mouſſeline,) Baumwollen-Sammet o), und andern Geweben und Sachen, angewendet.

a) In Deutſchland wird eine erſtaunliche Menge Garns geſponnen, aber (welches ſchädlich iſt,) nicht alle verarbeitet, ſondern gutentheils ausgeführet. Nach den Niederlanden gehen jährlich viele tauſend Centner rohen und gebleichten Garns aus Schleſien, aus den Ländern des weſtphäliſchen Kreiſes, aus den chur-braunſchweig-lüneburgiſchen Landen, aus dem Fürſtenthume Halberſtadt und andern Ländern. Die Holländer und Brabanter bereiten es noch beſſer zu, und gebrauchen es zu allerhand Manufakturen, welche ſie hernach den Deutſchen theuer wieder verkaufen.

b) Die feinſte unter allen europäiſchen Leinwanden wird in der niederländiſchen Provinz Frießland gewebet, und man machet ſie daſelbſt von ſolcher Feinigkeit, daß die Elle bis auf 12 holländiſche Gulden zu ſtehen kömmt. Batiſt und Kammertuch werden zu Valenciennes in dem franzöſiſchen Antheile an der Grafſchaft Hennegau, und in den Landſchaften Cambreſis, Picardie und Artois verfertiget. Nun wird auch in Dänemark, und zwar in der Stadt Schleswig, ſchöner Batiſt gewebet. Unter dem Namen der holländiſchen Leinwand wird auch viele in Deutſchland, inſonderheit in Schleſien gewebte feine Leinwand, welche von den Holländern gebleicht worden iſt, verkauft. Der Schleier, welcher auch Schier und Klar genennet wird, gehöret auch zu den ſehr feinen leinenen Geweben.

c) Dieſe wird am ſchönſten in der Lauſitz, in Schleſien und Holland verfertiget, und zu Tiſch- und Bettzeugen und Handtüchern gebraucht.

d) Den ſtärkſten Leinhandel in Deutſchland treiben Schleſien, die Lauſitz, das Churfürſtenthum Sachſen,

die braunſchweig-lüneburgiſchen Länder, viele Länder des weſtphäliſchen Kreiſes, Schwaben, Oeſtreich, und einige andere Gegenden.

(*) Die Erfindung der Verfertigung des Papiers aus Lumpen, fällt vermuthlich in die Zeit zwiſchen 1270 und 13025 wenigſtens hat man dergleichen vom Anfange des 14ten Jahrhunderts. Das erſte eigentliche Leinenpapier iſt in Deutſchland verfertiget worden.

e) In Holland und Frankreich, und zwar, was dieſes Reich anbetrifft, vornehmlich in Auvergne, Angoumois und Montargis unweit Paris, werden die feinſten europäiſchen Papiere verfertiget.

f) Vornehmlich in Brabant.

g) Nämlich zu Valenciennes im franzöſiſchen Antheile an Flandern, zu Dieppe, Havre de grace und Honfleur in der Normandie.

h) als, zu Liebenau in der Grafſchaft Hoya, zu Annaberg, Schneeberg, und an andern Orten in Meiſſen, in Böheim an der ſächſiſchen Gränze.

i) zu Tondern im Herzogthume Schleswig, und in der umliegenden Gegend.

k) Dahin gehören die venetianiſchen, genueſiſchen und mayländiſchen.

(*) ſ. die oben §. 28. Anmerk. (*) angeführten Abhandlungen.

l) Man hat vier Hauptgattungen des Schnupftabacks, in Anſehung ſeiner Bereitung, nämlich granirten, Rapee, gepülverten und Tabackskleye.

m) Man nennet ihn weiſſen oder gebleichten Kannefäß, im Gegenſatze des rohen und ungebleichten, welcher aus Flachs und Hanf verfertiget wird.

n) Der eigentliche Schnur- und Kleider-Bärchent beſteht nur aus Baumwolle, hingegen der Bettbarchent hat zum Eintrage auch Leinengarn.

o) Die-

o) Dieſe ſchätzbare Manufacturwaare, iſt erſt nach 1740 zu Mancheſter in England erfunden worden, daher man ſie Mancheſter Velvet, ſonſt auch Coton Velvet nennet. Man hat ſie auch in England von Zeit zu Zeit vollkommener gemacht, inſonderheit ihre Appretur und Färbung, welche letztere kalt geſchiehet. Man kann aus 1 Pfund Baumwolle, 3 Ellen Sammet machen.

Rohe Materien aus dem Mineralreiche.

§. 79. Die rohen Materien zu den Fabriken, welche das Mineralreich liefert, ſind, Thon, Farbenerden, glasartige Steine, die Materien der ſauren Salze und Mittelſalze, die Erze der Halbmetalle, der edlen und gemeinen Metalle, und die daraus verfertigten Metalle ſelbſt. Aus Thon werden, auſſer dem gemeinen irdenen Geſchirre von mannigfaltiger Art und Güte (*), Tackspfeifen a), unächtes und ächtes Porcellan, (§. 35.) und aus den Farbenerden mancherley nützliche Farben (§. 36.) bereitet. Unterſchiedene glasartige Steine machen, nebſt dem aus Aſche gezogenen Laugenſalze, die Materie des Glaſes und folglich auch der Spiegel aus b). Der Lapis Lazuli giebt die koſtbare Ultramarin-Farbe. Die Vitriolſiedereyen liefern durch Kunſt bereitete Vitriole, nämlich blaue (himmelblaue) aus Kupfer c), grüne aus Eiſen, weiſſe aus Zink d), und die gemeinen vermiſchten Vitriole von gemiſchten Farben e). In den Alaunſiedereyen wird aus Erde und Schiefer Alaun f), in den Salpeterſiedereyen aus einer gewiſſen Erde Salpeter g), und in den Schwefelhütten Schwe-

fel h), bereitet. Aus ſieben bis acht Theilen Queckſilber und einem Theile Schwefel wird Zinnober gemacht, (§. 42.) und theils ganz, theils gerieben (Vermillon) verſendet i). In den Arſenikhütten wird Arſenik zu mancherley Gebrauch k), und in den Blaufarben-Werken aus **Wismuth**, und vornehmlich aus **Kobolt**, blaue Farbe oder Schmalte, (§. 43.) bereitet l). Das **Gold** (§. 44.) wird nicht nur von den Goldſchmieden zu allerhand Zierrathen, Geſchmeiden und Geräthen verarbeitet, und zu Vergoldungen gebraucht, ſondern auch zu ſehr dünnen Blättern geſchlagen m), mit welchen gleichfalls vergoldet wird n), und zu Drath gezogen, welcher zum Theil geplattet wird. Heutiges Tages aber wird der Golddrath gemeiniglich von Silberſtangen gemacht, welche durch Goldblätter, deren man aus ſo viel Gold, als ein Ducaten wiegt, nur vier ſchlägt, alſo vergoldet werden, daß, wenn man gleich dieſe Stange, welche anfänglich ungefähr einen Zoll dick iſt, zu feinen Haardrathen ziehet o), dennoch das Gold auf dem Silber beſtändig zu ſehen iſt, ungeachtet es auf mancherley Art verarbeitet wird. Solcher ſogenannter Golddrath, wird entweder vermittelſt der Plattmühle geplattet, und alsdenn Lahn genennet, oder man läßt ihn rund. Beyde Arten werden über ſeidene Fäden geſponnen, und zu goldenen Borten, (Galonen), Spitzen, Franzen, Trotteln und Stickereyen angewendet. Das **Silber** (§. 45.) wird gleichfalls nicht nur von den Goldſchmieden zu vielerley, theils glatten, theils geriebenen Arbeiten p), und zu Verſilberungen angewendet,

wendet, ſondern auch theils zu dünnen Blättern geſchlagen, welche man auch zum Verſilbern gebraucht, theils zu allerhand grobem und feinem Drathe gezogen, welcher hierauf entweder als Drath von unterſchiedenen Handwerkern und Künſtlern verarbeitet, oder zu Lahn geplattet, und dieſer ſowohl, ſo wie er aus den Händen der Silberplatter kömmt, zu unterſchiedenen Manufacturen verbraucht, als auch über Seide gewunden und geſponnen, und ſolches Geſpinſt zu Stickereyen, Borten, (Galonen,) Spitzen, Franzen, Knöpfen ꝛc. verwendet. Das **Kupfer** (§. 46.) wird theils im Bauweſen, theils zur Münze gebraucht, theils von den Kupferſchmieden und Keßlern zu vielerley Gefäßen und Werkzeugen, von den Künſtlern zu allerhand ſauberen, vergoldeten und verſilberten Galanterie-Arbeiten, von den Kupferſtechern zu Platten, in welche ſie ihre Riſſe ſtechen und ätzen, und von den Drathziehern zu Drathen, verarbeitet, theils vermittelſt eines Zuſatzes von Gallmey und Zink q), zu **Meßing, Prinzmetall, Tombak** und **Pinſchebak**, theils durch eine Vermiſchung mit Zinn und Meßing, zu beſonders ſogenanntem **Metalle**, welches auch **Glockenſpeiſe** und **Glockengut** heißt, gemacht, aus welchem Glocken, Stücke, (Kanonen,) Mörſer, Bildſäulen, Degengefäße, Schnallen, und viele andere kleine Sachen gegoſſen werden, theils durch die Säure der Weintrauben und anderer Säuren, zernaget, um ein **Spangrün** zur Farbe daraus zu bereiten. Aus **Eiſen**, und dem daraus bereiteten **Stahl**, (§. 47.) werden unzähliche

Sachen gegoſſen, gehämmert und gemacht, als Stücke, Bomben, Stückkugeln, Flinten, Piſtolen, Degen, Harniſche, Oefen, Töpfe, Anker, Ketten, Meſſer und Gabeln, Scheeren, Federn für Uhren und Schlöſſer, und viele andere grobe und feine Sachen. Es wird auch vieles Eiſen zu Drath gemacht r), und zu Blechen geſchlagen, von welchen letzteren ein Theil mit Pech überſtrichen, und ein anderer Theil verzinnet s), ſolche verzinnte Bleche aber von den Klempnern, Flaſchnern, und andern Handwerksleuten, zu vielerley groſſen und kleinen Geräthſchaften verarbeitet werden. Das Zinn (§. 48.) wird von den Zinngieſſern zu Schüſſeln, Tellern, Leuchtern, Flaſchen, Krügen, Bechern und anderm nützlichen Hausrathe verarbeitet, zur Verzinnung der Eiſenbleche, kupfernen Geſchirre, Pferdegebiſſe, Steigbügel, Sporen und anderer Dinge, zu Orgelpfeifen, Schriften der Buchdrucker, Glockengut, und beym Scharlachfärben gebraucht, auch zu dünnen Blättern geſchlagen, und zu mancherley Zinnzubereitungen angewendet. Das **Bley** wird zur Bedeckung der Dächer und Erker, zu Dachrinnen, Waſſerleitungen, Bildſäulen, Zierrathen an Gebäuden, zu Fenſtern, vielerley Gefäßen, Kugeln und Gewichten, gebraucht; es wird auch das gute Zinn mit Bley verſetzt; man befeſtiget durch daſſelbige allerhand Klammern und Bänder in Stein und Holz, und machet es zu Pulver, weiſſem Bleyweiße und Mennig t), es giebt auch die durch Kunſt erlangte Gold- und Silberglätte.

(*) Die

(*) Die Glaſur der irdenen Gefäße, hat zuerſt ein Töpfer in der unterelſaßiſchen Stadt Schletſtadt im 13ten Jahrhundert erfunden. Der Mann iſt 1283 geſtorben, wie Schöpflin in ſeiner Alſatia illuſtrata Tomo II. S. 386. aus den Annal. Colmarienſ. anmerket.

a) Für die beſten hält man die holländiſchen, welche vornehmlich zu Gouda gemacht werden.

b) Das Gemenge, aus welchem Glas gemacht wird, iſt eine aus Sand oder Kieſelſteinen und Laugenſalz zuſammen geſchmolzene Materie, zu welcher gemeiniglich von jenen zwey Theile, und von dieſem ein Theil genommen wird. In Deutſchland, Frankreich und England werden vortreffliche Gläſer, und die ſchönſten, größten und anſehnlichſten Spiegel auf der Inſel Murano unweit Venedig, zu St. Gobin in Frankreich, bey St. Ildefonſo in Spanien, in England, zu Neuſtadt an der Doſſe in der Mittelmark, und bey Senftenberg im Markgrafthume Meißen, gegoſſen. ſ. meine Erdbeſchreibung von dieſen Oertern. Man kann an dieſen Orten Spiegelgläſer gieſſen, die 100 und noch mehrere Zolle hoch ſind. Zu Neuſtadt an der Doſſe ſind ſie in folgendem Preiſe: ein Glas, welches eine Elle hoch iſt, koſtet 10 Rthlr. von der nächſten halben Elle wird jeder Zoll mit 1 Rthlr. von 1½ Elle an ein jeder Zoll mit 2 Rthlr. bezahlet, und ſo ſteigt der Preis nach dem 5, 6 und 10fachen Verhältniſſe, wie es denn Gläſer giebt, welche mit 1200 bis 1500 Rthlr. bezahlet werden.

c) Man zieht den engländiſchen vor, ungeachtet man ihn in Deutſchland eben ſo gut bereiten kann. Er wird ſowohl von den Apothekern als Aerzten und Wund-Aerzten, und zwar vornehmlich zu äuſſerlichen Arzneyen, gebraucht.

d) Er wird auch Galitzenſtein, genennet, kömmt am häufigſten von Goßlar, und wird von den Malern und Lackierern zur Verfertigung einiger Firniſſe, und auf unterſchiedene Weiſe zu Arzneyen gebraucht.

e) Sie werden gemeiniglich nach den Ländern und Oertern ihrer Zubereitung benennet, als römiſcher, piſaniſcher, hungariſcher, ſiebenbürgiſcher, böheimiſcher, ſchleſiſcher, meißniſcher, goßlariſcher, alt-ſattleriſcher, heßiſcher, ſalzburgiſcher, ſchwediſcher norwegiſcher, engländiſcher, ſpaniſcher. Die Scheidekünſtler, Apotheker und Aerzte bereiten ſie auf mancherley Weiſe zu, und wenden ſie zu unterſchiedenem Gebrauche an.

f) Solches geſchieht in Deutſchland an vielen Orten, in Schweden, England, Italien, und anderwärts. Des Gebrauches, welchen die Aerzte und Wund-Aerzte vom Alaun machen, nicht zu gedenken, ſo wird er vornehmlich in der Färberey, wie auch von den Gerbern, Metall-Arbeitern, Papiermachern, Buchdruckern, Buchbindern und andern gebraucht.

g) In Deutſchland, Polen, Frankreich, Rußland, und andern Ländern, wird der Salpeter in groſſer Menge bereitet. Den beſten liefert die oſtindiſche Handlungs-Geſellſchaft in Holland, und bekömmt ihn aus Aſien. Aus Salpeter und Vitriol wird Scheidewaſſer, welches nur Silber auflöſet, durch Scheidewaſſers Vermiſchung mit Salmiak oder Salze, oder Salzgeiſte, Goldſcheidewaſſer oder Königswaſſer, (aqua regis,) welches nur Gold auflöſet, und aus Salpeter, Schwefel und Kohlen, Schießpulver, bereitet.

h) Er wird auf vielerley Weiſe gebraucht, als zu Schießpulver, von den Goldſchmieden, Roth- und Gelbgieſſern, Schwerdtfegern, Petſchierſtechern, zu allerley Abgüſſen und Patronen, von den Manufacturiſten, um die Seide und Wolle, und die daraus verfertigten Zeuge, weiß zu machen, in der Arzneykunſt, u. ſ. w.

i) Beyde Arten werden vornehmlich zur Malerey, zum Färben, Drucken, Emalliren, zur Arzney und Schminke gebraucht. Der bereitete Zinnober iſt reiner, als der natürliche.

k) Zu

k) Zu den Arten des durch Kunſt bereiteten Arſeniks gehören, Arſenikmehl, oder eigentlich ſogenannter Hüttenrauch, weiſſer oder kriſtalliniſcher Arſenik, (Ratzenpulver, Mäuſegift,) gelber Arſenik, rother Arſenik. Der zweyten Art bedienen ſich die Färber, Grob-und Hufſchmiede, Glasmacher, Nadler, Chymiſten und Apotheker; es wird auch, vermittelſt deſſelben, das weiſſe Kupfer und das weiſſe Porcellan gemacht.

l) Man ſondert ihn durch ein mäſiges Feuer vom Wismuth ab, er wird auch ſonſt gepucht, im Calcinirofen vom Arſenik gereiniget, und im Glasofen zu einem dunkeln blauen Glaſe geſchmolzen; dieſes wird hernach geſtoſſen, gemahlen, gewaſchen, nach dem Unterſchiede der Feinigkeit eingetheilet, und bey der Wäſche zur Stärke, zum Waſſer- und Leinfarbenmahlen gebraucht, auch zu dem ſogenannten Porcellangeſchirre genommen.

m) Eine Unze Gold kann ſo dünne geſchlagen werden, daß ſie 1600 Blätter giebt, deren jedes drey Zolle ins Gevierte hat. Aus ſo viel Gold, als ein einziger Ducaten ſchwer iſt, werden ſolcher Blätter über 300 geſchlagen. Man leget dieſe Goldblätter zwiſchen kleine Büchlein von dünnem Papiere, deren jedes 25 Blätter enthält, die entweder 3 oder 4 Zolle ins Gevierte haben; jene wägen 5 bis 6, dieſe 9 bis 10 Grane.

n) Die Goldſchläger theilen ihr geſchlagen Gold in unterſchiedene Klaſſen. Das erſte, feinſte und beſte iſt für die Schwerdtfeger zur Vergoldung der Degengefäße und Klingen; das zweyte iſt zur Vergoldung der Arbeiten der Stahl-Arbeiter und Waffenſchmiede; das dritte zur Vergoldung der Bücher, des Goldpapiers, u.ſ.w. und das vierte für die Apotheker zur Vergoldung der Pillen und Miſchung unter Arzeneyen.

o) Es müſſen die vergoldeten Silberſtangen durch mehr als 140 unterſchiedene Löcher getrieben und gezogen, und jedesmal mit Wachs gerieben werden, ehe die

die feinen Goldfäden kommen. Zu dem unächten Gold und Silber werden Stangen von rothem Kupfer genommen, welche entweder bloß verſilbert, oder, nachdem ſie verſilbert worden, auch vergoldet, und hernach zu feinen Dräthen gezögen, geplattet und geſponnen werden. Man nennet ſolchen Drath leoniſchen Drath, vermuthlich weil er zu Lion in Frankreich erfunden worden: heutiges Tages aber wird er an unterſchiedenen Orten, als, zu Freyberg in Meißen, zu Schwabach ꝛc. und vornehmlich zu Nürnberg, gemacht.

p) Die beſte und meiſte Silber-Arbeit wird zu Augsburg und Paris verfertiget.

q) Man reiniget das Kupfer von ſeinem ſauren Salze, ſchmelzet es, und thut etwas Gallmey, oder noch beſſer, etwas Zink dazu, ſo bekömmt man Meßing. Zu einem Pfunde gereinigten Kupfers kommen acht Loth Zink, wenn man einen ſehr ſchönen Meßing haben will, der ſich vollkommen unter dem Hammer treiben, und zu dem feinſten Drathe ziehen läßt. Man ſchmelze ein Pfund gereinigten Kupfers, und thue ſechs und zwanzig Loth goßlariſchen oder oſtindiſchen Zinks dazu, ſo bekömmt man einen Tomback von ſchöner Goldfarbe, welcher ſich auch einiger maſſen unter dem Hammer treiben läßt. von Juſti göttingiſche Policey-Amts-Nachrichten, vom Jahre 1756. S. 81. f. Der Meßing wird unter andern auch zu langen Blechen oder dünnen Blättern geſchlagen, aus welchen die Drathzieher groben und feinen Drath machen. Dieſer Drath dienet unter andern zu Näh- Steck- und Stricknadeln. ſ. auch die folgende Anmerkung.

r) Aus Eiſen- und Stahldrathe werden unter andern Näh- Steck- Spick- Strick und Netz-Nadeln in erſtaunlicher Menge und Wohlfeiligkeit gemacht, ſo daß die Handlung mit denſelben, und denen von Meſſingdrathe gemachten Nadeln, eine wichtige Summe Geldes beträgt. Am meiſten iſt ihr geringer Preis zu bewun-

bewundern, da doch eine jede Stecknadel, von ihrer erſten Zubereitung aus dem Drathe an, bis ſie auf das Papier geſteckt wird, mehr denn fünf und zwanzig Arbeitern durch die Hände gehen muß, deren einer nach dem andern daran arbeitet. In Deutſchland, (vornehmlich zu Schwabach und Nürnberg,) England, Holland und Frankreich werden die Nadeln am häufigſten und beſten gemacht.

s) Deutſchland, und vornehmlich das Churfürſtenthum Sachſen, verſertiget und verführet die meiſten verzinnten Bleche, wie ſie denn von Leipzig aus durch ganz Europa, ja ſo gar in andere Haupttheile des Erdbodens gehen. Schweden und Rußland bereiten auch viele; und nunmehr hat man dergleichen Fabriken auch in Frankreich und Spanien angelegt. Man hat drey Hauptgattungen von Blechen, nämlich, Kreuzbleche, welche die ſtärkſten und dickſten ſind; Fuder- oder Foderbleche, welche etwas dünner und ſchwächer ſind, und Senkler- oder Enkelbleche, welche die dünneſten ſind.

t) Die weiſſe Farbe, welche Bleyweiß genennet wird, iſt calcinirtes Bley. Gutes Bleyweiß muß eine gute weiſſe Farbe und Schwere haben, auch nicht mit Kreide vermiſcht ſeyn. Mennig iſt ein rothes Pulver aus Bley, welches in einem gebrannten Ziegelſtein geſchmolzen und bereitet iſt. 1 Pfund Bley giebt 1 Pfund 4 Loth Mennig. Beyder Farben bedienen ſich die Maler.

Rohe Materien aus dem Thierreiche.

§. 80. Die rohen Materien, welche das Thierreich zu den Manufacturen hergiebt, ſind Häute, Wolle, Haare, Seide und Wachs. Die Häute und Felle der Pferde, Eſel, Ochſen, Kühe, Kälber, Büffelochſen, Schafe, Ziegen, Ziegenböcke, Steinböcke, Gemſen, Hirſche, Rehe und Elendthiere

thiere (§. 51 = 54.) werden zu mancherley Leder a), und vielfältigem Endzwecke b) bereitet. Die Wolle der Schafe, (§. 53.) wenn ſie durch Waſchen, Schlagen, Reiſſen, Krämpeln, Kämmen, Knieſtreichen, und zum Theil auch durch Färben zubereitet worden, wird auf unterſchiedene Weiſe zu Garn geſponnen, und alsdenn entweder auf dem Weberſtuhle zu Tüchern c), Zeugen d), Tapeten e), Strümpfen f), ꝛc. oder mit der Stricknadel zu Strümpfen g), Mützen, Camiſölern, u. ſ. w. oder durch die Nähnadel zu Tapeten, Teppichen, Frauenzimmer Röcken, u. ſ. w. verarbeitet. Es wird auch viele geſponnene Wolle mit Leinengarn, Seide und Haaren vermiſcht, und zu mancherley Geweben angewendet; und aus Wolle werden auch Hüte gemacht. Der Nutzen der Haare in den Manufacturen iſt ſo unterſchieden, als die Haare ſelbſt. Aus den Menſchenhaaren machet man allerley gewirkte und geſchlungene Arbeit, vornehmlich aber Parücken; aus den Pferdehaaren Knöpfe, Schnüre, Armbänder, Bürſten, Siebe, Haardecken und andere Sachen; aus dem Kameel= oder Kämel=Haare, und dem daraus geſponnenen und gezwirnten Garne h), die ſchönſten Kämelotte i), Strümpfe und Parücken; es iſt auch zu den ſchönſten Sammeten, Plüſchen und andern ſeidenen Zeugen bequem; allein die Knöpfe, Knopflöcher, Borten, Schnüre, Gürtel, Quaſten und Franzen, werden nicht aus dem feinen Kämelhaare, (als welches zu theuer dazu iſt,) ſondern aus anderm Ziegenhaare gemacht. Die Biber= Kaninchen= und

Haaſen=

Haaſenhaare, werden zu feinen Hüten, auch wohl zu Strümpfen und Handſchuhen, verwandt. Die Seide (§. 59) wird, wenn ſie zugerichtet worden, theils bloß geſponnen oder gezwirnt k), theils gewebet, und zwar ſowohl zu Band und Borten, mit oder ohne Gold und Silber, als zu allerley halbſeidenen Zeugen l), und ſeidenen Stoffen und Zeugen, mit oder ohne Gold und Silber m), theils genähet, geſtickt und gewirkt, als zu Tapeten, ꝛc. theils geſtrickt, als zu Strümpfen, Socken, Hauben, Camiſölern, Handſchuhen, ꝛc. und zu Spitzen geklöppelt, theils gefilzet, oder zu ſeidenen Watten verarbeitet n). Das Wachs, welches man aus denen Bienenſtöcken bekömmt, (§. 60.) wird gebleicht o), gefärbt, zu Lichtern p), zur Ueberziehung der Leinwand, zu gegoſſenen und poſirten Figuren, und zu unterſchiedenem andern Gebrauche verwandt.

a) Einige vorzügliche Ledergattungen ſind folgende:

Corduan, franz. Maroquin, wird von Bock- Ziegen- und Schaf-Fellen bereitet, und man hat theils glatten Glanz-Corduan, theils rauchſchwarzen.

Juften, aus Ochſen- und Kühhäuten. Der rothe rußiſche Juften iſt der beſte und berühmteſte.

Kalbleder, inſonderheit das engländiſche, erlanger, ſchweizeriſche und bauzeniſche. Die Farbenfelle ſind alle Kalbleder.

Pergament, aus Rinderhäuten, Kalb- Bock- und Schaf-Fellen. Das holländiſche, franzöſiſche, danziger und frankfurter, ſind vor andern bekannt.

Pfund- oder Sohlen-Leder zu Sohlen. Das lüycker oder lütticher iſt das beſte und theuerſte. Man kennet auch engländiſches, hungariſches,

dan-

danziger, hamburger, lüneburger, ſaalfelder, zwickauer, maſtrichter, u. a. m.

Saffian, aus Kalb-Bock- und Ziegen-Fellen.

Sämiſches Leder, aus Schaf-Ziegen- und Kalb-Fellen, Ochſen Hirſch-Reh-Gemſen- und Elend-Häuten.

Schagrin, aus dem Hintertheile der Pferde- und Esels-Haut.

Vergolder Leder und Goldleder, aus Schaffellen.

b) Das Leder wird von den Sattlern, Riemern, Täſchnern, Beutlern oder Handſchuhmachern, Senklern und Neſtlern, Schuſtern, Buchbindern und Colletſchneidern, verarbeitet.

c) Man theilet die Tücher oder Laken, Draps, ein:

1) in eigentliche und vollkommene Tücher, welche entweder melirte, (geſprengte,) oder einfarbige ſind, und, in Anſehung der Feinigkeit und Grobheit des Garns, in feine, mittlere und grobe eingetheilet werden. Unter den feinen ſind die ſpaniſchen, welche in Spanien ſelbſt verfertiget worden, die vorzüglichſten; nach ihnen kommen die engländiſchen, alsdenn die holländiſchen, hierauf die brabanter, und endlich alle andere auf ſpaniſche, engländiſche und holländiſche Art in andern Ländern verfertigte Tücher. Von dem Gewicht der ſchwerſten engländiſchen Tücher, ſ. Götting. Anzeigen Num. 146. von 1766. S. 1164.

2) in unvollkommene Tücher, dergleichen ſind Boy, Flanell, u. a. m.

3) in tuchartige Zeuge, als, Tuchraſch, Tuchſarſche, geköperter Flanell, geköpertes Tuch, Frieß, Ratine, Berſey, Droguet, u. a. m.

d) Dieſe Zeuge, Etoffes, oder wollene Zeuge, ſind ſchmäler, leichter und geſchmeidiger, als die Tücher.

Ihre

Ihre Verſchiedenheit iſt bewundernswürdig groß, und ihre Namen ſind ſehr zahlreich. Die unterſchiedene Zubereitung des Garns machet auch einen Unterſchied unter den wollenen Zeugen. Einige ſind von bloſſem Satingarn oder Sattingarn gemacht, welches aus längerer Wolle feſt und glatt geſponnen, und ſeidenartig iſt; bey andern iſt die Kette oder der Aufzug aus Satingarn, der Eintrag oder Einſchlag aber von offenem oder gekrämpeltem Garn, und noch andere ſind bloß aus gezwirntem Garn gemacht. Ein Theil dieſer Zeuge wird gewalket, und auf Tuchart zugerichtet, welche vorhin ſchon genennet worden; andere bleiben ohne Walke. Einige ſind glatt; andere modelirt, geſtreift oder geblümt: einige einfärbig; andere geſprengt oder melirt: einige fein; andere grob: einige breit; andere ſchmal: einige dicht; andere dünne, durchſichtig und leicht. Ich will von vielen nur einige nennen, nämlich die Kalamanke und wollene Damaſte, die Kamlote oder Kamelote, Barakane oder Berkane, Sarſche, Raſche, Chalons, oder Schalongs, wollene Atlaſſe, Krepone, Etamine, u. a. m.

e) Es iſt hier die Rede von den ganz wollenen Tapeten, unter welchen die holländiſchen und brabantiſchen die vornehmſten und gangbarſten ſind.

f) welche auf einer ſehr künſtlichen und in England zuerſt bekannt gewordenen Maſchine, von polirtem Eiſen, gewirket oder gewebet werden.

g) Die geſtrickten Strümpfe ſind allemal beſſer, als die gewirkten; aber auch theurer.

h) Es werden zwar die Haare, welche den Kameelen im Frühjahre am Schopfe, auf dem Rücken, an der Bruſt und am Bauche ausfallen, geſammlet, zu Garn geſponnen, und zu vielen Manufacturen gebraucht: allein, gemeiniglich werden Ziegenhaare, und zwar vornehmlich die Haare der weiſſen Ziegenböcke um Angora und Beybazar in Natolien, unter Kameelhaaren verſtanden. Man hat nämlich das Wort Kämel, welches der arabiſche Name der eben genannten aſiatiſchen Zie-

ge

ge iſt, mit Kameel, Kämelhaar, mit Kameelhaar, und alſo auch Kämelgarn mit Kameelgarn verwechſelt. Das Haar der Kämelziege iſt blendent weiß, ſo fein als Seide, machet von Natur Locken, die 8 bis 9 Zolle lang ſind, und darf nicht anders, als gezwirnt, ausgeführt werden. Schweden war ſonſt das einzige Land in Europa, welches angoriſche Böcke beſaß, und dieſes koſtbare Ziegenhaar auf ſeinem eigenen Grunde und Boden zeugete: allein, nun ſind ſie auch in Frankreich, wenigſtens verſichert *J. C. Flachat* in ſeinen Unterſuchungen zur Befriedigung der Handlung ꝛc. daß damals als er dieſes ſchrieb, um Lion ſchon das vierte Geſchlecht der angoriſchen Ziegen ſey, daß ſie nichts von ihren Vorzugen verloren hätten, und daß er neue Ziegen einführen wolle. Das Ziegenhaar von Angora muß mit einem Leim aus Wallwurz zubereitet werden, wenn es geſponnen werden ſoll.

i) Dieſe haben eben den Namen davon. Das Kämelhaar wird in Aſia allein unvermiſcht gebraucht, in Europa aber mit feiner Wolle und Seide vermiſcht und zwar ſo, daß bey einigen Kämelotten die Kette von feiner Wolle, und der Eintrag von Ziegenhaaren, bey andern aber die Kette halb Haar und halb Seide, und der Eintrag ganz Seide iſt. Die brüſſelſchen Kämelotte ſind unter allen europäiſchen die beſten, kommen aber den aſiatiſchen nicht gleich. Die engländiſchen kommen itzt jenen ſehr nahe.

k) Dahin gehöret die Spinn- Zwirn- Stepp- Näh- Franzen- und Quaſten- Seide.

l) die mit Wolle und Leinen vermiſcht, mit oder ohne Figuren, glatt oder erhoben ſind.

m) als Drap d'or, Drap d'argent, Brocat, Sammet, Plüſch, Atlas, Gros de Tours, Taffent, Damaſt, Droguet, Baſt, Flor, u. a. m.

n) welche man zu Röcken, Camiſölern, Schlafhauben, Bettdecken, und anderweitig gebraucht.

o) welche Kunſt zuerſt die Venetianer erfunden, hernach die Franzoſen, und hierauf auch die Holländer und

Deut-

Deutſchen gelernet haben. In Deutſchland iſt die vornehmſte Wachsbleiche in Augsburg. Die Sonne bleicht das Wachs, und nicht der Thau, und es wird in den Monden am weiſſeſten, in welchen der Thau am ſeltenſten fällt.

p) Das meiſte Wachs wird mit Unſchlit verſetzt, einiges bis auf die Hälfte: allein die Wachslichter flieſſen um deſto mehr, je häufiger Unſchlit dazu genommen worden. Die meiſten Wachslichter kommen aus Frankreich, zumal von Mans. Frankreich ziehet aber viel roh Wachs aus Griechenland, Natolien und der Barbarey.

Anmerkung von dieſen rohen Materien.

§. 81. Je mehrere dieſer rohen Materien ein Staat in ſich ſelbſt beſitzt, deſto nützlicher iſt es für denſelben; daher er auf ihre Vermehrung und Verbeſſerung gefliſſentlich bedacht ſeyn muß. Diejenigen Materien, welche ein Staat noch nicht ſelbſt hat, oder nicht haben kann, müſſen durch eigene vortheilhafte Handlung angeſchaft werden. Nichts aber iſt ſchädlicher, als wenn ein Staat ſeine rohen Materien andern Staaten zur Verarbeitung überläßt, und ihnen die daraus verfertigten Waaren wieder abkauft a); denn er verlieret ſolchergeſtalt nicht nur das Arbeitslohn, welches an den Manufacturwaaren die dazu gebrauchten Materien weit übertrift, und bey Wolle und Seide ungefähr 4 gegen 1 beträgt: ſondern auch alle übrige Vortheile, welche die Manufacturen und Fabriken einem Staate bringen, und hernach angezeigt werden ſollen.

a) Dieſen groſſen Fehler begehen noch heutiges Tages vornehmlich Portugal und Spanien.

Noth-

Nothwendigkeit der Manufacturen und Fabriken.

§. 82. Die Manufacturen und Fabriken ſind, theils an und für ſich ſelbſt, theils der Bequemlichkeit, Gewohnheit und Lebensart wegen, unentbehrlich; wenn ſie alſo gleich nicht zur Nothdurft des Lebens gehören, ſo gehören ſie doch zur Nothdurft des Staats.

Wichtigkeit derſelben.

§. 83. Ohne Manufacturen und Fabriken wird ein an natürlichen Gütern reicher Staat, entweder arm, oder doch kraftlos; hingegen ein natürlich armer Staat kann durch dieſelben reich werden. Ueberhaupt erſparen a) und verſchaffen b) ſie einem Staate anſehnliche Geldſummen, beſchäftigen und ernähren viele Menſchen, machen den Handel blühend und dauerhaft, dienen alſo zur Vermehrung und Bereicherung der Einwohner, und folglich zur Vergröſſerung der Macht eines Staats c). (§. 62.)

a) Wenn man Reiche, mittelmäßig Begüterte und Arme, Erwachſene und Kinder, durch einander rechnet; ſo brauchet ein jeder, nach dem allergeringſten Anſchlage, jährlich für 5 Rthlr. Manufactur- und Fabrik-Waaren. Man eigene dieſes auf einen Staat, nach der entweder muthmaßlichen oder gewiſſen Anzahl ſeiner Einwohner, zu, um zu erkennen, was für groſſe Geldſummen ein Staat, welcher ohne Manufacturen und Fabriken iſt, in andere Länder ſchicken müſſe, und hingegen durch Einführung derſelben erſparen könne.

b) Frankreich, England, Holland und andere Länder können zum Beyſpiel dienen.

c) Es müſſen aber hinlängliche Anſtalten und Einrichtungen zur Unterſtützung der dürftigen Arbeiter, Manufacturiſten und Fabrikanten, zur Zeit der Theurung, und wenn Krieg, oder eine andere Urſache, den Abgang der Manufacturwaaren hindern, oder gar die Manufacturen und Fabriken ſelbſt auf einige Zeit zum Stillſtande bringen, gemacht werden; damit ſie nicht vor Mangel um- oder wenigſtens in elende Umſtände kommen, oder ſich verlaufen. Die Obrigkeit muß auch nicht dulden, daß die Verleger der Arbeiter, in theurer Zeit, den Lohn ihrer Arbeiter vermindern; weil ſolches nicht nur einzelnen Perſonen, ſondern auch dem Staate, ſehr nachtheilig iſt. Johann Peter Süßmilchs Gedanken von den epidemiſchen Krankheiten und dem gröſſern Sterben des Jahrs 1757. S. 53-56. 67-71.

Anmerkung. Des Herrn von Juſti vollſtändige Abbandlung von den Manufacturen und Fabriken kann von dieſen Materien, anſtatt vieler andern Bücher, nützlich gebraucht werden.

Vom Handel überhaupt.

§. 84. Der Handel iſt ein Verkauf oder Vertauſch der Waaren. Dieſe Waaren beſtehen vornehmlich in Lebensmitteln, Baumaterialien, rohen Materien zu den Manufacturen und Fabriken, und dem, was aus dieſen Materien verfertiget worden iſt.

Eintheilung des Handels in den innern und äuſſern.

§. 85. Es theilet ſich der Handel in den innern und äuſſern. Jenen treiben die Landſchaften und Einwohner eines Staats unter ein-

ander, und zwar vermittelſt der Laſtthiere, Karren, Wagen und Schlitten, auch ſchiffbarer Flüſſe, Kanäle und Landſeen; mit welchen alſo auch ein Staat beſtmöglichſt verſehen werden muß (§. 20). Es muß auch zwiſchen den unterſchiedenen Landſchaften eines Staats, in Anſehung des innern Handels, ein vortheilhaftes Gleichgewicht ſeyn und verſchaffet werden a): Der innere Handel iſt allemal wichtiger, als der äuſſere. Dieſer äuſſere Handel wird mit auswärtigen Ländern getrieben: und zwar, theils durch eben die Hülfsmittel, welche beym innern Handel dienen; theils und vornehmlich zur See. Der letztere iſt der wohlfeileſte, und erſtrecket ſich am weiteſten. Soll er aber einem Staat recht vortheilhaft ſeyn; ſo muß er mit eigenen Leuten und Schiffen getrieben werden: und dieſe müſſen beladen ſeyn, wenn ſie ausgehen und zurück kommen.

a) M. Karl Chriſtoph Plüers Gedanken und Nachrichten von den Manufacturen und der Handlung, S. 40-47.

Activ-Handel.

§. 86. Wenn ein Volk dem andern ſeine Waaren zubringt, und theils deſſelben Waaren, deren es bedarf, theils deſſelben Gold und Silber mit ſich nimmt; ſo gewinnt es im Handel: und man ſaget, daß es einen Activ-Handel treibe; welcher jenes Volk um ſo viel bereichert, als er dieſes ärmer machet.

Paßiv-

Paßiv-Handel.

§. 87. Hingegen, wenn ein Volk einem andern, deſſen Waaren es bedarf, nicht nur den Ueberfluß ſeiner natürlichen Güter, ſondern auch baares Geld giebt; ſo verliert es im Handel, oder treibt einen **Paßiv-Handel**, durch welchen es nach und nach zu Grunde gerichtet wird.

Gleichgewicht im Handel.

§. 88. Wenn endlich zwey Völker Waaren gegen Waaren umtauſchen, und keins baares Geld zugiebt; ſo iſt ſolches ein Tauſchhandel: und man ſaget, daß ſie das Gleichgewicht im Handel miteinander halten.

Vortheilhafteſter gegenſeitiger Handel.

§. 89. In dem gegenſeitigen Handel, haben diejenigen Nationen, welche die nöthigſten oder die nützlichſten Waaren verkaufen, vor denjenigen den Vortheil, welche Waaren, ſo die Pracht vergröſſern, verkaufen. Jene hangen von andern Nationen nicht ab; ihr Handel ruhet vielmehr auf der Bedürfniß der andern; ſie verkaufen ihnen nur ihren Ueberfluß; ihr Einkauf erſtrecket ſich nicht über ihr Vermögen, und ſie können ſich leicht etwas von der Pracht entziehen. Hingegen die Nationen, deren Handel in Manufacturwaaren, die zur Pracht dienen, beſteht, ſind betrübten Abwechſelungen unterworfen: denn wenn unglückliche Zeiten kommen, ſo liegt ihr Handel, und die Arbeiter haben weder Brodt noch Arbeit.

Schifffahrt.

§. 90. Ein groſſer und recht vortheilhafter Handel, iſt nicht ohne Schifffarth möglich (§. 85.). Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, heiſſen **Kauffahrteyſchiffe** oder **Kaufmannsſchiffe**, ſind von unterſchiedener Gröſſe, Bauart und Geſtalt, auch zum Theil zum Kriege, oder zur Vertheidigung und zum Angriffe, ausgerüſtet. Die Gröſſe dieſer Schiffe wird nach **Tonnen** und **Laſten**, welche ſie tragen können; eine **Tonne** aber auf ein Gewicht von 2000 Pfund oder 20 Centnern, jeden von 100 Pfund a), und eine **Laſt** auf 2 Tonnen geſchätzt b). Das Wort **Fracht** zeiget ſowohl die Ladung, als das Schifferlohn, an. Die **Ladung** bedeutet die Kaufmannsgüter oder Waaren, welche ſich in einem Schiffe befinden. Wenn das Schiff völlig beladen iſt, nennet man ſolches **die volle Fracht**; wenn es aber nicht völlig beladen iſt, **die halbe Fracht**. Unter **Ballaſt** verſteht man Steine und Sand, welche unten auf den Boden des Schiffes gelegt werden, wenn das Schiff entweder gar keine, oder nicht die völlige Ladung hat, und alſo nicht ſchwer genug iſt, um im Laufe gewiß und gerade zu gehen. Wenn der Schiffer von unterſchiedenen Kaufleuten Güter oder Waaren annimmt; ſo nennet man dieſelben **Stückgüter**. Auf dem mittelländiſchen Meere nennet man ſolches, **nach dem Centner laden**.

a) Die Urſache iſt, weil eine mit Seewaſſer angefüllte Tonne ungefähr 2000 Pfund wiegt. In dieſem Verſtan-

Verſtande bedeutet alſo eine Tonne kein Gefäß, ſondern ein Gewicht.

b) Das Wort Laſt hat im Handel noch andere Bedeutungen:

1. zeiget es das gröſte Schiffgewicht an; iſt aber, nach Unterſchied der Waaren oder Güter und Oerter, ſehr unterſchieden, und beträgt alſo 30, 40 bis 45 Centner;

2. zeiget es ein Getreidemaaß an, welches aber auch, nach der Verſchiedenheit der Länder und Oerter, bald gröſſer, bald kleiner iſt.

Handlungs-Geſellſchaften.

§. 91. **Der Zweck der Handlungs-Geſellſchaften iſt, durch das zuſammengeſetzte Vermögen mehrerer Perſonen, ſolche Handlung zu unternehmen, welche die Kräfte eines einzelnen Kaufmanns überſteigt. Sie werden von den Landesherren, gegen gewiſſe Abgaben, auf eine Anzahl Jahre octroyrt oder befreyet. Die Geldſumme, welche ſie zum Handel beſtimmen, wird in viele kleinere getheilet, welche man Actien nennet** a). **Die berühmteſte und mächtigſte Handlungs-Geſellſchaft, iſt die oſtindiſche in Holland** b).

a) Es werden auch die Obligationen, welche die Handlungs-Geſellſchaften denenjenigen, welche Geldſummen hergeben, ausſtellen, Actien genennet. Sie werden oftmals, bald mit Vortheil, bald mit Schaden, wieder an andere verhandelt, auf deren Namen hierauf das Capital bey der Handlungsgeſellſchaft geſchrieben wird. Der Inhaber der Actie erhält bey Austheilung des Vortheils, welchen die Geſellſchaft durch ihren

Handel aus den Gütern und Waaren gezogen, ſein Antheil. Da nun der Vortheil durch Glücks- und Unglücksfälle zu ſteigen und zu fallen pflegt; ſo pflegt auch der Preis der Actien, welche verkauft werden, bald zu ſteigen und bald zu fallen.

b) Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 550. f.

Banken.

§. 92. Ein nöthiges Hülfsmittel für den groſſen Handel, ſind die ſogenannten **Banken**, oder öffentlichen Anſtalten, worinnen Kaufleute und andere Perſonen ihre Gelder, theils zur Sicherheit, theils zur Bequemlichkeit, niederlegen, und ſich dadurch der Mühe des Auszählens überheben; indem ſie denjenigen, welchen ſie Geld auszuzahlen haben, von ſolchen Geldern eine gewiſſe Summe zu, von ihrer Rechnung aber abſchreiben laſſen a). Die Banken nehmen keine andere, als gute grobe Münzſorten an, welche daher **Bancogeld** genennet werden. Solche Banken heißen **Giro- oder Wechſelbanken**, und ſind von den **Leihe- oder Lehnbanken** b) wohl zu unterſcheiden; denn letztere werden auf den Credit, entweder der Landesherren, oder der Landſtände, oder der groſſen Handlungs-Geſellſchaften, oder der Städte, aus zuſammengeſchoſſenen Geldſummen errichtet, welche verzinſet, und entweder wieder an andere, für höhere Zinſen und gegen genugſame Sicherheit, verliehen, oder auf andere Weiſe, zum Nutzen der Stifter dieſer Banken, angewendet werden. Wenn ſie völligen Credit haben, ſind ihre **Banco-**

zetteln ſo gut, als baares Geld. Die Wechſel- und Leihebanken können wohl in einerley Anſtalt miteinander vereiniget ſeyn.

a) Dieſer öffentlichen Banken ſind in Europa eigentlich nur vier, nämlich zu Venedig, Amſterdam, Nürnberg und Hamburg. Die Banken zu London, Genoua, Paris, Wien, Stockholm, Kopenhagen, Berlin, Danzig, und an andern Oertern, ſind in einigen Stücken davon unterſchieden.

b) Sie heiſſen auch Leihäuſer, Lombarde, Montes pietatis, u. ſ. w.

Handel der Europäer untereinander, und nach den drey andern Haupttheilen des Erdbodens.

§. 93. Die europäiſchen Nationen handeln theils mit einem groſſen Unterſchiede unter einander, theils nach den drey andern Haupttheilen des Erdbodens a). In den letztern haben ſie entweder Pflanz-Orter, welche auf den Gebieten der daſigen Könige, Fürſten und Nationen, mit Bewilligung derſelben, angelegt worden, theils durch Gewalt zu völligem Eigenthume gemachte Oerter und Länder. Solche Pflanz-Oerter und Länder ſind den europäiſchen Reichen und Republiken, deren Unterthanen Handlung und Schifffahrt dahin treiben, theils mittelbar, theils unmittelbar, unterworfen. In jenem Falle werden ſie unmittelbar von den octroyrten Handlungs-Geſellſchaften regieret; in dieſem Falle aber al-

lein von den europäiſchen Landesherren, welche aber ihren Unterthanen und andern die Handlung und Schifffahrt unter gewiſſen Bedingungen verſtatten. Die Europäer führen nach den andern Haupttheilen des Erdbodens theils baares Geld, oder Gold und Silber, theils natürliche Güter, Manufactur- und Fabrikwaaren, und holen von dannen Edelſteine, auch Gold und Silber, natürliche Güter und rohe Materien zu den Manufacturen, Manufacturwaaren, und zum Theile auch Menſchen, welche Güter und Waaren theils nach Europa kommen und daſelbſt bleiben, theils wieder aus- oder auch unmittelbar aus einem der übrigen Haupttheile des Erdbodens nach dem andern gebracht werden.

a) Die Europäer ſetzen durch ihre Handlung und Schifffahrt alle Haupttheile des Erdbodens in Verbindung und Verkehr miteinander. Die Aſianer, Afrikaner und Amerikaner ſchiffen nicht nach Europa.

Handel der Europäer mit und nach Aſia.

§. 94. In Aſia ſind die Niederländer unter allen Europäern die mächtigſten; nach ihnen folgen die Engländer, auf dieſe die Franzoſen, und alsdenn die Portugieſen, Spanier und Dänen. Die Schweden und preußiſchen Unterthanen ſchiffen auch dahin, haben aber daſelbſt keine Pflanz-Oerter. Die vornehmſten Güter und Waaren, welche die Europäer aus Aſia holen, ſind: Aloe a), grauer

grauer Ambra, Arak b), Baumwolle, Baumwollengarn, Biſam, Bezoarſtein, Borax c), Caffe d), Cattun, Cattungarn, Chagrin e), Chinawurzel, Corduan f), Decken, Edelſteine g), Elfenbein, Farbematerien, Galanga oder Gallgant h), Gall-Aepfel, Gewürze i), [nämlich Canel oder Zimmt k), Cordamomen l), Cubeben, Gewürznägelein m), Ingber n), Muſcaten-Nüſſe und Blüten o), Pfeffer p), Piſtazien]; ferner Gold q), Gummi, Indigo (*), Kämelhaar r), Kämelgarn s), Kampfer t), Kaßia u), Kupfer v), laquirte Geräthſchaften w), Manna x), Myrrhen y), Netteltuch, Opium, Perlen z), Porcellan a), Rhabarber b), Sago c), Salpeter d), Sapanholz e), Schnupftücher, rohe Seide, ſeidene Stoffen, welche zum Theil mit Gold und Silber durchwirket ſind, Tapeten f), Thee g), türkiſch Garn, Weyrauch h), Zinn, Zitze, Zucker.

a) aus Arabien, von China, ꝛc. Erdb. Th. 5. S. 532.

b) oder Rak, eine Art ſtarken Branntweins, welcher zum Punſche gebraucht wird. Er wird aus Reiß, Zuckerrohr und Saft der Cocusnüſſe gemacht. Der meiſte kömmt von Goa und Batavia; der vom letztern Ort iſt der ſtärkſte.

c) Er gehöret zu den Mittelſalzen, und wird natürlicher Borax oder Tinkal genannt, und aus demſelben in Venedig und Holland der gemeine Borax bereitet, welcher von den Probirern, Gold- und Silber-Arbeitern, und andern Künſtlern, die zarte Sachen und Werkzeuge von Metallen zu löthen haben, häufig gebraucht wird, und immer höher im Preiſe ſteigt. Er wird aus Bengalen und Perſien geholet.

d) aus dem glücklichen Arabien, und von Java, Erdbeſ. Th. 5. S. 531. Der Caffe iſt gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts nach Europa gekommen: denn 1591 hat ihn **Proſper Alpinus**, da er aus Egypten zurück kehrte, nach Venedig gebracht. Er ward lange als ein Arzeneymittel gebraucht. Durch **la Roque** kam er 1644 nach Frankreich. In London iſt er ſeit 1652 öffentlich verkauft worden. ſ. **allgemeines Magazin der Natur, Kunſt und Wiſſenſchaften**, Th. 7. N. 7.

e) Von Tauris in Perſien, und Haleb in Syrien.

f) von Smirna und Haleb.

g) Von den aſiatiſchen Edelſteinen, und den Ländern, aus welchen ſie kommen, findet man einen aus dem Franzöſiſchen überſetzten Aufſatz im **hamburgiſ. Magazin**, B. 18. S. 500. f.

h) Eine Wurzel, welche einen gewürzhaften Geruch, und einen ſcharfen, beiſſenden und brennenden Geſchmack, wie der Pfeffer und Ingber, hat, und in den Apotheken, von den Branntewein-Diſtillirern unter die Magen-Aquavite, und von den Eßigbrauern, gebraucht wird.

i) Die Gewürze ſind faſt alle und allein in der Gewalt der Niederländer, oder der oſtindiſchen Handlungs-Geſellſchaft in den vereinigten Niederlanden, deren vornehmſten Handel ſie auch ausmachen, und ihr bisher erſtaunlich groſſe Vortheile gebracht haben. ſ. den **Zuſtand der vereinigten Niederlande**, S. 602-629.

k) Von der Inſel Ceylon, auf deren weſt- und ſüdlichen Küſte der Baum wächſt, von welchem man dieſe vortrefliche Rinde bekömmt, und zwar am beſten um Negombo.

l) von der malabariſchen Küſte, von Ceylon u. Java.

m) vornehmlich von der Inſel Amboina, welche eine der moluckiſchen iſt.

n) von Java und Makaſſar.

o) von den Inſeln Banda und Amboina. Die ſo genannte Muſcaten-Blüte iſt die abgenommene zweyte Schaale der Nüſſe.

p) aus unterſchiedenen Ländern in Aſia, vornehmlich von der malabariſchen Küſte, und Sumatra.

q) von Malakka, Makaſſar, Sumatra, und aus andern Ländern, inſonderheit auch aus China, woſelbſt 1 Unze Gold nur 9 ſpaniſche Piaſter koſtet.

(*) Der Indigo aus Oſtindien wird für feiner und beſſer gehalten, als der amerikaniſche, wenigſtens iſt er theurer. Er wird mehrentheils wie Salbe hier gebildet, wenn er aber nach Europa geführet werden ſoll, gemeiniglich geſtoſſen. Der beſte kömmt aus Hindiſtan. Er wird von Malern und Färbern zu blauer und grüner Farbe gebraucht.

r) und s) ſiehe oben §. 80. Anmerk. h und i.

t) Iſt ein Gummi oder Harz, und kömmt von dem Kampferbaume, der auf Sumatra, Makaſſar, Borneo, und in andern Gegenden wächſt.

u) Iſt die Frucht eines Baumes, welche die Geſtalt einer runden und walzenförmigen Schote hat, ungefähr 1 Zoll dick, und 1 Schuh lang iſt. Man brauchet ihr inneres Mark in den Apotheken. Die morgenländiſche iſt ehedeſſen nur in Arabien bekannt geweſen, jetzt findet man ſie auch in andern aſiatiſchen Ländern.

v) aus Japan und China. Das japaniſche iſt beſſer, als das europäiſche Garkupfer.

w) aus Japan und China.

x) aus Arabien, Perſien, ꝛc.

y) aus Arabien, Surate, und andern Gegenden. Erdbeſchr. Th. 5. S. 533.

z) In Aſia ſind vornehmlich 3 Perlenfiſchereyen berühmt: 1) In der Meer-Enge zwiſchen dem Königrei-

che Madura und der Inſel Ceylon, an beyder Küſten. 2) Auf der Küſte von Japan. 3) Im perſiſchen Meerbuſen bey der Inſel Bahrein, und unweit Katif.

a) aus China und Japan.

b) aus China, woſelbſt ſie inſonderheit an den Gränzen von Tangut wächſt.

c) oder Sagu, kömmt von dem Baume dieſes Namens, deſſen Stamm unter der 2 Querfinger dicken Rinden ſehr zart, weich und markicht iſt, zu einem Mehle gemacht, dieſes aber entweder ſogleich zu Brodt gebacken, oder abgekörnet wird. Das letztere iſt der Sago, welcher in Europa als eine ſehr nahrhafte und leicht zu verdauende Speiſe beliebt iſt. Man bekömmt ihn von den moluckiſchen Inſeln, und von Borneo.

d) Der aſiatiſche Salpeter iſt der allerbeſte, den man hat und kennet. Er kömmt aus Bengalen, Surate, u. ſ. w.

e) Es wird zu rother Farbe gebraucht, und kömmt aus Siam und Makaſſar.

f) aus Perſien, Smirna, und andern Gegenden.

g) Der Thee kömmt aus China, und zwar von einem Staudengewächs, welches Mannshoch, und von unten bis oben mit Zweigen ſchichtweiſe beſetzt iſt. Auch das Laub ſitzt ſchichtweiſe an kleinen Stengeln. Es giebt zwey Arten von Theeſtauden: derjenige, deſſen Blätter den **Thee-Boy** geben, hat eine Blume von 6 Blättern und eyrunde Blätter, und derjenige, welcher den grünen Thee giebt, hat eine Blume von 9 Blättern und etwas länglichte Blätter, wie Linné gelehrt hat. Zu dem grünen Thee gehören als Arten, **Thee-Bing, Thee-Hyſſon** oder **Heyſan, Thee-Singlo** oder **Songlo**. Zu dem **Thee-Boy** oder **Bohee** gehören die Arten, **Thee-Pecco, Thee-Congo, Thee-Zioung**.

h) aus Mokha und Haleb. Erdbeſchr. Th. 5. S. 533.

Handel

Handel der Europäer mit und nach Afrika.

§. 95. Die Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Engländer, Niederländer und Dänen, haben auf den afrikaniſchen Küſten feſte Plätze, welche zur Sicherheit und Beförderung ihrer daſigen Handlung dienen. Es holen aber dieſe und andere Europäer aus Afrika folgende Waaren: **Baumöl, Baumwolle, Elfenbein** a), **Gold in Stangen** b) und **Goldſtaub** c), **Gummi** d), **Häute** e), **Kupfer** f), allerley **Leder, Mandeln, Negers** g), **Senesblätter** h), **Wein** i), **Weizen, Wolle, Zucker**, und andere.

a) Der ſtärkſte Handel mit Elfenbein wird auf der davon benannten Zahnküſte im eigentlichen Guinea getrieben. Man bekömmt nicht ſelten Elephantenzähne, deren einer 200 Pfund wiegt.

b) Ein Strich am Meer vom eigentlichen Guinea, wird die Goldküſte genennet. Auf derſelben liegt Akim, von dannen das feinſte Gold kömmt. Die engländiſche goldene Münze Guinea, hat ihren Namen daher, weil ſie zuerſt von dem Golde, welches die afrikaniſche Handelsgeſellſchaft in London aus Guinea gebracht, gepräget worden.

c) Der Goldſtaub kömmt auch von der Goldküſte; es erfordert aber der Handel mit demſelben, wegen der Betrügereyen, welche die Mohren damit treiben, viele Vorſichtigkeit.

d) Aus der ſogenannten Barbarey, und aus denen am Senegaſtrome belegenen Gegenden.

e) nämlich trockene Häute mit Haaren, welche in Europa gegerbet werden.

f) deſſen jährlich viele 100 Centner aus den Königreichen Sus und Marocco ausgeführet werden.

g) Von den Negers oder ſchwarzen Menſchen werden jährlich viele Tauſende in Guinea zu Sclaven, für Bränntewein, Eiſen, Nägel, Leinwand, kupferne Gefäſſe und andere Waaren, eingekauft, nach Amerika gebracht, und daſelbſt theuer wieder verkauft. In Guinea kömmt jetzt ein Schwarzer von 18 bis 30 Jahren auf 30, 40 und wohl mehrere Thaler zu ſtehen, und in Amerika wird er für 100 bis 150 Thlr. ja auf St. Thomas wohl für 400 Thlr. wieder verkauft.

h) aus Nubien über Egypten.

i) von den kanariſchen Inſeln, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, u. ſ. w.

Was die Europäer unter der Levante verſtehen.

§. 96. Das Wort Levante zeiget überhaupt gegen Oſten oder Morgen belegene Länder an, und die Europäer ſind darinnen eins, daß ſie Länder, die am mittelländiſchen Meere belegen ſind, darunter verſtehen, deren Umfang ſie aber auf unterſchiedene Weiſe beſtimmen. Die Italiäner verſtehen unter der Levante alles Land, welches ihnen gegen Morgen am adriatiſchen Meere, Archipelagus und mittelländiſchen Meere, von Dalmatien an bis zum Euphrat in Aſien, und bis zum Nil in Afrika oder Egypten liegt, die in dieſem Striche belegenen Inſeln mit eingeſchloſſen. Die Franzoſen rechnen noch auſſerdem Italien, und die ganze nordliche Küſte von Afrika dazu; und die Holländer und Engländer pflegen alle europäiſche, aſiatiſche und afrikaniſche Länder, welche das mittelländiſche Meer umgeben, die Levante zu nennen, doch ſetzen ſie auch wohl die Levante und das mittelländiſche Meer zuſammen, und verſtehen

als-

alsdenn unter der Levante, im engſten Sinne, das am Archipelagus und oſtlichen Theile des mittelländiſchen Meeres belegene Land, Conſtantinopel auf der einen, und Alexandrien in Egypten auf der andern Seite mit eingeſchloſſen, auſſer welchen Städten Smirna, Scandrona oder Alexandretta und Aleppo vornehmlich unter den Handelsſtädten in der Levante berühmt ſind. Hieraus iſt begreiflich, was unter dem Handel nach der Levante zu verſtehen ſey? welcher ſehr wichtig iſt. (*)

(*) In franzöſiſcher Sprache nennet man die Handelsplätze in der Levante, les Echelles du Levant. Der Grund und die Bedeutung dieſer Redensart, wird in den hannövriſchen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen, im 102ten Stucke des Jahrgangs von 1759, unterſucht.

Handel der Europäer mit und nach Amerika.

§. 97. Dieſen weitläuftigen Haupttheil des Erdbodens haben die Europäer, ſo weit er von ihnen entdeckt iſt, faſt ganz unter ihre Bothmäßigkeit gebracht. Itzt haben das größte Antheil an demſelben die Spanier, und nach ihnen die Portugieſen, Engländer und Franzoſen, das kleinſte aber die Niederländer und Dänen. Europa bekömmt jährlich eine erſtaunliche Menge koſtbarer, wichtiger und nützlicher Güter und Waaren aus Amerika, als: Bauholz, Baumwolle, Cacao a), Caffe b), Cochenille c), Edelſteine d), Eiſen, Farbenholz e), Fiſche f), Gold g), Häute, Indigo h),

Ingber,

Ingber, Kupfer, Pelzwerk i), Perlen k), Piment oder Braſilienpfeffer, Quina Quina l), Reiß, Roucou m), Saſſaparille n), Silber o), Spezereyen, Taback p), Vanille q), Vigognewolle r), Wachs, Zucker s).

a) Eine Art Nüſſe, welche die Hauptſache bey der Chocolate ausmachen.

b) Die Holländer haben den erſten Caffe-Samen aus Aſia nach Suriname gebracht, und daſelbſt gepflanzt; aus Suriname haben ihn die Franzoſen, und nachher andere bekommen. Die Franzoſen bauen heutiges Tages den meiſten.

c) In Spanien Grana fina genannt, ein Wurm, welcher auf den Cactus lebet, in der Sonne getrocknet wird, und eine köſtliche rothe Purpurfarbe giebt. Er iſt allein in Mexico zu finden.

d) als, Diamanten und Smaragden, welche in den Händen der Spanier und Portugieſen ſind. Alle heutige Smaragden kommen aus Neu-Granada, und der ſo genannte Smaragden-Strom hat nichts mehr als den Namen.

e) Dahin gehöret das Campecheholz, welches zum Schwarz- und Violetfärben gebraucht wird, und in der Gewalt der Spanier iſt; das Braſilien- oder Fernambukholz, welches inſonderheit zum Rothfärben angewendet wird, und aus Braſilien kömmt.

f) Der wichtigſte Fiſchfang iſt der Kabliaufang, bey Cap Breton, und Neuland in Nord-Amerika.

g) ſowohl aus den ſpaniſchen Ländern in Amerika, als inſonderheit aus Braſilien, welches den Portugieſen zugehöret.

h) Eine harte trockene blaue Farbe, welche aus der Pflanze Anil, bereitet, und in Täfelchen gebildet wird. Der amerikaniſche Indigo iſt nicht ſo gut, als der oſtindiſche. Den Gebrauch ſiehe oben S. 123. vom Bau und der Zubereitung des Indigo ſ. le parfait

ſait Indigotier, ou deſcription de l'Indigo par *Elie Monnereau*. Nouvelle edition. à Marſeille 1765. in 12.

i) als, Biber = Otter = Marder = Luchs= und andere Bälge.

k) Sie ſind nicht ſo durchſichtig, als die morgenländiſchen, aber gröſſer.

l) Oder Quinquina; welcher amerikaniſche Name ſo viel heiſſen ſoll, als, die Rinde der Rinden. Im Königreiche Peru nennet man dieſe Rinde nicht anders, als Cortega de Loxa, die Rinde von Loxa, weil der Baum, von welchem ſie kömmt, am beſten in der Gegend dieſes Ortes wächſt. Andere daſelbſt gewöhnliche Namen ſind: Caſcarilla, kleine Rinde, oder Arbol de la Caſcarilla, Baum der kleinen Rinde. Weil dieſe Baumrinde als ein Hauptmittel wider das Fieber gebraucht wird, nennet man ſie auch die Fieberrinde, ſonſt auch die peruaniſche Rinde. Von ihrer Geſchichte und Benennung kann man die Abhandlung leſen, welche de la Condamine aufgeſetzet hat, und ſo wohl im Journal oecon. et litter. T. 8. 1755. p. 77. als in den braunſchweigiſchen Anzeigen von 1755. St. 105. S. 210. u. f. gefunden wird. Man lieſt ſie auch nebſt andern Nachrichten in D. G. L. Huth Sammlung verſchiedener die Fieberrinde betreffenden Abhandlungen und Nachrichten, Nürnberg 1759. in 8.

m) Er wird aus den Körnern der Frucht einer gewiſſen Staude gemacht, und zu rother, gelber und andern Farben gebraucht.

n) Ein Gewächs, welches zu rother Farbe dienet.

o) Es kommen jährlich viele Millionen gemünzten und andern Silbers, aus den ſpaniſchen und portugieſiſchen Ländern in Amerika.

p) vornehmlich aus Braſilien, Virginien und Maryland.

q) Eine Gattung von Schoten, welche zu Chocolate genommen wird, um derſelben einen guten Geſchmack,

ſchmack, angenehmen Geruch, und mehrere Kraft zu geben: man brauchet ſie auch, um den Taback wohlriechend zu machen.

r) oder Vicuñawolle. Sie iſt bloß in Peru zu haben, und kömmt von der Kameelziege.

s) Die Franzoſen treiben itzt den größten Handel mit Zucker.

Von den ſchönen Künſten.

§. 98. Es gereichet einem Staat zum groſſen Nutzen und zur wahren Zierde, wenn ſeine Einwohner die ſogenannten ſchönen **Künſte**, als die **Maler- Kupferſtecher- Bildhauer- Bau-Kunſt**, u. a. m. lieben, und aufs gefliſſentlichſte ausüben a). Sie werden aber in einigen europäiſchen Staaten wenig oder gar nicht, in andern nur mittelmäßig, in einigen aber gar ſehr geliebt, getrieben und befördert b). Es iſt der Mühe werth, bey jedem Staat, den man kennen lernen will, auf ihren Zuſtand Acht zu haben.

a) J. G. Sulzers Kurzer Begriff aller Wiſſenſchaften ꝛc. zweyte Ausgabe, S. 58. f. Carl Frid. Adelkranz Rede *om de fria Konſter Wärde och Nytta*. ſ. die göttingiſ. Anzeigen von gelehrten Sachen, von 1760. St. 30. S. 269.

b) Dazu ſind die Akademien der Künſte ſehr nützlich.

Von den Wiſſenſchaften.

§. 99. Die Wiſſenſchaften leiſten dem Staat einen noch gröſſern Nutzen: denn der Verſtand eines Volkes wird dadurch gebildet, aufgekläret und fruchtbar gemacht, die Sitten werden dadurch verbeſſert; der Gottesdienſt wird durch dieſelben gereiniget; ja ſie können ſelbſt den ſchönen

Künſten,

Künſten, Manufacturen, Fabriken oder Handlung und den übrigen Gewerben der Menſchen zur gröſſern Aufnahme und Vollkommenheit dienen. Wenn man den Zuſtand derſelben in einem Staat unterſuchen will, muß man darauf ſehen: Ob die Einwohner an wahren, nützlichen und wichtigen Wiſſenſchaften einen wohlgeordneten Geſchmack haben? und auf was für welche ſie ſich hauptſächlich legen? Ob viele und wohleingerichtete Anſtalten zur Erlernung, gröſſern Aufklärung und Erweiterung der Wiſſenſchaften vorhanden ſind a)? Ob der Landesherr und ſeine Staatsbedienten Kenner, Gönner und Beförderer der Gelehrſamkeit ſind? Ob viele und ſchöne Buchdruckereyen da ſind? Ob der Bücherhandel blühe? und ob die Freyheit zu ſchreiben ſehr groß, oder ſehr eingeſchränkt ſey b)?

a) Dahin gehören die gemeinen lateiniſchen Schulen, Gymnaſia, Collegia, Ritter-Akademien, Univerſitäten, Geſellſchaften und Akademien der Wiſſenſchaften.

b) Die Stadt Norcia im päbſtlichen Gebiete, iſt verhoffentlich die einzige in Europa, welche einen Haß gegen die Wiſſenſchaften hat. Recueil de differents traités de phyſique & d'hiſtoire naturelle, par Mr. des Landes, T. 3. à Paris 1753.

Unterſchied zwiſchen Städten, Flecken und Dörfern.

§. 100. Die Manufacturen und Fabriken, in weiter und enger Bedeutung, (§. 76.) der Handel, die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſollten eigentlich die Geſchäfte der Städte a), hingegen

gegen der Ackerbau und die Viehzucht, und was ſonſt zu der Landwirthſchaft gehöret, die Geſchäfte der **Flecken** b) und **Dörfer** c) ausmachen: allein die Erfahrung lehret, daß das Gewerbe vieler, inſonderheit kleiner Städte, wider ihren Endzweck dorfmäßig ſey, und daß in vielen Flecken und Dörfern das Gewerbe der Städte getrieben werde. Dieſe ſchädliche Verwirrung iſt vielleicht nirgends gröſſer, als in Deutſchland. Die Städte haben ihre eigenen Rechte und Gerechtigkeiten, welche man Stadtrechte nennet; ſie haben gemeiniglich ihre eigenen Magiſtrate und Gerichtsbarkeit, welche letztere entweder bloß in den Untergerichten, oder zugleich in den Obergerichten beſteht. Das Recht, Jahrmärkte zu halten, iſt in vielen Ländern auch den Flecken und Dörfern ertheilet worden. Vor Alters wurden die Städte gemeiniglich durch Mauern, Thürme, Gräben und Wälle zu verſchloſſenen und verwahrten Oertern gemacht: allein, heutiges Tages ſind viele alte und neue Städte offene Oerter; hingegen viele Flecken, ja in Deutſchland auch wohl Dörfer, ſind mit Mauern und Thoren verſehen.

a) In der alten deutſchen Sprache hieß ein mit Mauern und Thoren umgebener Ort eine **Burg**, die Einwohner deſſelben hieſſen **Bürger**, und eine **Vorburg** war das, was wir itzt eine Vorſtadt nennen. Noch vor Endigung des 13ten Jahrhunderts, noch mehr aber im 14 und 15ten Jahrhunderte wurde das Wort **Burg** bloß von einer Veſte, oder einem Schloſſe, gebraucht.

Eine Stadt wird auf lateiniſch Urbs und Civitas genennet. Genaue lateiniſche Land- und Erdbeſchreiber bedienen ſich nur dieſer lateiniſchen Wörter, um eine

Stadt

Stadt auszudrücken, andere aber nennen eine kleine Stadt Oppidum, welches doch nicht geſchehen ſollte, wie hernach in der Anmerkung b. angemerkt iſt. In einigen alten lateiniſchen Urkunden, findet man ſo gar das Wort Villa, welches doch nur einen Bauerhof und ein Vorwerk anzeigt, von einer kleinen Stadt gebraucht, welchen Fehler auch, ja vornehmlich, franzöſiſche Schriftſteller begehen, wenn ſie in lateiniſcher Sprache ſchreiben, und zu welchem ſie vermuthlich dadurch veranlaſſet werden, weil ſie das Wort Ville mit Villa irrigerweiſe für einerley halten; und daher auch das Wort Ville im 14ten Jahrhundert von einer Villa gebraucht haben.

Die Italiäner nennen eine Stadt Città, und dieſer Name wird inſonderheit denen Städten, welche biſchöfliche und erzbiſchöfliche Sitze ſind, beygelegt.

Die Spanier nennen eine ſolche Stadt Ciudad, die Portugieſen Cidade, die Franzoſen Cité und Ville, und die Engländer City; hingegen eine kleine Stadt wird von den beyden erſten Villa, und von den letzteren Town genannt.

Die Dänen und Schweden nennen eine Stadt auf gleiche Weiſe Stad; und bey jenen heißt ſie auch Bye.

Die Ruſſen und andere Völker, welche ſlawoniſch ſprechen, nennen eine Stadt Gorod.

b) Ein Flecken iſt gewiſſermaſſen ein Mittelding, zwiſchen einer Stadt und einem Dorfe. Was man in Ober- und Nieder-Sachſen und in Weſtphalen, einen Flecken nennet, das heißt in Oeſtreich, Bayern, Schwaben, Franken, Böheim ꝛc. Markt, oder Marktflecken, in einigen Ländern Weichbild oder Wiegbold, in anderen Freyheit, in den Niederlanden *Vlekken* und *Vrybeyd*, in Dänemark Fleck, franzöſiſch Bourg, engliſch Borough-Town, Market-Town, ſpaniſch u. portugieſiſch Villa, italiäniſch Caſtello, ruſſiſch *Slobody ujezdnya*, lateiniſch Oppidum, (welches Wort von einer Stadt nicht gebraucht werden ſollte,) und Municipium, bey den Schriftſtellern der mittlern

Zeit, Forum, welches letztere Wort in einer eigentlichern und ältern Bedeutung das territorium fori ſive urbis, aut cujusque judicis, anzeiget. Was in ältern Urkunden jus fori oder jus forenſe genennet wird, das heißt in ſpätern, bey den Sachſen, Weichbild, welches Wort aber nicht nur vom Stadtrechte, ſondern auch vom Gebiete einer Stadt, ja, wie aus dem obigen erhellet, auch wohl von denen damit begabten Oertern ſelbſt, gebraucht wird. Ein Marktflecken heißt auch Pogen, wie aus Hunds bayeriſchem Stammbaume Theil 1. Blatt 116 zu erſehen iſt.

c) In Ober-Deutſchland wird ein groſſes Dorf ein Flecken, und ein kleines Dorf ein Weiler genennet. Die Dänen nennen ein Dorf, Torp und Landsbye, die Schweden By, die Ruſſen Derewnja und Selo. In einigen Ländern ſtehen die Häuſer in den Dörfern ſo nahe beyſammen, und ſo ordentlich, wie in den Städten, ſind auch wohl mit Ziegelſteinen bedeckt, in anderen aber ſtehen ſie einzeln, und ein jedes hat ſeine Hölzung, Wieſen und Aecker um und neben ſich. Es ſind auch unterſchiedene Länder, in welchen wenige oder gar keine eigentliche Dörfer, ſondern nur zerſtreut liegende Bauerhöfe angetroffen werden. Die ſchönſten Dörfer in Europa, ſind unſtreitig in Nordholland. Erdbeſchr. Th. 4. S. 114. 115.

Anmerkungen von der Gröſſe der Städte.

§. 101. Die Gröſſe der Städte kann entweder nach deren Umfange und Flächen-Inhalt des Raums, den ſie einnehmen a), oder nach der Anzahl der Häuſer und Einwohner beſtimmt werden b). Eine Stadt kann in Anſehung anderer Städte eben deſſelben Landes groß ſeyn und genannt werden, die, wenn ſie mit Städten anderer Länder verglichen wird, nur klein iſt. Ueberhaupt giebt

giebt es gar zu groſſe Städte c), ſehr groſſe Städte, groſſe Städte, ziemlich und mittelmäſſig groſſe Städte, kleine Städte, Städtchen, und kleine Städtchen. Die gar zu groſſen Städte, als London und Paris, ſind zwar etwas prächtiges in einem Staate, aber auch ſchädlich, weil in denſelben die Sterblichkeit groß iſt, und das Vermögen des Staats gröſtentheils darinnen zuſammenfließt, und alſo andern Gegenden und Oertern des Staats entzogen wird.

a) Der um die Erdbeſchreibung ſehr verdiente ehemalige wittenbergiſche Profeſſor, Joh. Matth. Haſe, hat auf dieſe Weiſe eine Ausmeſſung und Vergleichung alter und neuer Städte, welche ihrer Gröſſe wegen berühmt ſind, angeſtellet, und ſeiner Deſcript. regni Davidici et Salomonaei beygefügt.

b) auf dieſem Unterſchiede beruhet die Entſcheidung der Streitfrage: Ob London gröſſer ſey, als Paris? oder ob Paris gröſſer, als London? Nach der erſten Art der Beſtimmung der Gröſſe hat Paris, und nach der zweyten, London den Vorzug.

c) Es iſt eine unrichtige Art zu reden, wenn die Erdbeſchreiber von kleinen, oder mittelmäßig groſſen Städten ſagen, ſie wären nicht gar zu groß.

Anmerkungen von der Schönheit der Städte.

§. 102. Es giebt eine alt- und neu-modiſche Schönheit der Städte; letztere beſteht in ſchnurgeraden, breiten, wohlgepflaſterten, reinen und des Nachts durch Laternen erleuchteten Gaſſen, regelmäßg gebaueten Häuſern, groſſen Plätzen, und angenehmen Spatziergängen, entweder in oder bey den Städten. Manche Länder haben

nach dem neuen Geſchmacke gar keine ſchöne Städte. Eine Stadt iſt ſchön in Anſehung anderer eben deſſelben Landes, aber nicht in Anſehung gewiſſer Städte anderer Länder, auch nicht in Abſicht auf die Regeln der wahren Schönheit. Viele Städte haben ſchöne Gebäude und Theile, aber wenige ſind durchgängig ſchön.

Unterſchied unter den Staaten in Anſehung der Menge der Städte ꝛc.

§. 103. Die europäiſchen Staaten ſind, in Anſehung der Menge der Städte, Flecken und Dörfer, ſehr unterſchieden In einigen iſt ſie groß, in andern mittelmäßig, und in andern ſehr gering. Die größte Anzahl Städte, Flecken und Dörfer findet man in Deutſchland, Frankreich, Holland und England; die geringſte in den nordiſchen Staaten.

Von der mannigfaltigen Abtheilung der Staaten.

§. 104. Die Abtheilung der Staaten iſt mannigfaltig. Es giebt vornehmlich eine geographiſche, politiſche, gerichtliche, Finanz- und kirchliche Abtheilung. Ich handle hier nur von den allgemeinen und gröſſern Abtheilungen, welche man ſich bekannt machen muß, und nicht von den beſonderen und kleineren, um welche man ſich bey der genauern Kenntniß eines Staats bekümmert.

Geographiſche Abtheilung.

§. 105. Die geographiſche Abtheilung der Staaten iſt theils natürlich, theils willkührlich: jene

jene verurſachen theils die Landſchaften, aus welchen ein Staat zuſammengeſetzt iſt, theils groſſe Gebirge, Thäler, Wälder und Flüſſe; dieſe wird entweder nach den Weltgegenden, oder nach andern Abſichten und Einfällen gemacht. Die erſte iſt der zweyten vorzuziehen.

Politiſche Abtheilung.

§. 106. Die **politiſche Abtheilung** der Staaten in gröſſere und kleinere Theile, iſt diejenige Abtheilung derſelben, nach welcher ihre Regierung beſorgt wird. Sie kömmt bisweilen mit einer von den andern Abtheilungen überein, z. E. in Dänemark und Norwegen mit der kirchlichen Abtheilung in Stifter.

Gerichtliche Abtheilung.

§. 107. Die **gerichtliche Abtheilung** wird nach den Gerichtshöfen gemacht, welche zur Verwaltung der Gerechtigkeit verordnet, und die Unterthanen unter dieſelben vertheilet ſind. In Anſehung derſelben iſt z. E. Frankreich nach ſeinen zwölf Parlamenten und zwey ſouverainen Rathsverſammlungen, und das Königreich Preußen unter neun Juſtizcollegia vertheilet.

Finanz-Abtheilung.

§. 108. Die **Finanz-Abtheilung** iſt diejenige Abtheilung eines Staats, nach welcher die Landes-Einkünfte gehoben und berechnet werden. Nach derſelben iſt z. E. Frankreich in zwey und

dreyßig Generalités und Intendances, das Königreich Preußen nach den zwey Kriegs- und Domainen-Kammern, und die zur Krone Caſtilien gehörigen ſpaniſchen Länder ſind, in Anſehung der Hebung der Provinzial-Renten, in zwey und zwanzig Provinzen abgetheilet.

Kirchliche Abtheilung.

§. 109. Die **kirchliche Abtheilung** iſt diejenige, nach welcher die gottesdienſtlichen Gemeinen, Stiftungen und Perſonen zur Regierung und Aufſicht vertheilet ſind. In den Staaten, welche der römiſch-katholiſchen und griechiſchen Lehre zugethan ſind, wird die kirchliche Haupt-Abtheilung nach den Erzbisthümern gemacht, welche die ſogenannten geiſtlichen Provinzen verurſachen, und wieder aus Bisthümern, dieſe aus Archidiaconaten, dieſe aus Kapiteln oder Decanaten, und dieſe aus Pfarren oder Kirchſpielen beſtehen. In den evangeliſchen Staaten wird die kirchliche Abtheilung entweder nach Bisthümern, (nämlich in Dänemark, Norwegen und Schweden), oder nach Conſiſtorien, oder nach General-Superintendenturen, die genauere aber entweder nach Probſteyen, oder nach Superintendenturen, oder nach Inſpectionen, oder auf andere Weiſe gemacht, und unter dieſen ſtehen wieder Kirchſpiele oder Pfarren.

Hauptquellen der Einkünfte eines Staats.

§. 110. Ein Staat hat zu ſeiner innerlichen Einrichtung und Erhaltung, wichtige Geld-Einkünfte nöthig, welche **ordentlicherweiſe** aus vier **Hauptquellen** geſchöpft werden. Die **erſte** beſteht in denjenigen Gütern, welche entweder dem Staat, oder dem Regenten, unmittelbar zugehören, und **Krongüter**, **Kammergüter** oder **Domainen** genennet werden, und Landgüter oder Aemter ſind a). Sie müſſen mit den **Patrimonial-Gütern**, welche ein Regent durch Erbſchaft, Kauf und andere gewöhnliche Erwerbungsmittel erlangt hat, nicht verwechſelt werden b), welche aber der Landesherr, wenn es ihm beliebet, den Domainen einverleiben kann. Die **zweyte** Hauptquelle der Staats-Einkünfte ſind die ſo genannten **Regalien**, oder **landesherrſchaftlichen Rechte**, welche der oberſten Gewalt über die zum beſondern Eigenthum nicht ſchicklichen, aber doch zum allgemeinen Vermögen des Staats gehörigen Güter und Dinge, zugeſtanden ſind, damit ſie nach Maßgebung der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt genutzet werden, und zugleich durch einen Neben-Endzweck, Einkünfte abwerfen. Sie beſtehen vornehmlich, 1. in dem Zoll- oder **Mauth- und Geleitsregal** c); 2. in dem **Poſtregal** d); 3. in den **Waſſerregalien** e); 4. in dem **Forſtregal** f); 5. in dem **Jagdregal** g); 6. in dem **Bergwerks- und Salzregal** h); und 7. in dem **Münzregal** i). Die **dritte** Hauptquelle der Staats-Ein-

Einkünfte k) iſt der Beytrag der Unterthanen, welchen ſie zu dem groſſen Aufwande des Staats thun, und welcher ein Theil der Nutzung oder des Gewinns von ihrem beſondern Vermögen iſt, welches zugleich zu dem allgemeinen Vermögen des Staats gehöret. Man giebt dieſem Beytrage den Namen der **Contributionen**, **Steuern**, **Abgaben**, **Auflagen**, u. ſ. w. Er wird theils von den unbeweglichen Gütern, oder von dem Gewinn, welcher davon gezogen wird l), entrichtet: theils von den Perſonen der Unterthanen ſelbſt; da er denn **Kopfgeld**, oder **Kopfſteuer** genennet wird; wozu auch in einigen Ländern die auf die Perſonen gelegte **Gewerbe**= **Conſumtions**= **Salz**=und **Tabacks**=**Steuer** gehöret; theils von den Gewerben, und zwar entweder von den Materialien der Gewerbe und den daraus entſtehenden Waaren, welche Abgabe, bald **Acciſe**, bald **Licent**, bald **Impoſt**, bald **Taille**, bald **Aufſchlag** genennet wird m); oder von den Gewerbe treibenden Perſonen, ohne Abſicht auf die Gröſſe und Wichtigkeit eines Gewerbes, dahin das ſo genannte **Nahrungsgeld**, die **Handlungs**= **Handwerks**= und **Geſinde**= **Steuern** gehören, oder von den Materialien der Gewerbe, als die **Trank**= **Fleiſch**= und **Vieh**= **Steuer**, die **Papierſteuer** von rohem Papier und gedruckten Sachen, die **Kapitalien**=und **Beſoldungs**= **Steuer**; doch ſind die Steuern dieſer beyden letztern Klaſſen nicht in allen Ländern eingeführet. Die Abgaben von Kutſchen, Senften, u. ſ. w. die

mit

mit einer Abgabe verknüpfte Stempelung der ſilbernen Gefäße, welche Privatperſonen beſitzen; die Kleiderſteuer, das Stempelpapier: ſind auch hin und wieder, als beſtändige und allgemeine Abgaben, eingeführet. Die vierte Hauptquelle der Staats-Einkünfte ſind die Rechte der oberſten Gewalt, welche nur zufälligerweiſe Einkünfte geben. Es gehören dahin vornehmlich die Oberlehnsherrlichkeit des Staats über gewiſſe im Lande vorhandene Güter n), die Verwaltung der Gerechtigkeit o), und die Verwaltung des Polizeywesens p).

Wenn die ordentlichen Einkünfte zur Bedürfniß des Staats nicht zureichen, wird den Unterthanen ein auſſerordentlicher Beytrag auferlegt, der in gefährlichen Zeitläufen und beſondern Nothfällen des Staats, nicht allein in dem ganzen Gewinne von ihrem Vermögen, ſondern auch wohl in einem Theile des Vermögens ſelbſt, beſteht. Zum Behufe deſſelben werden entweder die ordentlichen Abgaben erhöhet, oder es werden ganz neue Abgaben aufgelegt, welche unter mancherley Namen bekannt ſind, indem ſie Vermögenſteuer, Capitalienſteuer, Beſoldungsſteuer, freywilliges Geſchenk, (Don gratuit,) allgemeines Kopfgeld, Ritterpferds-Gelder, Darlehn, heiſſen, u. ſ. w. Nicht ſelten werden ſolche auſſerordentliche Abgaben, ungeachtet die beſondern Umſtände, um welcher willen ſie aufgelegt worden ſind, aufgehört haben, zur größten Beſchwerde und zum Verderben der Unterthanen, beſtändig beybehalten, und in ordentliche Einkünfte verwandelt.

Anmerk.

Anmerk. Dieſer §. iſt ein Auszug aus des Herrn von Juſti Staatswirthſchaft, Th. 2. S. 81-427.

a) Die anſehnlichen Domainen, welche man Kammer-Aemter nennet, erfordern: 1) ein Juſtiz-Amt, zur Verwaltung der Gerechtigkeit in den zugehörigen Städten, Flecken, Dörfern und Landgütern. 2) Ein Rechnungs- und Wirthſchafts-Amt, welches aber nicht nöthig iſt, wenn die Kammergüter verpachtet werden, wie in einigen Staaten, z. E. in den preußiſchen und churbraunſchweigiſchen Ländern, gewöhnlich iſt. Ob die Verpachtung der Verwaltung vorzuziehen ſey? unterſucht D. Dan. Gottfr. Schreber in ſeiner Abhandlung von Kammergütern und Einkünften, deren Verpachtung und Adminiſtration, Leipzig 1754. in 4.

b) Der Regent kann über dieſelben ganz uneingeſchränkt verfügen. Er pflegt ſie nicht von der Kammer, ſondern von einem beſonders dazu verordneten Amte, verwalten zu laſſen, und ſie führen auch den Namen der Chatoulgüter, welcher aber auch zuweilen ſolchen wirklichen Domainen beygelegt wird, deren Einkünfte zu den eigenen Hand-Ausgaben des Regenten beſtimmt ſind.

c) welches aus dem hohen Rechte des Regenten über die Landſtraſſen entſteht, und darinn beſteht, daß er berechtiget iſt, für den ſichern und bequemen Gebrauch der Landſtraſſen, auf die Geſchirre der Reiſenden und die aus- und eingehenden Waaren, nach Maßgebung der Wohlfahrt des Landes eine entweder hohe oder geringe Abgabe zu legen, und zu dieſem Ende Zollſtätte zu errichten, u. ſ. w. Allein, die Landſtraſſen ſind leider in wenigen Ländern zum Behufe der Reiſenden und Fuhrleute bequem eingerichtet, und dennoch werden die Zölle und Geleite ſcharf eingefordert. In unterſchiedenen Ländern ſind die Zölle verpachtet, welches aber ſehr nachtheilig iſt.

d) welches ſich auch auf die hohen Rechte des Regenten über die Landſtraſſen gründet, zur Beförderung der Handlung und Gewerbe erfordert wird, und eine Polizey-Anſtalt iſt.

e) Das Waſſerregal iſt das hohe Recht des Landesherrn, den Gebrauch der zu dem allgemeinen Vermögen des Staats gehörigen Meere, Seen und Fluſſe, nach Maßgebung des gemeinen Nutzens, zu regieren und zu beſtimmen, und dabey durch einen Nebenzweck Einkünfte zu erheben. In Anſehung dieſes Nebenzwecks bringen die Waſſerregalien, theils Waſſerzoll, Hafen- und Ankergeld, Kanal- und Schleuſengeld, Brücken- und Fährgeld, Flößegeld und Mühlenbaugeld; theils die wilde Fiſcherey in den Meeren, Seen und Flüſſen, und die Nutzung der Producte des Meers, als, der Perlen, Korallen, des Bernſteins, u. a. m. theils das Strandrecht, die Goldwäſche, und die Nutzung der in den Meeren und Strömen entſtandenen Inſeln, und des angeſchwemmten neuen Landes.

f) vermöge deſſelben nutzet der Landesherr die zum allgemeinen Eigenthume des Staats gehörigen Wälder, nach Erforderung der gemeinſchaftlichen Nothdurft, erhebet daraus durch den Verkauf des gefälleten Holzes, durch die Maſtungen und andere Nutzungen, Einkünfte für den Staat, und machet alle dazu nöthige Geſetze und Anſtalten; er übet auch, über die Privatperſonen eigenthümlich zuſtehenden Waldungen und Gehölze, die hohe Gerichtsbarkeit und geſetzgebende Macht aus, und ordnet den wirthſchaftlichen Gebrauch derſelben, nach Maßgebung des gemeinſchaftlichen Beſten und der Landesnothdurft an, wobey zugleich durch einen Nebenzweck Einkünfte gezogen werden.

g) Das Jagdregal begreift die Jagdgerechtigkeit und den Wildbann. Die Einkünfte, welche davon kommen, ſind in den meiſten Ländern nicht groß.

h) Der Landesherr kann die Erze der Metalle und Halbmetalle, und übrigen Mineralien und Foßilien,

entwe-

entweder mit Ausſchlieſſung aller anderen, zum gemeinſchaftlichen Beſten des Staats, durch den Bergbau gewinnen laſſen, oder den Bergbau den Privatperſonen unter ſeiner Regierung und Anordnung erlauben, und Einkünfte davon ziehen, welche vornehmlich in dem Zehenden beſtehen, und die, wenn der Bergbau in einem Lande blühet, ſehr erheblich ſind. Noch wichtiger iſt der Vortheil, den der Landesherr vom Verkaufe der Metalle zieht; denn er bezahlet die Mark Silber gemeiniglich um 2, 3 bis 4 Rthlr. und die Mark Goldes wohl um 30 bis 50 Rthlr. geringer, als der wahre Werth derſelben iſt. Die Salzwerke geben auch beträchtliche Einkunfte; es werden aber in einigen Ländern die Unterthanen durch den übermäßigen Preis, für welchen ſie das Salz kaufen müſſen, unbillig beſchweret.

i) Das Münzregal hat zum Hauptzweck, daß zur Bequemlichkeit und Beförderung der Handlung und Gewerbe, genugſames Geld im Lande vorhanden ſeyn möge. Ein Landesherr, welcher ſchlechte Münzſorten ausmünzen läßt, verurſachet zunächſt ſeinen Unterthanen, und endlich ſich ſelbſt, einen groſſen Schaden. Die groben Münzſorten müſſen den innerlichen Gehalt, welcher auf denſelben bemerkt iſt, wirklich haben. Bey den kleinen Münzſorten iſt ſolches nicht ſo nöthig, daher der Nebenzweck der Einkünfte durch dieſelben erreicht werden kann.

k) Die anſehnlichen Kriegesheere, welche beſtändig auf den Beinen gehalten werden müſſen, und der ſteigende Pracht der Höfe, verurſachen, daß die Staats-Ausgaben durch die Einkünfte der Kammergüter und Regalien nicht beſtritten werden können, daher noch andere Quellen der Einkünfte nöthig ſind. Dieſe dritte Quelle der Staats-Einkünfte iſt deſto ergiebiger, je mehr die Manufacturen, Fabriken und Handlung in einem Staat blühen, und je volk- und geldreicher er dadurch wird.

l) Wird nun der 5te oder 6te Theil des Gewinns verlangt, ſo werden die Unterthanen nicht hart angegriffen; wird der 4te Theil begehrt, ſo iſts noch erträglich: ſoll aber der dritte Theil gegeben werden, ſo iſts ſchon zu hart.

m) Es giebt eine allgemeine und eine beſondere Acciſe; jene muß ohne Unterſchied von allen Dingen, die zum Lebensunterhalte verzehrt werden, oder in Verkehr und Gewerbe kommen, ſo gleich beym Kaufe und Verkaufe entrichtet werden; dieſe aber iſt nur auf dieſe und jene Nahrungsmittel oder Waaren gelegt. Einer hält die Acciſe für die beſte Art der Steuern, ein anderer aber ſieht ſie für ſehr ſchädlich an.

n) Die Einkünfte des Staats von den Lehngütern beſtehen in den Lehndienſten, und zwar nicht ſowohl in den Hof- als vielmehr in den Kriegsdienſten, an deren Statt Geld gegeben wird; ferner in den Lehengeldern und Sporteln, in Bezahlungen für allerley Verwilligungen, welche die Vaſallen ſuchen, in Strafen wegen der Lehnsfehler. Der wichtigſte Vortheil der Lehnsherrlichkeit entſteht durch die wirkliche Eröffnung der Lehengüter, wenn ſolche, wo keine wichtige Gründe ſolches widerrathen, zu den Kammergütern geſchlagen werden.

o) In Anſehung der Sporteln, Geldſtrafen, Begnadigungen, u. ſ. w.

p) In Anſehung der Ertheilung und Beſtätigung allerley Privilegien, der Beſtätigung der Innungs- und Handwerks-Artikel, der ertheilten Titel und Würden, u. ſ. w.

Jährliche Einkünfte der europäiſchen Regenten.

§. 111. Die jährlichen Einkünfte der vornehmſten europäiſchen Regenten, werden ungefähr folgende Summen ausmachen.

Der König von Frankreich ſ	62	Mill.	Thlr.
Großbritannien und Ireland	36	—	—
Der König von Spanien, deſſelben Einkünfte aus Amerika, mitgerechnet ſ	32	—	—
Das Haus Oeſtreich aus ſeinen Erblanden ſ ſ	24	—	—
Der türkiſche Kaiſer ſ	20	—	—
Der König von Preußen ſ	20	—	—
Die rußiſche Kaiſerin ſ	14	Mill.	Rub.
Der König von Portugal ſ	11	Mill.	Thlr.
Die Republik der vereinigten Niederlande ſ ſ	11	—	—
Die Republik Venedig ſ	8	—	—
Der Pabſt ſ . ſ	8	—	—
Der Churfürſt zu Sachſen ſ	7	—	—
Der König von Sardinien ſ	6	—	—
Der König von Dänemark ſ	6	—	—
Das Königreich Schweden ſ	3 b. 4	M.	Th.
Der Churfürſt von Bayern ſ	4	—	—
Der Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg ſ	3	—	—
Der Großherzog von Toſcana ſ	3	—	—
Polen und Litauen ſ	2	—	—

Von der Kriegsmacht.

§. 112. Eine wohleingerichtete, hinlängliche und beſtändig in Bereitſchaft ſtehende Kriegsmacht iſt zur Beſchützung und Vertheidigung eines Staats nothwendig, kann auch zu Friedenszeiten auf mancherley Weiſe zum Beſten des Staats gebraucht werden; wenn ſie aber, entweder nach dem Beyſpiele und durch Veranlaſſung

eines

eines übelgeſinneten und gefährlichen benachbarten Staats, oder durch die kriegeriſche Geſinnung des Landesherrn, ſo hoch getrieben wird, daß ſie die Kräfte des Staats überſteigt, ſo iſt ſie ein groſſes Uebel. Sie nimmt in den meiſten europäiſchen Staaten die Hälfte, und in einigen faſt zwey Drittheile aller Staats-Einkünfte weg. Sie beſteht in den meiſten europäiſchen Staaten aus einer **Land- und Seemacht.**

Von der Landmacht.

§. 113. Das Kriegesheer eines Staats wird am beſten und zuverläßigſten aus ſeinen eigenen Unterthanen errichtet und ergänzet; wenn er aber nicht volkreich genug iſt, müſſen angeworbene Ausländer zu Hülfe genommen, und unter die Landeskinder verſteckt, auch ſo viel möglich durch Heirathen mit dem Staat verknüpft werden. Es beſteht aus **Fußvolk** und **Reuterey**, und letztere gemeiniglich aus Küraßierern und Dragonern, wozu noch in unterſchiedenen Staaten die Huſſaren und andere irreguläre Truppen kommen. Die geſammte Reuterey muß, wo nicht den dritten, (welches am beſten iſt,) doch wenigſtens den vierten Theil des ganzen Kriegsheers ausmachen. Dieſes wird nach Regimentern eingetheilet, welche billig ſtark von Mannſchaft ſeyn müſſen, und bey dem Fußvolk wieder in **Bataillons**, bey der Reuterey aber in Eſcadrons abgetheilet werden. Soll das Kriegesheer zu ſeinem Endzweck recht brauchbar ſeyn, ſo muß es, nach dem Muſter des preußiſchen, in den Kriegs-Uebungen vollkommen gemacht, in guter Zucht, und be-

ſtändig vollzählig und marſchfertig erhalten, auch, zu ſeiner geſchwinden und guten Ergänzung, im Staat ſelbſt hinlängliche Einrichtung getroffen werden. Hiernächſt kömmt die Brauchbarkeit eines Kriegesheeres groſſentheils auf die Klugheit, Erfahrung und Tapferkeit der Befehlshaber und Anführer, inſonderheit des oberſten Feldherrn, an, wozu ſich niemand beſſer, als der Landesherr ſelbſt, ſchicket, wenn er die eben genannten Eigenſchaften hat. Die **Landmiliz** iſt in wenigen Staaten brauchbar eingerichtet.

Koſten derſelben.

§. 114. Die erſte Einrichtung eines Kriegesheeres, koſtet ungemein groſſe Geldſummen; denn man rechnet die Ausrüſtung eines Fußgängers ungefähr auf 25 Thaler, eines Dragoners und Huſſaren auf 85 bis 90 Thaler, und eines Küraſſierers auf 100 Thaler. Die Anwerbungskoſten ſind nicht mitgerechnet, ſie ſind aber beträchtlich, zumal wenn die Werbung in fremden Ländern angeſtellet, und auf Leute von vorzüglicher Gröſſe geſehen wird. Die Anſchaffung der Artillerie und des geſammten Feldzeugweſens erfordert gleichfalls groſſe Unkoſten (*). Die Unterhaltungskoſten ſind auch wichtig, jedoch nicht in allen Staaten gleich. Einige können zur Probe dienen. Nach öffentlich bekannt gemachten Nachrichten, koſten zu Friedenszeiten

1000 **Mann**	**zu Fuß**	**zu Pferde**
dem Kön. von Span. a)	62500	171875 Thlr.
dem öſtreichiſ. Hauſe b)	50000	100000
dem Kön. von Preuß. c)	48508	57450
dem Kön. von Dän. d)	50530	51290

Die Generalität iſt nirgends mitgerechnet e). In dem Tractat des 1718 zwiſchen dem Kaiſer, Frankreich, England und Holland errichteten Bündniſſes, wurde ausgemacht, daß anſtatt 1000 Mann zu Fuß, (wenn ſolche nicht würklich geſtellet würden,) 10000 holländiſche Gulden, und anſtatt 1000 Mann zu Pferde, 30000 holländiſche Gulden, monatlich erleget werden ſollten f): es ſind alſo 1000 Mann zu Fuß in Anſehung der Unterhaltungskoſten zu Kriegeszeiten jährlich auf 120000, und 1000 Mann zu Pferde jährlich auf 360000 holländiſche Gulden angeſchlagen worden. Auf gleichen Fuß ſind in dem zwiſchen Frankreich und Oeſtreich 1756 geſchloſſenen Bündniſſe, 1000 Mann zu Fuß monatlich auf 8000, jährlich auf 96000 Reichsgulden, (64000 Rthlr.) und 1000 Mann zu Pferde monatlich auf 24000, jährlich auf 288000 Gulden, (192000 Rthlr.) angeſchlagen worden.

(*) Von dieſen Unkoſten ſiehe Carl Auguſt Struenſee Anfangsgründe der Artillerie, S. 461. f.

a) *Uſtaritz Theorie & Pratique du commerce & de la marine*, S. 268. giebt dieſe Summen in Eſcudos de vellon an, welche ich in ſächſiſche Münze verwandelt habe. Er hat aber bey dem Fußvolke, auſſer dem Solde der Officiers und Soldaten, die Kleidung, das Gewehr, Commisbrodt, Rekrutengeld, die Hoſpitalkoſten, imgleichen die Betten, Licht, Holz und das Hausgeräth in den Caſernen, und bey der Reuterey das Futter für die Pferde, und das Geld, welches zur Remontirung gut gethan wird, auch les frais de l'Infanterie, welches ich nicht verſtehe, mitgerechnet.

b) Nach des Herrn von Juſti Anſchlag in ſeiner Staatswirthſchaft, Th. 2. S. 506. woſelbſt er, wie ich weis, den öſtreichiſchen Kriegesſtaat im Sinne

 hat.

hat. Bey der Reuterey müſſen unterſchiedene Koſten in Rechnung gebracht worden ſeyn, welche in dem folgenden Artikel bey der preußiſchen nicht mitgerechnet werden. Es ſcheint auch, daß nicht ganz genaue, ſondern nur runde Summen angegeben werden. Nach ſeiner Berechnung koſtet die Unterhaltung eines Kriegesheeres von 60000 Mann, nämlich 40000 zu Fuß, und 20000 zu Pferde, mit Einſchluß der Generalität, jährlich ordentlicher Weiſe $4\frac{1}{2}$ Millionen Thaler.

c) Nach der Liſte, die 1753 zu Amſterdam (denn dieſe Stadt ſteht wenigſtens auf dem Titelblatte) gedruckt worden. In derſelben wird die jährliche Verpflegung eines Regiments von 1553 Köpfen zu 72853 Thalern, eines Küraßierer-Regiments von 779 Köpfen zu 43617 Thalern, und eines Dragoner-Regiments von 1530 Köpfen zu 83262 Thalern berechnet.

d) An däniſchem Gelde. Es koſtet nämlich, vermöge der gedruckten Königl. Verordnung, wie und auf welche Art die däniſche Armee hinkünftig gehalten und verpflegt werden ſoll, von 1763, ein Infanterie-Regiment von 1500 Mann, jährlich 75795, und ein Küraßierer-Regiment von 750 Mann, 38468 Rthlr. däniſchen Geldes.

e) In des Herrn von Juſti angeführtem Buche werden die Koſten des Generalſtabes von 30000 Mann, wenn keine überflüßige Generale gehalten werden, jährlich etwa auf 200000 Rthlr. geſchätzet.

f) Joh. Jac. Schmauſens Einleitung zu der Staatswiſſenſchaft, Th. 1. S. 496.

Einige zur Kriegesverfaſſung gehörige Anſtalten.

§. 115. Zur Kriegesverfaſſung der Staaten gehören noch, 1) die **Veſtungen**, deren Nützlichkeit behauptet und geleugnet wird. Die wichtigſten ſind in den Niederlanden. 2) Die **adelichen Cadettencorps**, oder Kriegesſchulen für

junge

junge Edelleute, um geſchickte Officiers aus ihnen zu ziehen. 3) Die Invalidenhäuſer, zur Verſorgung der im Kriege beſchädigten, und andere Anſtalten zur Verſorgung der entkräfteten Kriegesleute.

Anzahl der Kriegesvölker, welche die europäiſchen Staaten unterhalten.

§. 116. Die Kriegesvölker, welche die europäiſchen Mächte zu Friedenszeiten beſtändig auf den Beinen halten, betragen, die Landmilitzen ungerechnet, ungefähr folgende Anzahl:

Das otſchmanniſche Reich	300000 Mann
Rußland	270000
Das öſtreichiſche Haus	200000
Frankreich	160000
Der König von Preußen	146000
Die übrigen deutſchen Churfürſten, Fürſten und Grafen, ungefähr	130000
Spanien	68000
Dänemark	59000
Schweden	48000
Großbritannien und Irland	56000
Die vereinigten Niederlande	40000
Der König beyder Sicilien	30000
Venedig	28000
Polen	18000
Der König von Sardinien	37000
Portugal	20000
Die übrigen italiäniſ. Staaten	15000
Summa	1625000 Mann

Anmerk. Die Eidgenoſſenſchaft ſamt denen derſelben zugewandten Orten, iſt hier nicht mit angeführet, weil ſie, auſſer denen Beſatzungen, welche einige Städte haben, keine angeworbene Mannſchaft auf den Beinen hält.

Von der Seemacht.

§. 117. Zur Anſchaffung einer Seemacht werden die ans Meer gränzenden, oder gar davon ganz umgebenen Staaten, theils veranlaſſet, theils ihrer und ihrer Handlung und Schifffahrt Sicherheit wegen, genöthiget. Sie beſteht in einer Anzahl Schiffe, welche zur Vertheidigung und zum Angriffe mit Kanonen und Mannſchaft verſehen ſind, und daher einzeln **Kriegs- oder Orlogs-Schiffe** genennet werden. Eine beträchtliche Anzahl derſelben, heißt eine **Flotte**, und eine kleinere, eine **Eſcadre** oder ein **Geſchwader**. Was die Veſtungen auf dem Lande ſind, eben das ſind die Kriegesſchiffe auf dem Meer, ja ihre Brauchbarkeit iſt noch gröſſer.

Nöthige Dinge zur Seemacht.

§. 118. Sie werden in Europa gemeiniglich von Eichenholz erbauet, und die Maſten ſind aus Tannenbäumen gehauen. Es iſt ſehr vortheilhaft für einen Staat, wenn er das Holz zum Schiffbau, und die übrigen dazu nöthigen Materialien und Anſtalten, als, Metall, und inſonderheit Eiſen, zu Kanonen, Bomben, Kugeln und Ankern, Pulver, Hanf zu Segeltüchern und Tauen, Teer und Pech, auch geſchickte Baumeiſter, und inſonderheit auch hinlängliche und geübte **Ma-**

troſen oder Bootsknechte, in ſich ſelbſt hat. Letztere, nebſt den Soldaten und Officiers, mit welchen man die Kriegesſchiffe beſetzet, werden die Equipage genennet.

Eintheilung und Ausrüſtung der Kriegesſchiffe.

§. 119. Der Unterſchied der Gröſſe, welche nach Tonnen beſtimmt wird, (§. 90.) der Verdecke und der Kanonen, verurſachet unter den Kriegesſchiffen einen unterſchiedenen Rang. In Frankreich haben auf königlichen Befehl a) die Schiffe

Rang	Tonnen	Verdecke	Kanonen
vom erſten	1600 bis 2200	3 ganze	70 bis 120
zweyten	1300 bis 1500	3	56 bis 70
dritten	800 bis 1200	2	40 bis 50
vierten	500 bis 700	2	40
fünften	300 bis 400	2	18 bis 20

In England b) hat man einen ſechsfachen Rang. Nämlich die Schiffe vom

Rang		Kanonen		Mannſchaft
erſten	haben	96 bis 100	und	706 bis 800 Mann
zweyten		84 bis 90		524 bis 640
dritten		64 bis 80		389 bis 476
vierten		48 bis 60		226 bis 346
fünften		26 bis 44		145 bis 190
ſechſten		16 bis 24		50 bis 100

Man theilet die Kriegesſchiffe auch ein, 1) in **Schiffe von der Linie**, dahin diejenigen gehören, welche ihrer Gröſſe und guten Bewaffnung wegen, bey einem Seetreffen mit in die Linie oder Schlacht-Ordnung geſtellt werden können, und 2) in **Fregatten** und andere leichtere Schiffe. Bey den erſten ſteigt die Anzahl der Canonen wenigſtens von 48, gemeiniglich aber von 50 bis 100 und darüber; auf den andern ſind nicht über 44 Kanonen, von da die Anzahl bis zu 6 herabſteigt. **Die Stärke der Equipage**, (§. 118.) richtet ſich nach der Beſchaffenheit und Anzahl der Kanonen. In Frankreich rechnet man auf eine jede vierpfündige Kanone drey Mann, nämlich, einen Konſtabel, einen Matroſen und einen Soldaten; auf eine jede ſechspfündige Kanone fünf Mann; auf eine jede achtpfündige Kanone ſieben, auf eine jede zwölfpfündige neun, auf eine jede achtzehnpfündige eilf, auf eine jede vier und zwanzigpfündige dreyzehn, und auf eine jede ſechs und dreyßigpfündige funfzehn Mann. Es ſollte alſo ein Schiff von ſechzig Kanonen, nämlich von ſechs und zwanzig achtzehnpfündigen, ſechs und zwanzig zwölfpfündigen, und acht ſechspfündigen, fünfhundert und ſechzig Mann haben. Die Engländer und Holländer rechnen auf jede Kanone einen Mann weniger, alſo daß bey ihnen ein Schiff von ſechzig Kanonen, fünfhundert Mann führen ſollte c). Wie die däniſchen Kriegsſchiffe mit Mannſchaft beſetzet werden, habe ich an einem andern Ort d) beſchrieben. Allein, die Kriegesſchiffe haben ſelten dieſe vollſtändige Anzahl von Mannſchaft. Ich habe einen

Verſuch

Verſuch gemacht auf folgender Tafel, welche aber noch unvollſtändig iſt, die unterſchiedene Art, wie die europäiſchen Staaten ihre Kriegesſchiffe nach der Anzahl der Kanonen bemannen, nach neuern Beyſpielen vor Augen zu legen, und ich will nur noch anmerken, daß die Schiffe, welche mehr als achtzig Kanonen führen, keinen ihrer Koſtbarkeit und Anzahl der Kanonen und Mannſchaft gemäßen Nutzen ſchaffen; denn ſie ſind zu ſchwer zu regieren, und die Anlandungen ſind ſehr gefährlich für dieſelben.

Kanon	Frankr	Engl.	Holl.	Span.	Dän.	Schw.	Rußl.
104	900 950						
102	850						
100	800	780 880					
96		680 710					
94			700				
92	675 750		650				
90	700 720	680 700 730 750 770 780	550		776		
88	660						
86	630				662		
84	600 630						

Kanon	Frankr	Engl.	Holl.	Span.	Dän.	Schw.	Rußl.
80	550 1000 1200	500 520 545		764	582		
74	470 815	600 630 700		650	668		
72	490		400 430 450		512		
70	450 800	440 535	400	550 610	530= 550 638		540
68							536
66	400	365 440 550					
64	350 750	480 500	325 350		482		462 466 518
62	350 380						456 462
60	350 380	365 350 400 420	350	400 484	486		
58	350 380						335
56	330 350	280		400			
54	300 330	280					

Kanon.

Kanon	Frankr	Engl.	Holl.	Span.	Dän.	Schw.	Rußl.
52			300				323 bis 351
50	300	230 280 300 350		300 379	369 oder 381		294 329
48							326 331
46			300	300			
44				250 300			
40	200	190 280	180		307		
36	180	240	160		305		
32		220	160		274		184 198
30	170 190			200	171		
28	150	200			146 170		
24	120		120	195			179 182
22				100			
20	85	80		82 100 150			

a) Dictionaire portatif de l'Ingenieur par M. Belidor, à Paris 1755 p. 327.

b) Chambers's Cyclopædia or Dictionary of arts and ſciences, art. Rate.

c) Theo-

c) Theorie & pratique du commerce & de la marine par Geron. de Uſtariz, p. 233. 234.

d) Magazin für die Hiſtorie und Geographie, Th. 2. S. 284.

Einige Anmerkungen von der Seemacht.

§. 120. Die Seemacht iſt weit koſtbarer, als die Landmacht, man mag auf ihre erſte Anlegung a), oder auf ihre Unterhaltung b), ſehen. Sie erfordert auch gute und ſichere Häfen und Baßins zur Verwahrung der Flotten, bequeme Docken zur Kalfaterung oder Ausbeſſerung der Schiffe, und anſehnliche Seezeughäuſer. Großbritannien hat ſeit langer Zeit in Europa die größte Seemacht.

a) Ich habe die Rechnung von den Bau- und Ausrüſtungskoſten einiger Kriegesſchiffe von 70 u. 60 Kanonen, welche in Schweden neu erbauet und ausgerüſtet worden ſind, in Händen. Ein Kriegesſchiff von 70 Kanonen hat 367475 Thaler Silbermünze, welche 153114 Thalern ſächſiſchen Geldes gleichen; und ein Kriegesſchiff von 60 Kanonen hat 233629 Thaler Silbermünze, oder 97345 Thaler ſächſiſchen Geldes gekoſtet. Es iſt aber von den bloſſen Schiffen, ohne Equipage und Mannſchaft, ohne Geſchütz und Kriegesbedürfniß, und ohne Lebensmittel, die Rede. In England rechnet man die Koſten eines Schiffs

von 100 Kanon. auf	35553 Pf.St. ungefähr	213318 Rt.
90	29886	179316
80	23638	141728
70	17785	106710
60	14197	85192
50	10606	63636
40	7558	45348
30	5846	35076
20	3710	22260

das

das Geſchütz und der Kriegesvorrath ſind nicht mitgerechnet. Im Jahre 1734 beſtund eine Flotte aus 209 Schiffen, welche 2591337 Pf. St. oder 15548022 Rthl. zu bauen gekoſtet hatte. A complete Hiſtory of the moſt remarkable Transactions at Sea, - - by Joſiah Burchett, London 1720 in Folio, auf dem vierten Blatte der Vorrede. The naval Hiſtory of England - - by Thomas Lediard, Vol. I. London 1735 in Folio, S. 12. der Einleitung.

b) In Spanien koſtet ein Kriegesſchiff von 60 Kanonen während einer Reiſe von ſechs Monaten 69000 Eſcudos de vellon, welche 43125 Thaler betragen. Uſtaritz am angeführten Orte, S. 266. 276=278. Hingegen den Holländern koſtet eine Flotte von 30 Kriegesſchiffen in ſieben Monaten nur 3132740 holländiſche Gulden, welche ungefähr 174041 Thaler betragen. Zuſtand der vereinigten Niederlande, S. 454. 455. Mr. Du Tot in ſeinen Reflexions politiques ſur les finances & le commerce, S 213. berechnet die Unkoſten der franzöſiſchen Seemacht von 1681, welche aus 115 Kriegsſchiffen vom erſten bis fünften Range, aus 24 leichten Fregatten, 8 Brandern, 10 langen Barken, und 22 Fluitſchiffen beſtund, mit 7080 Kanonen, 1028 Officiers Majors, 7955 Officiers Mariniers, 20618 Matroſen, 10904 Soldaten beſetzt waren, nämlich auf 1, 212, 013 Livres, oder während der 6 Monate, da ſie in der See war, auf 7, 272, 084 Livres, welche Mr. Du Tot ums Jahr 1740 auf 12, 933, 920 Livres ſchätzte. Eben derſelbe berechnet S. 216. 217. daß eine Flotte von 100 Kriegesſchiffen von 60 Kanonen, jährlich ordentlicher Weiſe 10 Millionen Livres zu unterhalten koſte. Weil aber eine Flotte höchſtens 6 Monate lang in der See iſt, auch zu Friedenszeiten nur ein kleiner Theil ausgerüſtet wird, ſo vermindert ſolches die Unterhaltungskoſten.

Von

Von den hohen Collegien der Staaten.

§. 121. Die bisher beſchriebenen mannigfaltigen Staats-Angelegenheiten, werden durch vielerley Collegia beſorget. In dem höchſten Collegio, von welchem alle Staats-Angelegenheiten überhaupt, überleget und regieret werden, pflegen die Regenten ſelbſt den Vorſitz zu haben, und es heißt gemeiniglich **der Staatsrath**, oder **der geheime Rath**, oder **der geheime Staatsrath**, oder auch **das geheime Kabinet**. Die Staats-Einkünfte, werden durch das **Kammer- oder Finanz-Collegium** verwaltet, die Kriegesſachen durch die **Krieges- und Admiralitäts-Collegia**, und die allgemeine **Landes-Oekonomie**, die **Manufactur- Commerzien- und Bergwerksſachen** auch durch beſondere **Collegia**. Die Rechtshändel entſcheidet das **höchſte Gericht**, und die **Kirchen- und gottesdienſtlichen Sachen** haben auch ihr hohes Gericht.

Regiſter
der hierinn enthaltenen Sachen.

A

Abgabe, groſſe, eine Hinderniß an Bevölkerung eines Staates 77 deren mancherley Arten 140

Abtheilung, mannigfaltige der Staaten 136

Accise, was ſie iſt 140 deren Unterſchied 145

Achate, europäiſche 42

Ackerbau, deſſen Nutzbarkeit und Nothwendigkeit 21 wo er am höchſten getrieben iſt 22 ob der Weinbau nützlicher ſey 26 leidet durch die Viehzucht 57 ernähret mehr Menſchen, als ſolche 77

Actien, was ſo heißt 117

Activhandel, was er iſt 114

Aepfel, wo die ſchönſten hergekommen 27

Afrika, was daraus geholet wird 124

Alabaſter, wo er gefunden wird 41

Alaune, gediegene und Alaunerze 43 woraus er gemacht wird 97 wozu man ihn brauchet 102

Aloe, wo ſie hergeholet wird 120

Ambra, wo er hergeholet wird 121

Amerika, was daraus geholet wird 127

Amethyſt, europäiſcher 42

Antimonium, wozu es gebrauchet wird 49

Apricoſen, wo die ſchönſten hergekommen 27

Arak, wo er herkömmt 121

Ariſtokratie, was ſie iſt 4

Arſenik, wozu es gehöret, und wo es herkömmt 49 verſchiedene Arten des durch Kunſt bereiteten 103

Asbeſt, wo er gefunden wird 41

Aſia, daraus kömmt Eiſen 54 was daraus geholet wird 120

Auerochſen, werden jetzt ſelten 59

Auflage, was ſie iſt, und deren mancherley Art 140

Aufſchlag, was es iſt 140

Augsburg, hat die vornehmſte Wachsbleiche 111

Ausſprache der Namen der Länder und Oerter 6
Auſtern, einige Nachricht von ihnen 69
Avellanen, wo ſie hergekommen ſind 27

B

Bär, ſein Balg iſt ſchätzbar 65
Balg, welcher Thiere ihrer hochgeſchätzet wird 64
Ballaſt, was darunter zu verſtehen iſt 116
Balſam, woraus einiger gemacht wird 31
Bancogeld, was es iſt 118
Banken, was ſie ſind 118
Barbarey hat ſchöne Pferde 58
Barchent, deſſen verſchiedene Arten 96
Batiſt, wo er verfertiget wird 95
Bauholz, Wichtigkeit deſſelben für ein Land 28 wird aus Amerika gebracht 127
Baumfrüchte, wo die ſchönſten hergekommen ſind 27
Baumöl, wo es herkommt 28 wird aus Afrika geholet 125
Baumſalbe, woraus ſie gemacht wird 31
Baumwolle, wo ſie wächſt 38 was daraus gemacht wird 94 wird aus Aſien geholet 121 aus Afrika 125 aus Amerika 127
Baumwollenſamet, wenn und wo er erfunden 97
Bayern, deſſen jährliche Einkünfte 146
Bergſalz, einige Nachricht davon 43
Bergwerksregal, worinnen ſolches beſteht 144
Bernſtein, einige Nachricht davon 46
Beryll, europäiſcher 42
Bevölkerung, Mittel dazu 75
Bezoarſtein, wo er herkommt 121
Biber, deſſen Schätzbarkeit 65 wozu man deſſen Haare brauchet 106
Bienenzucht, ein Hauptnahrungsmittel vieler Länder 70
Birnen, wo die beſten hergekommen 27
Biſam wird aus Aſien geholet 121
Blaue Farbe, wie ſie gemacht wird 103
Blech, deſſen Verfertigung u. Hauptgattungen 105
Bley, Nachricht davon 56 wozu ſolches gebraucht wird 100
Bleyweiß, was es iſt 105

Boden,

Boden, deſſen Fruchtbarkeit u. Unfruchtbarkeit 10
Böheim, darinnen wächſt Safran und Saflor 36 hat Queckſilber 48 Silberbergwerke 52 gutes Zinn 55 deſſen Sprache 81
Bolch, was es für ein Fiſch iſt 68
Bologna führet viel Seide aus 70
Borax, einige Nachricht davon 121
Bouquetins, was es für Thiere ſind 63
Boyſalz, einige Nachricht davon 43
Brabant bauet viel Flachs und Hanf 33
Brandenburg, die Mark, hat gute Wolle 63
Braunſchweig und Lüneburg, deſſen jährliche Einkünfte 146
Braſilienpfeffer kömmt aus Amerika 127
Brennholz, Wichtigkeit deſſelben für ein Land 28 was in einigen Ländern dafür gebrauchet wird 30
Brunnenſalz, Nachricht von ſolchem 43
Büffelochſen, Nachricht von denſelben 61
Burg, was es geweſen 132
Butter, der Handel damit iſt beträchtlich 60

C

Cacao, was es iſt, und wo es herkömmt 127
Cadetten gehören zu guten Kriegesanſtalten 150
Caffe wird aus Aſien geholet 121 wenn er in Europa bekannt geworden 122 aus Amerika 127
Campecheholz, wo es herkömmt, und wozu es dienet 128
Canel, wo er herkömmt 121
Carniol, europäiſcher 42
Caſcarilla, was ſie iſt 129
Catalonien hat Bergſalz 43
Cattun wird aus Aſien geholet 121
Celtiſch, wo es noch geredet wird 80
Cementkupfer, Nachricht von demſelben 53
Chagrin, wo er hergeholet wird 121
Chalcedonier, europäiſcher 42
Chatoulgüter, was ſo heißt 142
Chinawurzel, wo ſie herkömmt 121
Chriſtliche Religion, deren Vorzug und Hauptparteyen 82
Chryſolith, europäiſcher 42
Chryſopas, europäiſcher 42
Churwälſch, wo es geſprochen wird 80

Citronen, wo ſie hergekommen 27
Cochenille, wo ſie herkömmt 127
Cod, was es für ein Fiſch iſt 68
Collegia, hohe, was für welche es in einem Staate giebt 160
Contribution, was es iſt, und deren verſchiedene Arten 140
Cordamomen, wo ſie herkommen 121
Corduan, wovon er gemacht wird 107 wo er herkömmt 121
Coton-Velvet, was es iſt 97
Cubeben, wo ſie hergeholet werden 121
Curland handelt mit Holze 23 mit Leinſamen 33 deſſen Sprache 80 Religion darinnen 82. 85
D
Dänemark, deſſen Namen 6 Größe aller dazu gehörigen Staaten 14 führet viel Getreyde aus 22 hat ſchöne Pferde 57 treibt viel Rindvieh aus 59 deſſen Anzahl Menſchen 79 was es für eine Sprache hat 80 duldet die katholiſche Religion 82 und die reformirte 86 darinnen herrſchet die lutheriſche 85. darinnen machet man ſchöne Spitzen 93 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht ſey 151
Decken werden aus Aſien geholet 121
Demant, europäiſcher 42
Demokratie, was ſie iſt 4
Deſpotiſch, welcher Staat ſo heißt 2
Deutſch, wo es als eine Hauptſprache geredet wird 80
Deutſchland, deſſen Namen 6 deſſen Größe 13 führet viel Getreyde aus 22 welche Länder deſſelben mit Holze handeln 32 bauet viel Hanf u. Flachs 33 auch Safran u. Saflor 36 hat Gold 50 Silber 52 Kupfer 53 ſchöne Pferde 58 treibt vieles Rindvieh aus 59 wie viel es ungefähr Menſchen hat 79 darinnen hat die katholiſche Religion mit der proteſtantiſchen gleiche Rechte 82. 85. 86 führet viel Leinwand aus 92 machet ſchöne Spitzen 93 verführet die meiſten verzinnten Bleche 105
Dißidenten, was ſo heißt 83

Domainen, was es ſind 139 was zu deren Verwaltung fur Aemter gehören 142
Dorf, Unterſchied zwiſchen denſelben und den Städten, und Flecken 131 deſſen Benennung bey verſchiedenen Völkern 133
Dorſche, Nachricht von ihnen 68

E

Edelſtein, Nachricht von den europäiſchen 42 werden aus Aſien geholet 121 aus Amerika 127
Eder, der Fluß, führet Gold mit ſich 50
Ehe, deren Fruchtbarkeit im Groſſen iſt ſehr unterſchieden 78
Eichen, wozu ſie dienen 31 welches die beſten ſind 32
Eichhorn iſt wegen ſeines Balges ſchätzbar 65
Einkünfte eines Staates, deren Hauptquellen 139 jährliche der europäiſchen Regenten 145
Einwohner eines Landes, wie deren Anzahl zu erforſchen 71
Eiſen, Nachricht davon 54 wozu es verarbeitet wird 100 wird aus Amerika gebracht 127
Elendthier, Nachricht von demſelben 64
Elfenbein wird aus Aſien geholet 121 aus Afrika 125
Elſaß hat Silber 52
England, deſſen Namen 7 hat den Ackerbau am höchſten getrieben 22 zeuget Safran 36 hat die beſte Walkererde 30 Bergſalz 43 die meiſten Steinkohlen 47 etwas Gold 51 Kupfer 53 das beſte Zinn 55 und Bley 56 ſchöne Pferde 57 wie es ſeine Schafheerden verbeſſert 61 deſſen Sprache 81 duldet die Katholiſchen 83 läßt der lutheriſchen Religion alle Freyheit 85 u. der reformirten 86 herrſchende Religion darinnen 87
Engländiſche Kirche, wo ſie herrſchet und geduldet wird 87
Enkelbleche, deren Beſchaffenheit 105
Equipage, was ſo heißt 153 wie ſtark ſie zu ſeyn pflegt 154
Erde, Nutzbarkeit der thonartigen 39
Erdharze, feſte, deren Arten 46
Eſcadre, was ſo heißt 152
Eſel gehören zum Pferdegeſchlechte 57
Eſthen, deren Sprache 80

Evangeliſch, welche Kirchen ſo heiſſen 32 deren Verhältniß gegen den Staat 88
Europa, Anzahl der Menſchen darinnen 78 Sprache darinnen 79 Religionen darinnen 81
Europäer, deren Handel unter einander und nach andern Welttheilen 119 mit und nach Aſien 120 Afrika 124 nach der Levante 126 nach Amerika 127

F

Fabrik Begriff derſelben 91 Materien dazu 92 ff. deren Nothwendigkeit 112 deren Wichtigkeit 112
Färberröthe, deſſen Nutzbarkeit und Bau 35 wozu ſie dienet 94
Farbenerden, deren mancherley Arten 40
Farbenholz wird aus Amerika geholet 127
Farbenmaterien, werden aus Aſien geholet 121
Feigen, wo ſie hergekommen 27
Fell der Thiere, wozu es bereitet wird 105
Feſtunge gehören zu guten Kriegesanſtalten 150
Fichten, wozu ſie genutzet werden 31
Fichrenöl, woraus es gemacht wird 31
Fieberrinde, was ſie iſt 129
Finanz-Abtheilung eines Staates, was ſie iſt 137
Finnen, deren Sprache 80
Firn, was ſo heißt 16
Fiſche, Werth derſelben, die bey Norwegen gefangen werden 68 werden aus Amerika geholet 127
Fiſcherey, deren Nutzbarkeit 66
Fiſchotter, deren Fell iſt ſchätzbar 65 deren Unterſchied 66
Flachs, deſſen Bau iſt ſehr nutzlich 33 was daraus gemacht wird 92
Flackfiſch, was er iſt 68
Flandern, bauet viel Hanf und Flachs 33
Flecken, Unterſchied zwiſchen denſelben und den Stadten u. Dörfern 131 was er iſt, und wie er bey verſchiedenen Völkern heißt 133
Florenz, deſſen Gröſſe 15
Flotte, was es iſt 152
Flüſſe, deren Nutzbarkeit 18 Anzeige einiger, die Gold fuhren 50
Foder- oder Fuderbleche, deren Beſchaffenheit 105
Forſtregal, worinnen es beſteht 143

Fracht,

Fracht, was es bedeutet 116
Frankreich, deſſen Gröſſe 14 woher es oft Mangel an Getreyde leidet 23 in einigen Landſchaften deſſelben wird viel Hanf und Flachs gebauet 33 zeuget Safran 36 deſſen Salzwerke 45 hat Kupfer 53 ſtarken Seidenbau 70 wie viel es etwan Menſchen hat 79 herrſchende Religion daſelbſt 82 unterdrücket die reformirte 86 darinnen machet man ſchöne Spitzen 93 hat angoriſche Ziegen 110 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht ſey 151
Franzöſiſch, woraus es entſtanden 80 wo es als eine Hauptſprache geredet wird 81
Frauenglas, rußiſches, wo man es findet 41
Freyheit, was für ein Ort ſo heißt 133
Frießland hat ſchöne Pferde 58
Fruchtbarkeit des Bodens, deren Vortheile und Nachtheil 19 der Ehen, im Groſſen iſt bey ganzen Völkern ſehr unterſchieden 76
Fuchs, deſſen Balg iſt ſchätzbar 65
Füllerde, was ſie iſt 39
Fußvolk, wie viel es zu errichten koſtet 147 wie viel zu unterhalten 148

G

Galanga, was es iſt und wo es herkömmt 121. 122
Galgant, was es iſt und wo es herkömmt 121. 122
Galitzenſtein, was er iſt 101
Galläpfel, werden aus Aſien geholet 121
Galliſch, wo es noch geredet wird 80
Gallmey, deſſen Gebrauch 49
Garn wird in Deutſchland viel geſponnen 95 und ausgeführet 95 türkiſch kömmt aus Aſien 121
Gegenden unter einerley Parallelzirkel, ob ſie einerley Kälte und Wärme haben 17
Geigenharz, woraus es gemacht wird 31
Geleitsregal, woraus es entſteht 142
Gemſen, Nachricht von ihnen 63
Genova, deſſen Gröſſe mit Corſica 15 führet viel Seide aus 70
Geographiſche Abtheilung eines Staates, worinnen ſie beſteht 136

Gerichtliche Abtheilung eines Staates, wornach ſie gemacht wird 137
Geſchichte der Staaten, wo ſie zu lernen iſt 11
Geſchwader, was ſo heißt 12
Getreyde, worauf deſſen Vermehrung ankömmt 19 welche Länder am meiſten damit verſehen ſind 22 Arten deſſelben 24
Gewürze, wo es herkömmt 121
Gewürznägelein, wo ſie herkommen 121
Girobank was es iſt 118
Glas, woraus es gemacht wird 101
Glaſur der irdenen Geſchirre, wo und wenn ſie erfunden worden 101
Gleichgewicht im Handel, was es iſt 115
Gletſcher, was ſie ſind 16
Glockenſpeiſe, Glockengut, deſſen Verarbeitung 99
Görz, daſelbſt findet man Queckſilber 48
Gold, Nachricht von dem in Europa 50 deſſen Verarbeitung 97 wie dünne es kann geſchlagen werden 103 wird aus Aſien gebracht 121 in Stangen aus Afrika 125 kömmt aus Amerika 127
Golddrath, wovon er gemacht wird 97 Mühſamkeit dabey 103 wovon der unächte gemacht wird 104
Goldleder, woraus es iſt 108
Goldſcheidewaſſer, woraus man es machet 102
Goldſtaub, wo er herkömmt 125
Grana fina, was es iſt 128
Granat, europäiſcher 42
Granatäpfel, wo ſie hergekommen 27
Grauwerk, was ſo heißt 65
Griechiſche Kirche, wo ſie herrſchet und nur geduldet wird 84
Großbritannien, deſſen Gröſſe 14 wie viel es etwan Einwohner hat 79 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Gröſſe eines Staats, wie ſolche zu beſtimmen iſt 12
Guinea, woher dieſe Münze ihren Namen hat 125
Gummi wird aus Aſien geholet 121 aus Afrika 125

H

Haar, deſſen Nutzen in den Manufakturen 106
Halbmetalle, was dazu gehöret 49

Handel, was er iſt 113 deſſen Eintheilung 113 Gleichgewicht darinnen 115 vortheilhafteſter gegenſeitiger 115 der Europäer unter einander 119 mit und nach Aſien 120 mit und nach Afrika 125 nach der Levante 126 nach Amerika 127

Handlungs=Geſellſchaften, deren Zweck 117

Hanf, deſſen Bau iſt nützlich 33 wozu er gebraucht wird 94

Harz, woraus das weiſſe gemacht wird 31

Haſelnüſſe, wo die groſſen hergekommen 27

Haſen, deren Nutzbarkeit 64 wozu deren Haare gebraucht werden 107

Haut des Rindviehes, wozu ſie gebrauchet wird 60 der Thiere, wozu ſie bereitet wird 105 was für welche aus Afrika geholet werden 124 aus Amerika 127

Heidniſche Religion, wo ſie in Europa noch Statt hat 88

Helvetien, deſſen Gröſſe 14 zeuget Safran 36 wie viel es wahrſcheinliche Einwohner hat 79 Religion darinnen 82. 86

Hengfiſch, was er iſt 68

Hering, einige Nachrichten von deren Fange 67

Hermelin, Schätzbarkeit ſeines Balges 65

Heſſen, daſelbſt findet man Queckſilber 48

Heurathen, was vornehmlich daran hindert 76

Hirſche, deren Nutzbarkeit 63

Holland hat wenig Holz 29 gute Wolle 61

Holz, welche Länder damit Handel treiben 28 wächſt jährlich nicht ſo viel, als wohl verbraucht wird 29

Holzungen, wodurch ſie vermindert werden 29

Honig, ſtarker Handel damit 71

Horn, was daraus gemacht wird 60

Hummern, damit wird ein beträchtlicher Handel getrieben 69

Hungarn, deſſen Gröſſe mit den dazu gehörigen Ländern 14 zeuget Safran 36 hat Bergſalz 43 Queckſilber 48 Gold 50 Silber 52 Kupfer 53 ſchöne Pferde 57 verkaufet viel Rindvieh 59 wahrſcheinliche Anzahl ſeiner Einwohner 79 Sprache daſelbſt 80

herrſchende Religion 82
duldet die griechiſche 84
und die reformirte 86
drücket die lutheriſche 85
Hyacinth, europaiſcher 42

J

Jagdregal, was ſolches betrifft 143
Jaſpis, europäiſcher 42
Jllyrien, deſſen Sprache 80
herrſchende Religion 82
duldet die griechiſche 84
Impoſt, was es iſt 140
Indigo, wo er herkömmt 35. 121. 127 wo der beſte iſt 123
Ingber wird aus Amerika geholet 128
Invalidenhäuſer gehören zu guten Kriegsanſtalten 151
Jrland bringt Safran 36
duldet die Katholiken 86
herrſchende Religion darinnen 87
Jßländer brauchen kein Salz 44
Jtalien, zeuget Safran 36
pflanzet Zuckerrohr 38
bereitet Boyſalz 43 hat Kupfer 53 führet viel Seide aus 70 wahrſcheinliche Anzahl ſeiner Einwohner 79 deſſen Sprache 80 herrſchende Religion 82
Jüdiſche Religion, wo ſie noch geduldet wird 87
Juften, wovon ſie ſind 107
Jungfernſchwefel, was er iſt 47
Jus fori, was es heiſſe 134

K

Kabbelaue, Kabbeljaue, Nachricht von ihnen 68
Kämelgarn, Nachricht davon 109 wo es herkömmt 121
Käſe, welches die berühmteſten ſind 60
Kaiſer, was er iſt 2 wie er zur Regierung gelangt 3
Kalbleder, welches das beſte iſt 107
Kali, wie daraus Sode gemacht wird 37
Kameelhaar, deſſen Gebrauch 106 was es eigentlich für Haar iſt 109 wo es herkömmt 121
Kamelotte oder Kämelotte, woher ſie den Namen haben und welches die beſten ſind 110
Kammergüter, was ſo heißt 139
Kammertuch, wo es verfertiget wird 95
Kampfer wird aus Aſien geholet 121
Kanäle, deren Nutzbarkeit 18
Kaninichen, ihre Nutzbarkeit 65 wozu deren Haare gebrauchet werden 106

Kannefaß, deſſen Arten 96
Kaßia, wo es herkömmt 121 was es iſt 123
Kaſtanien, wo ſie hergekommen 27
Kauffahrteyſchiffe, Nachricht davon 116
Keres, der Fluß, führet Gold 50
Kienruß, woraus er gemacht wird 31
Kirche, evangeliſch-engländiſche, wo ſie herrſchet, und nur geduldet wird 87
-- evangeliſch-lutheriſche 85
-- evangeliſch-reformirte 86
-- griechiſche 84
-- römiſch-katholiſche 82
Kirchenſtaat, deſſen Gröſſe 14
Kirchliche Abtheilung eines Staates, was ſie iſt 138
Kirſchen, wo ſie hergekommen ſind 27
Kitt, wovon er gemacht wird 31
Klar, was es für ein Gewebe iſt 95
Klein-Rußland hat ſchöne Pferde 58
Klipfiſch, was er iſt 68
Kloſter, Anzahl derſelben in einigen Ländern 90
Kobald oder Kobolt, Nachricht davon 49 was daraus gemacht wird 97
König, was er iſt 2 wie er zur Regierung gelangt 3
Königswaſſer, woraus es macht wird 102
Krapp, deſſen Nutzbarkeit und Bau 35
Kreuzbleche, deren Beſchaffenheit 105
Krieg, wie viel dazu aus einem Staate genommen werden können 76
Kriegsmacht, Vortheil einer beſtändigen 146 deren Eintheilung 147 Koſten zu deſſen Errichtung 147 Unterhaltung 148 Stärke der regelmäßigen in den europäiſchen Staaten 151 f.
Kriegesſchiff, was ſo heißt 152 Eintheilung u. Ausrüſtung derſelben 153 wie viel eines bloß zu bauen u. auszurüſten koſtet 158
Kriegsverfaſſung, einige dazu gehörige Anſtalten 150
Kriſtalle, wo ſie in Europa ſind 42
Kriſtallſalz, einige Nachricht davon 43
Krongüter, was ſo heißt 139

Kün-

Künſte, ſchönen, wozu ſie einem Staate dienen 130
Kupfer, Nachricht von demſelben 53 deſſen Verarbeitung 98 wird aus Aſien gebracht 121 aus Afrika 124 aus Amerika 128
Kupfererz, Nachricht davon 53

L

Labberdan, was er iſt 68
Lachsfang, welchen Ländern er einträglich iſt 67
Ladung, was es bedeutet 116
Länder unter einerley Parallelzirkel, ob ſie auch einerley Wärme und Kälte haben 17 ebene und bergichte 18
Länge, was für ein Fiſch es iſt 68
Lage der Staaten, wie ſie zu erkennen iſt 12
Lahn, wie er gemacht wird 98
Laken, deren Eintheilung 108
Landcharten, Nachricht davon 4
Landmacht, woraus ſie am beſten beſteht 147
Landmilitz iſt in wenig Staaten gut 148
Land ob der Ens hat Steinſalz 43
Landſtraſſen, wo ſie abgemeſſen ſind 12. 13
Lappen, deren Sprache 80
Laquirte Geräthſchaften kommen aus Aſien 121
Laſt, was es eigentlich bedeutet 116. 117
Lapis Lazuli, was man daraus machet 97
Laugenſalz, deſſen Verfertigung und Gebrauch 37
Leder, vorzügliche Gattungen deſſelben 107 wer es verarbeitet 108 wird aus Aſia geholet 125
Lehngut, worinnen die Einkünfte des Staates davon beſtehen 145
Leihebank, einige Nachricht davon 117
Leinhandel, wo er am ſtärkſten getrieben wird 95
Leinöl, deſſen Gebrauch 33
Leinſaamen, welches der beſte iſt 33
Leinwand, deren verſchiedene Arten 92 wo die feinſte gemacht wird 95
Leoniſcher Drath, wo er gemacht wird 104
Lerchenbaum verdienet ſorgfältig gebauet zu werden 29 wozu er nütze 32
Letten, deren Sprache 80
Levante was die Europäer darunter verſtehen 126

Licent,

Licent, was es iſt 140
Liefland führet viel Getreyde aus 22 auch Leinſamen 33 deſſen herrſchende Religion 85
Litauen führet viel Getreyde aus 23 handelt mit Holze 28 führet viel Lein- und Hanfſamen aus 33 deſſen Sprache 80 duldet viel Juden 88
Luchs, ſein Balg iſt ſchätzbar 65
Lüneburg gewinnt viel Honig und Wachs 71 treibt ſtarken Leinhandel 96
Luft, von der Beſchaffenheit derſelben in verſchiedenen Staaten 15
Lutheriſche Kirche, wo ſie herrſchet und geduldet wird 85

M

Mähren, deſſelben Sprache 80
Mandeln, wo ſie hergekommen 27 werden aus Afrika gebracht 125
Manna, wo es herkömmt 121
Mannſchaft, wie viel deren auf ein Schiff gehöret 54
Mancheſterſamet, Nachricht davon 97
Manufaktur, Begriff derſelben 91 Materien dazu 92 ff. deren Nothwendigkeit 112
Marder, ſein Balg iſt ſchätzbar 65
Marienglas, wo es gefunden wird 41
Markt oder Marktflecken, was es iſt 133
Marmor, deſſen verſchiedene Arten und wo er gefunden wird 41
Maroquin, was er iſt 107
Maſtdarm, wozu das Häutchen von des Ochſen ſeinem dienet 60
Materien, Abtheilung derer zu den Manufakturen 92 Anmerkung wegen der rohen 111
Maulbeerbaum, warum er erheblich iſt 28
Mauleſel, gehöret zum Pferdegeſchlechte 57
Mauthregal, woraus es entſteht 142
Mayß, Nachricht von dieſer Getreydeart 24
Meerſalz, einige Nachricht davon 43
Meiland führet viel Seide aus 70
Meilen, geographiſche, was ſie ſind 12. 13
Meiſſen hat die ſchönſte Porcellanerde 39 Queckſilber 48 gutes Zinn 55
Meñig, Nachricht dav. 105

Menſchen, wie viel deren von einer gewiſſen Anzahl jährlich ſterben 74 deren Anzahl in Europa 78
Menſchenhaar, was daraus gemacht wird 106
Meßing, woraus es gemacht wird 99. 104 wozu man es brauchet 104
Metalle, edle, Nachricht von denſelben 50 Nachricht von den gemeinen 53
Meth, wo er herkömmt 70
Milch, wie viel deren eine gute Kuh giebt 60
Mineralreich, was es zu den Manufakturen und Fabriken liefert 97
Mittel zur Bevölkerung eines Staates 75
Mittelſalze 43
Moldau hat ſchöne Pferde 57
Monarchen, uneingeſchränkte u. eingeſchränkte 2 was ihr Titel und Wappen anzeigen 4
Monarchiſcher Staat, deſſen Beſchaffenheit und Eintheilung 2
Münzregal, deſſen Hauptzweck 144
Muhammedaniſche Religion, wo ſie herrſchet und geduldet wird 87
Municipium, was es heiſſe 113
Muſcatenblüthe, wo ſie herkömmt 121 was ſie iſt 123
Muſcatennüſſe, wo ſie herkommen 121
Muſcheln, einige Nachricht von ihnen 69
Myrrhen werden aus Aſien geholet 121

N

Nadeln, groſſer Handel damit 104 wo ſie am häufigſten und beſten gemacht werden 105
Namen der Staaten und ihre Ausſprache 5 ff.
Napoli, deſſen Gröſſe mit Sicilien 14 hat Silberbergwerke 52 ſchöne Pferde 57 gute Wolle 61 führet viel Seide aus 70
Negers, Handel mit denſelben 126
Nertelтuch wird aus Aſien geholet 121
Niederlände, Gröſſe der vereinigten 14 wie groß ungefähr die Anzahl der Einwohner in allen 79 in den öſtreichiſchen herrſchet die katholiſche Kirche 82 in den vereinigten wird ſie nur geduldet 82 hat die lutheriſche alle Freyheit 85 herrſchet die refor-

reformirte 86 machet man ſchöne Spitzen 93 deren jährliche Einkünfte 146 wie ſtark die Kriegesmacht der vereinigten 151
Norwegen, deſſen Namen 6 deſſen Grösse 14 hat Mangel an Getreyde 22 handelt mit Holze 28 daſelbſt kochet man aus dem Seewaſſer Salz 43 hat Gold 51 Silber 52 Kupfer 53 viel und gut Eiſen 54 deſſen wahrſcheinliche Anzahl Einwohner 79 deſſen Sprache 79 herrſchende Religion 85
Nürnberg, daſelbſt werden die meiſten und beſten Nadeln gemacht 105
Nüſſe, wo die beſten hergekommen 27

O

Oel wird aus Leinſamen gepreßt 33
Oeſtreich, Grösse aller ſeiner Staaten 14 treibt Leinhandel 96 deſſen jährliche Einkünfte 146 Stärke der Kriegesmacht deſſelben 151
Oliven, wo ſie hergekommen ſind 27. 28
Onych, europäiſcher 42
Opal, europäiſcher 42
Opium wird aus Aſien geholet 121
Oppidum, was es eigentlich heiſſen ſolle 133
Orlogsſchiffe, was ſie ſind 152

P

Papier, deſſen Verfertigung und Arten 93 wenn es erfunden worden und wo 96 wo das ſchönſte gemacht wird 96
Pabſt, deſſen jährliche Einkünfte 146
Parlament, was es iſt 3
Paßivhandel, was er iſt 115
Patrimonialgüter, was es ſind 139
Pech, woraus es gemacht wird 31
Pelzwerk wird aus Amerika geholet 128
Pergament, welches das vorzüglichſte 107
Perlen, welche die beſten ſind 69 kommen aus Aſien 121 aus Amerika 128
Perlenfiſcherey, die berühmteſten in Aſien 123
Pfeffer, wo er herkömmt 121
Pferde, Nachricht von denſelben 57
Pfirſchen, wo ſie hergekommen 27
Pflanzenreich, was es zu den Manufakturen und Fabriken liefert 92
Pflaumen, wo ſie hergekommen 27

Pfund=

Pfundleder, welches das beſte iſt 107
Piemont führet viel Seide aus 70
Pilchards, was ſo heißt 67
Piment wird aus Amerika gebracht 128
Pinſchebeck, woraus es gemacht wird 99
Piſtazien, wo ſie herkommen 121
Pogen, was es iſt 134
Polen, deſſen Gröſſe 13 führet viel Getreyde aus 22 handelt mit Holze 28 hat Steinſalz 43 Queckſilber 48 gute Pferde 57 löſet viel Geld aus ſeinen Ochſen 59 hat gute Wolle 61 ungefähre Anzahl ſeiner Einwohner 79 deſſen Sprache 80 herrſchende Religion 82 duldet die griechiſche 84 und die reformirte 86 drucket die lutheriſche 85 duldet am meiſten Juden 88 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Politiſche Abtheilung eines Staates, was ſie iſt 137
Pomeranzen, wo ſie herkommen 27
Pomochel, was es für ein Fiſch iſt 68
Porzellanerde hat Europa ſehr ſchön 39 Gefaſſe werden aus Aſien gebracht 121
Portugal, deſſen Gröſſe 14 verabſäumet den Ackerbau 22 zeuget Safran 36 bereitet Meerſalz 43 hat ſchöne Wolle 61 hat viel Seide 70 wie viel es etwan Einwohner hat 79 deſſen Sprache 81 Religion 82 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Poſtregal, worauf es ſich gründet 143
Pottaſche, wovon ſie gemacht wird 37
Preis der Manufaktur- und Fabrikwaaren, wornach derſelbe zu beſtimmen 91
Preußen, Gröſſe aller dem Könige gehörigen Staaten 14 führet viel Getreyde aus 22 handelt mit Holze 28 wahrſcheinliche Anzahl ſeiner Einwohner 79 duldet die katholiſche Religion 82 darinnen herrſchet die lutheriſche 85 hat die reformirte alle Freyheit 86 deſſen jährliche Einkunfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151

Prinzmetall, woraus es gemacht wird 99

O.

Queckſilber, Nachricht davon 48
Quina Quina wird aus Amerika geholet 128 wie man ſie ſonſt nennet 128
Quitten, wo ſie hergekommen 27

R

Rak, was er iſt und wo er herkömmt 121
Reformirte Kirche, wo ſie herrſchet und nur geduldet wird 86
Regalien, was ſie ſind, und deren verſchiedene Arten 139
Regenten, der europäiſchen jährliche Einkünfte 145
Regiſter, jährliche von Verſtorbenen und Geborenen, ſind nützlich 74
Rehe, deren Nutzbarkeit 63
Reichsſtände, was ſie ſind 3
Reichstag, was ſo heißt 3
Reiß, wo und wie er in Deutſchland gebauet werde 25 wird aus Amerika geholet 128
Religion, was es für welche in Europa giebt 81 Hauptparteyen der chriſtlichen 82 muhammedaniſche 87 heidniſche 88 jüdiſche 87 Verhältniß der römiſch-katholiſchen und evangeliſchen gegen den Staat 88
Rennthier, Nachricht von demſelben 64
Republik, deren Beſchreibung und Eintheilung 4
Reuterey, wie ſtark ſie bey einem Kriegesheere ſeyn ſoll 147 wie viel deren Unterhaltung koſtet 148
Rhabarber, wo ſie herkömmt 121
Rhein führet Gold 50
Rindfleiſch, Handel damit 60
Rindvieh, deſſen Nutzbarkeit 59
Romaniſch, Rumanſch, was es für eine Sprache iſt 80
Römiſch-katholiſche Kirche, wo ſie herrſchet und nur geduldet wird 82 deren Verhältniß gegen den Staat 88
Roſinen, was ſie ſind 26
Rotſchär, was er iſt 68
Roucou kömmt aus Amerika 128
Rubin, europäiſcher 42
Rubinſchwefel, was er iſt 47
Rundfiſch, was er iſt 68
Rußland, deſſen Gröſſe 13 handelt mit Holze 28 bauet viel Hanf und

 Flachs

Flachs 33 wo deſſen Eiſen herkömmt 54 ungefähre Anzahl ſeiner Einwohner 70 deſſen Sprache 80 duldet die katholiſche Religion 82 darinnen herrſchet die griechiſche 84 hat die lutheriſche alle Freyheit 85 duldet die reformirte 86 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht ſey 151

S

Sachſen verführet die meiſten verzinnten Bleche 105 deſſen jährliche Einkünfte 146
Sämiſch Leder, wovon es iſt 108
Saffian, wovon er gemacht wird 108
Saflor, was er iſt, und wo er gepflanzet wird 36
Safran, was er iſt und wo er wächſt 36 wo die beſte Art iſt 36
Sago, was es iſt und wo es herkömmt 124
Salpeter gehöret zu den Mittelſalzen 43 woraus er gemacht wird 97 welches der beſte iſt 102. 124 wird aus Aſien geholet 121
Salz, gemeines, deſſen verſchiedene Arten 43 Nutzbarkeit 44 Einträglichkeit für den Landesherrn 144
Salze, verſchiedene Arten derſelben 43
Salzbrunnen, wo es ſolche giebt 43
Salzburg hat Bergſalz 43
Salzfiſch, was er iſt 68
Salzſtein, wie das Salz daraus gemacht wird 45
Sapanholz, wo es herkömmt 121
Sapphir, europäiſcher 42
Sardellen, Nachricht von ihnen 67
Sarder, europäiſcher 42
Sardinien, deſſen Gröſſe 14 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht ſey 151
Sardinen, Nachricht von ihnen 67
Saſſaparille kömmt aus Amerika 128
Satingarn, was es iſt 109
Schafe, deren Nutzbarkeit 61 Beſchaffenheit der ſpaniſchen und engliſchen 62
Schagrin, wovon es iſt 108
Scheidewaſſer, woraus es gemacht wird 102
Schier, was er iſt 95
Schießpulver, woraus es gemacht wird 102
Schiffe von der Linie, was es ſind 154

Schiff-

Schiffahrt, Anmerkungen davon 116
Schleier, was er iſt 95
Schmalte, woraus ſie gemacht wird 50. 103
Schnupftaback, deſſen Hauptgattungen 96
Schnupftücher werden aus Aſien gebracht 121
Schottland, herrſchende Religion darinnen 86
Schwabach, daſelbſt werden die meiſten und beſten Nadeln gemacht 105
Schwaben treibt ſtarken Leinwandhandel 96
Schweden, deſſen Namen 6 deſſen Gröſſe 13 hat Mangel an Getreyde 22 handelt mit Holze 28 daſelbſt kochet man aus dem Seewaſſer Salz 43 findet Gold 50 hat Silber 52 Kupfer 53 das meiſte und beſte Eiſen 54 wahrſcheinliche Anzahl ſeiner Einwohner 79 deſſen Sprache 79 herrſchende Religion 85 duldet die reformirte 86 hat angoriſche Böcke 110 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Schwefel, deſſen verſchiedene Arten 47 woraus er gemacht wird 97 wozu man ihn brauchet 102
Seemacht, einige Nachrichten von derſelben 152 Anmerkungen davon 158
Seewaſſer, wo man Salz daraus kochet 43 woher deſſen Salzigkeit komme 45
Seide, was für Länder ſolche ausführen 70 wozu ſie verarbeitet wird 107 rohe wird aus Aſien gebracht 121
Seidenbau, wo er getrieben wird 70
Seidenwürmer, einige Nachricht von denſelben 69
Seifenerde, deren Gebrauch und beſte Art 39
Seifſteinarten, verſchiedene derſelben 41
Senesblätter werden aus Afrika gebracht 124
Senklerbleche, deren Beſchaffenheit 105
Sicilien führet viel Getreyde aus 22 auch viel Seide 70 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Siebenbürgen hat Bergſalz 43 Queckſilber 48 Gold 50 Silber 52 Kupfer 53 Religion darinnen 82. 85. 86 duldet die griechiſche 84
Siegelerde, Nachricht davon 39

Silber, Nachricht von demſelben 51 wird viel nach Aſien geſchickt 52 deſſen Verarbeitung 98 wird aus Amerika geholet 52. 128
Slavoniſch, wo es geredet wird 80
Smaragd, europäiſcher 42 wo die heutigen herkommen 128
Sode, was ſie iſt, wie ſie gemacht und wozu ſie gebrauchet wird 37. 94
Sohlenleder, welches das beſte iſt 107
Soldaten, wie viel dazu aus einem Staate gebrauchet werden können 76
Spangrün, woraus es gemacht wird 99
Spanien, deſſen Namen 7 deſſen Größe 14 verabſäumet den Ackerbau 22 zeuget Safran 36 daſelbſt wächſt Zuckerrohr 38 bereitet Meerſalz 43 hat Queckſilber 48 ſchöne Pferde 57 wie es ſeine Schafheerden verbeſſert 61 hat viel Seide 70 wahrſcheinliche Anzahl ſeiner Einwohner 79 deſſen Sprache 81 Religion 82 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Spezereyen werden aus Amerika geholet 128
Spiegel, wo die ſchönſten und größten gemacht werden 101
Spiesglas, wozu es gebrauchet wird 49
Spitzen, wo die beſten gemacht werden 93
Sprache, Anzeige der verſchiedenen in Europa 79
Staat, was er iſt 1 Arten deſſelben 2 Namen der verſchiedenen, und ihre Ausſprachen 5 ihre Geſchichte 11 Läge und Größe 12 Vergleichung der Größe der europäiſchen gegen einander 13 deren natürliche Beſchaffenheit 18 wie die Anzahl der Einwohner deſſelben zu erforſchen 71 Mittel zu deſſen Bevölkerung 75 und Bereicherung 122 wozu ihm die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften dienen 130 Unterſchied der europäiſchen Staaten 136 deren mannigfaltige Abtheilung 136 Hauptquellen ſeiner Einkünfte 139 Anzahl der regelmäßigen Kriegesvölker in den europäiſchen 150 f. deren hohe Collegien 160

Stadt,

Stadt, Unterſchied zwiſchen denſelben und Flecken u. Dörfern 131 deren Namen bey verſchiedenen Völkern 132 Anmerkung über deren Gröſſe 134 von deren Schönheit 135
Stahl, wo es herkömmt und welches das beſte iſt 54 was daraus gemacht wird 55
Steinböcke, wo ſie gefunden werden 63
Steine, merkwürdige, von den thonartigen 41 wozu die glasartigen dienen 97
Steinkohlen, Nachricht davon 46
Steinſalz, einige Nachricht davon 43
Sterben, wie man daraus die Anzahl der Einwohner beſtimmen kann 74
Steuer, was ſie iſt und deren mancherley Art 140
Stockfiſch, deſſen verſchiedene Arten 68
Strömlinge, Nachricht von ihnen 68
Strümpfe, wo man deren Weberey zuerſt erfunden hat 109
Stückgüter, was ſo heißt 116
Stutereyen, Vortheile derſelben 57 wo die berühmteſten in Deutſchland 59

T

Taback, wo er gebauet wird 34 deſſen Namen 34 mancherley Zurichtung 94 wird aus Amerika geholet 34. 128
Tabackspfeifen, wo die beſten gemacht werden 101
Talg von Rindern, deſſen Gebrauch 60
Talk, wo es gefunden wird 41
Tannen, wozu ſie dienen 31
Tapeten, wollene, welches die beſten 109 werden aus Aſien gebracht 121
Tauſchhandel, was er iſt 115
Terpentin, woraus er gemacht wird 32
Thee, wo er herkömmt, deſſen verſchiedene Arten 124
Theer, woraus es gemacht wird 31
Thiere, deren Bälge geſchätzet werden 64
Thierreich, was es zu den Manufakturen liefert 105
Thon, was daraus gemacht wird 97
Tinkal, was es iſt 121
Titel der Monarchen, was ſie anzeigen 4
Titling, was er iſt 68
Tomback, woraus er gemacht wird 99. 104

Tonfiſch oder Tunfiſch, wo er gefangen wird 67. 68
Tonne, was für ein Gewicht 116
Topas, europäiſcher 42
Torf dienet ſtatt des Holzes 47
Toſcana hat Queckſilber 48 deſſen jährliche Einkünfte 146
Tücher, deren Eintheilung 108
Türkey, Gröſſe der europäiſchen 14 darinnen wächſt Safran 36 wie viel ſie ungefähr Einwohner hat 79 Sprache darinnen 81 duldet die katholiſche Religion 82 die griechiſche 84 die lutheriſche 85 Einkünfte des daſigen Kaiſers 146
Türkiſcher Weizen, woher er zuerſt gekommen ſey 24
Türkis, was er iſt 42
Tuſch, woraus ſolcher kann gemacht werden 31
Tyrol hat Bergſalz 43 Queckſilber 48

U

Ukraine hat ſchöne Pferde 57
Ultramarin, woraus er gemacht wird 97
Unfruchtbarkeit des Bodens kann gehoben werden 19
Uniten, was es ſind 84
Unterthanen, Nutzen ihrer Menge 76

V

Vanille, was es iſt, und wo es herkömmt 128
Venedig, Gröſſe ſeines Gebiethes in Ober-Italien 14 in deſſen Gebiethe fallen ſchöne Pferde 57 deſſen jährliche Einkünfte 146 wie ſtark deſſen Kriegesmacht iſt 151
Vicuñawolle, wo ſie zu haben iſt 130
Viehzucht, deren Nutzbarkeit und Nothwendigkeit 21 Vortheile und Nachtheile 56
Vielfraß, ſein Balg iſt ſchätzbar 65
Vielweiberey, kein Mittel zur Bevölkerung 77
Vigognewolle, wo ſie herkömmt 128
Villa, ob es eine Stadt heiſſen könne 133
Vitriol, natürlicher und gemachter 43 woraus die farbigten werden 97 welchen man für den beſten hält 101
Vögel, deren Nutzbarkeit für den Menſchen 66

W

Waaren, Preiß derſelben, wornach er zu beſtimmen

men 91 worinnen ſie beſtehen 113
Wachs, ſtarker Handel damit 71 wozu es gebrauchet wird 107 deſſen Bleichen, wo es zuerſt erfunden worden 110 wird aus Amerika gebracht 128
Wälſche Nüſſe, wo ſie hergekommen 27
Waid, deſſen Gebrauch und Bau 35 wozu er dienet 94
Waidaſche, woraus ſie gemacht wird 31
Walachiſch, was es für eine Sprache iſt 80
Walachey hat ſchöne Pferde 57
Wallfiſch, deren Nutzbarkeit 67
Walkererde, deren Gebrauch und beſte Art 39
Wapen, was ſie ſind 4
Waſſerregal, was es iſt und einbringt 143
Waſſerthiere in Schalen, welche davon zu bemerken 68
Wechſelbank, Nachricht davon 118
Weichbild, was es iſt 133
Weibrauch, wo er herkömmt 121
Weiler, was ſo heißt 134
Wein wird aus Afrika gebracht 125
Weinbau, ob er nützlicher als der Ackerbau 26 iſt einem Staate nützlicher, als die Viehzucht 77
Weinland, welches die eigentlichen ſind 25
Weinſtock, Nachricht von demſelben 25
Weizen wird aus Afrika gebracht 125 wo der türkiſche eigentlich hergekommen 24
Wiſſenſchaften, wozu ſie dem Staate dienen 130
Wißmuth, deſſen Gebrauch 49 was daraus gemacht wird 98
Witterung, deren Beſchaffenheit in verſchiedenen Staaten 15
Wolf, deſſen Balg iſt ſchätzbar 65
Wolle, wo ſie am beſten iſt 61 wozu ſie bereitet wird 106 wird aus Afrika geholet 125

Y

Ydria, daſelbſt findet ſich Queckſilber 48
Yoli, was ſo heißt 34

Z

Zeuge, einige Nachricht von denſelben und deren Arten

ten 108 ſeidene kommen aus Aſien 121
Ziegen, deren Nutzbarkeit 61 wo man jetzt in Europa angoriſche hat 110
Zimmt, wo er herkömmt 121
Zink, deſſen Gebrauch 49
Zinn, Nachricht davon 55 wozu es verarbeitet wird 100 wird aus Aſien geholet 121
Zinnober, woraus er gemacht wird 98 wozu man ihn brauchet 102
Zitze werden aus Aſien gebracht 121
Zobel, Schätzbarkeit ſeines Balges 65
Zollregal, woraus es entſteht 142
Zucker wird aus Aſien gebracht 121 aus Afrika 125 aus Amerika 128 damit treiben jetzt die Franzoſen den größten Handel 130
Zuckerrohr, wo es hergekommen und gepflanzet wird 38 wozu man deſſen Saft bereitet 94
Zwirn, wozu er gebrauchet wird 93

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lorck, Josias, 1723-1785

Nachrichten Von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den Dä
nischen Reichen

Bd.: [6/7]. (1764 - 1767) = Forts. 3.4.

Kopenhagen 1767

H.lit.p. 263-6/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10734190-5
VD18 12000094-001